ND

Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur & Kunst

Herausgegeben von Karl Muth

Sechszehnter Jahrgang

April 1919–September 1919

Band 2

Kempten und München
Verlag Jos. Köselsche Buchhandlung

Inhaltsverzeichnis des II. Bandes XVI. Jahrgang.*

I. Romane, Novellen und Gedichte

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen

---

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo' und ‚Rundschau'.

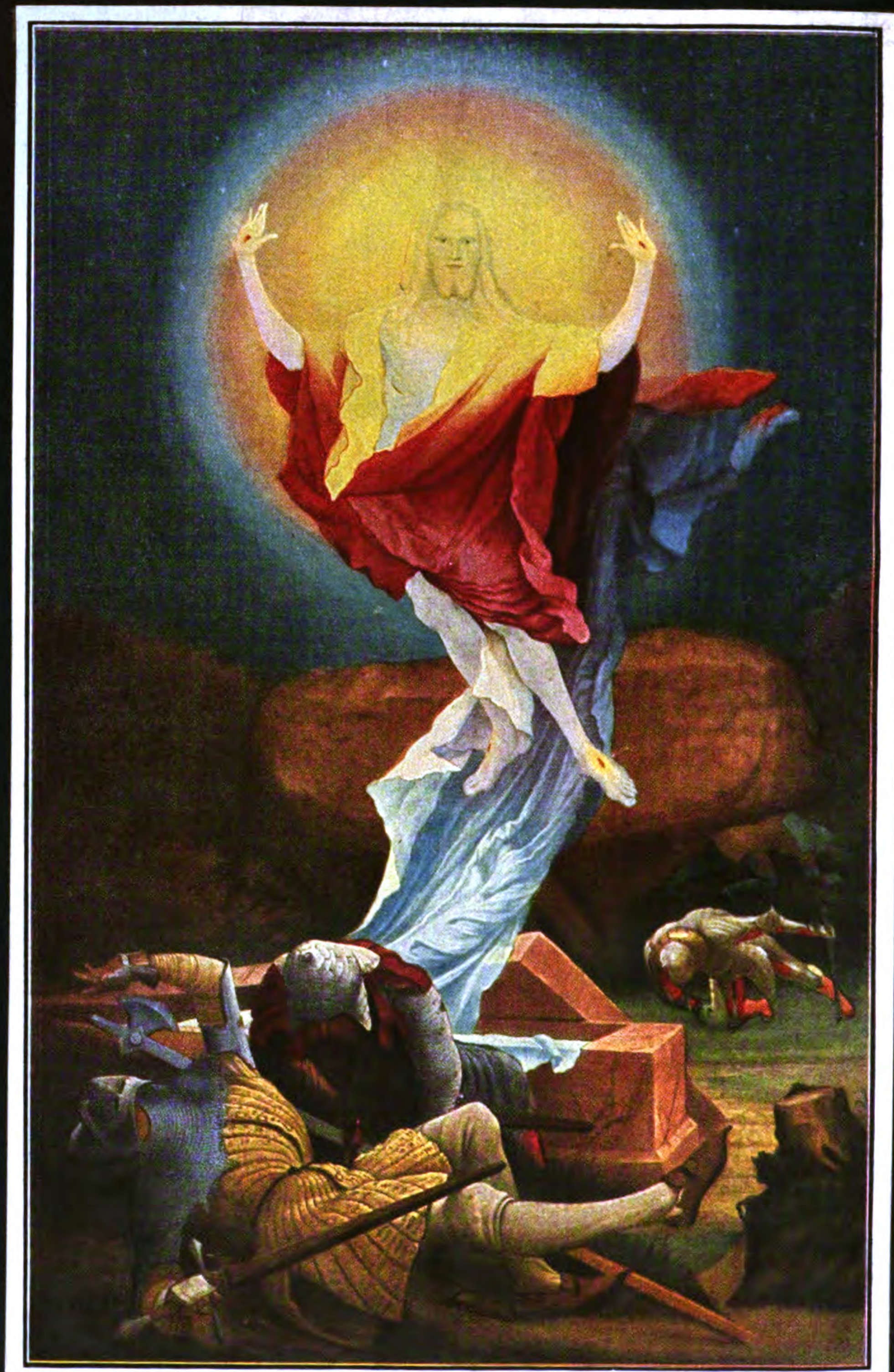
III. Literatur, Theater, Kunst und Musik

* Literatur und Theater.

VII. Unsere Kunstbeilagen

VIII. Kunstbeilagen

IX. Besprochene Bücher und Theateraufführungen



Matthias Grünewald / Auferstehung Christi

(Vom Isenheimer Altar)

Phot. F. Bruckmann, A.-G., München



Sechzehnter Jahrgang April 1919

Die österreichische Frage / Von Anton Chroust

„Austria Erit In Orbe Vltima.“

I.

Das österreich-ungarische Staatswesen, das wir vor unseren Augen zerfallen und untergehen sahen, war keine Schöpfung des Zufalls oder zweckloser Willkür oder nimmersatter Herrschbegier. Ihm war eine weltgeschichtliche Aufgabe zugeteilt worden, und es hat sie auch gelöst. Österreich ist durch ein halbes Jahrtausend fast der Torhüter Europas vor dessen Ostpforten gewesen; seit seiner Entstehung hat es die höhere Bildung und Gesittung des Abendlandes vor deren Feinden, die gegen den Westen anstürmten, zuerst gegen Mongolen und Tartaren, dann gegen die Türken und zuletzt noch gegen das Moskowitertum verteidigt.

In dieser Verteidigung ist Österreich aus einem mäßigen Fürstentum an der mittleren Donau nach und nach zum Großstaat des östlichen Europas geworden. Als solcher hat es eine Zeitlang die Führung in Mitteleuropa übernehmen können und hat sie erst fahren lassen müssen, als es sich erwies, daß seine innere Kraft, sein innerer Aufbau wohl zur Abwehr jener äußeren Feinde ausgereicht habe, nicht aber zur Bewältigung der neuen Aufgaben, die dem nationalen und sozialen Staat in der Gegenwart gestellt sind. In seinem lockeren Gefüge lag seine Schwäche. Dieses Gefüge müssen wir darum kennen lernen.

Wir alle wissen, daß dieses Österreich bis zu seiner Auflösung ein Doppelstaat gewesen ist, dessen beide Hälften, Österreich im engern Sinn

und Ungarn, eigentlich selbständige politische Wesen waren, nur daß sie die Dynastie, die Vertretung im Ausland, das Heerwesen und gewisse wirtschaftliche Einrichtungen gemeinsam besaßen. Aber dieser Doppelstaat war in Wirklichkeit viel bunter zusammengesetzt: die westliche Hälfte, das eigentliche Österreich, bestand aus 17 Stücken, aus 17 einst selbständigen Ländern und Ländchen, die östliche, Ungarn, immerhin noch aus drei oder vier; dazu kamen seit 1878 die okkupierten Länder Bosnien und die Herzegowina. Dabei sind diese einzelnen Stücke, ‚die Königreiche und Länder', unter sich nicht gleichartig, weder nach der Größe, noch nach der Art und Sprache der Bevölkerung, noch nach dem Kulturzustand. Der kleinste dieser Bestandteile umfaßt ein paar Bezirksgerichte, die größten, Galizien und Böhmen, kommen an Flächeninhalt und Bevölkerungszahl Bayern nahe oder übertreffen es sogar.

Jedes dieser Gebiete hatte im Rahmen des Gesamtstaates sein eigenes Staatsleben bewahrt, besaß seine besondere Landesvertretung mit einem Landtag, mit eigenen Landesverwaltungs-Behörden, die von den Staatsbehörden unterschieden waren, und eigenen Landesgesetzen, die neben den Reichsgesetzen, neben den gemeinsamen Reichseinrichtungen, dem Reichsrat und den Ministerien, zu Recht bestanden. Alle diese Gebiete kannten zudem keine wichtigere Aufgabe, als jedem Versuch der Vereinheitlichung, den die Zentralbehörden in Wien etwa wagten, zu widerstreben, und die Kraft dieser Zentralbehörden erschöpfte sich darin, der Eigenart jedes dieser Teile Rechnung zu tragen und immer wieder Kompromisse zwischen den widerstrebenden Anschauungen und Wünschen zu schließen. Kurz, dieser österreichische Staat glich äußerlich mehr einem Bundesstaat mit gemeinsamem Herrscher und einigen gemeinsamen Einrichtungen als einem Einheitsstaat der Neuzeit, in dem e i n Wille und e i n Gesetz herrscht.

Dieses lockere Gefüge Österreichs, das namentlich dessen innerstaatliches Leben bestimmte, aber auch auf dessen auswärtige Verhältnisse starken Einfluß geübt hat, ist aus dessen Entstehung zu erklären: die Staatsgründer, die Habsburger, waren von außen gekommen, aus der heutigen Schweiz; durch Belehnungen, die sie vom Reiche empfingen, und durch Verträge erwarben sie zunächst den Kern ihres künftigen Herrschaftsgebietes, die Herzogtümer Österreich und Steiermark, und das Wachsen dieses Kernes in den nächsten Jahrhunderten geschah wieder kraft Vertrag und Erbrecht, aber unter Mitwirkung der politisch berechtigten unter den neuen Untertanen, der Stände. Diese gaben das Versprechen des Gehorsams nur hin gegen das Gelöbnis des neuen Herrn, die Eigenart der neu erworbenen Länder, deren besonderen Rechte, Freiheiten und Gesetze erhalten zu wollen. Und als dieselben Habsburger, die zu Beginn der Neuzeit ungefähr über das heutige Deutsch-Österreich, doch ohne Südtirol und Salzburg, aber mit den Besitzungen in Südschwaben herrschten, den entscheidenden Schritt zu ihrer Größe taten und im Jahre 1526 gleichzeitig Böhmen und Ungarn wieder kraft Erbrechts infolge vorausgegangener Heiraten erwarben, da

mußten sie den beiden Königreichen, die die längste Zeit ihre staatliche Selbständigkeit, ihre eigene Dynastie, ihr eigenes Recht und ihre eigene Sprache neben der Erinnerung an eine große Vergangenheit behauptet hatten, wieder alle möglichen Sonderrechte, sogar das der Königswahl, verbriefen.

Man muß es immer betonen: nicht durch das Schwert des Eroberers, der dem unterworfenen Land sein Gesetz und seinen Willen auferlegt, sind die österreichischen Länder zum österreichischen Staat zusammengeschweißt worden, sondern durch eine Kette von Verhandlungen, Versprechungen und Verträgen ward ein Land an das andere gefügt, und jedes dieser Länder lebte unter dem Zepter der Habsburger sein eigenes staatliches Leben weiter, wenn auch unter der Aufsicht und Einwirkung des Gesamtstaates; nur in Zeiten höchster Gefahr traten diese Länder einander näher zu gemeinsamer Abwehr des gemeinsamen Feindes. Darum trat auch der Gedanke der Gemeinsamkeit am stärksten in dem Mittel der Abwehr, im österreichischen Heer, hervor.

Das 18. Jahrhundert, das Zeitalter der höchsten Steigerung der Fürstenmacht, hat dann die Verbindung unter den verschiedenen österreichischen Ländern verstärkt, hat die gemeinsamen Verwaltungsorgane besser ausgebildet, denen alle Länder unterworfen wurden, hat gewisse finanzielle Fragen gemeinsam geordnet, hat wichtige Gesetze allgemein verbindlich gemacht, vor allem in den einzelnen Ländern die Macht der herrschenden Klasse, des Adels, der die Sonderrechte der Länder vertrat, verringert, die ständischen Organisationen, die Landtage, unter den Willen des Herrschers gebeugt, das Königswahlrecht in Böhmen und Ungarn beseitigt, durch die pragmatische Sanktion die Unteilbarkeit der habsburgischen Lande festgestellt und auf diese Weise den Schein eines Einheitsstaates gewonnen, der in seinem größeren Ansehen den übrigen europäischen Staaten nicht ungleich war.

Was diesen Schein der Einheitlichkeit verstärken half, das war der bedeutsame Umstand, daß dieses Staatswesen, trotzdem es aus so vielen Stücken mit so verschiedenartiger und verschiedensprachiger Bevölkerung zusammengesetzt war, in einer Sprache regiert wurde, in der deutschen. Diese Sprache, die hauptsächlich in den deutsch-österreichischen Kernlanden gesprochen wird, war die Sprache der Herrscher; sie wurde auch die Sprache des Heeres, der Zentralverwaltung, in der Folge die des ganzen landesfürstlichen Beamtentums, der Gesetze, der Gerichte; die Kirche, der Adel, auch der nichtdeutsche, das Bürgertum bedienten sich ihrer vorzugsweise. Diese Vorherrschaft der deutschen Sprache, neben der die andern Landessprachen, deren es seit der Erwerbung Polens neun gab, gar nicht aufkommen konnten, erweckte die Vorstellung, daß der habsburgische Staat ein deutscher sei. Dazu kam noch, daß die deutsch-österreichischen Lande zusammen mit den böhmischen einen Bestandteil des alten Deutschen Reiches ausmachten, und daß der Beherrscher der österreichischen Länder seit dem 15. Jahrhundert zugleich Träger der deutschen Kaiserkrone war.

Die bedeutsame Verbindung zwischen dem Deutschen Reich und Österreich, in der sich die geschichtliche Tatsache abbildet, daß Österreich aus dem Leib des Deutschen Reiches herausgewachsen ist wie eben ein Kolonialland aus dem Mutterland, hat noch die andere wichtige Wirkung, daß ein ununterbrochener Strom von Auswanderern aus dem Reich nach Osten drängt und dem deutschen Element in Österreich fortwährend neue moralische und physische Kräfte zuführt: der fränkische, der schwäbische, der rheinische Reichsadel entsendet seine nachgeborenen Söhne, damit sie unter dem kaiserlichen Doppeladler Kriegserfahrung, Ehre und Namen gewännen; viele davon bleiben in der neuen Heimat, steigen dort zu Macht und Ansehen empor und werden die geschätzten Gehilfen der Habsburger, die ihre vornehmsten Räte und Heerführer aus dem Kreise des Reichsadels wählen. Aber auch den Handwerksburschen führt die Gesellenwanderung nicht selten nach Österreich, nach der Kaiserstadt an der Donau, in der er haften bleibt, Meister wird, Haus und Hof erwirbt und schließlich zu einer Stütze des deutschen Bürgertums und des deutschen Gewerbefleißes in der österreichischen Stadt wird. Fast alles, was sich in Österreich an Industrie und Handel regt, ist aus dem Reich gekommen oder hat wenigstens sein Kapital, seine Betriebsmittel von dort empfangen. Viele lockt endlich der Ruf der Regierung, die die durch die Türkenkriege verödeten Landstriche in Ungarn mit Ansiedlern aus dem Reich besetzen möchte und den jüngeren landlosen Söhnen des süddeutschen Bauernstandes eine eigene Heimstätte, Steuerfreiheit und sonstige Wohltaten verheißt. — Wer mit kundigem Blick die Aufschriften in den Straßen österreichischer Städte mustert, wer die Namen auf den Leichensteinen der Friedhöfe dort liest, der wird leicht erkennen, wieviel Menschenkraft die deutsche Heimat zum Aufbau eines deutschen Bürger- und Bauernstandes in Österreich bis auf die Zeiten unserer Großväter hergegeben hat.

Die Herrscher Österreichs haben natürlich diese Entwicklung gerne gesehen und sie nach Möglichkeit begünstigt; hatten sie doch ein starkes Interesse daran, daß die Grundlage ihrer Machtstellung im Reiche, ihr eigener österreichischer Staat, deutsch und den übrigen Teilen des Deutschen Reiches gleichartig erschien; sie betonten darum eifrig ihr deutsches Wesen, ihre deutsche Abstammung, umgaben sich mit deutschen Räten und machten die Zugehörigkeit Österreichs zum Deutschen Reich nachdrücklich geltend, namentlich wenn es sich darum handelte, die Machtmittel des Reiches zur Verteidigung Österreichs nutzbar zu machen.

Dieses österreichische Deutschtum, das sich aus der alten Heimat immer wieder erneuert, ist in der Zeit seiner Vollkraft auch stark genug, die slawische Umwelt sich ohne Zwang anzugleichen in Sprache und Sitte, sie friedlich zu germanisieren. Namentlich in den Städten geht dieser Germanisierungsprozeß mit einer fast gesetzlichen Regelmäßigkeit vor sich: die Sprößlinge der kinderreichen slawischen Bauernfamilien aus der Umgebung gehen in die wohlhabende deutsche Stadt und suchen dort Verdienst

als Hausgesinde oder als Handwerkslehrlinge bei einem deutschen Meister; dabei erlernen sie die deutsche Sprache, machen sich ansässig, heiraten, und schon ihre Kinder vergessen die eigene Muttersprache und bedienen sich der deutschen; fast nur noch an dem singenden Tonfall ist an ihnen die slawische Herkunft erkennbar; in der dritten Geschlechterfolge versagt auch dieses Kennzeichen, und allein der slawische oder magyarische Name verrät die ursprüngliche Herkunft der Familie. Keinesfalls darf man daher in Österreich aus dem Namen auf die Nationalität des Namensträgers schließen; der langjährige Führer der Deutschen in Böhmen hieß Schmeykal, der der Tschechen Rieger; der Führer der Deutschen der Steiermark hieß von Haus aus Blagatinschegg, der der Slowenen in Krain Bleiweis. Diese germanisierten Familien schwingen sich oft zur Wohlhabenheit und Ansehen empor und spielen dann im deutschen Bürgertum eine wichtige Rolle, dem sie neues Blut zugeführt haben. Alle größeren Städte Österreichs haben als solche nationale Filter gewirkt, am stärksten Wien; eine Zeitlang hat aber selbst Prag dadurch das Aussehen einer deutschen Stadt gewonnen; in Ofen-Pest hat bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts der Gebrauch der deutschen Sprache überwogen.

Überhaupt ist die Städtekultur in Österreich deutsch; vielfach sind die Städte auch im fremdsprachigen Gebiet von Deutschen gegründet worden, so die Bergorte in Böhmen und Ungarn, und haben ihren deutschen Charakter behauptet, oder sie sind aus slawischen Orten hervorgegangen, in die deutsche Handels- und Gewerbeleute einwanderten und dann durch deutsche Beamte verstärkt wurden; auch das in den östlichen Ländern so bedeutsame Judentum hat sich zu den Deutschen gehalten, solange diese die politische Macht besaßen. Natürlich ist in allen diesen Städten die Schule deutsch und fördert die Germanisierung, höchstens daß die katholische Kirche für die Bedürfnisse des Gesindes und der Gewerbegehilfen durch slawische Predigten und Katechese sorgt.

Von den Städten strahlt der deutsche Einfluß hinaus auf das flache Land. Wer in der Stadt zu tun hat, bei den dortigen Behörden oder sonst im Handel und Wandel, der empfindet bald das Bedürfnis, sich ein paar deutsche Worte anzueignen, und er nimmt den Vorsatz mit nach Hause, seine Kinder in dieser Sprache gründlich unterweisen zu lassen. —

Das alles vollzieht sich geräuschlos und wie von selbst, ohne den Zwang gesetzlicher Vorschriften; niemand weiß es anders, als daß der Staat, seine Vertreter, seine Angehörigen deutsch sind. Die anderen Nationalitäten kommen für den Außenstehenden gar nicht in Betracht; deren Sprachen, die italienische und die polnische ausgenommen, sind die Sprachen der niederen Klassen, Domestikensprachen, wie man hochmütig gesagt hat, um die man sich weder in nationaler noch in sozialer Hinsicht groß kümmert.

Noch leben die anderen Nationalitäten in einem Dämmerzustand; ihre Sprachen sind unentwickelt und haben sich noch nicht zur Schriftsprache

durchgerungen, von einer tschechischen oder magyarischen Literatur ist kaum die Rede; an nationale Ansprüche denkt niemand, höchstens daß im Landtag einmal die Forderung erhoben wird, die Landeskinder gegenüber den Eingewanderten nicht zu vernachlässigen. Der Adel, die Geistlichkeit, wenigstens die höhere, die an Zahl noch spärliche bürgerliche Intelligenz unter den Slawen verfolgt ihre Interessen in deutscher Sprache; die reichen böhmischen Feudalherren, die Gönner Mozarts, verkehren unter sich in deutscher Sprache und sprechen höchstens mit dem Gesinde slawisch, ihre Kinder werden von deutschen oder von französischen Lehrern erzogen; die ungarischen Magnaten fühlen sich allerdings als Magyaren, aber auch sie sprechen deutsch mit tiefer Klangfarbe und willkürlicher Betonung, oder französisch, im Verkehr mit den Behörden aber lateinisch. Wer die wohlklingenden Laute der magyarischen Sprache hören wollte, mußte auch hier in die Gesindestube hinabsteigen. Nur der Zufall hätte dem reisenden Ausländer in der Zeit Maria Theresias verraten, daß in Österreich viele Nationen nebeneinander wohnen, von denen die deutsche wohl die zahlreichste ist, keineswegs aber die Mehrheit besitzt.

In dieses Stilleben fällt dann die Erregung der revolutionären und der napoleonischen Zeit. Wie der Begriff der bürgerlichen Freiheit, so wird auch der der Nationszugehörigkeit erst jetzt weiteren Kreisen deutlich. Man beginnt sich mit der Anschauung zu erfüllen, daß die Zugehörigkeit zu einem bestimmten politischen Staatswesen etwas Zufälliges oder Willkürliches sei, die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volke aber etwas Selbstverständliches und Notwendiges; man beginnt zu betonen, daß die natürlichste Verbindung unter den Menschen die nach gleichem Blut, gleicher Abstammung, gleicher Sprache sei; man wird darüber einig, daß die angeborene Sprache und Nationalität ein unveräußerliches und köstliches Gut sei, das man sich nicht rauben lassen dürfe, das man vor fremden Eindringlingen bewahren, gemeinschaftlich pflegen und im öffentlichen Leben zur Geltung bringen müsse.

Das Zeitalter des geschlossenen Nationalstaates wirft seine Schatten voraus: die französische Republik umfaßt alle französisch sprechenden Gebiete, Napoleon I. bildet zum erstenmal den italienischen Nationalstaat, er begünstigt die Wiederherstellung des polnischen Reiches, vereinigt alle Südslawen des österreichischen Staates im Königreich Illyrien und spielt alle diese neuen nationalen Staatsbildungen gegen die zusammengesetzten Schöpfungen der alten Staatskunst, vor allem gegen Österreich mit seinem Mosaik von Nationalitäten, aus. Aber auch außerhalb des politischen Lebens wird von nun ab planmäßig das nationale Selbstbewußtsein gefördert, selbst durch Wiederbelebung der nationalen Sitte und nationalen Tracht. Erst recht wird die nationale Dichtung der Nachbarvölker hervorgezogen und namentlich von den Deutschen über die Maßen bewundert, wie sie vierzig Jahre vorher die Gedichte Ossians bewundert hatten. Ein

deutscher Dichter und Denker, Herder, führt das serbische Volks- und Heldenlied in die Weltliteratur ein; der nämliche zeigt den Slawen, daß sie, wenn auch verschiedener Sprache, doch eines Volkes seien, und wird damit zum Stammvater des Panslawismus. Andere deutsche Gelehrte bemühen sich um die Altertümer der slawischen Sprache und Kultur und erreichen, daß die rührigsten unter den Slawen Österreichs, die Tschechen und die ihnen verwandten Slowaken in Nordwestungarn, die Verschiedenheit ihrer nationalen Eigenart gegenüber der deutschen immer schärfer zum Ausdruck bringen; sie beginnen auch mit der Erforschung ihrer Vergangenheit, entdecken darin den geschichtlichen Gegensatz ihrer Nation zur deutschen und graben den alten Hussitenhaß wieder aus.

Eine ähnliche Bewegung machte sich unter den Magyaren bemerkbar, die sich dem deutschen Wesen gegenüber mehr Unabhängigkeit als die Slawen bewahrt hatten, die aber trotzdem ihre eigene Sprache nicht einmal als Sprache des Amtes und des Gerichtes hatten durchsetzen können und deren nationale Interessen sich im Kampf gegen die Wiener Regierung erschöpften, die bemüht war, die Reste der alten politischen Selbständigkeit Ungarns ganz zu beseitigen und Ungarn den andern österreichischen Ländern völlig anzugleichen.

Eine Sonderstellung unter den österreichischen Völkern nehmen die Italiener ein, die hier eine beträchtliche Rolle spielten, solange die Lombardei, zu der später auch noch Venezien kam, dem Doppeladler folgte. Ihre Sprache war längst eine der großen Kultursprachen, ihre nationale Kultur beeinflußte die der benachbarten deutsch-österreichischen Länder sehr merklich, die Kenntnis des Italienischen war unter den Gebildeten Österreichs fast Gemeingut. Es ist darum kein Zufall, daß vor der Bildung des ersten italienischen Nationalstaates die Italiener zu den zuverlässigsten unter den österreichischen Untertanen zählten; von den österreichischen Herrschern waren Leopold I. und Franz II. halbe Italiener gewesen. Nicht gerne haben sich damals die Lombarden durch Napoleon I. vom Hause Österreich losreißen lassen. —

Der Wiener Kongreß stellte dann den Habsburgerstaat wieder so her, wie er im 18. Jahrhundert gewesen war; er gab ihm die entrissenen italienischen, illyrischen, polnischen und ruthenischen Untertanen zurück, und die Regierung Franz I. beeilte sich, die österreichischen Völker in demselben gedankenlosen patriarchalischen Absolutismus weiterzuregieren, der eigentlich schon abgewirtschaftet hatte, an dessen Lebensfähigkeit kein politisch Denkender mehr glauben mochte. Aber auch Franz I. hatte in den Jahren des Umsturzes nichts gelernt und nichts vergessen; ihn beseelte nur ein Gedanke: die Wiederkehr einer solchen Veränderung, wie er sie erlebt, mit allen Mitteln zu verhindern. Darum ließ er jede Regung geistiger oder politischer Selbstständigkeit in Österreich unterdrücken, jede Verbindung mit den Geistern der Außenwelt wurde unterbunden, jede Äußerung des nationalen Bewußtseins mit der ganzen Plumpheit des Autokratismus verfolgt. Dabei wurde es zum

Verhängnis, daß sich die Regierung dazu gerade des Mittels der deutschen Beamten bediente, der deutschen Sprache, und damit den Haß der nichtdeutschen Nationalitäten auf alles hinlenkte, was deutsch hieß und deutsch sprach.

So kommt es, daß den Magyaren, den Italienern, den Polen die Deutschen bald als die Polizeibüttel, als die Henker, als diejenigen erscheinen, die den anderen Nationen den freien Gebrauch der nationalen Güter, das Recht auf nationales Sonderleben, die Möglichkeit selbständiger nationaler Entwicklung gewaltsam abschneiden wollen. Dieselben Deutschen, die, soweit sie für das geistige und politische Leben ihrer eigenen Nation Interesse zeigen, in der gleichen Weise wie die anderen Völker gedrückt und unterdrückt werden, deren Verbindung mit den Stammesgenossen im Reich schon mit Argwohn beaufsichtigt wird, müssen den andern Nationalitäten in Österreich als die Träger des verhaßten absolutistischen Regierungssystems gelten, das auf den Namen Metternichs getauft im Grunde nur eine Veranstaltung ist, um die Macht und den Besitz des Herrscherhauses und des mit diesem in Österreich herrschenden Hochadels zu sichern und aufrechtzuerhalten.

Als dann dieses System dennoch den Märzstürmen des Jahres 1848 erliegt, da erleidet das Ansehen und der Einfluß des Deutschtums in Österreich seinen ersten Stoß, obgleich es den anderen Nationen die Fahne der Freiheit vorangetragen hatte und bereit war, mit den Nachbarn im neuen Haus sich einzurichten und im Frieden mit ihnen die neue Freiheit zu genießen. Und dabei sollten die Deutschen zum erstenmal fühlbar an die Tatsache erinnert werden, die sie bisher übersehen hatten, daß sie in Österreich eine Minderheit, daß sie der Vereinigung der nichtdeutschen Völker an Zahl nicht gewachsen waren. Das kommt schon dadurch zum Ausdruck, daß im Präsidium des ersten österreichischen Reichstags zwei Slawen einem Deutschen gegenüberstehen.

In diesem ersten österreichischen Parlament spielt die Nationalitätenfrage sofort die Hauptrolle. Die unterdrückten Nationen fordern für sich und ihre Sprache dieselbe Geltung, die bisher der deutschen Sprache allein zugestanden hatte. Vor allem tun dies die Tschechen innerhalb der Grenzen des Königreichs Böhmen; ja sie streben schon jetzt förmlich den tschechischen Nationalstaat an, der auch Mähren und Schlesien umfassen und von der Wiener Zentralregierung so gut wie unabhängig sein soll; der Böhmische Landtag sollte in allen inneren Angelegenheiten selbständig beschließen, natürlich im Sinne einer tschechischen Mehrheit; die Krönung des Kaisers von Österreich zum König von Böhmen sollte die staatsrechtliche Selbständigkeit Böhmens nach außen hin ausdrücken.

Es sind die Forderungen, die von nun ab durch sechzig Jahre von den Tschechen immer wieder erhoben und von den Deutschen immer leidenschaftlicher bestritten wurden, die den eigentlichen Inhalt des böhmischen Streites bilden, an dem Österreich schließlich zugrunde gegangen ist; denn die Deutschen in Böhmen, zwei Siebtel der Gesamtbevölkerung des Landes, wiesen

diese Forderungen mit wachsendem Eifer zurück, weil sie schon damals besorgten, daß sie gegenüber der rücksichtslosen Herrschsucht ihrer tschechischen Landesgenossen ihr eigenes Volkstum nicht würden behaupten können, weil sie ihre geschichtliche Stellung im Lande, ihre wohlerworbenen Rechte daselbst, seitdem sie von den böhmischen Königen ins Land gerufen worden waren, um Handel und Gewerbe, Ackerbau und Bergwesen zu beleben, nicht preisgeben mochten.

Im Augenblick zwar, als sich die österreichischen Völker in Kremsier zusammensetzten, ist noch Aussicht auf Beilegung des Streites. Noch hat sich der nationale Gegensatz nicht allzu sehr vertieft; auch wirken die Verbindungen nach, die ein jahrhundertelanges Nebeneinanderleben der beiden Nationen geschaffen. Im bürgerlichen Leben geht man noch lange friedlich nebeneinander her, auch dann, als der nationale Kampf seine ersten Wellen warf. Deutsche heiraten in ein tschechisches Haus und umgekehrt; deutsche und tschechische Familien tauschen gegenseitig ihre Kinder aus, damit diese beide Landessprachen erlernen; beim ersten Aufstand in Prag hatten beide Nationen gemeinsame Sache gegen die Regierung gemacht. Noch ist man nicht mit der Gewohnheit des Kampfes belastet, mit der brennenden Erinnerung an Niederlagen und mit der Gier nach Vergeltung; noch schien es, als könnte die neue Völkerfreiheit auch die Ausgleichung der Ansprüche und Gegensätze bringen.

Der in Kremsier unter den nationalen Parteien vereinbarte Entwurf einer Verfassung stellte u. a. fest: ‚Alle Volksstämme des Reiches sind gleichberechtigt; jeder Volksstamm hat ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität überhaupt und seiner Sprache insbesonders; die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule und Amt und im ganzen öffentlichen Leben wird vom Staat gewährleistet'. — Diese Sätze klingen fast wie Selbstverständlichkeiten und doch konnten sie nie zu tatsächlicher Geltung gelangen, nicht nur weil der Stand der geistigen Kultur der verschiedenen Volksstämme in Österreich ein noch zu ungleicher, die Sprachen für die Bedürfnisse des verwickelten Lebens der Gegenwart vielfach noch zu unfertig waren, sondern auch weil es bei der Regierung, zum Teil aber auch bei den Deutschen an gutem Willen fehlte, die Verwirklichung dieser Forderungen wenigstens zu versuchen.

Zur glücklichen Durchführung jener Bestimmungen hätte freilich auch gehört, daß man den Einfluß der Landtage in den gemischtsprachigen Ländern, die voraussichtlich Schauplätze der nationalen Kämpfe werden mußten, von vornherein beschränkt hätte: denn nicht nur in Böhmen und Mähren standen sich im Land und auf den Landtagen zwei Nationen gegenüber; dasselbe war in Steiermark, Kärnten und Krain der Fall, wo sich die Deutschen mit den Alpenslawen, den sogen. Slowenen, zu messen hatten, nur daß in den beiden ersteren Ländern die Deutschen über die Mehrheit im Lande verfügten; in Tirol gab es eine starke italienische Minderheit, in Schlesien rangen gleich drei Nationen — neben den Deutschen und den Tschechen die Polen — um

die Herrschaft; in Galizien standen die nationalen Interessen der Polen und der Ukrainer einander gegenüber, im österreichischen Küstenland ging der Kampf zwischen Italienern und Slowenen, in Dalmatien zwischen Italienern und Serben, und vollends in Ungarn hatten sich die Magyaren, die noch nicht die Hälfte der Einwohner ausmachten, mit Serben, Kroaten, Slowaken, Ukrainern, Rumänen und Deutschen auseinanderzusetzen und mußten froh sein, daß wenigstens die letzteren, die in Siebenbürgen und im Banat zwischen Donau und Theiß und wieder in Oberungarn, in der Zips, in fast geschlossenen Sprachgebieten sitzen, sich bei den nationalen Kämpfen entweder gleichgültig verhielten oder gar auf die Seite des Magyarentums traten.

Die nationalen Kämpfe auf diesen Landtagen waren noch dazu in ganz verschiedenartiger Weise zu führen: denn in dem einen hatten die Deutschen, in dem andern die Slawen die Mehrheit; keine Partei konnte eine für das ganze Reich einheitliche Taktik üben; was den Deutschen in Böhmen frommte, schädigte die Volksgenossen in der Steiermark; dort mußte Minderheits-, hier Mehrheitspolitik getrieben werden, jedesmal aber gegenüber dem gleichen slawischen Gegner.

Wollte man alle diese Weiterungen vermeiden, so blieb nichts übrig, als diese Landtage, diese alten Landesverfassungen, zu beseitigen, freilich damit auch die alte geschichtliche Gliederung Österreichs in mehr als zwanzig Königreiche und Länder. Wirklich wurde in Kremsier vorgeschlagen, diese Länder, vor allem die gemischtsprachigen, die zum Teil auch von bedeutendem Umfang waren, in kleinere Verwaltungsgebiete zu zerlegen, in Kreise, die an Ausdehnung einander ähnlich, möglichst nur e i n Sprachgebiet umfassen sollten. Mit dieser sog. Kreisverfassung, die in den letzten Jahren Österreichs der bekannte Politiker Renner wieder empfohlen hat, wäre, von andern Vorteilen abgesehen, der nationale Kampf wenigstens in den kleineren Vertretungskörpern ausgeschaltet worden.

Aber solche Vorschläge, deren Ausführung neben den alten geschichtlichen Zusammenhängen wohl auch manche wirtschaftliche zerstört hätte, fanden bei der Regierung, die nach dem Sieg der Reaktion ihr Selbstbewußtsein wieder gefunden hatte, keine Gnade und wurden zu Fall gebracht, obgleich damals, 1849, sowohl Deutsche als Tschechen sich dafür ausgesprochen und ihren Willen, sich zu vertragen, ausgedrückt hatten. Der Absolutismus und sein Beamtentum mochte in dem Streit der Untertanen eine Bürgschaft seiner Sicherung sehen; mindestens konnte er sich nicht in eine neue Form des Regierens finden, konnte nicht dem starren Zentralismus entsagen, der von einer Stelle aus das ganze Räderwerk der großen Monarchie lenken möchte, noch dazu mit den unzulänglichen Mitteln des alten Polizeistaates, mit Bevormundung und Beaufsichtigung, mit Angeberei und mit körperlichen Strafen selbst für rein politische Vergehen. Und wie vor der Revolution, so bedient sich auch der Staat der Reaktion wieder der deutschen Beamten und der deutschen Sprache als Mittel zur unbeschränkten Beherrschung der Untertanen und hält damit den Haß der andern Nationalitäten gegen die Deutschen wach.

Belastet mit diesem Haß seiner Nachbarn tritt das Deutschtum in Österreich in die letzte Periode seiner Geschichte ein, in die Regierungszeit Franz Josefs I.

II.

Es war eine der ersten Taten der neuen Regierung des jungen Kaisers Franz Josef I., der unter den Stürmen der Revolution das Zepter ergriffen hatte, um es erst in der Götterdämmerung des Weltbrandes nach 67 Jahren sinken zu lassen, daß der unter den Völkern vereinbarte Entwurf einer Verfassung zusammen mit den Bestimmungen über die nationale Abgrenzung durch die Kreiseinteilung wieder beseitigt und Österreich mit einer neuen, ohne Zutun des Volkes geschaffenen Verfassung beglückt wird. Diese ‚oktroyierte‘ Verfassung macht nochmals den Versuch, den alten Einheitsstaat im früheren Umfang wieder herzustellen, in den die Lombardei und Venezien ebenso hineingezwungen werden wie das unterworfene revolutionäre Ungarn. Damals haben des Kaisers Minister, politisch noch nicht so unfruchtbar wie später, sogar daran gedacht, alle diese Gebiete mit dem deutschen Bund, der gleichfalls nach der deutschen Revolution und der ersten deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt wieder hergestellt worden war, zu einem großen mitteleuropäischen Einheitsreich von 70 Millionen Seelen natürlich unter der Führung der Habsburger zu vereinen, einem Vorläufer von Naumanns ‚Mitteleuropa‘.

Aber die eine wie die andere Hoffnung erweist sich als eitel. In Österreich kommt auch die oktroyierte Verfassung zu keiner wirklichen Ausführung und der Absolutismus findet es schließlich bequemer, sich an kein Gesetz zu binden und die Völker väterlich, aber wie unmündige Kinder zu regieren. In Ungarn und Italien ebenso wie in den deutschen Ländern wird das öffentliche Leben nach Möglichkeit eingeschränkt; das Wort ‚Freiheit‘ ist verpönt; der Besitz eines Vollbartes, eines Schlapphutes macht verdächtig; jede Vereinsgründung gilt als Anschlag auf die Sicherheit des Staates. Dabei soll aber nicht übersehen werden, daß in jenen Jahren der Reaktion, zwischen 1850 und 1860, Österreich dennoch vorwärts gekommen ist. In diese Zeit fallen die wichtigen Verbesserungen des Unterrichts- und des Verkehrswesens, der Rechtspflege und der Verwaltung; die Entlastung des ländlichen Grundbesitzes wird durchgeführt, die Autonomie der Gemeinden wird großenteils verwirklicht, die Landtage, bisher fast nur Adelsversammlungen, werden durch Mitglieder aus den andern Geburtsständen verstärkt. In diesen Jahren hat sich das rückständig gescholtene Österreich zum modernen Staat äußerlich umgebildet.

Unleugbar hat daran wieder das deutsche Bürgertum und Beamtentum den größten Anteil und den größten Vorteil davon gehabt. Auch die Regierung findet es in ihrem Interesse, die Vorherrschaft des Deutschtums zu sichern, obgleich ihr das Deutschtum im Grunde ebenso gleichgültig ist wie irgendein anderes Volkstum. Aber sie sieht nicht, wie anders Österreich in neun Sprachen regiert, wie anders das Heer einheitlich geführt werden

könnte. Der Gedanke, bei Anerkennung der anderen Sprachen in Schule, Amt und vor Gericht die deutsche Sprache zur Vermittlungssprache unter den verschiedenen Nationen Österreichs gesetzlich zu erheben, die niemandem aufgezwungen werden kann, deren sich aber jeder bereitwillig bedienen wird, der vom Staat in dessen höheren Instanzen etwas erwartet, ist den Politikern damals und noch erheblich später nicht gekommen, und als er endlich zur Erörterung gestellt wurde, da war es zu spät, da war das Selbstgefühl der anderen Nationen schon zu sehr gewachsen, als daß sie die Notwendigkeit einer Vermittlung durch die deutsche Sprache gesetzlich hätten festlegen mögen, den Trägern der deutschen Sprache hätten erlauben können, ein Vorzugsrecht zu üben und also die Führerrolle unter den Völkern Österreichs zu übernehmen.

Ich habe eben erwähnt, daß die Zeiten der Reaktion für Österreich durchaus nicht Zeiten des Stillstandes gewesen sind; aber die von der Regierung und die in den Landtagen geleistete Arbeit geschieht niemandem zu Dank, kommt den Außenstehenden gar nicht zur Kenntnis. Die öffentliche Meinung in ganz Europa, besonders aber in Deutschland wendet sich von diesem Staate ab, dessen Despotismus sich vom moskowitischen nur durch die gewinnenderen Formen unterscheidet. Von nun an beginnt man Österreich gering zu schätzen, ohne den Wunsch zu haben, es auch kennen zu lernen. Diese Geringschätzung des Auslandes macht aber die Regierung unsicher, lähmt das Gewicht ihrer Handlungen auf dem Gebiet der äußeren Politik und übt seine Wirkungen auf den Stand der Staatsfinanzen. Dazu ist diese Regierung belastet mit dem Mißtrauen des politisch denkenden Teils der Bevölkerung im Inland, auch der deutschen, und mit der Abneigung, ja dem Haß der nichtdeutschen Bevölkerung gegen den noch deutschen Staat und dessen deutsche Träger.

Darum kann der bereits geschwächte Absolutismus der Niederlage nicht standhalten, die der österreichische Staat im Jahre 1859 auf den italienischen Schlachtfeldern erfährt. Die Ereignisse in der Lombardei üben tiefgehende Wirkungen auf die äußere und innere Politik des Staates. Die äußere Politik legt erhöhtes Gewicht auf die politische Verbindung mit dem übrigen Deutschland im deutschen Bund, seitdem man gesehen hatte, wie wenig man aus eigener Kraft vermöge, und bemühte sich, den Einfluß auf die anderen deutschen Staaten, der den Österreichern seit dem Jahre 1850 allmählich entglitten war, zurückzugewinnen; in der innern Politik wird der Versuch von 1849 wiederholt, Österreich in die Reihe der Verfassungsstaaten zu stellen. Denn der Absolutismus wagt nicht mehr, die Verantwortung für das, was im Staate geschieht, allein zu tragen, und sucht sie auf eine Volksvertretung abzuwälzen. Ein verfassungsmäßig regiertes Österreich konnte zudem eher auf Hebung seines Staatskredits rechnen, und endlich sollte auch die neue österreichische Verfassung vom Oktober 1860, die im Februar 1861 noch im zentralistischen Sinn verbessert wird, draußen im Reich für Österreich werben.

Die Verfassung von 1861 geht ausdrücklich darauf aus, dem Deutschtum, besonders dem deutschen Bürger- und Beamtenstand, die Herrschaft in Österreich, die Mehrheit im Reichsrat wie in den Landtagen zu sichern. Während ein hoher Wahlzensus und indirekte Wahlen das Kleingewerbe in den Städten und den kleinen Grundbesitz auf dem flachen Lande benachteiligen, sind die Städte, die Sitze des deutschen Bürgertums, der Großgrundbesitz und die Handelskammern reichlich mit Mandaten bedacht.

Die Gewählten sind aber nicht nur deutsch, sondern auch und vor allem liberal. Dieser österreichische Liberalismus, der, in der josefinischen Zeit begründet, sich jetzt wieder ans Licht wagt, tritt ein für eine bescheidene Entwicklung der Verfassung, für gemäßigte Fortschritte in der Staatsverwaltung, für freie Beweglichkeit des Handels und des Kapitals, für freie Presse, freie Schule, für Freiheit der Lehre und Forschung, vor allem aber für Unabhängigkeit des Staates von der Kirche, für eine moderne Ehegesetzgebung, für Gleichstellung der Juden und Andersgläubigen und für die bevorzugte Stellung des Deutschtums im Staate. Das wichtigste Kennzeichen dieses Liberalismus, der vielfach ein äußerlicher bleibt, ist aber eigentlich ein negatives: seine Kirchenfeindlichkeit, die Rückwirkung gegen den übermächtigen Einfluß, den die katholische Kirche durch das Konkordat von 1855 bisher auf das öffentliche Leben geübt hatte. Religiöser Indifferentismus ist das wenigste, was man von einem Liberalen erwartet; als Liberaler darf aber schon gelten, wer das Wort ‚Pfaffe' mit Überzeugung herausschmettern kann.

Dieser Liberalismus wird das politische Bekenntnis fast des ganzen gebildeten Mittelstandes, vor allem des deutschen, so daß Deutschtum und Liberalismus für lange Zeit in Österreich so gut wie gleichbedeutend sind, obgleich es weder unter den Slawen noch unter den Magyaren an Vertretern der liberalen Richtung fehlt. Aber im neuen Parlament erscheinen die Magyaren überhaupt nicht und die Tschechen entfernen sich alsbald aus dem Reichsrat, den sie als eine Einrichtung zur Germanisierung bekämpfen. Da sich die österreichischen Polen für die Zustände außerhalb Galiziens nicht interessieren, die Italiener und Ruthenen im Staat nicht viel bedeuten und zum Teil dem Reichsrat gleichfalls fernbleiben, so sind die Deutschen so ziemlich unter sich und können sich in dem Glauben befestigen, daß sie die Mehrheit im Staate seien, daß es in Österreich eigentlich nur auf sie ankomme.

Die Regierung tritt dieser Meinung nicht entgegen. Je näher der Entscheidungskampf zwischen Österreich und Preußen um die Vorherrschaft in Deutschland rückt, desto mehr findet es die Dynastie in ihrem Interesse, ihren Staat als einen deutschen erscheinen zu lassen, der eben dadurch berufen sei, die alleinige Führung im deutschen Bund über die deutschen Staaten zu behaupten. Mit Nachdruck erklärte Kaiser Franz Josef beim Frankfurter Fürstentag: ‚Ich bin ein deutscher Fürst.' Der leitende Staatsmann Österreichs und Vater der Verfassung von 1861, Schmerling, tat an seinem Orte alles, um Österreich im deutschen und liberalen Fahrwasser zu erhalten

und den Schein zu erwecken, daß im deutschen Österreich nicht minder wie in den deutschen Staaten die Freiheit über die Reaktion gesiegt habe. Denn im Grunde ist dieser österreichische Liberalismus der sechziger Jahre doch mehr ein Blendwerk: wer anders denkt, als die Regierung wünscht, wird nach wie vor verfolgt; die politischen Prozesse sind nicht spärlicher als unter dem Absolutismus, der hohe Adel bleibt die herrschende Kaste in Österreich, die alle wichtigen Stellen im Staate einnimmt oder durch ihre Schützlinge einnehmen läßt und die Mittel des Staates zu selbstsüchtigen Zwecken beansprucht, und selbst die in der Öffentlichkeit so scharf angegriffene katholische Kirche behält alle die Rechte, die ihr im Konkordat von 1855 zugesichert worden waren und die den gesamten Unterricht der kirchlichen Aufsicht und die Ehegesetzgebung den kanonischen Vorschriften unterworfen hatten; auch die Krone denkt nicht daran, von ihrer Machtfülle etwas preiszugeben und auf das unmittelbare Eingreifen in die Staatsangelegenheiten zu verzichten. Schließlich nimmt sie sogar die ganze Verfassung zurück, ‚sistiert' sie (1865), als sich im Abgeordnetenhaus Opposition gegen den Scheinliberalismus der Regierung bemerkbar macht, während die Umgebung des Kaisers für die bevorstehende Auseinandersetzung mit Preußen die Hand frei zu haben wünscht.

Darum fällt die Verantwortung für Königgrätz der Krone allein zu. Für sie wie für Österreich wird das Jahr 1866 ein Wendepunkt. Österreich wird allen früheren Bemühungen zum Trotz aus Deutschland hinausgewiesen, die fast tausendjährige Verbindung mit dem Reich wird zerrissen; Österreich verliert den moralischen Rückhalt, den ihm die Verbindung mit dem deutschen Bund gewährt hatte; das politische Band, das die Deutschen Österreichs mit den Brüdern im Reich verknüpfte, ist aufgelöst, mindestens ist jener Zusammenhang, der immer noch deutschen Geist, deutsche Tüchtigkeit, deutsches Blut nach Österreich führte, fast unwirksam gemacht. Das Deutschtum in Österreich ist fortan auf seine eigenen bescheidenen Kräfte im Kampf gegen die anderen Nationalitäten angewiesen, die inzwischen erstarkt und zum nationalen Selbstbewußtsein erwacht waren, und diese Kräfte reichen für den erbarmungslosen Daseinskampf nicht zu, der alsbald in Österreich unter den Nationalitäten entbrennt.

Und wirklich: seit dem Jahre 1866 dringen überall die Slawen gegen das Deutschtum vor, am merkbarsten schon jetzt in Böhmen, wo die Tschechen, durch den Krieg in ihrer Feindseligkeit gegen deutsches Wesen noch bestärkt, nunmehr zum Angriff übergehen, gestützt auf ihre inzwischen erwachte Intelligenz, die man auf deutscher Seite viel zu spät richtig einschätzen lernte, auf ihre Tatkraft, Rücksichtslosigkeit und nicht zuletzt auf die Fruchtbarkeit ihrer Familien.

Die Krone läßt die Slawen wenigstens gewähren; denn seit Königgrätz, seit dem Schwinden der Aussicht auf die fernere Beherrschung Deutschlands im deutschen Bunde ist ihr Interesse an dem deutschen Wesen in Österreich vermindert, ja sie beginnt sich mit Argwohn gegen dasselbe zu erfüllen

und sieht in den eigenen deutschen Untertanen Anhänger des siegreichen Feindes. Wie sie sich nunmehr den Tschechen und auch den Polen zuneigt, die nach dem Mißlingen des Aufstandes von 1863 für den österreichischen Staat plötzlich Interesse gewinnen, so nähert sie sich auch den Magyaren, die 1848 zum erstenmal das Haus Habsburg abgesetzt und ihre Unabhängigkeit proklamiert hatten, dann auf dem Schlachtfeld besiegt, zum Rang einer unterworfenen Völkerschaft herabgedrückt und von fremden Beamten mit Strenge regiert worden waren.

Aber die Magyaren lassen sich nicht beugen; sie geben ihre Ansprüche auf staatliche und nationale Selbständigkeit auch jetzt nicht auf. Nur sind sie jetzt über die Macht der Krone besser belehrt, und die Staatsklugen unter ihren gewandten Politikern beginnen sich der Krone zu nähern und sind bereit, sich deren Führung gefallen zu lassen, wenn jene dafür den Magyaren die Herrschaft über die anderen Nationalitäten in Ungarn einräumt, das so gut wie unbeschränkte Verfügungsrecht über die Mittel des Landes und die Kräfte seiner Bevölkerung, die nicht den Zwecken der westlichen Reichshälfte aufgeopfert werden sollen.

Auch hier wird Königgrätz die Entscheidung. Die Krone in ihrer Bedrängnis stimmt den meisten Forderungen der Magyaren zu, um wenigstens ihr ungarisches Königtum und einen, wenn auch lockeren Zusammenhang Ungarns mit der westlichen Monarchie durch das Herrscherhaus, durch die gemeinsame Besorgung der auswärtigen und finanziellen Angelegenheiten, durch die Gemeinsamkeit des Heeres zu retten. Dafür ist Ungarn bereit, zu den gemeinsamen Ausgaben einen verhältnismäßigen Beitrag, eine ‚Quote' zu leisten und zur parlamentarischen Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten aus seinem Reichstag einen Ausschuß zu entsenden, der mit einem Ausschuß der Österreicher zusammen in den sog. Delegationen Beschlüsse über diese gemeinsamen Angelegenheiten fassen soll. Das ist der wesentliche Inhalt des berühmten und vielgenannten Ausgleichs von 1867.

Dieser Ausgleich, der alle zehn Jahre zu erneuern ist, schafft den staatsrechtlichen Dualismus, macht aus dem alten Österreich die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn. Das schwache Band der ‚Realunion', das die beiden Hälften noch verbindet, kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Einheit des alten Österreichs zerrissen und dessen Macht verringert ist. Fortab gelten in diesem Staat zwei Willen, zwei Regierungen wirken nebeneinander und sehr bald gegeneinander; gerade die gemeinsamen Angelegenheiten werden nie versiegende Quellen von Streitigkeiten, bei denen die magyarische Begehrlichkeit, unterstützt durch den sicheren Blick der ungarischen Staatsmänner für die beste Ausnützung der jeweiligen Lage, meist Sieger bleibt.

Zunächst scheint das Ausscheiden der Magyaren aus dem eigentlichen Österreich (Cisleithanien) wenigstens die Lage der Deutschen daselbst zu verbessern: vordem machten die Deutschen nur ein Viertel der Bevölkerung des Gesamtstaates aus, jetzt ist im westlichen Österreich das Verhältnis der deutschen Bevölkerung zur nichtdeutschen wie eins zu zwei. Ja noch ein

anderer Vorteil scheint sich einzustellen: jene Partei in Ungarn, die den Ausgleich durchsetzt, ist nicht nur national, sondern auch liberal und der deutschen Partei in Cisleithanien gesinnungsverwandt. Diejenigen, die hüben und drüben für den Ausgleich gegen die Anhänger des Einheitsstaates eingetreten sind, stellen sich vor, daß in dem neuen Doppelstaat Deutsche und Magyaren nebeneinander, jeder über die eine Hälfte des Staates herrschen und die anderen Nationen unter seinen Willen beugen solle. Und wirklich: die Magyaren machen sich sogleich rüstig an die Arbeit, unterwerfen sich rücksichtslos die andern Nationen in Ungarn und richten den magyarischen Nationalstaat auf, in dem die magyarische Sprache, die Sprache der Minderheit, zur Sprache des Amts, des Gerichts, der Schule wird; die Volksvertretung, der Ungarische Reichstag, besitzt eine imposante magyarische Mehrheit, die freilich durch die verwegensten Wahlkünste erzielt wird. — Die Deutschen in Westösterreich sind dagegen zu einer gleichen politischen Leistung nicht gekommen. Ihnen widerstrebt die brutale Gewalt; aber es fehlt ihnen auch die politische Geschicklichkeit der Magyaren, und zudem sind auch die Gegner zahlreicher, mutiger, stärker und erfreuen sich der stillen Sympathien der Krone, die in den slawischen Völkern geeignete Helfer für das Rachewerk schätzt, mit dem die Schmach von Königgrätz getilgt werden soll.

Der Gedanke der Rache an Preußen beherrscht in den nächsten vier Jahren die maßgebenden Hof- und Militärkreise in Wien und durch sie die innere und äußere Politik. Um der Rache willen gibt man die Magyaren frei, liefert die kaisertreuen Ruthenen in Galizien den Polen aus, auf deren Abneigung gegen Preußen man schon damals spekuliert; selbst die sistierte Verfassung stellt man wieder her, um damit auch die liberalen und deutschen Elemente für jenen Zweck zu gewinnen und zugleich den erschütterten Staat durch Heranziehung freiwilliger Mitarbeiter besser zu stützen.

Noch einmal leuchtet den Deutschen in Österreich die Sonne der Gunst. Die Tschechen, deren politische Fähigkeiten nicht so groß sind wie die der Magyaren und der Polen, verstehen nicht, welche Aufgaben ihnen in dem erneuerten Reichsrat zugedacht sind, und stoßen die Hand der Krone zurück. Die Regierung sieht sich also den Deutschen und den Polen allein gegenüber und muß, mehr der Not gehorchend als den eigenen Wünschen, nochmals den deutschen und liberalen Strömungen nachgeben, die mit denen in Ungarn die gleiche Richtung haben.

So wird in Österreich abermals, und zwar zwölf Jahre lang, von 1867 bis 1879, mit einer kurzen Unterbrechung, liberal und verfassungsmäßig im Sinne der Deutschen regiert. Der Kaiser umgibt sich mit Ministern, die deutsch, liberal und bürgerlich zugleich sind; er bricht sogar mit den kirchlichen Kreisen, indem er das Konkordat opfert; er gibt den liberalen Forderungen einer Simultanschule, der Einführung der Schwurgerichte usw. nach; selbst der deutsche Zentralismus wird notdürftig wieder hergestellt, mit dem man die Polen in Galizien freilich nicht

zu behelligen wagt. Diese verstehen sich schon jetzt von der Wiener Regierung so gut wie unabhängig zu machen, lassen sich in die Verwaltung Galiziens nichts hineinreden, sind aber dafür bereit, im Reichsrat die deutsche Regierung zu unterstützen und die Steuern aus den Taschen der anderen Staatsbürger zu bewilligen in der Hoffnung, von diesen Geldern einen breiten Strom in ihre immer leeren Taschen zu leiten.

Das Deutschtum in Österreich steht nochmals vor der Möglichkeit, sich den vorwaltenden Einfluß im Staate zu sichern, wenn auch nicht die Herrschaft, die an die Deutschen auszuliefern die Krone weder die Macht noch den Willen hat. Aber die Deutschen versäumen den großen Augenblick. Sie verstehen nicht, sich der Krone unentbehrlich zu machen oder ihr wenigstens das Mißtrauen zu benehmen; sie wissen nicht einmal geschlossen aufzutreten und durch zielbewußte Einigkeit das zu ersetzen, was ihnen an Zahl fehlt. Das liberale Bürgertum, zur Regierung berufen, übersieht nicht nur, daß die Gesamtheit der deutschen Volksgenossen nicht über die Mehrheit unter den Völkern Österreichs verfügt, es vergißt sogar, daß in seinem Lager durchaus nicht alle Deutschen Österreichs stehen; — im Gegenteil; es tut alles, um jene Volksgenossen abzustoßen, die den Feldzug des Liberalismus gegen die Kirche und den Glauben nicht mitzumachen wünschen, die an den kirchlichen Einrichtungen festhalten wollen, denen die Bischöfe und Pfarrer als die nächsten und zuverlässigsten Berater nicht nur in Dingen des Glaubens und des Gewissens, sondern auch der Weltlichkeit erscheinen. Diese gläubigen Volksteile, hauptsächlich unter der ländlichen Bevölkerung, organisieren sich aber in einer Partei, der klerikalen, die alsbald so ziemlich das ganze flache Land erfaßt, so daß der Gegensatz von Liberalismus und Klerikalismus in Österreich zusammenfällt mit dem Gegensatz von Stadt und Land; der Machtbereich des Liberalismus hört beim letzten Haus der Stadt auf; am Land gibt höchstens der Lehrer seine Stimme für den liberalen Kandidaten ab.

Für die Zukunft des Deutschtums in Österreich ist aber die Verbindung mit dem alternden Liberalismus verhängnisvoll geworden, noch mehr die publizistische Vertretung seiner Interessen durch die liberale Wiener Presse, die — fast ausnahmslos von nichtchristlichen und nur äußerlich deutschen Schriftstellern geleitet — alles, was mit Christenglauben und Kirchentum zusammenhängt, mit der Lauge ätzenden Spottes übergießt, die Einrichtungen der Kirche und deren Diener herabzieht, lächerlich zu machen versucht oder verleumdet. Diese Presse, die sich zugleich zum Anwalt des Liberalismus und des Deutschtums aufwirft, in Wirklichkeit aber die treue Dienerin der Börse und des internationalen Großkapitals ist, hat es auf Jahrzehnte hinaus bei allen nationalen Nöten unmöglich gemacht, daß ein kirchlich gesinnter Mann seine Hände in die des liberalen Bruders legen konnte. Und da der österreichische Klerikalismus trotz der Macht der Kirche, trotz seiner hoch hinauf reichenden Verbindungen doch nicht stark genug ist, um für sich allein politische Wirkungen auszulösen oder gar Entscheidungen herbei-

zuführen, so sucht und findet er Anschluß bei den Feinden des Deutschtums, bei den Slawen, und hat im Bunde mit diesen nicht nur dem Liberalismus, sondern auch dem Deutschtum in Österreich schwere, fast tödliche Wunden geschlagen.

Dabei sind die Deutschen in Österreich nicht nur politisch gespalten, sondern auch geographisch und wirtschaftlich getrennt. Die Deutschen der Sudetenländer und die der östlichen Alpenländer hängen nur durch einen schmalen Gürtel zusammen. Auch nach der Abstammung sind sie geschieden: die Deutschen der Alpenländer sind Angehörige des bajuwarischen Stammes, die Deutschen Böhmens zeigen einen starken Einschlag fränkischen Wesens. Bedeutender noch sind die wirtschaftlichen Unterschiede: in Böhmen und Mähren sind die Deutschen zugleich die Vertreter der Großindustrie, die vor dem Jahre 1870 fast nur hier Fuß gefaßt hatte, außerdem noch in der Umgebung von Wien; die Alpenländer sind aber fast rein ackerbautreibend, auch in den Städten ist die Industrie ohne großen Belang. Diese wirtschaftlichen Unterschiede schaffen aber unter den Deutschen Interessengegensätze, die sich auch im politischen Leben auswirken. Mit der Zeit bemerkt man, daß in Deutschböhmen mehr der liberale, in den Alpenländern mehr der deutschnationale und der klerikale Gedanke begünstigt wird.

Diese Verschiedenheiten machen sich allerdings nicht sogleich bemerkbar. Zunächst regiert in Österreich seit 1867 ein Ministerium der liberalen Partei, das ‚Bürgerministerium', im deutsch-liberalen und antikirchlichen Sinn, vom Kaiser geduldet, von der Parteipresse in den Himmel erhoben, von den Geldmächten unterstützt, natürlich in Erwartung dankbarerer Gegendienste. Aber schon das Jahr 1870 droht diesem Idyll ein Ende zu machen. Die Anhänger der Vergeltungspolitik werden durch die bevorstehende Auseinandersetzung zwischen Preußen und Frankreich elektrisiert. Die Hof- und Generalspartei sucht den Kaiser zum Bündnis mit Frankreich zu drängen; nur das Widerstreben der ungarischen Regierung, die den Sieg einer mit Frankreich verbündeten österreichischen gar nicht wünscht, weil dadurch der Dualismus bedroht würde, hemmt die Entscheidung für so lange, bis Sedan die Rachepolitiker auf andere Gedanken bringt. Mit der Niederlage Frankreichs, mit der Aufrichtung des Kaisertums der Hohenzollern stirbt aber die letzte Hoffnung der Wiener Hofburg auf Wiederbringung dessen, was für sie in Deutschland vor vier Jahren verloren worden war; der letzte Gedanke, den alten Einfluß im Reich, ja auch nur in Süddeutschland zurückzugewinnen, muß aufgegeben werden.

Dieser Umschwung, vor allem die Wiederherstellung eines Deutschen Reiches, konnte für das Verhältnis der Dynastie zum österreichischen Deutschtum nicht förderlich sein. Bei der Krone kehrt die Besorgnis zurück, daß das neue Reich auf die österreichischen Deutschen eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausüben, sie in seine Kreise ziehen könnte. Eine Stärkung des österreichischen Deutschtums, schon gar die Begünstigung seiner Vorherrschaft in Österreich, liegt nicht mehr in den Interessen des Hofes;

vielmehr gilt es von nun an, ernstlich sich gegen die deutsche Gefahr zu wappnen, ein Gegengewicht gegen sie in den Slawen zu suchen, durch deren Begünstigung die Deutschen zu schwächen, sie unschädlich zu machen.

Franz Joseph wendet sich entschiedener als im Jahre 1866 den Slawen zu. Das liberale Ministerium wird entlassen, nach einem kurzen Zwischenspiel ein neues berufen, in dem Vertreter der Tschechen und Polen Platz nehmen, dessen führende Persönlichkeit aber ein Ausländer, der Schwabe Schäffle, der bekannte Nationalökonom, ist. Es setzt sich zur Aufgabe, die Slawen, vor allem die Tschechen, mit der Krone zu versöhnen, sie zunächst zur Beschickung des Wiener Parlaments zu vermögen und dadurch der Mehrheit der Deutschen in dieser Versammlung ein Ende zu machen.

Zu diesem Zweck entwirft Schäffle die ‚Fundamentalartikel', die den Tschechen innerhalb Cisleithaniens ungefähr dieselben Rechte geben wollen, die die Magyaren seit 1867 im Gesamtstaat besaßen: die böhmischen Länder (Böhmen, Mähren und Schlesien) sollen eine gemeinsame selbständige Regierung erhalten, der Böhmische Landtag, nach einem den Tschechen günstigen neuen Wahlgesetz gewählt, soll über alle inneren Angelegenheiten der böhmischen Ländergruppe selbständig entscheiden und nur seine Vertreter zu den Delegationen nach Wien entsenden, in denen zusammen mit den Deutschen und den Magyaren über die gemeinsam bleibenden Angelegenheiten, über die auswärtige Politik, das Heerwesen, die Zolltarife, die gemeinsamen Ausgaben beschlossen werden soll.

Das wäre die Ersetzung des Dualismus durch den Trialismus gewesen, wie er auch in unseren Tagen als Heilmittel für das kranke Österreich empfohlen worden ist. Aber diesem Trialismus widerstreben die Deutschen, die ihre Brüder in Böhmen und Mähren den Tschechen aufopfern zu müssen fürchten, und ebenso die Magyaren, deren Einfluß auf die Politik des Gesamtstaates bei einer Dreiteilung vermindert worden wäre. — Vor allem an dem Widerspruch der Magyaren ist der Plan gescheitert und damit auch der erste große Ausgleichsversuch zwischen Deutschen und Tschechen seit den Tagen von Kremsier, der, wenn er gelungen wäre, beiden Volksstämmen Jahrzehnte der Kämpfe erspart und ungemessene Kräfte, die in fruchtlosem Ringen beiderseits vergeudet wurden, für den friedlichen Wettstreit um die Güter der Kultur freigemacht hätte. — Freilich bleibt zweifelhaft, ob die Tschechen jene Zugeständnisse im Sinne politischer Klugheit gegenüber der deutschen Minderheit in ihrem Lande verwertet, ob sie dem Machtkitzel hätten widerstehen können, sich die Deutschen zu unterwerfen, sie zu slawisieren und in Böhmen eine ähnliche Gewaltherrschaft aufzurichten, wie sie die Magyaren in Ungarn übten. Wer die gegenwärtigen Ereignisse in Böhmen verfolgt, wird Bedenken haben, jene Frage zu bejahen.

Jedenfalls führt das Mißlingen des Versuchs, die Tschechen zu beschwichtigen, den Kaiser wieder zur deutschen und liberalen Partei zurück, die nach dem kurzen Zwischenspiel nochmals Gelegenheit erhält zu zeigen, was sie

für die Hebung der Kräfte des Staates und für die Förderung seines äußeren Ansehens zu leisten vermöge. Aber das gedankenarme Bemühen des neuen Parteiministeriums beschränkt sich darauf, Einrichtungen zu treffen, um die deutsch-liberale und bürgerliche Mehrheit im Reichstag dauerhaft zu machen und das Übergewicht des liberalen Bürgertums im Staat noch zu verstärken.

Neben dem Bürgertum bleiben Börse und Presse die wesentlichsten Stützen der deutsch-liberalen Partei und ihres Ministeriums. Darum hat auch der Niederbruch der grenzenlos ausgearteten Börsenspekulation im großen Krach des Jahres 1873 dieser Partei die schwersten Einbußen an Ansehen und Macht zugefügt; denn es stellt sich heraus, daß nur zu viele der Parteigenossen, ja selbst die Führer, sich durch Börsen- und Gründergeschäfte nicht einwandfrei bereichert hatten und an dem Untergang vieler Hunderte von wirtschaftlichen Existenzen, die dem Börsenschwindel zum Opfer gefallen, Mitschuld trugen. Die schnell anwachsende Abneigung gegen das Börsenjobbertum, gegen das mit der Börse so innig verwachsene Judentum, gegen die jüdische Presse richtet sich bald auch gegen die mit diesen Mächten so eng verbundene deutsch-liberale Partei, die an ihrer Volkstümlichkeit erhebliche Einbuße erleidet. Dafür erwirbt sie zur Gegnerschaft der Slawen und der Klerikalen auch noch die des ‚kleinen Mannes' in der Stadt, dessen politisches Glaubensbekenntnis der Antisemitismus wird, der in Wien seit dem ‚Krach' ungemein rasch an Boden gewinnt, und endlich die der Arbeiter. Diese waren anfangs ähnlich wie im Deutschen Reich im deutsch-fortschrittlichen Fahrwasser geschwommen, wandten sich aber dann, die Unvereinbarkeit ihrer wirtschaftlichen Interessen mit denen der Börsenmänner und der Großindustriellen verstehend, gegen den Liberalismus, der auch in Österreich für Arbeiterwohlfahrt und Arbeiterfürsorge nichts übrig hatte. Freilich war die Sozialdemokratie hier noch kein zu fürchtender Gegner; in dem wirtschaftlich wenig entwickelten Lande sind dieser Partei die ersten Schritte sauer genug geworden. Noch zu Anfang der siebziger Jahre konnte einer der Herolde der liberalen Partei frohgemut verkünden, daß die soziale Frage bei Bodenbach aufhöre.

Doch der gefährlichste Gegner der deutsch-liberalen Partei wird deren eigene Einsichtslosigkeit, die Ideenarmut, der Mangel an politischem Sinn, der einmal jedes Entgegenkommen gegen die anderen Nationen im Staate ablehnt, ein andermal die Krone reizt und das vornehmste Machtmittel des Staates, das Heer, zu beschränken unternimmt, indem er an den Bewilligungen für dasselbe Abstriche machen will. Und das geschieht noch dazu in dem Augenblick, da der österreichische Staat nach langer Pause wieder einmal Politik im größeren Stil zu treiben versucht und die ersten Schritte auf dem Balkan wagt, die im Jahre 1878 zur Besetzung Bosniens führen. Eine Ausdehnung Österreichs nach dem Südosten hin bedeutete aber zweifellos eine Verstärkung seines Ansehens und seines Einflusses auf dem Balkan, dem einzigen Gebiet, auf das eine Wirkung auszuüben Österreich noch übrig blieb, nachdem es aus Deutschland und Italien hinaus-

gedrängt worden war. — Aber statt diese Politik, die dem Kaiser persönliche Genugtuung gewährte, die auch alterprobte Überlieferungen Österreichs wieder aufnahm, mit allen erdenklichen Mitteln zu fördern, stellte sich die Mehrheit der deutsch-liberalen Partei ihr entgegen, hemmte, noch dazu erfolglos, die politische Betätigung und die Machtentfaltung des Staates und büßte damit den Rest des Vertrauens der Krone ein.

So hat diese Partei nirgends mehr Stützen, weder am Hof noch im Volk, nicht einmal im eigenen Selbstbewußtsein und in der geschlossenen Disziplin. Die Liberalen bringen ihre eigenen Minister zu Fall und legen ihren Parteigenossen Minen, damit sie nicht Minister würden. An diesen Fehlern und Gebrechen ist die deutsch-liberale Partei zugrunde gegangen, nachdem ihr die Krone das letzte Vertrauen entzogen. Dreimal in achtzehn Jahren hatte Franz Joseph das deutsche Bürgertum zur Regierung berufen; aber demselben mangelten die politischen Fähigkeiten der Magyaren, die Schmiegsamkeit der Polen, die Rücksichtslosigkeit der Tschechen; der Partei fehlte auch die Einsicht in die besonderen Verhältnisse Österreichs, die keinem Stamm und keiner Partei eine dauernde Herrschaft erlauben, die hier alles auf Ausgleich und Übereinkunft stellt. — Ein Parteiministerium der deutschen und bürgerlichen Linken ist in Österreich nicht mehr berufen worden. Der Kaiser, der eine Zeitlang die Stärke des Deutschtums überschätzt hatte, verfiel nunmehr in den entgegengesetzten Fehler, es zu unterschätzen, es unterdrücken zu lassen durch eine slawisch-klerikal-feudale Mehrheit, die sich seit den Wahlen von 1879 gegen die Deutschen zusammenfindet.

(Schluß folgt.)

Christus triumphator / Ein Beitrag zur Erklärung des Isenheimer Altares von Matthias Grünewald
Von A. Feigel

Grünewalds Kunst leuchtet auf wie ein glänzender Meteor. Man weiß nicht, aus welchen Fernen er kam und woher er seine Kraft genommen hat. Rasch verschwindet er auch wieder im Dunkel und kein Schein seines hellen Lichtes glimmt etwa in Werken von Schülern oder Nachfolgern weiter. Seine Kunst scheint sich außerhalb der Entwicklungslinie der deutschen Malerei zu stellen, und zwar nicht nur in formaler Hinsicht; denn auch rein inhaltlich betrachtet nehmen seine Gemälde eine Sonderstellung ein. So reizten die Bilder des Isenheimer Altares, die voller Geheimnisse stecken, immer wieder zu Erklärungsversuchen und gerade diese Werke gaben Anlaß zu einer falschen Beurteilung des Meisters.* Man konnte sich nicht vorstellen, daß das Hirn eines normalen Menschen befähigt wäre, die furchtbaren Schrecken der Kreuzigung dieses Altares und zu gleicher Zeit auch den Jubel der Innenbilder auszudenken. Auf der einen Seite eine Hölle von Schmerz und Schmach, dargestellt im äußersten Naturalismus; auf der anderen Seite ein Blick in den Himmel, der bevölkert ist mit mystischen Gestalten, die fast nur in visionärer, ekstatischer Verzückung geschaut werden konnten.

Einer der glühendsten Bewunderer dieser Kunst, Joris Karl Huysmans, faßt sein Urteil über Grünewald dahin zusammen: ‚Er ist ein Künstler, der aus lauter Gegensätzen besteht . . . Bald wälzt er sich wie ein Irrsinniger in Farbenorgien und zeigt sich bald als der Maler der feinsten Schattierungen . . . Er ist gleichzeitig ein Wilder und ein Kulturmensch, Naturalist und Mystiker . . .'** Andere wiederum greifen die Mitteilung seines ersten Biographen, des Malers Sandrat, auf, nach der Grünewald ein melancholisches Leben geführt habe, und suchen in einer ähnlichen Geistesveranlagung auch den Grund für seine Kunst- und Weltanschauung. Um zur rechten Würdigung des Malers zu gelangen, wird man immer vom Isenheimer Altar ausgehen müssen, da dieser sein Hauptwerk ist, in dem er sich am ausführlichsten und lautersten ausgesprochen hat. Und vor allem wird es wichtig sein, einen Grundgedanken festzustellen, aus dem heraus die merkwürdige Auswahl und Verbindung der Szenen aus der Leidensgeschichte Christi und des Marienlebens sich erklären lassen.

---

* Da der Verfasser bei der Niederschrift dieser Studie militärisch eingezogen war und sich fern von Heimat und Bibliotheken befand, so war es ihm unmöglich, viele Erscheinungen über Grünewald, die ihm von früheren Jahren her bekannt waren, erneut heranzuziehen. Für die umfangreiche Literatur sei deshalb nur auf das Hauptwerk: H. A. Schmid, Die Gemälde und Zeichnungen von Matthias Grünewald. Straßburg 1911, hingewiesen, wo alle weitere Literatur zu finden ist.

** Zitat aus Joh. Jörgensen: J. K. Huysmans, S. 84; in Kultur und Katholizismus, Bd. IX, Mainz-München.

Die Eigentümlichkeiten der Bildanordnung, sowie ikonographische Einzelheiten müssen sich aus diesem Grundgedanken erklären lassen.

Viele Künstler der gotischen Zeit folgten einem alten Gebrauche, wenn sie auf den Außenseiten ihrer Altäre die Geschichte des Leidens Christi in vielen Einzelbildern schilderten. Grünewald verzichtet auf das Vielerlei. Das Erzählen des historischen Vorganges, der zeitlichen Abfolge, hält er für überflüssig. All das, was er vom Leiden Christi zu sagen hat, ballt er in einer einzigen Szene von ungeheurer Wucht und Eindringlichkeit zusammen, im Höhepunkt der Passion, im Kreuzestod. Wie er hier Christus alle erdenklichen Schmerzen und alle Schmach erdulden läßt und dabei fast an die Grenzen des Erträglichen herankommt, ist zu bekannt und zu häufig schon geschildert worden, so daß eine Wiederholung sich erübrigt. Für diese Kreuzigung, die ein riesenhaftes Symbol der körperlichen und geistigen Qual des Erlösers geworden ist, wird man vergebens in der deutschen Kunstgeschichte nach einem Gegenstück von gleicher Furchtbarkeit und ähnlicher Eindringlichkeit suchen. Sie ist die erschütterndste Karfreitagspredigt, die man sich denken kann. Sie unterscheidet sich von gleichzeitigen Kreuzigungsdarstellungen durch das stärkere Pathos des Leidens Christi, sowie durch die Tiefe des Eindruckes auf Maria, Johannes und Magdalena. Bedeutungsvoller und ungewöhnlich ist jedoch das Hinzukommen Johannes des Täufers. In dem Meere von Jammer und Schmerz steht er allein ruhig und persönlich fast unberührt von dem, was um ihn geschieht. Die breite Entwicklung seiner Figur ist sicherlich nicht nur aus Kompositionsrücksichten erfolgt, um als optisches Gegenstück zu den drei Personen der anderen Seite zu wirken. Es ist klar, daß Grünewald nur aus gewichtigen i n n e r e n Gründen den Täufer hier einfügte, zumal dieser zur Zeit, als das Drama auf Golgatha sich abspielte, schon lange tot war und sein Erscheinen bei den Kreuzigungsdarstellungen auch sonst nicht gebräuchlich ist. Man versuchte sein Auftreten aus mystisch-typologischer Anschauung heraus zu erklären und wollte ihn daher ähnlich auffassen wie entsprechende Darstellungen in den geistlichen Schauspielen, wo die Verheißung und Erfüllung, der Typus und Antitypus (quod in vetere latet, in novo patet), ohne Rücksicht auf Verschiedenheit von Zeit und Ort in ihrem mystischen Zusammenhang vorgeführt werden.* Jedoch glaube ich kaum, daß der Täufer aus diesem immerhin äußerlichen Grunde hier aufgenommen worden ist. Seine sämtlichen Bilder sprechen dafür, daß Grünewald an Allegorien oder Symbolen kein Interesse hatte, sofern diese n u r gelehrte Ausdeutungen geben und deshalb mehr für den Verstand als für das Gemüt berechnet sind.** Hier

* Friedrich Schneider: Matthias Grünewald und die Mystik. Neugedruckt in der von Erwin Heusler besorgten Sammelausgabe: Friedrich Schneider, Kurmainzer Kunst. Wiesbaden 1913, S. 147 ff.

** Vgl. hierfür das Bild: Allegorie auf die Erlösung durch die Kirche; von einem unbekannten Nachahmer Grünewalds im Suermondt-Museum in Aachen oder die Kreuzesallegorie von Wolfgang Huber in Wien, Kaiserl. Gemäldegalerie.

nimmt der Täufer durch seine Geste, die der Künstler im Laufe der Arbeit immer eindringlicher zu gestalten suchte, an dem Vorgang einen solchen Anteil, daß es unmöglich ist, ihn nur als Vorbild oder Vertreter des Alten Testamentes aufzufassen. Er weist auf Christus mit fast fanatischer Gebärde hin und blickt mit seinen durchdringenden Augen den Beschauern des Altares tief ins Herz.* Wenn man ihn auch hier als Bußprediger auffaßt, so wie er meistens dem gläubigen Volke vorgestellt wird, so wird man seinem Wesensinhalte am besten gerecht. Am bekanntesten ist sein Wort: ‚Ecce agnus dei, qui tollit peccata mundi', durch das er die verstockten Sünder aufrüttelt und zu Christus hinweist. Das katholische Volk kennt dieses Wort heute so genau wie zu Zeiten Grünewalds. Bei jeder Kommunion spricht es der Priester und jede Litanei schließt mit ihm. Gerade auf diese zuletzt genannten Gebete soll hier besonderes Augenmerk gerichtet sein, da diese aller Wahrscheinlichkeit nach auch bei dem Zustandekommen der schwer zu deutenden Innenbilder mitgewirkt haben. Mit dieser Auffassung des Täufers als Bußprediger entfernt sich Grünewald durchaus nicht von der allgemeinen Anschauungsweise, denn bei fast sämtlichen Einzeldarstellungen des Vorläufers wird ihm das Lamm als Symbol beigegeben. Ja öfters erscheint er auf das Lamm hinweisend und wie in zorniger Erregung zum Volke predigend.** Auch hier erblicken wir das Lamm; aber es ist vom Arm des Täufers herabgestiegen und ist nahe an den Kreuzesstamm des Erlösers gerückt, sicherlich mit Absicht. Denn so ist es weniger ein Symbol des Täufers als das des Erlösers geworden. In weitem Bogen verspritzt es sein Herzblut und läßt es in einen goldenen Meßkelch laufen, ein Hinweis auf die fortwährende Erneuerung des Opfertodes Christi im Meßopfer. Aber außer diesem deutlichen Hinweis und Bußruf des Täufers spricht er noch ein Wort, das mit großen Buchstaben vor ihm geschrieben ist: ‚Illum oportet crescere, me autem diminui.' Mit dem ersten Hinweis zusammengenommen, bekommt die Predigt des Täufers folgenden Sinn: Christus, der groß sein, herrschen sollte, verdemütigt sich und nimmt freiwillig als Opferlamm die Sündenlast der ganzen Welt auf sich; ich aber, der Sünder, müßte dies alles wegen meiner Sünden büßen, ich mußte klein werden. So wird diese Kreuzigung zu einer riesenhaften Anklage gegen die sündige Menschheit. Und diese wirft sich gleichsam durch ihre Vertreterin, die Büßerin Maria Magdalena, zu Füßen des Kreuzes nieder und hebt flehend und hilfesuchend die gerungenen Hände zum Erlöser empor. Sicherlich ist dieser Geste des Hilfesuchens besondere Bedeutung beizumessen, da sie sich von dem sonst üblichen Schema weit entfernt; denn meistens umfängt Magdalena im Übermaße ihres

* Vgl. die Kreuzigung von Hans Schäufelin im Germanischen Museum in Nürnberg. Hier weist der Täufer mit der einen Hand auf den Gekreuzigten, mit der anderen auf das Lamm. Also auch hier der Gedanke wie beim Isenheimer Altar.

** So bei einer mittelrheinischen Skulptur des Darmstädter Museums. Siehe Feigel: Neuerwerbungen der Plastiksammlung des Landesmuseums zu Darmstadt. Cicerone, V. Jahrg., Heft 2, Januar 1913, S. 56, Abb. 21 u. 22.

Schmerzes den Stamm des Kreuzes oder bedeckt die Füße des Herrn mit ihren Küssen.

Die Furchtbarkeit der Sünde wurde den Gläubigen umso eindringlicher ins Gewissen gerufen und die Posaunenstöße des Bußrufes klingen, um so gellender dem Sünder in den Ohren, je grauenhafter die Sühne erscheint, die Christus freiwillig auf sich genommen hat, und je glanzvoller der anscheinend jetzt unterlegene Kämpfer als Sieger hervorgeht. Dies ist der Grundgedanke, der die Kreuzigung mit der zweiten Reihe der Gemälde verbindet, die man beim geöffneten Altarschrein sieht. Denn hier wird der Triumph Christi über Tod und Sünde gefeiert; und deshalb die jubelnde Freude der Farbe und der festlich schimmernde Glanz, der sich so eindrucksvoll von den dumpfen Akkorden der Kreuzigung abhebt.

Auf dem linken Flügel und dem großen Mittelbild wird Maria, die im Hinblick auf die Verdienste ihres Sohnes von jeglicher Sünde, selbst vom Makel der Erbsünde befreit blieb, verherrlicht und auf dem rechten Flügel durch die Auferstehung Christi seinem Triumph über Sünde und den durch sie verursachten Tod bildlicher Ausdruck gegeben. Durch diesen Gedankengang erklärt sich auch zwanglos die ungewöhnliche Auswahl des Bildstoffes, nämlich daß zu den Szenen aus dem Marienleben die Auferstehung hinzutritt, während es doch sonst üblich war, die Darstellungen aus dem Leiden des Herrn nicht mit solchen aus dem Marienleben zu vermischen. Wäre es dem Künstler bei der zweiten Reihe der Gemälde nur auf eine Verherrlichung der Gottesmutter angekommen, so hätte an Stelle der Auferstehung die Marienkrönung treten müssen. Wie wir bei der Kreuzigung feststellten, daß Grünewald wenig Interesse an dem geschichtlichen Ereignis als solchem hat, so dürfen wir auch hier annehmen, daß die Wahl der Bilder nicht aus dem äußerlichen Grunde erfolgte, den Anfang und das Ende des Leidens als eine zeitlich bedingte Reihe zu geben, zumal schon die Ausgestaltung der einzelnen Szenen deutlich zeigt, daß ihnen eine besondere Idee zugrunde liegt. Ganz besonders merkwürdig und aus dem Rahmen des Üblichen herausfallend ist die Darstellung der drei Marien. Diese Bilder und hauptsächlich das große Mittelbild sind voller Geheimnisse. Ähnlich wie in den Kunstwerken der altchristlichen Zeit unter einer großen Anzahl von Symbolen, die nur den Eingeweihten verständlich waren, die Glaubenswahrheiten verborgen blieben, so ist auch hier der Inhalt der Bilder unter einer Fülle von Anspielungen und Sinnbildern verhüllt, so daß es schwer erschien, besonders für einen Nichtkatholiken heutiger Tage, dies dichte Rankenwerk zu entwirren. Erst Schneider wies darauf hin, daß dem Ganzen ein tiefer mystischer Inhalt zugrunde liegen müsse. Jedoch gelang es auch ihm nicht, in dies Dunkel viel Helligkeit hineinzubringen. Nach mehreren Irrgängen kam die Forschung durch die Monographie Jostens auf den richtigen Weg.* Er wies nach, daß in der das Engelkonzert

* H. H. Josten: Matthias Grünewald. S. 44. Bielefeld 1913.

genannten Szene die unbefleckte Empfängnis Mariä gefeiert wird. Jedoch konnte auch er nicht die letzten Schatten des Dunkels wegnehmen, da immer noch eine große Anzahl von Bildelementen unklar blieb und der gefundene Bildinhalt sich nicht unter einen das Ganze durchziehenden Grundgedanken einordnen ließ. Mit Recht weist Josten darauf hin, daß das Mittelbild und besonders die unter der gotischen Architektur kniende jugendliche Gestalt mit dem in damaliger Zeit einen Aufschwung erlebenden Kultus der unbefleckten Empfängnis zusammenhänge. Man darf eben nicht vergessen, daß damals, als Grünewald dies Werk schuf, die Marienverehrung, die seit dem christlichen Altertum die besten Köpfe der Kirche beschäftigte und begeisterte, in den weiten Schichten des Volkes eine außerordentliche Verbreitung gefunden hat und daß selbst schwierige theologische Begriffe durch Predigten ins Volk gebracht und durch volkstümliche Gebete und Hymnen dem Verständnis der Laien angenähert wurden. Es ist ja jene Zeit, in der Bücher wie Speculum humanae salvationis, Defensorium virginitatis B. M. V., Biblia pauperum, auch vom Volke eifrig benützt wurden und in der auch der des Lesens Unkundige über die geheimnisvollen Vorzüge Mariens durch die Psalterien, Rosarien und litaneiartigen Gebete, die als Vorläufer der Lauretanischen Litanei zu gelten haben,* die denkbar anschaulichste Belehrung erhielt, weil in Bildern und Gleichnissen zu ihm gesprochen wurde. In diesen Gebeten wird Maria vorzugsweise als Jungfrau, Mutter und Königin gefeiert, ein Thema, das auch unseren drei Mariendarstellungen zugrunde liegt. Daß in der Verkündigung die Jungfrauschaft Marias besonders betont wird, ist ohne weiteres klar. Die Unterredung des Engels mit Maria wird ja gerade wegen dieses Wunders geführt, und der Prophet Isaias, der mit klaren Worten die jungfräuliche Geburt vorher verkündigte, ist oben an die Decke des Raumes gemalt, gleichsam, als ob er jetzt wieder sein prophetisches Wort: ‚Ecce, virgo concipiet . . .' zum Volke sprechen wollte. Die rechte Hälfte des Mittelbildes bietet schon mehr Schwierigkeiten dar. Denn allem Anscheine nach ist diese Szene nicht als Weihnachtsbild aufzufassen, trotz der Verkündigung an die Hirten, die im Hintergrund gemalt ist. Von der für die Weihnachtsdarstellung üblichen Bildanordnung ist ganz abgesehen. Der hl. Joseph, die Krippe, Ochs und Esel sowie Stall oder Palastruine sind weggelassen. Wir sehen hier nur eine junge, glückliche Mutter, die ihr Kind voller Zärtlichkeit und Liebe an ihr Herz drückt und der die Mutterliebe einen warmen Schein von Freude, Stolz und stillem Glücke auf das Gesicht zaubert, das man nicht im gewohnten Sinne schön nennen kann, das aber so außerordentlich anziehend und liebreich ist, eben weil es so rein und hell die Gefühle der glücklichen Mutter widerspiegelt. Maria fühlt sich hier ihrem Kinde gegenüber ganz als Mutter. Sie hat ja auch ein wirkliches

* Sauren Joseph: Die Lauretanische Litanei nach Ursprung, Geschichte und Inhalt. Kempten 1895. — Brau Jos.: Ursprung der Lauretanischen Litanei: Stimmen aus Maria-Laach, Bd. 58. 1900, S. 418 ff. — Beissel S. J.: Geschichte der Verehrung Marias im 16. und 17. Jahrhundert, S. 466 ff.

Menschenkind geboren, das ganz auf ihre mütterliche Liebe und Pflege angewiesen ist, wofür sie jener unentbehrlichen Gegenstände wie Badezuber, Topf, Wiege und der ärmlichen Windeln bedarf, Gegenstände, die sich inmitten der irdischen und himmlischen Kundgebungen der Freude so seltsam abheben. Ohne Zweifel, die Erniedrigung des Herrn, der wahrer Mensch geworden ist, wird hier besonders betont und Maria als wirkliche Menschenmutter gefeiert. Dies ist die Hauptmelodie, die dies Lied auf die Mutterschaft Mariä durchströmt, und nur ganz leise erklingen für den aufmerksamen Zuhörer in der Begleitung einige Klänge, die auf das Wunder der trotz der Mutterschaft unversehrten Jungfrauschaft hinweisen. Auf die Virginität deutet die Mauer, die den hortus conclusus, jenen himmlischen Rosengarten, umschließt, in dem die schönste Blume, die rosa mystica, zu seiten der durch sie symbolisierten Maria wächst. Das geschlossene Tor im Hintergrund besagt, daß Maria, die porta clausa, vor, in und nach der Geburt Jungfrau geblieben ist. So werden hier zwanglos und unauffällig jene uralten Symbole, mit denen das Volk auch durch die Litaneien vertraut war, zum Preise der Gottesmutter verwendet. Aber sie spielen gegenüber der Hauptmelodie dieses Bildes eine untergeordnete Rolle.

Auf der linken Bildhälfte wird Maria als die vollkommen Reine, von jeglicher Sünde Freie gefeiert. Und hier häufen sich Hinweise und Symbole in solcher Fülle, daß man geneigt ist, anzunehmen, dem Künstler habe beim Entwerfen dieses Bildes eine Zusammenstellung solcher Hinweise vorgelegen. Die kürzeste und reichhaltigste dieser Art bieten jene litaneiartigen Gebete zur Mutter Gottes, die am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts eine weite, allmählich sich immer mehr steigernde Verbreitung fanden und die als die Vorläufer der Lauretanischen Litanei zu gelten haben, die aber erst ihre endgültige und bis heute so volkstümliche Fassung in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts gefunden hat. Von höchstem Interesse ist es nun zu beobachten, welche Symbole Grünewald zur Verherrlichung Mariä auswählt. Denn hier kommen gerade diejenigen zu Wort, die ihre vollkommene Reinheit von Sünde, ihre Makellosigkeit versinnbildlichen, während diejenigen, die sich auf Virginität beziehen und sonst meistenteils angewendet werden, wie z. B. Gideons Fell, brennender Dornbusch oder fons signatus, hier nicht vorkommen. Maria kniet unter einer gotischen Architektur. Ähnlich dem auferstehenden Christus ist ihr Antlitz ganz in Licht aufgelöst. Auch in den Litaneien wird sie in mehrfachen Anrufungen als Licht bezeichnet. Sie ist die Stella matutina, der Morgenstern, der vor der aufgehenden Sonne (Christus) einhergeht und ihr Kommen verkündigt; ein Hinweis, der in dieser Szene, die zwischen Verkündigung und Geburt liegt, besonders treffend ist. Wie auch der Morgenstern am Himmelszelt am hellsten leuchtet, so übertrifft auch der Glanz Mariä den milden Schein, der von einigen der sie umgebenden Engel ausgeht. Marias Gestalt wird von einem großen Nimbus umstrahlt, der sich in die Farben der Morgenröte auflöst. In den Litaneien wird ja die Gottesmutter mit dem Namen Aurora angerufen, der einen ähnlichen Sinn hat wie stella matutina. Ja, sie ist

noch heller als die strahlende, fleckenlose Sonne. Wie die Künstler seit den Tagen der Antike den Sol mit einem Kranze von züngelnden Flammen umgeben, so umgibt auch hier eine Flammenkrone das Haupt der Maria. Man wird freilich den tieferen Sinn dieses Symbols erfassen müssen. Maria ist nach den Worten des Engels gratia plena; die Sonne der heiligmachenden Gnade leuchtet aus ihr heraus, und diesen Vorzug hat sie als einzige unter den Menschen seit dem ersten Augenblick ihres Daseins. Die Architektur, unter der die Jungfrau sich befindet, ist deutlich als Doppelportal gekennzeichnet. Maria wird ja auch in der Litanei als janua oder porta coeli bezeichnet. Dem Künstler jener Tage war es geläufig, die Himmelstore in Gestalt gotischer Portale zu geben, und wir sehen, wie auf vielen Darstellungen des Jüngsten Gerichtes die Auferstandenen durch gotische Portale in den Himmel einziehen. Es ist naheliegend, diese durch Maria geöffnete Himmelspforte, durch die Christus auf die Welt hinabstieg und durch die aber auch den Gläubigen Einlaß zum Himmel gewährt wird, in gedankliche Beziehung zur Porta clausa der rechten Bildhälfte zu bringen, zumal diese Gegenüberstellung in einer Fassung der Muttergottes-Litanei durch die Anrufung Porta patens et clausa vorgenommen wird. Grünewald bringt an dieser Portalarchitektur merkwürdigerweise goldene Säulen an. Aller Wahrscheinlichkeit nach soll hierdurch auf den Titel domus aurea hingewiesen werden. Wie die goldene Monstranz oder das goldene Ziborium die eucharistische Gestalt umschließt, so ist Marias Leib gleichsam die kostbare, weil sündenreine Wohnung für das Christkind geworden. Auf den Säulen stehen Propheten, und in dem Tympanon über Maria sind nach H. A. Schmid Patriarchen gemalt. Maria wird auch in den Litaneien als Königin der Propheten und Patriarchen angerufen, weil sie von ersteren vorherverkündet als schönste Blume aus dem Reis der letzteren hervorwuchs. Vielleicht deuten auch die lebenden Zweige, Blätter und Blüten, die zwischen den Säulen emporranken, auf diesen Gedanken des Stammbaumes hin. Denselben Sinn wie domus aurea hat auch jene andere Anrufung arca foederis. Wie die Lade des Alten Bundes das Heiligste in sich aufnahm und durch einen Vorhang den Blicken der Juden verborgen wurde, so spannt sich auch hier vor Maria, der arca des Neuen Bundes, die das Kostbarste, Gott selbst, in ihrem Schoße aufnahm, ein Vorhang. Und wie über dem Tabernakel unserer mittelalterlichen Kirchen sich der Baldachin erhebt, so wird auch hier über Maria, dem lebendigen Tabernakel der Litaneien, ein reicher, golddurchwirkter Stoff ausgespannt. Abermals wird dieser mystische Gedanke aufgegriffen in dem Glasgefäß, das vor Maria auf der Stufe des Portals steht. Sie ist ja das Vas spirituale, vas honorabile oder Vas insigne devotionis unserer Litaneien. Der hehrste Titel Marias ist aber regina angelorum. Sie ist sündenlos wie die Engel, überragt sie jedoch himmelhoch, da sie gratia plena zur Gottheit in viel innigeren Beziehungen steht als die obersten der Engel; denn sie wurde gewürdigt, ihrem Gotte eine Wohnung in ihrem keuschen Schoße zu bereiten. Aus diesem Grunde umdrängen und umjubeln sie ihre Königin und Kaiserin

(wie sie auch genannt wird), huldigen ihr und dem in ihr verborgenen Kinde mit Gesängen und Musik und bekrönen sie mit einer goldenen Krone.

Die Mehrzahl der eben aufgeführten symbolischen Anspielungen deckt sich mit dem Begriffe makellose, sündenreine Hülle für das Kostbarste, das Maria in Gestalt ihres göttlichen Sohnes unter ihrem Herzen trägt. Damit ist auch die zeitliche Stellung dieser Szene gegeben, die sich ja auch in der Bildreihe zwischen Verkündigung und Geburt einschiebt. Mit dieser Erklärung läßt sich aber auch die feine psychologische Zeichnung dieser Figur aufs beste vereinbaren. Wie es dem Künstler gelungen ist, auf der rechten Seite des Bildes das stille Glück der jungen Mutter, die durch die Mutterliebe geadelt ist, zu schildern, so gelang es ihm hier sehr gut, durch das Selig-vor-sich-Hinsehen der Jungfrau die stille, gesammelte Stimmung und die hoffnungsvolle Freude der werdenden Mutter auszudrücken, die jetzt schon ihrem Kinde Anbetung zollt, ehe es in sichtbarer Gestalt auf Erden erschienen ist. So ist dies Bild gleichsam ein herrliches, stimmungsvolles Magnifikat in Licht und Farbe geworden, ein Loblied, in dessen reichströmenden, glutvollen Rhythmus all jene einzelnen, durch den Bildinhalt gegebenen Motive sich restlos und ungezwungen unterordneten. So schuf Grünewald in diesen drei Marienbildern einen begeisterten Hymnus auf Maria als Virgo, Mater und Regina sine labe originali concepta und hiermit einen Hymnus auf die Schönheit der sündenfreien Seele sowie auf den Sieg Christi über die Sünde. Um diesen Triumph des Erlösers noch einmal klar und deutlich auszusprechen, wurde diesen Mariendarstellungen unmittelbar die Auferstehung Christi angeschlossen. Das Thema dieses Bildes umschreibt ja an und für sich schon diesen Gedanken, und Grünewald hätte ihm vollauf genügt, wenn er in seinem Entwurfe sich nicht vom üblichen Schema entfernt hätte. Seine Auferstehung aber ist ein Bild kühner Erfindung und großartiger Auffassung. In formaler, kompositioneller Hinsicht gibt er etwas ganz Neues; und durch diese Abweichungen vom Hergebrachten wird gerade der Gedanke des Triumphes aufs glücklichste und nachdrücklichste unterstrichen. Vielfach kamen die spätgotischen Künstler bei der Darstellung des Osterwunders nicht darüber hinaus, Christus mühsam aus dem Sarkophag steigen zu lassen, offenbar weniger aus Freude an der komplizierten Bewegung, sondern um zu kennzeichnen, daß Christus aus eigener Kraft auferstehe. Nur in den besten Fällen gelang es den Künstlern, sich dann zur Größe und Würde zu erheben, wenn sie den Auferstandenen auf dem Sarkophag stehend und segnend sich vorstellten, so z. B. Dürer in seinen Kupferstich- und Holzschnittpassionen. Aber selbst auch Dürer bleibt zu erdengebunden, zu sachlich. Zum Visionären des Osterwunders, zu dem die Hl. Schrift selbst Hinweise mit dem Bemerken gibt, daß Christus mit verklärtem Leibe auferstanden sei und daß sein Antlitz leuchte wie die Sonne, zu diesen mystischen Höhen vermag auch die Kunst des großen Nürnbergers nicht vorzudringen. Indem Grünewald diesen Andeutungen der biblischen Erzählung folgt, erreicht er es, die Licht- und Farbenwunder der drei Mariendarstellungen noch zu übertreffen und

den Triumph Christi zur höchsten Steigerung zu bringen, indem er gleichsam das Osterwunder mit der Verklärung verbindet. Bei keiner anderen Auferstehung hat man so sehr das Gefühl, daß Christus aus eigener Kraft die Fesseln des Todes sprengte wie hier, und bei keiner anderen wird man sich der Göttlichkeit des Auferstandenen so bewußt wie hier. Wie eine strahlende Sonne schwebt Christus empor in das Dunkel der sternenbesäten Osternacht. Man vergißt unter diesem Eindruck, wie sehr dieser von den stark sprechenden Horizontalen des mächtigen Feldblockes, der den Hintergrund schließt, und von der gegensätzlichen Bewegung des zu Boden stürzenden Wächters abhängig ist. Der Leib Christi ist ganz der irdischen Schwere entkleidet. Triumphierend breitet Christus die Arme aus und zeigt seine jetzt strahlenden Wundmale. So entsteht auch hier wieder die Form des Kreuzes, wodurch der Beschauer unmittelbar wieder an die Kreuzigung der Außenseite erinnert wird. Aber während dort die Sündenlast der ganzen Welt auf ihm wuchtet, ihn häßlich macht und verzerrt, ist er hier schön und regelmäßig. Merkwürdig, wie eng sich der Grünewaldsche Christus mit dem Raffaels in dessen letzten Bilde der Verklärung berührt! Eine solche Gegenüberstellung mit diesem berühmten Meisterbilde vermag das deutsche Werk ohne Schaden auszuhalten. Ja für viele wird letzteres durch die stärkere Betonung des Wunders, des Visionären ein tieferes Erlebnis bedeuten als das Werk des Italieners, wenn dieses auch kunstvoller komponiert und ‚richtiger' gezeichnet ist. Doch was sagen diese Vorzüge gegenüber der Tiefe der Empfindung und dem begeisterten Schwung, der das Werk dieses lange verkannten deutschen Meisters durchpulst!

Die Frage ist naheliegend, ob der oben skizzierte Inhalt des Isenheimer Altares auf Grünewald allein zurückzuführen ist oder ob ihm die Auftraggeber mit ihren theologischen Kenntnissen beratend zur Seite gestanden haben. Daß die Besteller eines so umfangreichen und kostspieligen Werkes auch auf seine inhaltliche Zusammensetzung einen großen Einfluß hatten, ist selbstverständlich. Dem Italiener Guersi, dem einen Stifter des Altares, werden gerade die Muttergottes-Litaneien besonders geläufig gewesen sein, da diese gerade in Italien eine große Verbreitung hatten; dann aber mußten gerade sie dem Antoniter ans Herz gewachsen sein, weil sie die hauptsächlichsten Bittgesänge bei den Prozessionen zur Abwendung der Pest gewesen sind.* Es ist also leicht möglich, daß die Benutzung dieses Gebetes für ein Altargemälde des Antoniterordens, dem die Pflege von ansteckenden Kranken anvertraut war, auf einen besonderen und naheliegenden Wunsch der Auftraggeber zurückzuführen ist. Auf der anderen Seite darf man aber nicht vergessen, daß die Kenntnis von solchen theologischen Dingen für einen Künstler jener Zeit zum unentbehrlichen Rüstzeug gehörte. Daß solche Gedankengänge, wie sie hier als richtunggebend für den Inhalt des Isenheimer Altares erkannt wurden, gerade in jenen Jahren verbreitet waren, beweist die humanistischen Geist atmende Inschrift unter der großen Kreuzigungsgruppe, die Jakob Heller durch den Mainzer Bildhauer Hans Backoffen

* St. Beissel a. a. O. S. 473 u. 478.

für seine Heimatstadt Frankfurt herstellen ließ und worin er anno 1509 hanc crucis figuram in triumphatoris nostri Jesu Christi laudem weihte. Dies Kruzifix erstand gerade im selben Jahre, in dem auch Dürer und Grünewald für denselben Mäzen in Frankfurt beschäftigt waren, unmittelbar vor der Inangriffnahme des Isenheimer Altares; es wurde gemeißelt von einem Bildhauer, dessen Lebenswege sich mehrfach mit denen Grünewalds kreuzten, so daß wir annehmen dürfen, daß letzterer dessen Werke gekannt hat. Aber nicht nur derartige allgemeinen Gedankengänge müssen unserem Maler vertraut gewesen sein, sondern auch solche besonderen, die mit der Marienverehrung zusammenhingen. Dies beweist auch seine Stuppacher Maria. Denn auf diesem Bilde ist ebenfalls eine große Anzahl symbolischer Hinweise auf Maria verstreut, wie Rosen, Lilien, Rosenkranz und Feigenbaum. Auch die im Hintergrund gemalten Bienenkörbe sind hierunter zu rechnen, da man die Bienen schon seit patristischen Zeiten als Vorbilder für parthenogenetische Geburt zu gebrauchen gewohnt war.* H. A. Schmid glaubt, daß die gotische Kirche im Hintergrund Santa Maria Maggiore vorstellen soll, macht aber selbst auf den Widerspruch aufmerksam, der darin besteht, daß Grünewald auf dem Flügel dieses Bildes den ernsten Versuch macht, römische Architektur wiederzugeben, während er im Mittelbild die Hauptkirche, deren Gründung ja hier gefeiert werden soll, in rein gotischem Stile dargestellt hätte. Sollte dieser Widerspruch nicht dadurch zu lösen sein, daß man in dieser Architektur, die hier ebenfalls ein doppeltoriges Portal ist, viel eher einen Hinweis auf Janua coeli sieht?

Wenn es erlaubt ist, aus den Werken eines bildenden Künstlers auf seine Weltanschauung zu schließen, oder bei einem Künstler zur Zeit der Reformation seine Stellungnahme zu den neu aufkommenden Anschauungen zu ergründen, so darf man sicherlich das Hauptwerk Grünewalds nicht dazu benutzen, aus ihm ein kaltes oder gar feindseliges Verhältnis zur alten Kirche herauszulesen. Man wird jedoch allein aus dem Inhalte des Altares, der alte kirchliche Anschauungen wiedergibt, und aus der Fülle vielgebrauchter Formeln nicht ohne weiteres auf den altkirchlichen Sinn des Meisters schließen dürfen. Denn all dies Äußerliche kann auf den Wunsch der Auftraggeber zurückzuführen sein. Ausschlaggebend ist das ‚Wie‘, durch das Grünewald sich seiner Aufgabe entledigte. In dieser Beziehung wird man sagen können, daß jemand, der solchen Ideen fremd und ohne innere Wärme gegenübersteht, nicht fähig wäre, sich so in das Leiden Christi und in die visionäre Stimmung der Verherrlichung Mariä zu versenken, wie wir es bei den Werken Grünewalds sehen. Das Formale interessiert ihn nur insoweit, als er es für seine Zwecke verwenden konnte. Sein Sinnen geht darauf hinaus, die heiligen Geschichten immer tiefer zu erfassen und sie immer einfacher und packender darzustellen; sie sind weniger erdacht als empfunden. Im Grunde war Grünewald eine romantische Natur.

* Siehe Friedrich, Phil.: St. Ambrosius von Mailand über die Jungfräulichkeit Marias vor der Geburt. Sonderabdruck aus ‚Der Katholik‘, 1917, S. 55.

Wir können uns vorstellen, daß er, der kühne Neuerer, mit besonderer Vorliebe zur frommen Kunst der vergangenen Zeit zurückschaute und besonders zu der, die fast hundert Jahre früher in seiner engeren Heimat, am Mittelrhein, blühte, die ein Werk wie den Ortenberger Altar des Darmstädter Museums, zu gleicher Zeit aber auch jenes Vesperbild eines unbekannten mittelrheinischen Bildschnitzers in der Frankfurter Skulpturensammlung hervorbrachte, das die Grausamkeiten der Kreuzigungen Grünewalds wenn möglich noch übertraf. Von diesem franziskanischen Geiste, der von jeher in der Kirche gepflegt wurde, und der seinen sichtbaren Ausdruck in Krippe und Kreuz gefunden hat, ist das Schaffen Grünewalds ausgefüllt.

Klage

Wir, die da lieben, sehen hilflos zu,
Wie Christus noch einmal gekreuzigt wird,
Gleich jenen Jüngern, die dem Dulder einst
Gefolgt bis auf den Hügel Golgatha.
Wir hören Spott und Hohn auf unserm Weg,
Weil wir dem folgen, der gekreuzigt wird.
Die edle Menschlichkeit hängt neu am Kreuz
Und senkt das Haupt und seufzt: ‚Es ist vollbracht!'

Wir, die da lieben, sehen hilflos zu,
Der langen Qual, der namenlosen Pein
Und sterben langsam in der Seele mit.
Seht, wie des Menschen Sohn den Tod erträgt,
Seht, wie das Schöne grimmig sich verzerrt!
Da unten lachen sie und würfeln sie.
Wir, die da lieben, sehen hilflos zu.

Und wenn der Abend kommt, erbitten wir
Den Leichnam nur und tragen still ihn fort;
Begraben, was der Liebe übrig blieb.
Jetzt, Gott des Lebens, sprenge deinen Fels,
Begegne uns als Gärtner dort im Grund,
Wo wir dich hingelegt. Zeig deine Macht!
Ohnmächtig sind wir in des Bösen Hand,
Wir, die da lieben, sehen hilflos zu.

Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Der Erbe / Roman von Firmin Coar

2. Kapitel.

Die Ahnen.

Der Kreuzhofbauer war ein gründlicher Mann. Die Neugierde, zu erfahren, warum Graf Gerd bei dem hinterlistigen Menschen und bestraften Marmeladenfälscher Mayer Schulden habe machen können, ließ ihm keine Ruhe. Schon am Tage nach seinem Besuche auf Schloß Starrenbeck saß er in Herrn Mayers bester Stube. Nicht breit und bequem, wie er gewöhnlich saß, sondern steil, wegen der Unruhe, die ihn drückte und gegen die er sich stemmte. ‚Sollte Graf Gerd geheime Spielschulden gemacht und sie durch eine Anleihe bei diesem soeben erst verkrachten Mayer gedeckt haben?' Das wollte nicht in seinen Tatsachenschädel. Solche Verdächtigung paßte zu dem jungen Herrn wie eine Faust auf das Auge.

Es war merkwürdig, daß er immer wieder an seinen ersten Zwiespalt mit dem jungen Grafen denken mußte, nämlich an jenen Nebelabend, da Gerd Aufschluß von ihm verlangte über die Herkunft des Asseweethischen Vermögens. Ja, das war doch sonderbar. Und dann der Auftritt im Herrenhause am Fronleichnamstage! Das Geschrei des jungen Herrn: ‚Du hast die Wahrheit tot gemacht! Du warst doch in Köln!' Ja, das war auch sehr auffällig. Darauf das spurlose Verschwinden der Frau Gräfin, die sich bisher vor nichts gefürchtet hatte. Das war das Stärkste. Schließlich das Verfahren, das der junge Herr einschlug, um die Kleinigkeit von 50 000 Mark zu bezahlen. Es war, als ob er sich noch für einen armen Jungen hielt, und er war doch ein steinreicher Mann. Dieser Vorfall ging schon in das Rätselhafte.

Aber diese vier Tatsachen konnte Herr Heben nicht zusammenreimen. Er fand keine vernünftige Erklärung, denn seine Phantasie war nüchtern und schwerfällig. Die vier Tatsachen wirkten darum um so mächtiger auf ihn ein. Er hatte etwas Angst davor, zumal da er zu Hause mit niemanden darüber sprechen konnte; seine Frau hatte für solche Tiefsinnigkeiten kein Verständnis. Deshalb trieb ihn auch eine dunkle Hast zu jenem Mann, der vielleicht Bescheid wußte. Er verachtete aber Mayer als einen Mann, der alles anfing, nichts ordentlich zu Ende führte und auf den kein anständiger Mensch sich verlassen konnte. Argwöhnisch bemerkte er denn auch schließlich nur zu Herrn Mayer: ‚Diese Schuld, die der Graf bei Ihnen machte, ist eine dunkle Schuld. Ob der junge Herr wohl auf den seligen Herrn Vater herauskommen will?'

Doch auch in Herrn Mayers Gemüt war trübe Schwüle. Mit seinem letzten Schreiben an den Grafen Gerd wollte er ihn weniger an das Kölner Abkommen erinnern, als nähere Beziehungen zu ihm

wieder einleiten. Auf Grund seines Vertrages mit ihm hatte er sich die 50 000 Mark anderswo geliehen, eine Kantine in Belgien übernommen, einen schwunghaften Handel mit seltenen Artikeln auf erlaubte und verbotene Weise betrieben. Mayer hatte sogar aus seinem Reinverdienst die 50 000 Mark längst zurückgezahlt. Sich das Geld noch von dem Grafen zu leihen, war unnötig; der Ruf des Grafen und sein Vertrag mit ihm hatten genügt, ihn nicht nur wieder aufzutakeln, sondern ihn wohlhabend zu machen. Aber er wollte mehr; er wollte viel mehr. Und dazu konnte ihm eine engere Verbindung mit einem Manne von der gesellschaftlichen Stellung des Grafen Assewееth unberechenbaren Vorteil verschaffen. Das war die Ursache seines letzten Briefes. Aber darauf antwortete der Graf nicht, darauf ließ er ihn durch einen ehemaligen Beamten seiner Mutter abfertigen.

Das versetzte ihn in wolkige Erregung. Er fand seinen Aufstieg in die Höhe verrammelt, sah im Augenblick keine Ausflucht, drückte sich, grübelte und horchte auf die Worte des Kreuzhofbauern, den er wegen seiner Ansicht, durch Arbeit noch reich werden zu wollen, für abgestanden und rückläufig hielt. Er setzte ihm aber mit einem flüchtigen Lächeln auf den dichtbehaarten Lippen seinen besten Kümmelgeist vor und steckte ihm eine seltene Zigarre mit Leibbindchen an, ‚denn man weiß nie, wozu so etwas gut ist'. Da geschah es, daß Heben ihm die Frage vorlegte: Ob der junge Herr wohl auf den seligen Herrn Vater herauskomme? Er schnappte sofort danach, indem er seinerseits fragte: ‚Ob er das Spielen und Trinken anfängt, meinen Sie? Sie glauben wohl, die 50 000 Mark Papier wären für Spielschulden? Da beruhigen Sie sich nur, Herr Heben. So was passiert dem jungen Grafen nicht. Er ist längst nicht fest genug dazu.'

Dann raunte er ganz zutraulich: ‚Ich weiß das nämlich so ziemlich bestimmt. Ihnen kann ich es ja sagen. Sie als ehemaliger Diener der Assewееth.'

Das war ein Seitenhieb auf Herrn Hebens bäuerliches Emporkommen. Herr Heben paffte dafür eine dichte Rauchwolke dem Herrn Mayer ins Gesicht.

‚Ihnen kann ich immerhin reinen Wein einschenken, vielmehr reinsten Kümmel. Prost!' fuhr Herr Mayer mit gleicher Zutraulichkeit fort.

Er hatte sich dazu entschlossen in der plötzlichen Erkenntnis, daß dies nichts schaden könnte. Wer weiß, wozu es im Gegenteil gut sein kann. Er hatte das Gefühl, sich dadurch schon halb aus seiner Verammelung heraus zu lösen und war bester Laune. Er erzählte nun, wieso der Herr Graf 50 000 Mark Schulden bei einem armen unglücklichen, verkrachten Herrn Mayer haben könne, denn das wäre

er damals, als der Graf ihm nähergetreten sei, gewesen. Vor der tiefsten Bettlerschaft hätte er gestanden. Deshalb schmecke jetzt der Kümmel doppelt gut, Prost! Und da hätte der Graf ihn gedrängt, sich um die Asseweeth zu kümmern, um ihre Geschäfte, um ihre Herkunft. Er hätte Ahnenforschung treiben müssen für die Gewissensruhe des letzten Sprossen. So etwas wäre ihm stets ganz schnuppe gewesen. Arbeiten in dieser Richtung lägen ihm nicht. Er hätte sich lange geweigert, denn er habe gewußt, daß da nicht alles in Ordnung bei dem jungen Herrn sei. Die Familiennot habe ihn aber am Ende gezwungen, sozusagen wider Willen das Unglück des jungen Herrn herbeizuführen. Er habe dem jungen Herrn Grafen die Kölner Angelegenheit aufgeklärt, ihm die Spielhölle nennen müssen, woraus die Gräfin ihre Millionen wie aus einem Brunnen allmählich heraufgepumpt habe.

Hier zuckte Herr Heben vor Überraschung mit den bartlosen Lippen. Er begann zu verstehen; seine vier Tatsachen traten in Beziehung. Alle seine Geister regten sich.

Herr Mayer beobachtete es, witterte neue Zusammenhänge, tastete, lockte, reizte. ‚Ja, und da', begann er aufs Geratewohl zu phantasieren, denn was sich in Köln zwischen der Mutter und dem Sohne zugetragen hatte, ja, daß sie sich dort überhaupt gesehen hatten, war ihm verborgen — ‚ja, und da', und er stellte mit der Sicherheit des Gauners den Grafen Gerd in ein schiefes Licht, ‚ja, und da kennt der jugendliche Lebemann keine Grenzen; er muß gleich aufs Ganze gehen, läßt sich nicht warnen, weder durch mich noch durch seinen Verstand, ja nicht mal durch seinen gräflichen Anstand.

Herr Mayer zog seine Worte wie Gummi in die Länge, um den Gedanken Zeit zur Geburt zu lassen; auch um Herrn Heben zu spannen und zu belauern:

‚Na, und man fix weiter!' trieb dieser, bestrebt, mit seinen vier Punkten ins reine zu kommen, ihn an.

‚Das ist doch nun man nichts mehr,' schmetterte Herr Mayer. ‚Der junge Graf muß in die Spielhölle wirklich hinein, stößt da auf seine Mutter — ja, und da — Potztausend! Er gerät außer Rand und Band, als sie da ist, macht einen Krach . . .'

‚Dat is ja alles Schwindel!' fährt der Kreuzhofbauer dazwischen. Sein Rechtsinn ist empört. Auch weiß er es viel besser als dieser Fuchs von Mayer. Jetzt kann er die vier Punkte überbrücken.

‚Ich nämlich hörte den jungen Herrn selbst sagen, wie es war,' trumpfte er auf, und er dachte an den dritten Punkt, die Worte Gerds über seine Mutter: ‚Du hast die Wahrheit tot gemacht. Du warst doch in Köln! Ihn selbst hörte ich in dieser Sache,' bekräftigte er. Der brave junge Herr hat die verehrte Frau Gräfin

nicht in Köln gesehen. Erst später es erfahren. Ja, ja ... Er hat gar nicht daran gedacht, daß ...

Herr Mayer legt Verwahrung ein; er habe die Fäden der Geschäfte des Hauses Asseweeth in der Hand, er sei die Triebkraft sämtlicher Geschehnisse, er müsse es besser wissen.

Herr Heben war in seiner vertraulichen Stellung zu den Asseweeth verletzt.

Hin und Her der Rede. Herr Heben offenbarte alles, wessen er nicht mal seiner Frau würdigte, Herrn Mayer, den er sonst immer für einen Gauner hielt und wogegen er nicht argwöhnisch genug sein zu müssen glaubte.

Herr Mayer stopfte mit den vier Punkten Hebens die Löcher seines Gedankengewebes über Gerds Absichten zu, goß dabei dem Kreuzhofbauern ein Gläschen nach dem andern ein und stellte eine ganze Kiste der unerschwinglichen Zigarren hin und warf als großen Schluß der Beobachtungen seiner Phantasie und seines Nachdenkens die schweren Worte in Hebens vorwärtstastenden Verstand:

‚Der junge Graf ist überzeugt, der unrechte Besitzer eines ungeheuren Vermögens zu sein. Er hält sich vorläufig nur für den Verwalter des Erbes. Herr Heben, glauben Sie mir aber: es naht die Zeit, da er es unter den Hammer bringt. Der Erlös soll der Allgemeinheit wieder geben, was die Mutter durch die Spielhölle der Allgemeinheit ausgepreßt hat.'

Herr Heben entsetzte sich. Er polterte: ‚Herr Mayer, Sie sind verrückt, denn der junge Herr kann es doch nicht sein! Er ist doch nicht angeklagt! Kein Gesetz, kein Richter zwingen ihm den Verkauf auf. Er steht auch nicht im schlechten Ruf. Alle Menschen achten ihn. Alle hier in der Stadt sind von seinem Unglück betroffen. Aber verkaufen, wovon man lebt, worauf man wohnt? Hören Sie! Das ist so was Tolles!... Na, Sie sind wohl angeheitert? Prost!'

Herr Mayer lächelte herablassend. ‚Sie sollen es erleben! Ich sage es Ihnen wiederholt: Der junge Graf ist idealistisch! Wissen Sie, was das heutzutage bedeutet? Das bedeutet, daß der junge Herr einer von den sogenannten neuen Menschen ist, die ein neues Deutschland errichten wollen, die meinen, das alte hätte nicht genug getaugt. Gerechtigkeit! Liebe! Bettlerschaft!

Dagegen wehrte sich Heben: ‚Sie irren sich wieder ganz gewaltig! Der junge Herr ist ein Konservativer! Er steckt im urältesten Plunder! Sie hätten mal hören sollen, wie er unsere moderne Landwirtschaft in die Kritik nahm. Mähen mit einer Sense wäre schön und verjüngend, wenn man auch Gichtknoten in die Hand kriegte. Mähen mit der Maschine mache den Bauern zum Proletarier und die Landwirtschaft zur Fabrik. Der junge Herr und

modern? Naa! Der steckt tief in den Wurzeln. Der gehört zum alten, ganz alten Deutschland. Der und die Güter losschlagen? Lieber bringt er seine eigene Haut zu Markte.'

Herr Mayer lächelte wieder nur. ‚Sie sollen es erleben. Wiederholt behaupte ich es vor Ihnen.'

Und er dachte: ‚Der Esel. Er wird es erst glauben, wenn er aus der Asseweethischen Versteigerung keinen Morgen fetten Ackers mehr für seinen mageren Kotten einheimsen kann.' Laut aber sagte er: ‚Prost!'

Herr Heben dankte und goß sich die Flamme des Getränkes in den Schlund. Er dachte: ‚Der Narrenkopp! Wiese Höhner leggt auk manks in de Neddeln. Prosit, Herr Mayer!' Und er lachte.

Sie tranken längst nicht mehr aus Schnapsgläschen; sie tranken aus Wassergläsern. Es wurde ihnen himmlisch vor den Augen. Grenzenlose Lust brannte in ihren Köpfen. Herrn Mayers rundes Gesicht war aufgedunsen wie ein Schwamm, grauweiß; die Augen wie eine Pfütze, worin ein heftig Licht flackert. Herrn Hebens knochig langes Angesicht hatte auf den Sätteln der Backen grellrote Flecken. Seine lange Nase trug unten einen roten Tupfen, wie einen Blutstropfen. Seine Augen wurden klein, listig, funkelnd; die Augenbrauen darüber richteten sich auf und sahen aus wie vorgestreckte Stacheln.

Herr Mayer verschränkte die Arme auf dem Tische, stieß sein Glas um, starrte seinen Mitzecher an und lallte: ‚Diese kolossale Auktion des Idealismus. Ein Spaß für 'nen Teufel, wenn der ganze Rummel, denken Sie: die Bilder, die Kunstschätze, die Herrensitze, die Schlösser, in ein paar Tagen verkloppt wird.'

‚Du hast wohl einen sitzen, Bruderherz!' sprach flötend Herr Heben, der im Rausche jeden duzte. Auch er verschränkte die Arme auf dem Tische. Er fiel mit schwerem Kopfe nach vorn, an den Kopf seines Mitzechers: Bums!

‚Au!' schrie der. ‚Da gibt es ein kolossales Gemenge; die Herren vom Adel, die Händler, die ganze Stadt, alle Langfinger reißen sich um ...' Bums! Wieder sausten die Köpfe aneinander.

Kreuzhofbauer gibt acht, und er gab acht: ‚Kreuzdonnerkiel! Wer den Stoß upfängt, empfängt en Beulken.' Halloh! Bums! — ‚Au weih!'

Mayer gab es ihm wieder mit den Händen fuchtelnd und mit dem Munde grunzend: ‚Unser das Erbe! Das kolossale Erbe! Verstehen Sie?'

‚Er ist total besoffen!' kicherte Herr Heben. Nee, so einer! Ich muß ihn zur Räson bringen! ‚Und wieder stießen die Schädel aneinander, härter noch als früher. Der weiche Kopf Herrn Mayers bekam eine dicke Beule über dem Auge. Er jammerte: ‚Ich habe

das eine Auge verloren.' … tastete nach dem beulenlosen Auge. Er quietschte: ‚Hehe, hussa — he! Ich habe nun doch nichts von meinem Auge verloren — ich sehe helle, helle, helle. Sie müssen die neue Zeit verstehen — die — neue — Zeit — verstehen — I—de—all—is—mus — kommt hoch — hurra! Ich — mache — ihn flott. Wer reich ist und — und ein Franz von Assisi werden — werden will, ich taufe ihn — ihn zum Heiligen. Ich — ich — stehe am An—fang des — Schönen — des Frommen — ich — ich — an meinen Hals — Bruder. Und — der Asse—weeth — geht — geht — geht — doch unter den Hammer des — des — Idealismus! Verstehen Sie? Prost!'

Herr Heben lag an Herrn Mayers Halse. Er sang: ‚Na, dieser Gauner! Gib acht, Kreuzhofbauer! Oh, du Bruder — Bruder — Bruder — Gaunerherz.'

— — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage später hörte Pitt von Achterhuisen in der Stadt ein Gerücht, wonach sein Freund Gerd Asseweeth mit dem Plane umginge, alle seine Besitzungen zu verkaufen und den Erlös guten Werken zufließen zu lassen, weil die Besitzungen nicht ganz nach gerechten Grundsätzen erworben worden wären. Derselben Ursache wegen und nicht infolge plötzlichen geistigen Irreseins wäre die Gräfin Mutter so plötzlich verschwunden. Pitt schüttelte heftig den häßlichen Kopf und brummte: ‚Unsinn! Wenn der gute Gerd so handelt, dann müßte vor ihm jeder Kriegslieferant sein Vermögen liquidieren.'

Pitt nahm sich vor, die Einsamkeit des Freundes zu sprengen, obschon er seit einiger Zeit etwas verstimmt war wegen Gerds andauerndem Stillschweigen auf Postkarten, die er ihm bei Gelegenheiten in wechselvollster, lustigster Form geschickt hatte.

Wieder einige Tage später hörte Pitt Achterhuisen im Kasino erzählen, daß Gerd Asseweeth sein großes Erbe wohl aufgeben müsse, weil von seinem Vater her noch fabelhafte Schulden darauf lägen. Die Frau Gräfin hätte den Schwierigkeiten nicht mehr Herr werden können. Sie wäre zusammengebrochen. Da hätte man sie in ein Kloster gehen lassen.

Diese Nachricht stimmte Pitt nachdenklich. Vom Zusammenbruche großer Vermögen infolge von Spielsucht hatte er oft vernommen. Deshalb hielt er das auch im Falle Asseweeth für wahrscheinlicher als die freiwillige Preisgabe eines riesigen Erbes aus Gewissenhaftigkeit. Im Zuge seiner Nachdenklichkeit erinnerte er sich der merkwürdigen Auftritte mit Gerd. Er sah sich im Kasino den anonymen Brief an Gerd lesen. Es fiel ihm ein, daß in diesem Briefe vom tollen Lebenswandel des alten Asseweeth die Rede war. Er sah wieder den Auftritt im adeligen Frauenklub vor sich. Gerd

filmte seine Zerrbilder und Baron Meerheim zeigte aus Rache ein Bild der Gräfin Asseweeth als aussaugende Spinne. ‚Verleumdung‘, hatte er damals gedankenlos geschrien. Jetzt kriegte er eine Gänsehaut ob solcher Erinnerungen. Er sprach mit Baron Schwanebrügge über den Fall. Dieser hatte inzwischen von anderer Seite über die Vergangenheit von Gerds Vater die ulkigsten und unglaublichsten Stücke gehört. Er gab sie auch Pitt bekannt. Danach hielten die Herren eine Verschuldung der Asseweeth für durchaus möglich. Sie tauschten ihr Bedauern aus über Gerds Schicksal, über den Fluch der Entartung in großen Geschlechtern, über die Pflicht jedes Adelssprossen, daran zu denken, daß er einmal Ahne werden würde.

Seit dieser Unterredung plante Pitt nicht mehr, in die Einsiedelei Gerds einzudringen. Er hielt seine Einsamkeit für Scham und Stolz. Er fand sie natürlich und zu Gerds Natur passend. Seine jugendliche Begeisterung zu ihm erhielt einen männlichen Strom von Hochachtung. Er beschäftigte sich innerlich viel mehr mit ihm als früher.

— — — — — — — — — — — — —

Durch die hagere Tante Ella schlichen sich die Gerüchte über Gerd Asseweeth in das Haus des Barons von Beevern zu Anni von Spiegelberg.

Seit ihrer Trennung von Gerd auf Starrenbeck trug Anni ihre natürliche Munterkeit wie ein Kleid, von dem man weiß, daß es nicht sehr gut zum Gesichte paßt. Von Gerd sprach sie niemals mehr. In ihrem Gemüte war eine Ruhe wie um eine Leiche. Wenn sie allein saß, bog sie sich ineinander, sah alt aus und fühlte, wie in ihrem Herzen sich etwas losriß und starb, fühlte es immer wieder, obschon es ihr davor graute.

Da fiel von der Zunge der alten, sehr lebendigen Tante die Versicherung, daß Gerds Mutter sich nicht in einem Anfalle von Irrsinn oder Nervenüberspannung entfernt hätte, sondern daß sie feige geflohen wäre vor den Schulden, die Gerds Zukunft erdrücken mußten.

Die Tante mußte diese Versicherung wiederholen. Dennoch fand sie in Anni nur eine teilnahmslose Zuhörerin. So schien es äußerlich.

Danach erklärte die Tante mit eifrigster Geduld die Bedeutung ihrer Neuigkeit. Aus der bisherigen Annahme, daß Gerds Mutter krank geworden wäre, hätte man folgern müssen, daß Gerd die Liebe zu Anni einfach vergessen hätte, weil er das Unglück seiner Mutter mächtiger als alles andere empfand. Anni hätte recht gehabt, sich dadurch tief gekränkt zu fühlen. Kein Mädchen könne es ertragen, daß seine Liebe einfach vergessen würde. Durch das neue

Gerücht, das eine Wahrheit wäre, verändere sich aber die Sachlage. Gerds Liebe wäre danach einem übermächtigen persönlichen Schicksal gewichen. Gerd hätte Anni nicht vergessen, weil er ihrer müde war; er hätte seine Liebe zu ihr überwunden, weil er Gewaltigeres tun mußte. Er war nicht mehr reich. Er müsse große Schulden tilgen. Er müsse seine Ehre retten. Wenn er Anni nun nicht mehr liebte, dann wäre seine Liebe seinem Stolze unterlegen, einem schönen Stolze, der auf Anni von Spiegelberg verzichte aus Furcht, ihr keine standesgemäße Zukunft bieten zu können. Wenn sie indessen durch den Onkel eine größere Mitgift erhielte . . .

Anni blieb noch immer teilnahmslos. So schien es. Müde sah sie aus, gelangweilt, so gleichgültig, als erzählte ihr die Tante etwas von einer fremden Person. Die Tante gab nach vielen Mühen den Versuch auf, Anni einen Fingerzeig zu geben, wie sie den Weg zum Herzen des Grafen Gerd wiederfinden könne. Über die Kälte, die sie fand, ärgerte sie sich. Dem Klavierlehrer, der gerade eintraf, um Anni eine Unterrichtsstunde zu erteilen und dem sie ebenfalls ihre Ansichten darlegte, bekannte sie ihre bittere Enttäuschung, indem sie über das Wesen ihrer unbegreiflichen Nichte urteilte: ‚Und dieses Kind sitzt vor solchen neuen Aussichten wie ein Steinbild. Sie hat nicht die Fähigkeit, sich der neuen Lage gewachsen zu zeigen, geschweige sie überlegen auszunützen. Sie besitzt sogar die Geschmacklosigkeit, ihre innere Gleichgültigkeit offen zu zeigen. Nein, dieses Kind war von Anfang an einer Liebe mit dem jungen, schönen, verwöhnten Asseweeth nicht würdig. Dieses Kind artet zu sehr dem Vater nach. Dieser war auch ganz verstockt. Er wollte nämlich durchaus nicht einsehen, was wir ihm rieten, bevor er seine Tochter auf ein Mädchengymnasium schickte. Jetzt sieht man die Wirkung. Ganz kurzsichtig ist Anni; als ob sie selbst das große Vermögen besäße; als ob sie nicht nötig hätte — ja, das arme, arme Kind.‘

Gleich nach dem Fortgange der Tante Ella mußte Anni sich zu Bette legen. Sie erlebte eine merkwürdige Schwächekrankheit und genas nur langsam. Wie ein Körper, der lange gehungert hat, die plötzlich eingenommene gute Nahrung nicht nur nicht verträgt, sondern daran leidet, so wurde ihr das neue Gerücht über Gerd zur organischen Erschütterung. Es war ihr wie eine Posaune erklungen. Sie stürzte nieder, konnte sich nicht fassen und erholte sich nur durch krankhafte Erschöpfung. Ihre sterbende Liebe richtete sich zu neuem Leben auf, leidenschaftlicher als zuvor.

— — — — — — — — — — — — —

Annis kluger Onkel, der Baron von Beevern, war überzeugt, daß Gerd Asseweeth die Verbindung mit Anni nur löse, weil er

nach der Liquidation seines Vermögens als ein armer adeliger Schlucker nicht gut eine arme Adlige heiraten könne. Arm und arm, ergibt immer nur arm. Er achtete diese Gesinnung. Deshalb lud er eines Tages Dr. Heinz Potthoff, von dem bekannt war, daß er Gerd am nächsten stehe, zu sich zu einer Besprechung ein.

— — — — — — — — — — — — —

Als Dr. Heinz Potthoff die Einladung erhielt, erschrak er. Er befürchtete, daß Gerd ein Unglück zugestoßen wäre, und daß er es durch den Baron Beevern erfahren solle. Klopfenden Herzens, mit stechendem Atem, mit heißglänzenden tiefen Augen kam er bei dem Baron an. Dieser saß, von blauen Rauchwolken umgeben, im Klubsessel vor seinem Arbeitstische und schrieb. Er lächelte mit dem ganzen länglichen, fetten Gesichte. Das beruhigte Dr. Potthoff etwas.

‚Ich rauche wieder echten Burgsteinfurter Tabak,‘ sagte er mit seiner langsamen, vortragenden Stimme. ‚Einige Tage ermangelte ich seiner. Ich war todunglücklich. Jetzt aber — hahaha — ja, jetzt ist es mir zwar, als ob ich es mir wohl sein ließe, woran viele andere darben. Als übertrete ich ein Verbot. Ganz jugendhaft ist mir zu Mute. Gerade deshalb, weil man tut, was viele andere nicht können. Zwar sage ich mir auch: „Nur immer gekauft, wenn's auch schwindelhaft teuer ist. Es bringt den Handel in Gang; das Geld rollt und nimmt der lügenhaften Behauptung des Sozialismus, daß der Kapitalismus unfruchtbar sei, den Boden unter den Füßen weg. Ja, deshalb kaufe ich, so teuer es auch wird. Es ist eine soziale Pflicht, ein Ausgleich für die Nöte, die jetzt durchgemacht werden."‘ Er lachte sein kraftvolles Lachen. Da lächelte Heinz Potthoff auch. Sein Herz fing an, stiller zu werden.

‚Wünschen Sie ein Täßchen Kaffee, lieber Doktor?‘

Dr. Potthoff lehnte mit eifrigem Danke ab.

‚Oder wünschen Sie etwas Milch, fette Milch? Die bekommt Ihnen gut. Sie sehen ja doch nicht glänzend aus.‘

Potthoff fuhr innerlich zusammen. Er sähe schlecht aus, meinte dieser Baron? Man bot ihm nachmittags zur Besuchszeit Milch an? Als ob er krank wäre, oder als ob er sich zu Hause keine Milch leisten könne? Laut sagte er deshalb, daß er sich, obschon er vor drei Monaten noch an Brustbeschwerden gelitten habe, seit Wochen sehr, sehr wohl befinde. Wenn er schon etwas trinken müsse, dann wolle er doch lieber um ein Täßchen Kaffee bitten.‘

‚Bravo, freut mich, lieber Doktor! Dann trinke ich auch wieder ein Täßchen mit. Es geht mir nämlich mit dem Kaffee wie mit dem Tabak. Frische, echte Ware ist ins Haus gekommen.‘

Er klingelte.

‚Aber rauchen mögen Sie wohl doch nicht? Ich meine wegen Ihrer Gesundheit, wegen der Sorge um Ihre Gesundheit, Herr Doktor.‘

‚Tabak rauche ich allerdings nicht. Aber Zigarren, Zigaretten — —‘

‚Das ist ja famos. Wenn Sie wieder rauchen dürfen, dann müssen Sie allerdings wieder ein Mann auf dem Damme sein. Freut mich! Freut mich!‘

Nun war Heinzen Potthoff zwar von seinem Arzt erst kürzlich noch das Rauchen und das Trinken von scharfen und alkoholischen Getränken verboten worden; er beteuerte aber trotzdem: ‚Ja, wenn ich eine Zigarette rauche, dann erlebe ich sozusagen den Beweis von meiner Gesundheit.‘ Er stutzte über seine kühnen Worte, zumal da leise Lungenstiche sie Lügen straften; er fühlte sich aber vor Stolz und Behaglichkeit warm werden. ‚Dieser Adel versteht das Leben doch,‘ dachte er und entzündete mit möglichst eleganter Gebärde eine Zigarette an dem Streichhölzchen, das Baron Beevern ihm gnädig reichte.

Der Kaffee wurde aufgetragen. Draußen im Pärklein trugen zwei, drei, vier Bäume, Linden, Ulmen, Kastanien ihre farbenscheckigen Wipfel wie eine Maskarade.

In der Mitte des frischgeharkten Rasengrüns brannte auf einem Riesenbeet die gelbe Farbenglut von Dahlien. Vom Himmel sah man nur blasse Sonnenflecken durch die Öffnungen der Laubwipfel auf den Rasen fallen.

Heinz Potthoff war wohlgemut.

Da fragte ihn Baron Beevern, ob er auch die merkwürdigen Gerüchte über den Grafen Gerd gehört habe. ‚Neue Gerüchte über Gerd? Nein,‘ erwiderte Potthoff. Seine gute Stimmung verflog. Unbestimmte Angst packte ihn wieder.

Der Baron erzählte.

Potthoff war so aufgeregt, daß er mehrmals um Wiederholung bitten mußte, ehe er die volle Tragweite der Gerüchte erfaßte.

Der Baron bemerkte seine Ergriffenheit. Er blickte ihn gütig und schmeichelhaft an. Die zahlreichen Falten und Fältchen um die Augen schwollen und verebbten strahlenförmig. Er freute sich über Potthoff.

Dann meinte er, daß es mit den Gerüchten um den Grafen Assewееth wohl dieselbe Bewandtnis habe wie mit dem Echo seiner jüngsten Berliner Rede über das wahre Gesicht der Demokratie. Früher sei er als Herrenhausmitglied nie öffentlich hervorgetreten. In dem gegenwärtigen Strudel von Meinungen wäre aber ein steuerndes Wort zur rechten Zeit eine Tat. Da habe er nun den Deutschen sagen wollen, daß ein Baum, der nicht tief in der Erde

wurzele, auch nicht hoch in den Himmel wachsen könne; was, angewandt auf die Demokratie, bedeute, daß politische Einrichtungen, die nicht in der Tiefe der Einrichtungen, wodurch ein Volk groß geworden sei, wurzelten, keinen Wuchs hätten und ein Volk auszehrten, anstatt es zu stärken. Ja, so habe er geredet. Und da habe in einer Zeitung als Echo gestanden, daß er ein Volksfeind sei; in einer anderen, daß er die Gesinnungen verwirre und ein Anarchist sei; in einer befreundeten Zeitung habe er gelesen, daß er den Staatsfeinden zu sehr entgegenkomme, wenn er ihr Ketzertum nicht einfach verdamme. Keiner wäre ihm gerecht geworden, aber auch keinem könne er beweisen, daß er seine Worte gefälscht habe. Sie hätten nur sein n so abgeschrieben, daß man daraus ein u lesen könnte, und so hätten sie mit allem verfahren. Und so wäre es auch wohl mit den Gerüchten über Asseweeth. Diese stempelten wohl ein u zu einem n oder umgekehrt. Ob er als Freund und Erzieher Gerds nichts Genaueres wüßte? Ob er ihn seit dem furchtbaren Fronleichnamstage wiedergesehen hätte?

Da wurde die glatte, reine Stirn Potthoffs dunkel vor Furchenschatten. Er hatte Gerd nicht mehr wiedergesehen. Er hatte kein Wort von ihm gehört. Die Tante Gerds, die Gräfin Thea, hatte ihm auch nichts erzählen können. Gar nichts wußte er von Gerd. Jeden Morgen paßte er dem Briefträger vergebens auf, und jeden Morgen erlebte er die Nachricht von der wahnsinnigen Verschollenheit der Gräfin Mutter und der Flucht Gerds in die Einsiedelei von Starrenbeck von neuem. Er hätte so gern dem Baron erwidert, daß er das Glück habe, über Gerd unterrichtet zu sein, daß er noch immer sein Vertrauter sei. Aber es half nichts. Die bittere Wahrheit mußte er jetzt laut gestehen. Traurig bemerkte er: ‚Leider kann ich Ihnen nicht dienen, Herr Baron. Mein Verhältnis zum Grafen Gerd ist jetzt so, als ob ich Gerd nie gekannt, und ihm nie so nahe gestanden hätte wie keiner seiner Freunde.‘

‚Dasselbe sagt seine Braut von ihm,‘ erklärte der Baron. ‚Es ist ein Jammer,‘ meinte er weiter, obschon es nicht sehr traurig klang. ‚Aber es besteht die Möglichkeit, mein liebster Herr Doktor, daß er sich wegen der Schulden für einen armen Teufel hält; daß er nichts von uns und seiner Braut wissen will, weil er uns gegenüber nicht mehr standesgemäß auftreten kann. Demgegenüber wäre vielleicht eine Aufklärung am Platze. Ich möchte ihm wissen lassen, daß meine Nichte eine so große Mitgift erhält, daß er imstande ist, damit zu arbeiten und sich wieder ein Standesvermögen zu erwerben, und wenn ihm das nicht zusagt, damit standesgemäß zu leben? Ich möchte, daß Sie ihm das mit ihrer Gewandtheit einfilterten. Wie eine Medizin. So etwas kann recht gut ein alter, vertrauter Erzieher und Freund.‘

Heinz Potthoff wurde es bei diesen Worten ganz wundersam. Zuerst bekam er wie so oft einen Schrecken, sich Gerd aufdrängen zu müssen. Danach überkam ihn eine sonderbare Leichtigkeit. Nur auf der Brust lag es wie die Schwere eines warmen Tieres. Er wollte husten und konnte nicht. Sein Blick weitete sich durchsichtig. Noch nie hatte er die Dinge so scharf gesehen. Die glänzende Weichheit der grünseidenen Wandbekleidung mit den goldgrünen Blumenmustern sah er zum freudigen Fühlen nahe vor sich; die vielen Geweihe von Hirschen und Gemsen an den Wänden jedoch bildeten eine zustechende Wirrheit. Die Nußbaumstühle mit den grünen Polstern standen in Zudringlichkeit. Er meinte, die Titel der Bände in den Bücherschränken lesen zu können. Seine Brille trug er nicht, und war doch kurzsichtig. Griff die Krankheit wieder nach ihm? Fahle Blässe bedeckte ihn. Schweißtropfen standen auf dem Gewölbe seiner Stirn.

Der Baron fragte: ‚Sie sehen so blaß aus, lieber Doktor. Es ist Ihnen doch nicht plötzlich schlecht geworden?‘

‚Nein, nein, durchaus nicht. Was denken Sie, Herr Baron. Ihre Worte gehen mir nur durch den Kopf. Ich überlege . . .‘

‚Ja. Ein solches aufklärendes Wort könnte den Grafen Gerd vor Übereilung warnen; es könnte ihm die Ruhe, die er auf Starrenbeck vergeblich sucht, wiedergeben. Es könnte ihm ein neues Leben einleiten. Ich glaube, es wäre so etwas die Rettung für ihn. Für Anni wäre es das Paradies.‘

‚Rettung Gerds! Das ist es,‘ dachte Heinz Potthoff. ‚Sein Leid griff in mich über. Daher die Verwandlung in mir; nun, da ich ihn retten soll, wiedersehen und sprechen soll. Ich kann das Glück dieser Aufgabe nicht gleich vertragen. Neue Mühen wecken neue Sinne.‘

In seiner Brust hoben sich schwere Flügel wie aus Tanggeflechten hoch, hoch . . . Plötzlich hustete er brechend; er schwitzte. Dabei stand er auf und sagte zwischen den Hustenstößen strahlenden Auges: ‚Jetzt weiß ich, wie ich es anzufangen habe. Ich sehe alles ganz klar vor mir. Es ist mir, als hätte ich neue Kraft. Erst, ich muß es gestehen, zauderte ich. Verlegen war ich, niedergeschlagen, freudlos. Aber jetzt! Oh, es ist nicht zu sagen. Als hätte ich das neue Leben, das ich dem Grafen Gerd verkünden soll, schon in mir . . .‘

‚Sehr verbunden, Herr Doktor. Aber Sie müßten sich, meine ich, doch auch schonen.‘

‚Sie meinen wegen dieses Hustens? Nachwehen der alten, längst überwundenen Krankheit! Nachwehen! Ärgerlich genug, um Sie, Herr Baron, zu belästigen. Erlauben Sie deswegen . . .‘

Er stoppte vor der Gewalt des heranrasselnden Hustenanfalls.

‚Gewiß, gewiß. Soll ich Sie nach Hause fahren lassen . . .?‘

‚Aber was denken Sie, Herr Baron. Ich sage Ihnen ja, es handelt sich nur um Nachwehen.‘ Wieder hustete er. ‚Nachwehen.‘

Der Baron begleitete ihn besorgt hinaus, beruhigte sich aber durch den Anblick seines Gesichtes, aus dem durch alle Verzerrungen des Hustens ein kindhaftes Glück herausglänzte.

— — — — — — — — —

Um die Altstadt schlang sich die Lindenlaubkrone feuergelb. Der fegende Wind zerblätterte sie und wehte und wirbelte ihre Flammenblätter auf blutrot farbige Dächer und in den nebelfeuchten Kot der Spaziergänge und Gäßchen. Scharf roch es im Regenrauch nach Welkheit. Den Zug der schweren Wolken, blauschwarz, wie am Menschen Beulen, worunter totes Blut sich ausgärt, begleitete ein heftiges Pfeifen. Von Zeit zu Zeit prasselte ein Regenschauer; er peitschte wie im Haß die Häuser, Bäume, Straßen, Menschen. Die Jungen steckten die Hände in die Buxen und johlten den Mädchen mit den wehenden Röcken zu: ‚In de Hölle is Kärmis.‘ Die Erwachsenen trieben sich an im Gehen, Hasten, Kämpfen durch die Straßen. In Massen fiel die Dämmerung wie feuchter Staub. Sie schleppte etwas Luft-, Freiheit-, Leben-Verdrückendes mit sich. Man dachte an das viele Sterben an den Fronten; man erschauerte.

Doktor Heinz Potthoff hatte sein Zimmer einladig warm. Beim Schein seiner rotverhängten Gaslampe packte er in eine Reisetasche die neuesten Romane, wovon er annahm, daß sie Gerd fesseln würden. Am nächsten Tage mittags wollte er zu ihm reisen; gleich nach der letzten Unterrichtsstunde. Deshalb packte er jetzt schon. Ein Schwelgen von schönen Erinnerungen und Aussichten lag auf seinem zartweißen, molligen Gesichte.

Jäh und mehrere Male hintereinander klopfte es an seine Tür. Aufgeschreckt rief er nicht ganz freundlich wie sonst wohl: ‚Herein!‘ Eine dunkle, hagere Gestalt betrat das Zimmer. Potthoff lief mit einem Aufschrei auf sie zu: ‚Das bist du selbst ja, Gerd. Ich bin am Packen, sieh! Ich wollte zu dir.‘

‚Zu mir?‘

‚Ja, in einer ziemlich wichtigen, einer besonderen Angelegenheit. Aber mach es dir bequem! Diese Überraschung! Ganz merkwürdig, in der Tat! Du kommst zu mir! Jetzt, wo ich mich reisefertig mache. Willst du Tee, Kaffee? Willst du hier mit mir zu Abend essen? Das erste Herbstunwetter ist draußen. Daheim ist es dann beschützend warm, findest du nicht? Aber sieh einer! Jetzt bist du hier. Ich habe so viel an dich gedacht. Sag, willst du Tee? Bei dem Wetter draußen!‘

‚Ich möchte nichts. Laß mich hier nur so sitzen. Ich will dich nur sehen, sprechen — oh nur sehen, Heinz! Was das Sprechen anbetrifft, nun — das begannen wir ja schon.‘

Seine Stimme hatte etwas Abgerissenes, Unruhiges, Befehlendes. Heinz kannte diese Stimme nicht. Er meinte, einen fremden Menschen zu hören, und sah doch seinen lieben Gerd leibhaftig und kaum verändert vor sich. Dieser Widerspruch befremdete ihn.

‚Du sagtest vorhin, es bewege dich zum Packen der Reisetasche eine besondere Angelegenheit.‘

‚Ach,‘ rief da Heinz in Not aus: ‚Man kann es nicht umgehen. Die ganze Stadt sagt, du wolltest dein ganzes Erbe verkaufen; du wolltest . . .‘

‚Was?‘ Gerd schrie es. Das Zittern durchlief ihn wieder.

Nie hatte er sich vorgestellt, daß er sein Erbe verkaufen müsse, nachdem seine Mutter bekannt hatte, es zu Unrecht erworben zu haben, und nachdem er vorher seiner Mutter dies Unrecht immer vorgeworfen und Sühne dafür geheischt hatte. Seit der Flucht seiner Mutter vermochte er diese notwendige Folge nicht zu begreifen. Er wagte es nicht. Er fühlte die Notwendigkeit dieser Folgerung nur, fühlte sie als etwas Ungeheuerliches. Er floh sie. Aber immer dräuender gestaltete sie sich wie von selbst hinter seinem Rücken. Er entwich ihr bis hier nach Münster, aber es war, als ob sie unsichtbar mitginge. Da war er plötzlich zu Heinz Potthoff gelaufen. Der sollte ihn erleichtern von dem Druck. Statt dessen sprang ihm der Gedanke an seine Pflicht in Worten, so wie er sie noch nicht zu fassen gewagt hatte, wie ein Raubtier hier entgegen. Die ganze Stadt folgerte, dachte, sprach aus, was er noch nicht mal verstehen konnte. ‚Was, was . . .,‘ fauchte er wütend, wie zum Angriff.

Heinz, der durch eine solche Wirkung seiner Worte bestürzt wurde, versuchte ihn ohne Überzeugung in der Stimme zu beruhigen: ‚Es ist ja nur wegen der Flucht — der plötzlichen Abreise deiner armen Mutter.‘

‚Mutter!‘ Wieder solch ein zerreißender, rätselhaft weher und wilder Schrei Gerds.

Er preßte die Hände vor das Gesicht. Er weinte, er schluchzte, und wollte es verbergen. So ganz anders wirkte seine erste Berührung mit dem alten Freunde nach Monaten und Wochen der Abgeschiedenheit. Der Name von seiner Mutter, von ihm genannt, brachte ihn außer sich. Er sehnte sie sich plötzlich her. Er meinte, ohne sie nicht weiterleben zu können. Seine Abgeschlossenheit war ein grollendes Verlangen nach ihr. Jetzt erkannte er es. Nicht die Wahrheit, nicht die Gerechtigkeit, nicht die Tugendhaftigkeit suchte er. Er suchte sie. Früher war sie ihm nicht rein, nicht wahr, nicht gerecht genug. Jetzt war sie ihm nicht nahe genug. ‚Mutter, Mutter, warum gingest du fort? Ich war doch nur ein unklarer Kopf. Du hättest mich erziehen müssen. Du flohest mich.‘ Er dachte weiter, er dachte dies: ‚Und wenn sie auch eine Verbrecherin wäre, noch

Schlimmeres getan hätte als das, was sie beging, sie sollte um mich sein.‘ Er war zerknirscht. Alles zerfloß in ihm in Weh. Er schluchzte wie ein Kind, lauter, lauter . . .

Heinz Potthoff hatte ihn nie weinen sehen, selbst als Knaben nicht. Es brachte ihn außer Fassung. Er ging auf und ab; dann wieder blieb er starr stehen. Er hätte mitweinen mögen. Aber eine wundersame Scheu hielt ihn zurück. Die Bedrängnis wuchs. Er wurde erregt. Da hielt er es nicht mehr aus. Er hauchte: ‚Geh, laß mich doch mittragen. Du weißt ja, ich habe dich so gern . . .‘ Weich und liebeweh klang es. Gerd hörte nur das Weiche. Es ekelte ihn. Schluchzen und Mutterschmerz fielen von ihm, wie seine Hände vom Gesicht fielen. Er stand auf.

Heinz Potthoff sah in ein paar feindselige, maßlos funkelnde Augen. Er war geschlagen, zurückgestoßen, weggeworfen. Mit heiserer Stimme herrschte Gerd ihn an: ‚Du verstehst auch nichts. Du kannst mich nicht mal meine Ohnmacht ausweinen lassen. Gleich mußt du dazwischen fahren — mit, mit — lassen wir das. Jetzt hast du mich vertrieben. Jetzt halte ich es auch bei dir nicht mehr aus.‘

Er wollte fort. Heinz verstellte ihm den Weg, jammerte aber nicht, sondern hatte den Einfall, zu sagen: ‚Ich habe dir vorher noch einen Auftrag auszurichten.‘

‚Von wem?‘ fragte Gerd geschäftsmäßig.

‚Von Baron Beevern.‘

‚Bitte,‘ versetzte Gerd, da Heinz eine Pause machte.

‚Der Herr Baron gab mir nämlich zu verstehen — es war gelegentlich — er erkundigte sich bei mir nach dir — und da —‘

Und da fand Heinz mitten im Reden wegen fremder Leute Sachen ein Wort, das ihm selbst Gerds Herzen wieder öffnete: ‚Du machst es‘, sagte er fest, ‚einem ja mitunter schwer, wie ein Freund zu sein — ja das tust du.‘

Gerd verzog ärgerlich den Mund. Heinz sah es gerne.

‚Du tust es, ohne es zu wollen. Aber das ist eigentlich noch schlimmer.‘

‚Und da sagte der Herr Baron von Beevern . . .?‘

‚Er meinte,‘ fuhr Heinz, jetzt sachlich sich in Gerd einfühlend, fort, ‚daß alles aussehe in deiner Angelegenheit, als ob du dich deshalb von allem zurückzögest, weil du — nun eben deshalb, weil du . . . Das ist empfindlichen Menschen schwer zu sagen. Nein. Du hieltest dich für arm, weil du kein Millionär mehr wärest. Du meintest, ohne das viele Geld könntest du . . .‘

‚Anni nicht heiraten,‘ schloß Gerd mit einem Hohne, der die Hoffnung Heinzens totschlug. ‚Natürlich,‘ sprach Gerd weiter, ‚der reiche Beevern glaubt seine Nichte jetzt für eine Mitgift loswerden zu können, nachdem meine Liebe sie nicht mehr wollte. Er glaubt,

ein Asseweeth täte für Geld alles. Der Fluch Mutters! Aber solche Kreaturen haben kein Recht, meine Mutter anzutasten. Wenn ich ihn nur hier hätte, und eine Peitsche dazu!'

Heinz wollte das abscheuliche Mißverständnis aufklären. Gerd verwies es ihm.

Heinz Potthoff schwieg, damit er Gerd nicht von neuem Ursache gebe, ihn zornig zu verlassen. Er war froh, daß Gerd noch bei ihm war und sich inzwischen wieder gesetzt hatte und auch jetzt noch sitzen blieb.

Er nahm sich doppelt scharf in acht, nichts Taktloses mehr zu sagen. Aus Furcht, durch nichts mehr anzustoßen, suchte er hin und her nach Worten der erneuten Annäherung, ohne etwas zu finden. Nichts fiel ihm ein, was er für zart, gütig und fesselnd genug hielt. Er hetzte sich innerlich ab im vergeblichen Suchen. Eine Stille dehnte sich aus, wuchs zum Henkersknecht und geißelte ihn.

Gerd saß da, wie in etwas tief versunken. Das schlaffe Behagen an der Vergeßlichkeit lag auf ihm.

Die Stille geißelte Heinz Potthoff heftiger. Er geriet in Verzweiflung. Er befürchtete, Gerd als Freund zu verlieren, wenn er in dieser schweren Stunde nicht den Weg zu seinem Herzen finde. Plötzlich entfielen ihm Worte, die er sich gar nicht vorher überlegt hatte.

‚Ein Einzelschicksal gibt es nicht. Es gibt immer nur ein gemeinsames Geschick,' erklärte er und war erstaunt, sich sprechen zu hören.

‚Wieso?' fuhr Gerd aus brütendem Gekauer auf.

Heinz erklärte fließend weiter: ‚Das Leben eines Menschen hängt von dem eines anderen ab; es gibt nur ein Geschick von Familien, Geschlechtern und Völkern. Und darin gibt es ein Gesetz . . .'

‚Was du nicht sagst,' spöttelte Gerd.

Heinz aber hatte den inneren Schwung. Er war seiner sicher. Er focht Gedanken aus und warb um Gerds Seele.

‚Ja, du weißt doch, wenn einer eine Last einen Berg hinaufträgt, dann kommt er schneller zu seinem Ziele, wenn er den geradesten Weg leidenswild einschlägt. Der geradeste Weg ist aber auch der gefährlichste, schwerste, gesundheitschädlichste. Wenn er klug und mäßig in Serpentinen ging, käme er langsamer, aber auch sicherer an.'

‚Das willst du auf das Geschick übertragen, das soll wohl dein Gesetz sein, wohl eine seelische Mechanik?'

‚Hör' erst mein Beispiel.'

Gerd grollte: ‚Dein Beispiel, das du der Geschichte meiner Eltern entnehmen willst.'

‚Nein, ich will nur von meinen dunklen Ahnen und mir sprechen.'

‚Ach, so — so . . .'

Heinz Potthoff ließ sich nicht einschüchtern.

‚Alle Eltern wollen meist, daß ihre Kinder auf der Gesellschaftsleiter eine höhere Sprosse erklimmen, als sie selbst einnehmen.‘

‚Denk mal an!‘ stichelte Gerd.

‚Da hör' nur; du weißt es ja doch nicht! Dich hat es nie gefesselt,‘ sprach Heinz mit bittersüßem Tone. ‚Meine Großeltern waren vom Lande; sie wollten, daß mein Vater studiere und Städter werde; sie darbten dafür, manchmal hungerten sie wohl auch, sie schrabbten alles Geld zusammen, und Vater brachte es doch nur zum Stadtsekretär. Er wurde aber Städter. Meine Mutter war allerdings wieder vom Lande. Leider wollten sie nun auch, daß ihr Sohn studiere, daß ich Priester oder Oberlehrer werde. Sie wollten aber alle ihre Kinder höher bringen. Es waren zehn. Das war sehr schwer; sie wollten es trotzdem. Da hungerten sie; viel müssen sie wohl gehungert haben, denn die jüngeren Kinder litten an der Unterernährung der Eltern. Ich war der Jüngste. Sieh, deshalb war ich immer so schwach auf der Brust. Ich erreichte ja mein Ziel, die höhere Sprosse auf der Gesellschaftsleiter. Als ich aber im Schützengraben lag, zeigte es sich, daß ich nicht die normale Widerstandskraft besaß, die ein Mann von vierzig Jahren haben muß. Ich zog mir die Lungenkrankheit . . .‘

‚Und nun willst du nachweisen,‘ unterbrach ihn Gerd ungeduldig, nur an seine Angelegenheit denkend, ‚daß deine Eltern zu viel erstrebten, ja unmäßig waren, daß du dafür büßen mußt, daß du dafür zugrunde gehen, ein kurzes Leben, keine Nachkommen haben wirst. Ah, ah, Rechner du! Und dann natürlich die Anwendung auf meine Verhältnisse: Daß es sich auch so für meine Eltern verhalte, daß meine Mutter zu maßlos im Erwerben gewesen wäre, daß ich dafür wieder alles abtreten müsse, daß ich... Das ist deine Philosophie des Ausgleichs! Du mußt alles Unklare in ein System zusammenhauen, weil du dann gleichsatte Ruhe hast, du geistiger Faulenzer. Da liebe ich doch mehr die christliche Erklärung: Meine Mutter war zu habgierig, deine Eltern zu hoffärtige Streber. Sie sündigten gegen Gott . . . Gott straft sie noch im vierten und fünften Gliede . . . Da können ich und selbst du mit deiner Krankheit noch Gnade erhoffen. Gott ist nicht so grausam wie deine Lehre.‘

Gerd erwartete keine Erwiderung. Er blickte nicht auf Heinz. Er verfiel in Brüten, in Riesenarme, die allen Willen, alle Leidenschaften erwürgen, jede Müdigkeit schützen.

Heinz war zusammengezuckt durch Gerds Urteil: daß er für die Eltern zugrunde gehe und sterbenskrank sei. Es war, als ob diese Äußerung seine Brust zerrisse. Er schrumpfte zusammen. Er erlosch an Farbe und Stärke. Seine Blicke weiteten sich wie im Verscheiden und starrten auf Gerd. Die Augenränder röteten sich.

Er keuchte etwas. Dann wurde er ruhig. Seine Augen füllten sich mit einem seltsamen Glanz. Er hockte da, rührte sich nicht und übergoß Gerds brütende Gestalt mit Inbrunst. Aus qualvollem Leide strahlte Glut von grenzenloser Liebe. Sein Wesen brannte. ‚Mehr, mehr Liebe. Ich liebe dich noch nicht genug, mein armer, teuerster Gerd.‘

So kauerte Heinz Potthoff vor Gerd, reckte langsam das große zarthäutige Gesicht aus der Tiefe zwischen den spitzen Schultern hoch. Sein langer, blonder Bart schimmerte. Seine durchsichtigen blassen Hände schwebten aus nach Gerd, berührten ihn leise. Heinz bekannte mit beschlagener Stimme: ‚Sei doch nicht so jäh. Es ist doch in Wirklichkeit meist ganz anders wie man rechnet. Deine Schlußrechnung war doch nicht ganz richtig. Ich wollte gerade nicht folgern, daß ich mit meinem Leben büßen müsse für den zu maßlosen, für den rasenden Lebensehrgeiz meiner Eltern, denn (Heinz lächelte himmlisch überlegen), denn siehe Gerd, ich bin ja gar nicht sterbenskrank: Ich bin wieder kerngesund. Auch die Nachwehen der Lungentuberkulose habe ich überwunden, gänzlich überwunden. Bedenke, seit drei Monaten hast du mich nicht mehr gesehen. Du findest dich nicht mehr zurecht. Ernstere Gedanken beschäftigen dich. Nein, ich bin wirklich wohlauf. Das ist es ja, wodurch meine Gedanken über das Abwiegen von Anstrengung und Erfüllung, von Gier und Erschöpfung in den Familien und Geschlechtern einen Ausblick erhält, der ganz anders ist wie du annahmest. Die Folge war für mich ein zu schwacher Körper. Dieser widerstand nicht den Krankheitserregern. Das sind die Tatsachen. Die aber enthalten noch nicht das Urteil, noch nicht die Strafe; das war nur eine Warnung. Verstehst du? Ich mußte danach ganz besonders acht geben, ganz besondere Pflichten übernehmen. Auf vieles mußte ich verzichten. Nicht aus Strafe, sondern damit das Leben, das herrliche Leben recht bekomme, und ich trotz der Unmäßigkeit im Ehrgeiz meiner Eltern gesund bleibe, ja sogar — warte nur — heiraten könne, um eine Familie zu gründen, meinerseits wieder Kinder zu erhalten, um die Linie meines bescheidenen Geschlechtes weiterzuführen. Wo bleibt da die Grausamkeit meiner Lehre, wie du mir aus Jammer vorwarfest? Güte bleibt übrig; die Güte der Natur, die Leben, Leben, Leben hervorbringen will; die Liebe Gottes ist es. Sie wirkt noch im Streben der Enkel, die vom Übermaß der Ahnen nur den Schauer geerbt haben. Klar werden muß man sich nur darüber, damit man nachhelfen könne, wieder erstarke, die Folgen überwinde, was ein blindes Draufgängertum im schwachen Nachfahren allerdings wohl nicht vermag. Die herrliche Verständigkeit ist es, die wunderwirkende, abwägende Mäßigkeit — ach, sie sind wie göttliche Hände, die schwere Flüche in Segen verwandeln können. Und das auch bei dir. Dein

Großvater stammte von einer bürgerlichen Mutter. Er hatte Erwerbslust und Ehrgeiz ererbt. Zur Zeit der Entdeckung der Kohlenreichtümer der westfälischen Erde erraffte er ein großes Vermögen — zu schnell, zu maßlos selbst in seinen Kreisen —, der Sohn vergeudete es . . .'

‚Mein Vater!'

‚Er besann sich nicht. Deshalb hatte die Vergeltung ihren Lauf. Die Leidenschaft trieb ihn, anstatt daß er mit seiner Verständigkeit die Leidenschaften zügelnd benutzte.'

‚Meine Mutter,' unterbrach abermals ihn Gerd ungeduldig.

‚Deine Mutter schuf sich einen neuen Reichtum.'

‚Ganz wie der Großvater?'

‚Nicht ganz so. Nicht aus lauter Erwerbsgier. Sie tat es im Kampf gegen den Untergang zuerst aus Selbsterhaltung. Aus Liebe zu dir. Mit den Mitteln ihrer Zeit, welche die des Unternehmertums waren. Das Unternehmertum kann nichts wachsen lassen; es muß alles künstlich machen, rasend schnell machen. Das ist maßlos und daher unrecht. Das wird auch bestraft durch nachfolgende Schwäche oder Vernichtung. Das Leben ist eine Wage; die Wage des heiligen Michael. Die Maßlosigkeit deiner Mutter ist wilde Natur. Sie handelte aus gewaltigem Muttertrieb, dich und deine Zukunft zu retten durch die unnatürlichen Mittel der Zeit: der kapitalistischen Erwerbsfabrikation.

Gerd richtete sich gespannt auf. Kannte er diese Gründe nicht schon? Sie fielen aus den Gedankenbahnen des eigentlich strengen Heinz heraus. Es klang so merkwürdig eifrig. Seine Spannung wuchs, denn ganz dieselben Gründe hatte seine Mutter selbst vorgebracht. In den schlaflosen Nächten seiner Einsamkeit hatten sie sich seinem Gedächtnis eingefressen.

Heinz sah die Spannung mit freudigem Aufleben, denn er hielt sie für Anteilnahme. Er saß freier; seine blassen Hände formten erst zögernd, dann schwungvoll Gebärden, die den Kreislauf seiner Gedanken im Spiel begleiteten.

‚Wenn die Frau Gräfin unrecht Gut erwarb, dann waren nicht alle ihre Güter unrecht Gut. Sie brauchte nicht alles aufgeben, nicht dich im Stiche zu lassen. Sie handelte auch in der Buße maßlos, mehr aus gereizter Mutterliebe als aus dem reinen Eifer der Sühne. Sie hätte sich mit dir aussprechen müssen, offen und aufrichtig. Sie hätte sich mit dir verständigen müssen, voll von Bereitschaft, ohne Ichsucht. Sie brauchte nur die Wahrheit ihrer Erkenntnis zu gestehen. Das hätte dich dann doch wohl aufgeklärt, denn was du in deiner Mutter sahst, war ebenfalls nicht ganz Sachlichkeit, nicht ganz das ebnende Maß von Gerechtigkeit.'

Gerds Augen nahmen den Blick der Lauer an.

Heinz bemerkte es nicht. Er war auf dem Gipfel seiner Gedanken angelangt. Er loderte vor Liebe und Einsicht.

‚Jeder, der deine Mutter kannte, mußte es für unmöglich halten, daß sie das sei, was du in Köln im Kabarett glaubtest, als du sie vor dir ...'

Da geschah es.

‚Du weißt, daß sie in Köln an jenem Ort — jenem ... daß sie es war?' schrie Gerd. ‚Wer, sag, sag, wer hat dir das gesagt?'

Er war aufgesprungen und stand bebend vor Heinz Potthoff.

Unter diesen zuhauenden Worten erkannte Heinz, daß er sich hatte hinreißen lassen, ahnungslos zu reden, zu reden, was er nur von der Frau Gräfin selbst wußte. Er schlug die Augen nieder und suchte stotternd, die Finger krampfhaft in die Luft spreizend, nach einer Erklärung.

‚Such' nicht!' schnarrte ihn Gerd in leidender Wut an. ‚Bekenne; sag' die Wahrheit, welcher die Mutter und ich hätten folgen sollen; sag du sie selbst. Woher weißt du das alles?'

Ohne Übergang brach er wankend, flehend aus: ‚Weißt du, wo die Mutter ist?'

Seine wunde, kranke Liebe schrie mit.

Potthoffs wächsernes Gesicht erschien dumm, einfältig und schmerzlich. Seine Stimme gurgelte unverständliche Laute. Er hatte sich nicht mehr in der Gewalt. Seine Zunge konnte noch nicht mal ein Wort formen. Der Sturm hielt ihn und schlug ihn.

Gerd geriet vor diesem Anblick in Raserei. Er packte und schüttelte den kranken Freund.

‚So sag du mir wenigstens die Wahrheit. Eher lasse ich dich nicht. Meine Mutter hat dich ...'

Heinz wies auf seinen Schreibtisch und röchelte: ‚Da, da ...'

Das war das einzige Wort, das er hervorbrachte.

Jetzt wollte er die Wahrheit sagen, trotz des Versprechens, das er der Frau Gräfin gegeben hatte. Gerd war ihm viel mehr wert als alle Versprechen. Ihn wollte er nicht verlieren. Er fand die Besinnung wieder. In stürzender Hast, aus Furcht, daß sein Bekenntnis jetzt nicht noch zu spät komme, schleuderte er heraus, was die Gräfin am Vorabende des Fronleichnamstages ihm anvertraut hatte.

Gerd hörte, wobei er nach dem versiegelten Pakete suchte, nur halb zu.

Heinz hatte noch längst nicht geendet, da fand Gerd das Paket. Er stieß einen Triumphschrei aus, trat auf den noch hastig weiterberichtenden Freund zu, schwang das Paket und gellte: ‚Da hab' ich den Beweis, daß du mit meiner Mutter im Einverständnis gehandelt hast. Du warst ihr Vertrauter. Du kanntest meine Not. Du

ließest mich leiden. Du warst nur bestrebt, ihr zu helfen und mich zu betrügen. — Schweig, ich will nichts mehr hören. Gar nichts mehr. Dieses Paket zeugt gegen alle deine Vertuschungen. Du warst ein falscher Freund. Du ließest dich betören und erkaufen. Gestikuliere nur, krächze und röchle nur, du bist nur eine Memme! Du konntest der Mutter noch nicht mal die Treue halten. Jetzt verrietest du sie an mich, vorher mich an sie. Pfui! Und solche Kreaturen reden von Schicksal, Liebe, Gott ...'

Heinz Potthoff schlug auf den Boden; im Fallen riß er merkwürdigerweise weit die Augen auf. In jenem seltsam deutlichen Lichte, wie er bei Baron Beevern in einem Augenblick die Umgebung erfaßt hatte, sah er jetzt den ihm liebsten Menschen hinausstürzen. Blutiger Schaum blies ihm aus dem weißen Munde und sickerte in den blonden Bart. Er regte sich nicht. In Ohnmacht lag er ganz ohne Leben, lag so, bis daß seine Haushälterin herein kam, um das Abendessen aufzutragen, ihn sah, aufjammerte und ihn zu Bette brachte.

Draußen am Himmel rollten, umwittert von Mondscheinfetzen, schwere Wolken, die sich übereinandertürmten, die Stadt verdunkelten, verfinsterten. Um Wolkenkämme züngelten Sturmpfiffe. Ein erstarrendes Frösteln fiel auf die Stadt nieder. Das Bewußtsein der Menschen erstreckten die Irrklänge des Totentanzes.

3. Kapitel.

Send.

Es ist Herbst-Send. Fünf Tage dauert er.

Ein kühler grauer Tag. Unter einem riesigen unbeweglichen Wolkentonnengewölbe blaken schwarze Trauerrauchfahnen. Zwischen den Häusern der Stadt rast der Sturm. Er wühlt fegend, zerknickend, zerschlagend in den tausend mächtigen, im Herbst so schönen Baumwipfeln. Er läßt hohe Wirbel aus nassen und faulen Blättern durch die Promenaden tanzen. Wege, Gänge und Straßen sind bestreut mit welkendem Laub, mit schweren abgerissenen Zweigen und Ästen. Kinder mit roten Plusterwangen, roten Nasenspitzen und zerzaustem Haare schreien mit dem Sturm um die Wette. Es macht ihnen Spaß. Mädchen und Frauen wehren sich gegen die Windstöße und tragen ihre Röcke aufgebläht zu Krinolinen. Etliche, denen man so begegnet, lachen. Etliche andere kämpfen verbissen mit rotem verschämten Gesicht. Beim Schreiten im mächtigen Elemente fühlen die Männer ihr Blut heiß werden.

Gerd ging zum Send. Er empfand das Wetter wie ein Erlebnis. Auf seiner Seele spielte es wie eine Hand auf der Harfe. Für ihn bedeutete das rasende Unwetter die Vernichtung des alten,

des gestrigen Lebens; die Zerstörung jener lieblichen letzten Blumen- und Baumwipfelpracht, die soeben noch unvergänglich schien. Es war die Grausamkeit der Vorbereitung auf etwas Neues, noch nicht Geborenes. Furchtbar kündigte es sich an, schmerzlich war es von der namenlosen Angst des Unbekannten begleitet. Gerd wunderte sich, daß die Menschen bei solchem Wetter in frischer Munterkeit sein können. Er dachte an jenen Grafen Siegesmund Assewecth, dessen Geschichte er im Umrisse vor einigen Tagen in den alten Papieren seiner Ahnen gelesen hatte. Siegesmund war ein kraftvoller junger Mensch von 21 Jahren gewesen, hatte die himmlischen Mädchen und den feurigen Wein und den blanken Degen zu sehr geliebt, bestand ein leidenschaftliches Liebesdrama, das ihn zu Hause unmöglich machte. Danach schickte man ihn als mißratenen Sohn nach dem Osten, dem Baltikum, das im 15. Jahrhundert für Westdeutschland bedeutete, was vor dem jetzigen Kriege Amerika für Deutschland war. Für lange Jahre blieb Siegesmund für die Chronik der Assewecth verschollen. Dann tauchte er in der Notiz wieder auf: ‚Siegesmund hat sich mit einer Tochter des Grafen Horn verheiratet. Er soll durch die Schiffahrt nach Schweden sehr reich geworden sein. Danach erbte er das Ansehen und die Macht des Grafen Horn. Er starb heute vor einem Jahre und zwei Jahre nach dem Tode seiner Frau. Er hinterließ zwölf Kinder, davon waren acht männlichen Geschlechts.‘

An diesen Abenteurer in der Reihe seiner Ahnen erinnerte sich Gerd und fragte sich, ob dieser wohl an einem Tage wie dem heutigen den Entschluß gefaßt hätte, seine Familie, seine Heimat und seine Gewohnheiten zu verlassen? Unmöglich schien ihm das. Nur an einem lachenden Frühlingstage konnte er einen solchen Entschluß fassen, sein altes Leben fortwerfen und auf gut Glück eine neue Zukunft suchen gehen . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Der Neuplatz, wo der Send abgehalten wird, ist ein Rechteck, durchschnitten von einem mächtigen Lindengange. An der östlichen Seite umstehen ihn Wohnhäuser. Einige davon tragen in den Verhältnissen der Fenster und der zwei Stockwerke die adlige Vornehmheit des 18. Jahrhunderts; alle sind sie still. Durchquert wird der Platz ebenfalls durch einen Lindengang, an dessen Ende das Licht ausstrahlt und die Stirnseite des alten Schlosses der Fürstbischöfe in prächtige Erscheinung treten läßt. In den Riesenbäumen und auf den Rasenplätzen vornehm ruhigen Rahmens wütet in schrankenloser Raserei der Sturm. Auf den mittelsten Rasenplätzen stehen graue Zelte, umtollt von Windstößen, die sich darin fangen, die Zeltleinen durchrütteln, aufblähen, pfeifend enteilen, brausend wieder hereinstürzen, an allem fingern und zerren, was nicht fest ist, und gellen,

wenn es gelang, etwas umzustoßen. Das Wetter stürmt; es regnet aber nicht. Es ist frisch. Die Menschen haben eine anstürmende Laune. Kurze Jungen stoßen in Trompeten, schmettern Kriegsfanfaren, blasen auf Pfeifen, rappeln mit hölzernen Klappern, setzen ab und lachen, wenn es nervenverzerrend gequietscht hat und von einem Windflügel mit fortgeblafft worden ist. Überall stehen, flegeln, bummeln Buben durch die drängende Menge; flattern, spielen, schmiegen sich Mädelchen. Zuckerstangen sieht man an roten, klebrigen Lippen. Die lutschende Lust wärmt ihre Herzen, läßt ihre Augen strahlen. Es sind die letzten Zuckerstangen. ‚Sie sind so furchtbar teuer,' sagen die Eltern, sagt ein jeder. Die junge Welt drängt sich an die Karusselle. Aus Mangel an Pferden müssen die Knaben selbst schieben. Auch nicht den alten Prunk hat die sausende Feerie. Heruntergekommen sieht alles an ihr aus. Auch keine Musik wird gemacht. Man ersetzt sie zwar durch Johlen, Pfeifen und durch die Musik der Mundharmonika und des Lachens. Ein buntes Lärmen, aber es ist ein gewaltsamer, etwas karger und kühler Ersatz.

Der Send stirbt!

Im Kasperletheater spielen Puppen das Begegnis von Max und Moritz mit dem Polizisten oder den Streich der Freiheit gegen die Gewalt des Knüppels. Aber es sind ganz junge Kinderaugen, die glühen und die glauben, die Puppen seien Menschen. Nur diese jungen Guck-in-die-Welt schreien, wenn Max und Moritz Püffe kriegen; nur diese lachen, wenn der Polizist verratzt wird. Ja, nur diese glauben, die Holzfiguren wären Menschen, trotzdem sie sehen, wie puppenhaft sie sind, und trotzdem sie den Arm des Mannes erblicken, der sie springen, laufen, sich durchwämsen und die Köppe einrennen läßt. Nur diese glauben, es wäre ein Wunder. Die älteren von den Jungen haben einen wissenden Zug um den noch kindlichen Mund. Es vergnügt sie zwar; doch ist es keineswegs blendend, was sie sehen; nur Schieberei ist es. Sie sind längst dahintergekommen. Der Krieg hat sie nicht nur über diesen Humbug, sondern noch über ganz andere Dinge aufgeklärt.

Vor einem roten Tuche sitzt ein schwarzes Zigeunerweib. Sie hat einen weißen Kakadu bei sich. Dieser zieht Glücksbriefchen aus einem Korbe und ruft: Wer? Wer? Junge Mädchen nehmen und bezahlen, lachen und denken klopfenden Herzens: Ich will wissen, ob er aus dem Felde heimkehrt und mich noch so gerne hat. Die Menschen drücken sich um das Zigeunerweib. Es sind nicht nur Mädchen, sondern auch Damen. Nicht nur Damen, sondern auch Männer und viel Soldaten. Sie alle lachen ungläubig und sind gespannt. Sie zweifeln und erwarten das Unmögliche...

Überall will man kaufen, essen, naschen, lutschen. Aber die Nachfrage ist viel größer als das Angebot; vor allem gibt es nicht das,

was man gern möchte: Gebäck, Schokolade. Statt dessen gibt es Ersatz, den man mit Mutwillen verzehrt.

Es ist ein sterbender Klimbim! Nur der Wind tut gern mit. Es gibt Ecken. Da liebelt das junge Volk, heftig ohne Scheu, hastig, aus Furcht, in dieser Kriegswelt frühen Sterbens an Lust zu kurz zu kommen. Es gibt andere Ecken, da wird wüst geknallt; es sind Burschen, junge Soldaten, die hier besser schießen als auf dem Truppen-Schießstande. In einem Winkel lehrt ein Mann mit einer groben Stimme wie man Schattenrisse von Hindenburg, Ludendorff und Kaiser Wilhelm auf eine helle Wand zaubert; es kostet nur zehn Pfennige. Aber der Mann kommt nicht auf seine Kosten und flucht auf den Krieg. Es gibt Ecken, da wird ernsthaft gehandelt mit alten und neuen Büchern, Wolbecker Küfersachen, mit Schiebkarren, mit Kornwannen, mit Töpfen, mit Kämmen und Spiegeln, mit Bändern, mit Spitzen und vielem Tand und Kram. Aber alles ist Kriegsware, alles hat etwas Zerbrechliches oder Unechtes oder Falsches an sich. Und alles verstimmt.

Ein Händler mit Bunzlauer Töpfen verkauft satzweise seine braune Tonware; er ist ein alter Mann, stark, hager; der Wind hat ihm den Hut so oft abgeweht, daß er ihn an einen Knopf seines Wamses geknüpft hat. Eine Strähne grauen Haares liegt ihm über einem Auge; sie bedeckt oft auch die Wurzel der Hakennase. Er hat eine tatterige Stimme. Damit entschuldigt er sich soeben bei einer Frau riesigen Umfanges, deren Röcke in Aufruhr sind, daß ein Liter jetzt 78 Mark koste. Dafür könne er liefern, vorläufig so viel man verlange. Es sei schändlich, daß man jetzt für einen Liter so viel fordern müsse, wie früher nicht für einen ganzen Männeranzug; aber noch schändlicher sei es, wenn man den lieben Mitmenschen gar kein Öl verschaffen könne. Der Mann wispert hastend von Öl, feinstem Speiseöl. Er handelt auch damit, nicht nur mit Bunzlauer Tonwaren.

Über all diesem ist der Himmel, und oft flattert Laub auf wie ein Schwarm von braunen Spatzen. Durch Straßenluken sieht man die zwei kupfergrünen Pyramiden-Dächer der Domtürme. Inmitten einer Öffnung von halbkahlen, willenlos hin und her schwankenden Bäumen erscheint als ein ruhiger Halt die Säuleneleganz der Stirnseite des alten Fürstenschlosses.

Gerd schritt, blieb stehen, schaute und vernünftelte: Send ist, und es bedeutet Gier, Jagen, Haschen und Naschen nach Sättigung. Das Volk machte aus dem Gewissenssend eine Kirmeß. Früher war der Send ein Gerichtstag. Sendschöffen brachten für diesen Tag alle Vergehen gegen die zehn Gebote, brachten Kirchenraub, Ketzerei, Wucher, Diebstahl, Betrug zur Anzeige. Sendrichter verurteilten sie öffentlich. Send war ein Trompetenstoß der Gerechtigkeit. Send!

— — — — — — — — —

Job Heben, der Kreuzhofbauer, stand mit seiner Tochter Gertrud, die ein blaues Kostüm, einen Fuchspelz und einen roten Hut auf dem Flachskopfe trug, bei einer Lebkuchenbude, die bald ausverkauft war. Der Vater sagte ihr neckend, sich zu beeilen, wenn sie wie jedes Bauernmädchen ein Lebkuchenherz wolle. Zu seinem Erstaunen griff sie sofort zu und hielt danach in ihren Händen mit weißen Zwirnhandschuhen ein großes braunes Lebkuchenherz. In zierlichen weißen Zuckerschlängeln war darauf zu lesen:

Rosen, Tulpen, Nelken,
Alle Blumen welken,
Wie das gute Immergrün,
Möge unsere Liebe blühn.

‚Was? Da bin ich doch inwendig gespannt, wem du das Herz schenken willst.‘

‚Sei man nur neugierig,‘ versetzte sie lachend und gedachte des Grafen Gerd. In demselben Augenblick ging Gerd vorbei.

Job Heben stieß die Tochter an: ‚Nä, sieh doch einer an, da ist auch unser Herr.‘ Er lüftete den Hut und verbeugte sich etwas. Fräulein Gertrud ward blutrot. Von ihrem Lebkuchenherzen blickte sie Gerd ins bleiche Gesicht und nickte ihm zu, so hingebungsvoll und kein bißchen geziert und durchaus nicht befangen, daß es sich würdig und schön ausnahm. Heben, der Vater, riß die Augen auf und faßte die Meinung: ‚Gertrud grüßt wie ein adlig Fräulein.‘

Gerd selbst übersah es. Beim Anblick des Kreuzhofbauern erinnerte er sich jenes Rittes nach dem Kreuzhofe, den er einst auf seiner lieben, jetzt toten Chrysa unternahm, um vom Kreuzhofbauern sich die Geschichte seines Geschlechtes erzählen zu lassen: die Geschichte von Leidenschaft und Schuld, denen noch die Sühne fehlt, die Ruhe. Und Heben zog ihn damals auf. Und die Nebel dräuten und waren so dick. . . .

— — — — — — — — — — — — —

Herr Mayer besuchte den Send mit seiner Frau. Seine Frau war ein bleiches Persönchen, das die Lippen zu stark rot färbte und den stumpfen Augen mit einem Laudanumpräparat ein falsches, böses Licht einträpfelte. Sie trug ihren neuen Aufputz: ein Kleid aus blaßgrünem Samt. Um ihr schmales Hälschen hatte sie sich einen sehr teuren Opposumpelz gewickelt, dessen lange Stolen sie vor den wilden Fängen des Windes ständig hüten mußte. Auf dem gefärbten fuchsigen Haar saß ein graues Pelzmützchen mit schreiend grünem Käppchen. Sie tänzelte am Arme ihres Mannes und hatte ihre Äuglein überall, nur nicht bei ihren zwei Kindern, die an der Seite ihres Dienstmädchens einige Schritte vor ihnen hergingen. Die Kinder aber klebten mit ihren Blicken an einem Dienstmann,

welcher einen Korb trug, der sich auf Befehl Papas mit Spielsachen und Süßigkeiten bis zum Rande füllen sollte. Papa hatte prophezeit: ‚Wenn der Krieg noch lange dauert, und er dauert noch viel länger, dann ist heute zum letzten Male Send. Die Blagen sollen satt am Send haben.‘ Papa hatte auch einen Dienstmann für eine große Summe Geldes gekauft und ihm befohlen, daß er ‚Herr‘ und ‚Fräulein‘ Mayer die ganze Zeit und immer nach Lust auf ein Karussell steigen lasse; daß er auch die Kameraden und Freundinnen, die Herr und Fräulein Mayer etwa mitnehmen würden, freihalten solle. Auch Mina, das Dienstmädchen, dürfte umsonst fahren. Papa bezahlte alles. Papa war Kriegslieferant.

Herr Mayer wollte zuerst in Massen Borgholzhauser Pfeffernüsse einkaufen. Er wußte, daß der Adel sich auf jedem Send solche Pfeffernüsse aus ‚Tradition‘ holen ließ. Deshalb mußte er auch davon haben. Seine Frau sagte dabei ganz laut: ‚Soviel wie wir soll keine Gräfin kaufen, nicht wahr, Schatz?‘ Und sie lachte hell und frech. Und Herr Mayer lachte auch, doch tief und ausgreifend. Er stritt mit der Verkäuferin, die ihm nur eine begrenzte Menge Pfeffernüsse abgeben mochte. Plötzlich unterbrach er sich. Er tuschelte seiner Frau zu: ‚Da kommt Graf Asseweeth. Jetzt kannst du dir den hohen Herrn mal ansehen, dessen Riesengüter dein kleiner Mann in Bälde einschachern wird. Haha! Ich werde dann sein Herr sein. Verstehst du? Jetzt müssen wir grüßen.‘ Herr Mayer drehte sich um und grüßte tief, untertänig. Frau Mayer tat es ganz von oben herab, ganz hochmütig. Sie sah in Gerd einen herabgekommenen dämligen Grafen, der morgen von ihrem Manne ein Stück Brot betteln mußte. ‚Hast du gesehen, wie er grüßt? Wie unhöflich! Wie gemein! Pfui!‘, bemerkte sie ganz laut.

Gerd sah nur das Gesicht Herrn Mayers. ‚Das fehlte jetzt noch,‘ dachte er da. ‚Überall glotzt mich nur meine Angst an. Nun ist sogar diese Fratze für mich ein Vorwurf, daß ich noch nichts getan habe in meiner Angelegenheit. Drei Monate sind seit der Flucht meiner Mutter entschwunden. Ich habe noch nicht gewagt, mir Rechenschaft darüber abzulegen. Ich lebe weiter vom Erbe, das ich nicht verdiene. Ich habe kein Recht mehr, einen Gauner zu verachten. Gauner! Gauner! Du bist ein Gauner gegen dich selbst.‘

— — — — — — — — — — — — —

Als Graf Gerd von seinem Sendbesuche nach Hause kam, befiel ihn eine solche Müdigkeit, daß er sich auf der ersten Treppenstufe der Diele niederließ. Dort fand ihn sein Leibdiener, der ihn mit Hilfe der Pförtnerin ins Bett schleppte. Gerd kam dabei nicht zu sich. Er schlief den Tag und die Nacht hindurch, traumlos wie ein Klotz. Am frühen Morgen erwachte er mit einem bitteren Geschmacke auf den

Lippen. Es war der Ekel über sein Dasein. Jeden Morgen pflegte dieser sich so einzustellen. Gerd fürchtete das Umsichgreifen des Ekels, das Wachsen des Grauens, in immer erneutem Andenken an das Verbrechen seiner Mutter und an die Sühne, die er ausrichten mußte und die wie ein Berg vor ihm lag. Er wartete heute. Aber das Grauen kam nicht. Das versetzte ihn in eine staunende Unruhe. Er rief sich, seine Mutter und die auf ihn lauernde Gerechtigkeit ins Bewußtsein. Es ließ ihn ganz gleichgültig. Jede Furchtbarkeit, jede Greuelhaftigkeit in der Geschichte seiner Erkenntnis der elterlichen Schuld machte er sich daraufhin klar, langsam, Ereignis nach Ereignis: es rührte ihn nichts; er erschrak vor nichts; es war, als ob er die Erlebnisse eines Fremden erzählen hörte, Erlebnisse, die ihn kalt ließen. Dann gähnte der Augenblick auf, wo ihm bewußt wurde, daß das gewaltige Drama seiner Seele ihn seit heute morgen nicht stärker fessele als ein Strohhalm auf seinem Wege. Da wollte ihn ein Schwindel des Entsetzens fassen. Ein verächtlich blasiertes Lächeln und auch das war vorüber. Ein Heben der Schultern, ein Schreiten im Zimmer, ein Aufatmen. Er fühlte sich freier ohne das Grauen; er fühlte sich leichter, ohne die Fessel an ‚sein' Drama. Er schritt weiter im Zimmer herum. Seine Freiheit wuchs. Eine gewisse Behaglichkeit im Strecken, im Bewegen der Glieder beglückte ihn. Er zündete sich seine übliche Morgenzigarette an. Er zog das erste Rauchwölkchen ein; merkwürdig: seit Monaten schmeckte ihm die Zigarette nicht so wie heute. Merkwürdig! Dieser Morgen war ein Glücksmorgen. Eine Zigarette mit Genuß rauchen — das war außerordentlich. Herr Mayer würde sagen: kolossal. Sonderbar! Auch die Erinnerung an Herrn Mayer brachte ihm weder Abscheu noch einen besonderen Gedanken. Aber das Morgenfrühstück war eine Offenbarung. Der Kakao war ein Zauberbronnen und der Honig eine Gabe aus Gottes Paradiese. Und so ging es den ganzen Tag. Es war keine Täuschung. Er schien jetzt erst zum richtigen Leben ohne Sorge, ohne Qual, ohne Ekel, ohne Angst herangereift zu sein.

Da erfüllte ihn eine tolle Freude über das Dahinscheiden seines Gewissens.

— — — — — — — — — — — — —

‚Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.'

‚Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts.'

‚Und wenn ich alle Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte die Liebe nicht, so wäre mir's nichts nutze.'

Aus Gewohnheit ist Graf Gerd am Sendsonntage in den Dom

gegangen. Verloren in einer großen, sehr großen, dicht gedrängten Menschenmasse kniet er und ist nichts als ein schwarzer Punkt, winzig gleich einem Tropfen im Meere, wie ein Mensch unter Menschen. Niemand kennt ihn; niemanden kennt er. Aber auch die anderen denken nicht, daß sie irgend wen besonders kennten. Die Masse verschlang jeden. Gerd ist nur ein Teil. Nur die Wärme und die tiefe Spannung, ein Teil zu sein, war zwischen ihm und den vielen, vielen andern.

Aus der schwarzen Menschenfläche heben sich mächtige, breite Pfeiler, wie aus der Tiefe ungeheurer Finsternisse empor, wachsen und es ist, als ob sie einander längs und quer die riesigen Arme reichten zu der sich stemmenden Gewalt langer Bogen, welche Kuppeln tragen, die sich in der schwanenden Dämmernis einer großen, nicht klar erfaßbaren Höhe schließen. Sie bilden aus großen Gewalten einen Raum gegen Stürme und gegen Jahrhunderte. Eine Angst, die Frieden und Ruhe sucht, verschwebte darin.

Die Riesenpfeiler, zu deren Umspannung mehrere Männerarme nötig sind, tragen die Grundfarben des roten Weines, der am heiligen Altare zum höchsten Opfermahle dient. Es prangt dazwischen das helle Grün der Weide, die die Menschen pflegten, das Braune der Äcker, die sie bebauten; das Gelb der Ähren, die sie ernteten; die bunten Farben der Früchte und Blumen, die sie aufzogen. Das reine Gold der Herrlichkeit leuchtet, verbindet, blitzt himmelweisend an Gemälden, Bildsäulen, Zieraten auf. Bogen schwingen sich in lautloser Schwere. Es ist ein Breitdimensionenschwung, wuchtig wie der Himmel, der sich über der münsterländischen Landschaft spannt. Querbogen, nicht minder gewaltig, umranden stützend ein allumfassendes Tor vor dem Aufstieg des Allerheiligsten Chores. Durch die Bogen erblickt man blauende Tiefen, dämmerig wie Waldweben, woraus neue Pfeiler ragen, neue Bogen schwingen und tragen. Fenster glühen im hellen Lichte. Darin brennen in Farbentönen kornblumenblaue, klatschrosenfarbige Gewänder, aschfarbige Gesichter in einer Glut überirdisch heißer Innigkeit.

Ich bete, ich bete! Herr erhöre mich! Ohne deine Hilfe ist meine Stärke Schwäche, ist meine härteste Arbeit niederdrückend wie ein Fluch. Riesige Wolkenhimmel lasten. Ozeane von Regenfluten drohen sich auszugießen. Unendliche Nebelschwaden wälzen sich erstickend heran. Stürme heulen Untergang. Herr! Herr!

An einem Pfeiler steht auf einem Sockel über der Menge der Riese Christophorus, auf mächtigen Armen das kleine Christkindlein wie einen Erdball hebend.

Riesenpfeiler stehen, aus ihnen wachsen Arme, welche längs und quer sich zu Bogen strecken, die sich zu Kuppeln wölben. Und der Atem der Angst löst sich auf in Zuversicht.

Die murmelnde Bewegung einer großen Blake von Gebeten stieg und verebbte. Gerd betete mit und seine Stimme war ein Klang, der zu einem Meer von Klängen floß.

Aus der blauen Dämmerung auf der Kanzel steilt wie eine Kerze ein Priester, weiß leuchtend. Jetzt quillt seine Stimme auf. Sie schwingt sich durch die Luft. Eine zaubervolle Stimme. Sie donnert nicht, sie klagt nicht an; sie droht nicht; sie ist nicht obrigkeitlich streng. Im Flehen ist sie milde wie Hände, die streicheln; in der Schilderung der Not ist sie traurig stark und groß wie Flügel, die über einen Abgrund hinwegschweben; in der Verkündigung ist sie lind, durchdringend wie Balsam auf brennender Wunde. Auch ohne Gedanken wirkt diese Stimme. Wie Musik dringt sie zum Herzen. Sie hat keinen Anklang an einen Dialekt. Sie ist unpersönlich. Sie ist das Sprachrohr einer Priesterseele.

Der Inhalt der Predigt ist keine Gelehrsamkeit, die den Geist erbaut. Er ist nicht mit den Buchstaben tiefsinniger Bücher zusammengesetzt. Wo die Pfeiler des Domes ihre Farbe, die Bögen ihre Zieraten, die Fenster ihre Glut her haben, daher stammen auch die Gedanken der Predigt. Im Leiden der Menschen wurzeln sie und manchmal wachsen sie wie Pfeiler und wölben sich wie Bogen. Es ist eine Predigt, die ausdrückt, was alle Menschen denken, aber nicht sagen können; was alle wünschen oder fürchten; was alle ahnen, aber nicht fassen können. Deshalb klingt die Predigt nicht gelehrt, deshalb klingt sie einfach und ist eine Offenbarung.

Alle Völker der Welt sind von der Raserei erfaßt, denn Krieg ist ein Aufruhr, Krieg ist ein Aufstand, das Ineinandertoben vieler Gewitter. Die Gier nach Macht, nach Herrschaft, nach Reichtum des Geldes hat sich ungeheurer Mittel bedient, fabelhafter Explosivstoffe, ungeahnter Giftgase, entsetzlicher Motore, die große Staaten vertilgen, Länder, die wie Gärten waren, zu Wüsten, Städte blühender Menschen zu Stein- und Schädelhaufen umwandeln, alles aus Habgier, aus Herrschsucht, aus Neid, aus Rache. Wo ist eine Familie, die sie nicht zerriß! Wo ist eine Seele, die sie nicht aufwühlte oder verstockte! Seit bald vier Jahren brandet die Sünde und reißt alle Völker der Welt in ihre Herrschaft. Die Menschen sind entsetzt, sie schreien nach dem schönen Frieden. Sie können sich aber nicht verständigen, denn jeder spricht eine besondere Sprache. Sie nennen sie die Sprache der Gerechtigkeit. Aber wenn der Franzose Sühne verlangt, rufen wir: Wie ungerecht! Und wenn wir von England die Freiheit der Meere verlangen und das Lebensrecht der kleinen Völker, ruft der Brite: Wie heuchlerisch! Und so kommen sich die Menschen nicht näher, sondern verbreitern den Abgrund, den der Krieg zwischen ihnen aufgerissen hat. Diese Sprache der Gerechtigkeit ist eine Lüge. Keine absichtliche Lüge. Jeder meint es gläubig, aufrichtig, leiden-

schaftlich wahr, so wahr, daß er dafür stirbt, jeden Tag tausendfachen Todes sich hingibt. Nein, diese Gerechtigkeit selbst ist falsch. Sie ist falsch, weil sie nur vom menschlichen Verstande aus erleuchtet wird. Wenn jemand von Ihnen, meine lieben Christen, berufen wird, einen Streitfall zwischen Freunden zu schlichten, dann neigt er leicht jenem zu, dem er am meisten zugetan ist, oder dessen Interessen ihm am nächsten liegen, dessen Lage er deshalb am besten beurteilen kann. Daher die Sucht der Menschen in Streitfällen einen gewogenen Richter zu finden und sich zum Gericht einen Anwalt zu sichern, der am besten redet, am besten überzeugt und der dadurch am gründlichsten ihre Sache zu vertreten weiß. Und wenn der Mensch einen Prozeß verloren hat, dann bekennt er nicht: Meine Sache war ungerecht, sondern er behauptet: Mein Anwalt war schlecht. Ebenso bedeutet es nicht immer den Sieg der Gerechtigkeit, wenn einer einen Prozeß gewinnt. In meiner Jugend erzählte man von einem berühmten Rechtsanwalte, wie dieser einen des Mordes stark verdächtigen Bauern frei bekommen habe. Im Augenblick, als der stärkste Belastungszeuge aufgestanden sei, um die Schwurformel nachzusagen, da habe, als der Richter schon daran war, den heiligen Schwur vorzubeten und der Zeuge anfing nachzubeten, da habe dieser berühmte Rechtsanwalt plötzlich ausgerufen: ‚Halt! Seht ihr nicht, daß er mit schwarzen Handschuhen schwört! Wie schwarz muß seine Seele sein!‘ In der Verwirrung, die danach entstand, habe der berühmte Rechtsanwalt dann den stärksten Belastungszeugen so hereingelegt, daß er sich schwer widersprach und der Angeklagte freigesprochen wurde. Nun denken Sie sich, meine lieben Christen, daß in dem Weltstreithandel Menschen gerecht sein sollen, die sich nicht kennen, die sich hassen und beneiden. Bei ihnen wird erst recht die Gerechtigkeit ein Scheinbild, kein Mittel zur Versöhnung, sondern eine hinterlistige gefährliche Waffe zum Betruge.

Ach, da wird offenbar, was ein großer Dichter mit diesen Worten ausdrückt:

‚Sind Recht doch und Beweis die beiden Krücken,
An denen alles hinkt, was krumm und schief.‘

Wenn man dagegen einen Streitfall nicht um der Gerechtigkeit willen, sondern um der reinen, freudigen Versöhnung willen von beiden Seiten lösen will, dann sucht man nicht nach Gründen, um seine Sache zu stärken, dann sucht man nach den Gründen, wodurch die Sache beider Streitender genähert und gemäßigt wird. Man sucht nach den Gesichtspunkten, worin man übereinstimmt; man sucht die Gegensätze in den feindlichen Beschwerden abzuschwächen. Beide Teile geben nach; beide Teile verzichten um der Versöhnung willen, auf ihre krasse Habgier, auf ihren Ehrgeiz, auf ihre Eitelkeit, auf

das, was den Streit entfesselte, auf das Böse in ihm. Beide opfern, denn sie neigen zueinander; sie wollen lieben und sich erneuern.

‚Und wenn ich weissagen könnte und hätte alle Erkenntnis und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts.‘

Ja selbst wenn ein Gerechter die Sühne will und tut es nicht mit dem Herzen, sondern nur mit dem Verstande, dann sucht er in der Sühne noch seinen Ehrgeiz, seine Habgier, seine Eitelkeit, wie jener Kriegswucherer, der glaubte Buße zu tun, als er die Hälfte von seinen erschlichenen Geldern den Armen gab, von der andern Hälfte aber in Saus und Braus lebte. Nein, er hätte nach dem Herzen gerecht sein müssen. Dann hätte er soviel von seinem Wucherreichtum abgegeben, bis daß seine Liebe zum Guten rief: Genug! Denn wahrlich: ‚Selbst wenn ich alle Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte die Liebe nicht, so wäre mir's nichts nutze.‘ Eine Erneuerung tut uns nach dem Kriege not, eine Einkehr, ein neuer Aufbau unseres seelischen Lebens. Die bisherige menschliche Gerechtigkeit machte Bankerott. Sie verband nicht die Völker, sie schied sie. Nur die Liebe kann erneuern, nur die Liebe findet den Heilsweg aus dem Zusammenbruch. — — — —‘

Die Bedingungen zur seelischen Rettung sind hart in dieser Predigt, hart und unerbittlich, wie des Domes Pfeiler, die aus der Erde, diesem Urelemente aller Unruhe, mit Macht aufsteigen, sich zu Bogen gabeln, um Kuppeln zu tragen, die den Atem des Friedens einschließen. Aus den Glasfenstern fließt durch den steinernen Pfeilerwald ein Licht in glühenden roten, gelben, blauen Farben unwirklich bunt. Es ist das geheiligte, umgeschmolzene graue Alltagslicht von draußen. Vieler armer Menschen Stimmen murmeln, lispeln, sprechen eintönig laut wie eine schwebende Klage. Haben die Seelen dieser Betenden des Predigers Worte ergriffen, sich daran aufgerichtet .....

Graf Gerd hielt beide Hände vor das heiße nasse Gesicht. Er verbarg sein Glück. Gewohnheitsgemäß war er hergekommen, behangen von den Fesseln seines Stumpfsinnes. Da fiel ein klirrend Wort, daß man in dem Herzen gerecht sein müsse, solange bis daß die Liebe riefe: Genug! Und da geschah es, daß es in ihm losbrach wie im Frühling Eiskrusten auf stillen Wassern. Und er vermochte sich kaum zu halten vor Bewegung der Seele. Das Drängen bedrückte ihn und war süßeste Lust. ‚Jauchze deine Qual aus, armes, zages Herz! Die Bahn ist frei. Mein Zagen vor dem Verkaufe meines Erbes war das Verlangen des Verstandes nach einem Mittel, etwas davon für meinen Ehrgeiz und für meinen Stolz zu retten. Ich stehe vor den Pforten der Tat. Sie beben ungeduldig in den Angeln; sie springen auf. Freiheit! Freiheit!

So stürmisch jubelte es in ihm, wie es früher in ihm Wahrheit! Wahrheit! gejubelt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Epochen des Kirchenrechts
Von Eugen Rosenstock

Dieses bedeutende Referat eines nichtkatholischen Mitarbeiters, der tiefer und entscheidender als selbst viele Katholiken das hier vorliegende unabsehbar fruchtbare Problem empfindet, geben wir mit dem Vorbehalt wieder, daß auch ein Vertreter des Katholischen Kirchenrechts dazu Stellung nehme, was gegenwärtig zu erreichen nicht gelingen wollte.

Die Redaktion.

Ein Greis, der die Siebzig überschritten, der von 1870 bis zum Kriege in vorderster Reihe als Rechtsgelehrter des deutschen Kaiserreichs und seiner Gesetzgebung gewirkt hat, reckt sich, während ihn Unglück heimsucht, Frau und Sohn ihm sterben, ein zweiter Sohn aber und Erbe seiner Geisteskraft durch ein nichtiges Versehen in der Kriegsmaschinerie fällt, mit gesammelter Kraft auf und ergreift den Anlaß einer Festschrift,* um doch noch den höchsten und reinsten Ertrag seines Lebens, der hinausliegt über das weltliche Recht des Staats, kristallklar zu prägen und durch das schwerste und mühevollste Rüstzeug der Gelehrsamkeit zu sichern; kaum aber, daß alles Wesentliche, wenn auch nicht alles, zu Papier gebracht ist, sinkt er nieder und verscheidet. Solche hoheitsvolle Einheit eines Geistes mit seiner sterblichen Hülle zwingt allein schon, ehrerbietig stillzustehn. Denn nur wahrer Geist, nur unmittelbare Berufenheit zum Werk gebietet und lauscht so meisterlich dem geheimen ihm verliehenen Maß irdischer Kraft.

Aber Rudolf Sohms Nachlaßwerk erscheint zudem an einem Wendepunkt der Welt- und Kirchengeschichte. Es erscheint in dem Augenblick, da die Revolution das protestantische Landeskirchentum entwurzelt, da die morgenländischen schismatischen Patriarchate von Petersburg bis Jerusalem zusammenbrechen, da die Kodifikation des römischen Kirchenrechts durch Papst Benedikt XV. eine tausendjährige Aera abschließt. Und in diesem Augenblick überschaut Sohm den Werdegang des Kirchenrechts mit visionärer Schärfe und legt die bisherigen Lebensstufen der Kirche in der Welt fest, gerade in den Tagen, in denen eine neue Stufe ihrer Verfassung von ihr beschritten werden muß.

Damit wird der Geschichtschreiber des alten katholischen** Kirchenrechts zum rückwärts gewandten Propheten; und an uns ist es, seine Stimme zu vernehmen.

Es ist etwas sehr Einfaches, was Sohms majestätische Darstellung

---

* Rudolf Sohm, Das altkatholische Kirchenrecht und das Dekret Gratians, 674 Seiten, in der Festschrift der Leipziger Juristenfakultät für Adolf Wach, Duncker und Humblot 1918.

** Sohm gebraucht die Worte ‚altkatholisch‘, ‚Altkatholizismus‘ für die Kirche der ersten Jahrhunderte, d. h. vor dem Schisma zwischen Abend- und Morgenland. Wir müssen notgedrungen diesen Sprachgebrauch in unserm Referat beibehalten.

— die, abgesehen von den grundgelehrten Quellenzitaten der Anmerkungen, allgemeinverständlich geschrieben ist — uns vor Augen führt: nämlich die Epochen der Kirche.

Die protestantisch-neuzeitliche Periodisierung des christlichen Zeitalters pflegt die beiden Haupteinschnitte bei Konstantin und bei der Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts vorzunehmen. Zwar hat man mehr und mehr das Gewicht dieser Einschnitte zu mildern gesucht, indem man weitere Cäsuren 622, 800, 1100, 1648, hinzufügte, indem man die neue Zeit erst 1648 oder gar (die Franzosen) 1789 beginnen ließ, oder indem man die ‚Renaissance' ins vierzehnte, dreizehnte, ja ins elfte und zehnte Jahrhundert schon hinaufrücken wollte. Aber das alles sind doch nur Variationen über dem selben Grundbaß, der damit anerkannt, nicht überwunden wird. Erst wenn zwischen Konstantin und dem Tridentinum ein ganz anderer, grundlegender Einschnitt entdeckt wird, der die Kraft hat, Konstantin ins erste Jahrtausend, Luther aber ins zweite Jahrtausend wieder einzubetten, kann die Geschichtszerstückelung geheilt werden, die aus dem bisherigen Periodenaufriß folgt, eine Geschichtszerstückelung, die zwischen 325 und 1500 ein mehr oder minder leidiges Loch in der Kulturentwicklung stabiliert, die sogenannte Nacht des Mittelalters, von der sich hell der Tag der Neuzeit abhebe.

Schon für die Kaisergewalt läßt sich eine solche neue Gruppierung der Tatsachen wohl begründen, die Karl den Großen näher an die Nachfolger des Cäsar Augustus, Barbarossa aber und sein Reich näher an uns und unsere Rechtswelt heranzieht, zwischen beide also den Haupteinschnitt legt. Schon der natürliche Baustoff dieser Rechtsordnung deutet darauf hin, die Lebenskraft der großen Dynastien Welf, Habsburg, Zollern, Wittelsbach, die sich alle um 1100 erheben, alle heut verlöschen.

Von einem umfassenderen noch und größeren Standpunkt aus, von dem der Kirchengeschichte, unternimmt es Rudolf Sohm, die Jahre nach Christi Geburt ebenfalls so zu gliedern, daß die Zeit der ersten Kreuzzüge, die Zeit Anselms und Bernhards, zur Wende der Zeiten, zum Angelpunkt aller neunzehn Jahrhunderte wird. Damals komme etwas Neues in die christliche Kirche und damit in die christliche Welt hinein, was dem ganzen ersten Jahrtausend der Christenheit gefehlt habe! So wird die Zeit von Petrus und Paulus bis auf Gregor VII. plötzlich zu einer großen Einheit gegenüber dieser Neuerung. Die Taufe Konstantins durch Papst Silvester ändert also nicht das Antlitz der Kirche! Sie ändert nur die Gestalt des Imperiums. Damals geschieht wirklich nur das, was die Tatsache: der römische Kaiser läßt sich taufen, besagt, daß der römische Kaiser in die christliche Kirche eintritt. Das Kaisertum ändert sich dadurch, nicht die Kirche, diese wenigstens nicht in erster Linie. Auch die Folgezeit änderte daran zunächst nichts, als der ‚frühmittelalterliche Staat die Kirche als bloße Kulturanstalt und Bildungsanstalt für seine Völker seiner eigenen gesellschaftlichen Ordnung' einverleibte (S. 575). Denn ‚der Staat war

es, welcher die Kirche in seinen Dienst nötigte. Aber die Kirche selber blieb innerlich wie sie war. Sie leistete dem Staat den Dienst, den er verlangte. Aber sie selber änderte sich nicht' (569).

Was die neue Auffassung bedeutet, mag die Erinnerung an Lessings großes Wort deutlich machen: das Christentum sei ihm der Glaube der ersten drei Jahrhunderte. Wenn nun doch nicht nur die ersten drei Jahrhunderte, sondern elf Jahrhunderte lang der Aufbau der Kirche unverändert bleibt, so ist der letzte Rest protestantischen Kirchentums erschüttert. Denn dies Kirchentum gründet ja auf der bisherigen Konstruktion der Kirchengeschichte in doppelter Hinsicht: einmal, indem es ungefähr an dem festhält, was es schon jenen ersten apostolischen Zeiten ‚zutraut', am Apostolikum vor allem, alles ‚Spätere' aber von sich weist; zum andern, indem es auf das Tagwerden von 1517 gründet, das jetzt zum bloßen Unterfall innerhalb des zweiten Jahrtausends werden soll.

Nun ist aber Sohm selbst glühender Protestant. Wer je das jungfräuliche Leuchten seiner Augen gespürt, wer je die jünglingshafte Gestalt im Feuer der Rede sich aufrecken sah, hat die Wärme seines evangelischen Christentums ahnen dürfen. Wie also sichert er seine evangelische Position? Diese Sicherung mußte offenbar seinem neuen Werk voraufgehen, um ihm allererst den Schritt in die neue Epochengliederung zu ermöglichen. Und so ist es in der Tat. Sohm hat seit mehreren Jahrzehnten gelehrt, daß protestantisches Kirchenrecht ein Widerspruch in sich selbst sei, daß der evangelische Glaube in keiner Rechtsform verfaßt sein könne noch dürfe. Denn evangelischer Glaube sei nur evangelisch, soweit er unverfaßt als lebendiger, als überraschender Quell täglich neu sprudle. Evangelischer Glaube — können wir zu umschreiben wagen — ist nichts als die Verewigung eines Augenblicks in der Geschichte der christlichen Offenbarung, jenes Augenblicks, da der auferstandene Christus dreimal seinen Jünger fragt: Liebst du mich? Liebst du mich? Hast du mich lieb? Also ist evangelischer Glaube nicht eine in gesicherter Wiederkehr erfaßbare Bildung des Lebens, sondern ist eine Tendenz des freien einzelnen Christenlebens. Selbst das Verbum Scriptum, die Bibel, gibt Sohm ausdrücklich preis: ‚Nicht die Schrift (noch weniger ein geschriebenes „Bekenntnis"), sondern das lebendige, mündlich verkündigte Evangelium ist nach den Grundsätzen der evangelischen Reformation die Kraft, welche die Kirche Christi trägt.' (615 Anm. 1.) Evangelisches Christentum ist die ewige Wiederkehr der Entstehung des Urchristentums in der Seele des einzelnen. Damit wird es gleichgültig gegen alle äußere Verfassung des Gemeindelebens, welche zur Sache bloßer Zweckmäßigkeit oder Pietät wird. Der evangelische Christ kennt nun kein verfaßtes Rechtsleben der Christen in der Welt mehr, keinen Schutzverband in Abwehr der Welt, keine ‚christliche' Rechtsordnung der Kindererziehung oder der Sakramentsverwaltung. In allen diesen Dingen räumt er dem katholischen Bruder das Feld. Im ganzen Bereich der wiederkehrenden Dinge, der sich wiederholenden und da-

mit feststellbar und greifbar gewordenen Ordnung widerstreitet der evangelische, der Erlebnischrist der Kirche nicht, weil er dies Gebiet überhaupt nicht betritt. Nur jenes innere allgemeine Priestertum, welches das Tridentinum jedem Christen zuspricht, ist des Evangelischen Bereich. Die kirchliche Ordnung ist ihm — als Christen und als Heilssucher wohlgemerkt — gleichgültig.

Also: Inmitten der christlichen Welt und Kirche erneuert der Evangelische nach Sohm nur eine bestimmte urewige Strömung, hütet er die Unmittelbarkeit der heiligen Quelle des Glaubens, erzwingt er inmitten der in vielen Schichten und Stufen des Kirchentums erstarrenden Christenheit die ewige Überraschung des Christentums.

Indem er alles evangelische Kirchentum als bloße Fragmente rücksichtslos preisgibt, gelingt es Sohm, unbefangen den gewaltigen Bau der katholischen Kirchenordnung schon gleich im ersten Jahrhundert angelegt zu finden. Aber wie viel gläubiger, ich möchte sagen großherziger, geht er dabei vor als etwa Battifol! Battifols Methode befriedigt nicht, weil er nicht nur die Kirche des 3. Jahrhunderts im 1. wiederfindet, sondern sie beide durch juristische Begriffe des 19. Jahrhunderts zudeckt. Allein schon Passaglia hat ausgesprochen, daß der Leib der Kirche, wie der menschliche Leib, an seinen Jahrhunderttagen verschiedene Nahrung gebrauche, gerade um derselbe zu bleiben. So fragt Sohm, die echte Geburt der Kirche anerkennend, nach der Form der Kirche vor dem Schisma des Morgenlandes, nach dem Unterschied von Altkatholizismus bis 1100 und Neukatholizismus seitdem.

Seine kürzeste Formulierung lautet: Bis 1100 oder 1200 lebt die Kirche nach Sakramentsrecht, nach 1100 wird ein Teil des Kirchenrechts zum bloßen Körperschaftsrecht. Die Benennung des Kirchenrechts als Sakramentsrecht aber bedeutet: Die Kirche ist in der Welt, aber nicht von dieser Welt. Also lebt sie in all ihren Handlungen als eine von Gott selbst regierte. An Gottes Geist unmittelbar hanget der Leib der sichtbaren Kirche. Alle ihre Lebensäußerungen sind nicht geordnet durch ein Satzungsrecht, das in einem Verband Vertreter und Vertretene, Haupt und Glieder zusammenschließt, sondern das Haupt und der Vorsteher sind im Himmel, und nur die Glieder sind auf Erden. Folglich können Haupt und Glieder nicht durch Rechtssätze miteinander verbunden sein wie in den zwischenmenschlichen Körperschaften, sondern durch Sakramente. Jede Handlung der altkatholischen Kirche und in der altkatholischen Kirche bis 1100 ist deshalb ein Sakrament, das heißt ein Lichtstrahl vom Himmel, eine Erleuchtung durch den Heiligen Geist. Jedes Tun, sämtliche Dinge, die sie ergreift und berührt, heißen Sakramente. Eine Begrenzung der Sakramente auf die Siebenzahl derer, die das einzelne Menschenleben von der Wiege bis zum Grabe begleiten, ist ganz undenkbar. Denn es gibt ja immer neue Handlungen des Heiligen Geistes, immer neue Dinge, Feste, Ereignisse, die er entzündet; diese tausend Strahlen seines Wesens heißen Sakramente.

‚Immer kommt es nur darauf an, daß Gott handle, nicht darauf,

daß eine bestimmte kirchliche Stelle mit ihrer Macht hinter der Handlung sei.' — Eine ,Einheitstendenz' im Sinne äußerer gesellschaftlicher Organisation ist überhaupt nicht vorhanden.

Darum fehlt es im Altkatholizismus denn auch an jeder planmäßigen Durchführung kirchenrechtlicher Ordnung für das ganze Gebiet kirchlichen Lebens. ,Das Sakrament war die Form, in der Gott handelte.' (575.)

Anders ausgedrückt: ,Durch die Gesamtheit des katholischen Volkes spricht immer Gott, Christus. Der Altkatholizismus hat die Unfehlbarkeit der Kirche geradeso wie der Neukatholizismus. Der Glaube an die unfehlbare Kirche (an die sichtbare katholische Christenheit als das Volk Gottes) ist der Schlußstein wie des neukatholischen, so schon des altkatholischen Kirchengebäudes. Auf ihr beruht letztlich alles. Aber die Unfehlbarkeit steht im Altkatholizismus, der hier das Urchristliche fortführt, bei der unvertretenen, im Neukatholizismus bei der (sei es durch ein allgemeines Konzil, sei es durch den Papst) vertretenen Christenheit.' (134.) Nicht Rechtssätze, sondern der Ausgang entscheidet, ob eine Handlung von dem christlichen Gottesvolk als Sakrament angenommen, rezipiert wird. Jede einzelne Amtsbesetzung der alten Kirche ist aus demselben Grunde in ihrem ganzen Umfang ein Sakrament, durchaus nicht nur der ordo des Amtsträgers wie heute, sondern auch der heute sogenannte ,titulus'. Daß Sergius an der Bischofskirche zu Antiochia Subdiakon wird, dieser einheitliche Vorgang ist im Altkatholizismus Sakrament, nicht aber ist das Subdiakonat an und für sich der ordo des göttlichen Rechts, der bestimmte Posten in Antiochia aber des Sakraments verbandsrechtliche Titulierung. Als daher die fränkischen Könige Hauskapläne anstellen, Geistliche, die ohne sakramentalen Platz innerhalb der Bischofskirchen sind, galt das als unerträgliche Entartung, als ein wahrer Abfall und Herausfall aus dem Christusregiment des Kirchenleibes. (Heute wird die Notwendigkeit des titulus häufig nur aus Zweckmäßigkeitsgründen erklärt.)

Was heute nur noch für Bischöfe, Kardinäle und den Papst selbst sich erhalten hat, das galt damals ganz allgemein. Mit jeder konkreten Stellenbesetzung verwirklichte der Heilige Geist eine sakramentale Handlung am Leib seiner Kirche.

Weil jede Handlung des Korpus Christi ein Sakrament ist, gerade deshalb kann auch jede einzelne christliche Ekklesia in der Welt das volle Sakramentsgehäuse bilden. Jenes wunderbare Prinzip der Kirche, kein Gebiet und damit keine Grenzen im Raum zu kennen, sondern in jedem Bistum ganz und ungeteilt gegenwärtig zu sein, beliebiger Vervielfältigung fähig in tausend verschiedene und doch völlig identische Gestalten — es ist nur erklärlich, weil ,die Kirche' keine von Menschenrecht verfaßte oder von Statutarrecht geregelte Anstalt ist. Denn menschliches Verbandsrecht hätte gerade zuerst nach den Beziehungen zwischen dem Träger der Kirchensouveränität und seinen Unterorganen gefragt, um die Einheit in der Viel=

heit begreiflich zu machen. Körperschaftsrecht gliedert jede Korporation sogleich durch Zeit und Raum. Recht einer ‚Religionsgesellschaft' weist ja jedem seine Stellung und Beziehung innerhalb dieser gesamten Religionsgesellschaft an und lehrt alle Gesellschafter, wie sie die Kirche für Gott zu bauen haben. Die katholische Kirche aber wird nicht von den Menschen für Gott, sondern aus den Menschen von Gott aufgebaut. Daher eine völlige Gleichgültigkeit gegen den Raum und seine Schranken! Wie das Abendmahl Jesu das zeitliche Urbild und der Zeit nach allerdings der Grund aller Eucharistie und Meßhandlung ist, trotzdem aber jederzeit jedes Herrenmahl das ganze Geheimnis voll gegenwärtig neu offenbart, geradeso ist das Bistum Petri in Rom das räumliche Vorbild und dem Raum nach der Grund aller Bischofswaltung in der Christenheit, aber trotzdem ist jeder Bischof jeden Ortes vollkommener Seelenhirt und vollbefugter Verwalter der göttlichen Geheimnisse. Die Verfassung des petrinischen Bistums ist also die Urblüte. Und so kann es gar nicht anders sein, als daß, was in ihr oder auf ihrer Kathedra geschieht, sich in allen anderen gesunden Blüten geradeso wiederholt. Aber alle andern Bistümer sind doch auch ihrerseits echte unmittelbare Blüten am unsichtbaren Stamme, der vom Himmel herniederhanget auf die Erde.

Die Änderung, zu der die Kirche nach dem ersten Jahrtausend ihres Bestandes gezwungen wird, geht vom Staate aus. Der christliche Staat ist es, der nicht nur der natürlichen Schöpfungsordnung, sondern dem neuen Bund der Offenbarung anzugehören beansprucht. Er reißt christliche Aufgaben an sich. Davids Nachfolger wollen die christlichen Könige sein. Selber Priesterämter zu unterhalten, zu errichten vermessen sie sich. Dadurch wird die Kirche gezwungen, einen Panzer umzulegen, dessen sie bisher nie bedurft hatte: den Panzer menschlichen Rechts. Der schimmernde Blütenzweig zahlloser christlicher Kirchen, wie er schutzlos bisher vom Himmel niederhing und hereinstrahlte in das Dunkel der Welt, er bedarf nun eines einheitlichen Behältnisses aus irdischem Stoffe. Denn seitdem der christlich-germanische Staat einen Teil des christlichen Lichts selbst zu spenden behauptet kraft seiner Christianisierung, seitdem droht die Grenze des kirchlichen Lichts innerhalb der christianisierten Welt zu verschwimmen. Darum muß sich das kirchliche Licht von dem weltlichen Licht innerhalb des einheitlichen Lichtkreises der christlichen Offenbarung sondern und unterscheiden, weil das göttliche Licht inzwischen auf die natürliche Lebensordnung des Staates ‚reflektiert', zurückgestrahlt ist. Kirche und Christenheit hören auf, sich zu decken, sobald die mittelalterliche Auffassung Platz greift, daß Kaiser und Papst beide berufen seien für die Christenheit. Sohm weist nach, wie die Vorstellung einer ‚Christenheit', eines christianisierten Völkerkreises, für den die weltliche und die kirchliche Gewalt beide vom Himmel erfließen, sich im elften Jahrhundert bildet. ‚Die Wendung, daß auch die weltliche Gewalt in die Christenheit hineingehört und das Volk Christi regieren hilft, ist erst mittelalterlich und zugleich eigentümlich

abendländisch.' (630.) Zu dieser Anschauung muß es aber kommen, weil damals das Alte ganz vergangen, die antike Lebensordnung und Überlieferung völlig unterbrochen, ja zerbrochen ist im Abendlande, trotzdem aber diese junge Menschheit sich ganz und gar und in jeder, also auch in staatlicher Hinsicht als der von Gott und Christus berufene Erbe dieser untergegangenen Welt ansieht. Das Hochgefühl, von Gott, hinüber über das Jahr des Weltuntergangs 1000, zum Folger in die gesamte Erbschaft berufen zu sein, heiligt alle Seiten des neu auszubauenden Lebens zu christlichen. Denn es ist ein Auftrag von Christus, der ihnen diese antike Geisterwelt übereignet.

Die Christianisierung des germanischen Staates führt diesen also in rein geistlichen Bereichen zu Machtansprüchen, durch die das pneumatische, sakramentale Gefüge der Kirche durchlöchert zu werden droht. Sohm zeigt, wie die bloße Notwehr es ist, die — im Investiturstreit — das Neue gebiert, das der Kirche die Freiheit gegen den zwar weltlichen, aber doch eben auch christlichen Arm des Staates sichert, das ihr weltliche Handlungsfähigkeit und Selbstverteidigung gegen die Welt, Menschensatzung und Körperschaftsrecht ermöglicht. Nicht mehr ist sie nur verfaßt als schimmernder Blütenzweig der vom Heiligen Geist regierten, tausendmal vervielfältigten Petruskirche. Unter Bewahrung dieser Blütenpracht im Innern wird sie nach außen eine durch einen Träger der Souveränität klar kenntliche Gesamtkörperschaft ‚Kirche' mit dem Papste als Gesetzgeber und mit Menschenrecht (jus humanum) neben dem bisher allein denkbaren Sakramentsrecht (jus divinum). ‚Um 1200 hat die abendländische Kirche mit dem überlieferten alten Kirchenrecht gebrochen. Sie ist seitdem nicht mehr die alte Kirche des ersten Jahrhunderts. Ein neuer Kirchenbegriff und ein neues Kirchenrecht ward geschaffen. Das römische Recht vermählte sich mit dem überlieferten katholischen Kirchenrecht (= Sakramentsrecht), und das eigentümliche römisch-katholische Kirchenrecht entstand, die innere Trennung des abendländischen und morgenländischen Kirchentums vollziehend, noch bevor das äußere Schisma endgültig geworden war. Das Werk des neuen abendländischen Kirchenrechts aber war die Befreiung der Kirche vom Staat und die Begründung . . . des Papsttums.' (588.) ‚Ein Teil des Körperschaftsrechts blieb jus divinum. War doch die Kirche eine Körperschaft Christi und war es doch selbstverständlich, daß Christus der von ihm gegründeten Religionsgesellschaft eine Ordnung mitgegeben hatte, deren wesensnotwendigen Inhalt er selbst bestimmte. So galten die grundlegenden Einrichtungen der katholischen Kirchenverfassung (Papsttum, Bischoftum, Priestertum) und ebenso die grundlegenden Sätze des Sakramentsrechts (für die sieben Sakramente) nach wie vor als durch göttliches Recht gegeben aufrecht. Sie sind unveränderlich und der Kirchengewalt entrückt.' (592.) ‚Sobald die Kirche aber als Körperschaft gedacht wurde, war die Kirchengesetzgebung da und die Zeit des göttlichen Kirchenrechts vorüber. Die Körperschaft ist geordnet, nicht damit Gott handle, sondern

damit der Verband handle.' (592 f.) ,Die Siebenzahl der Sakramente, die Umbildung der Kirchenrechtswissenschaft aus Theologie in Jurisprudenz, die Entstehung der Papstmonarchie, alles vollzieht sich gleichzeitig und in innerem Zusammenhang miteinander. Um 1200 ist im Abendlande . . . die altkatholische Kirche in die neukatholische Kirche verwandelt worden.' (592.) Die ganze Ämterverfassung ging zugrunde. Die sieben Weihestufen blieben nur noch als Erinnerung an längst Vergangenes. ,Auch hier ward das kirchliche Leben vom göttlichen Recht befreit. Nur so konnte die Gegenwart zu dem ihr entsprechenden Recht gelangen und die Eroberung der christlichen Welt unternommen werden.'

Der diese Umwälzung erzwingt, ist freilich nicht der germanische Staat als etwas abstrakt außerhalb der Kirche Bleibendes; es ist der germanische Mensch, wie er in Stämmen und Sippen, in einer völlig paganisierten Welt, lebt. Die Epoche dieser Paganisierung von 500—1000 hat man zu einer eigenen Epoche des Kirchenrechts umprägen wollen; man stempelt damit die Kirche selbst zu der willentlichen Trägerin dieser ,Verbauerung' ihrer Rechtsordnung, des sogenannten Eigenkirchenwesens. Die Kirche soll diese Frucht getragen haben! Der heutigen Schulmode solcher Konstruktion, mit der heute der Berliner Kirchenrechtler Ulrich Stutz die Fachkreise beherrscht, tritt Sohm endlich wieder entgegen und nimmt nur den berechtigten Kern der Lehre vom germanischen Eigenkirchentum auf: Von außen her ward der Bau der Kirche in diesen Jahrhunderten ausgesogen, erdrückt und seines eigentümlichen Gehalts zunehmend beraubt. Das ist nicht verwunderlich.

An den Stämmen der Germanen war ja die Zeit nicht annähernd in dem Maße erfüllt wie an den atomisierten Individuen, Bürgern, Sklaven und Provinzialen, der universalistischen antiken Stadtkultur. Aus dieser aber, als der heidnischen Zubringerin der verzweifelnden, kranken, einzelnen Menschenseele, hatte sich die christliche Bistumsverfassung erheben können. Jetzt schwinden die Städte mehr und mehr. Und nach 900 ziehen sich vor Normannen und Sarazenen die Reste der Ordnung in das Sachsenland zwischen Rhein und Elbe zurück, d. h. auf eine Robinsoninsel der Kultur, wohin die Römer und ihre Städte niemals gedrungen waren. Von hier aus zieht Otto der Große nach Italien und wird der römische Stuhl wieder aufgerichtet. Das aber bedeutet, daß zur Zeit Silvesters des anderen im Jahre 1000 sächsische Rechtsgedanken durchschlagen; Sippe, Geblüt und Haus, Hof und Gefolgschaft verdrängen die letzten Vorstellungen von jus publicum und privatum Roms. Das Kirchengut gilt als bloßes Inwärtseigen der weltlichen Herren- und Fürstenhöfe. In die Kirche brechen Laienbischöfe, Laienäbte, Adel und Erblichkeit ein. Jetzt muß die Kirche selbst die Arbeit verrichten, die ihr die weltliche Stadt bis dahin geleistet hatte: Individuen, atomisierte Einzelne zum Bau ihrer geistigen Ordnung herauslösen aus den Banden des Bluts. Wir Heutigen stehen ja wieder der Zersetzung und dem Synkretismus des ersten Jahrhunderts näher als der Stammes- und Hausverfassung des elften. Deshalb befremdet heut das

Mißtrauen gegen die Laien, der Kampf gegen ihre Artgefühle, der die Wiedergeburt der Kirche begleitet, so daß es schon 1170 heißt: Ecclesia nihil dicitur nisi clerici. (Unter Kirche ist nur der Klerus zu verstehen.) Dieser Eifer ist nur aus der Bedrängnis der Kirche durch den artgebundenen Geist der getauften Stämme zu verstehen. Ihn muß Gregor VII. mittels des Zölibats erst wieder sprengen. Und wie der einzelne Kleriker erst dadurch aus den Banden des Bluts gelöst wird, so müssen die Bistümer im ganzen an der Peripherie, völlig verweltlicht wie sie sind, von einem literarisch gestützten, wissenschaftlich beratenen Zentrum, von Rom her neu erfaßt, durchsäuert und dadurch gerettet werden. Das Fehlen der weltlichen Zubringerin, der Polis (civitas, Stadt), hat der Kirche, im Augenblick des tiefsten Zurücksinkens in Geschlechtserbfolge und angesichts des drohenden Aufgehens der Kirchenordnung im Volksrecht, die zentralistische Reform und die literarische Rezeption aufgezwungen. Dem Morgenland blieb dergleichen damals noch durch die eine Großstadt Byzanz erspart.

Als ‚menschliches' Recht wird das Kirchenrecht veränderliches Recht. ‚Das war die Hauptsache, auf die es praktisch ankam, und in der Form der Durchsetzung dieser Tatsache hat sich geschichtlich der Übergang vom altkanonischen zum neukanonischen Recht vollzogen.' (595.) So kann Sohm — seine Ausdrucksweise, die von einem ‚inneren' Bruch der kirchlichen Entwicklung spricht, kann man dabei als inkonsequent ablehnen — mit Recht feststellen (566): ‚Die Hauptsache in der Kirchengeschichte des Mittelalters, der große Einschnitt, welcher die katholische Kirche des zweiten Jahrtausends innerlich von der alten Kirche scheidet, wird vom Standpunkt der herrschenden Auffassung nicht gesehen.' Und in großem Bilde verwertet er das, was ja die Kunstgeschichte längst uns auf den ersten Blick lehrt (566): ‚Die Reichskirche des Frühmittelalters bedeutete nicht die Entstehung der „frühmittelalterlichen Kirche", sondern das Fortleben der Kirche des römischen Kaiserreichs. Sie hat romanischen, nicht den gotischen Baustil der himmelanstrebenden mittelalterlichen Papstkirche. Kirche und Kirchenrecht sind bis in das zwölfte Jahrhundert des gleichen Wesens geblieben wie zuvor. Der Altkatholizismus ging nicht mit dem fünften Jahrhundert zu Ende.'

‚Die morgenländische Kirche ist in ihrem innersten Wesen altkatholisch geblieben bis auf den heutigen Tag. Sie hat den urchristlichen Kirchenbegriff bewahrt. Sie bildet noch in unserer Gegenwart keine körperschaftliche Einheit. Die abendländische Kirche hat im zwölften Jahrhundert einen neuen Kirchenbegriff hervorgebracht. In den Kirchenbegriff ward der Körperschaftsbegriff aufgenommen, den wir noch heute vor uns sehen.'

Eine Fülle von Einzeltatsachen findet in dieser neuen Einteilung ihre Erklärung, z. B. die literarische Geschichte des Bußsakraments. Denn erst als es zur Reduktion der Kirchensakramente auf die Siebenzahl des Menschenlebens kommt, also im 12. Jahrhundert, erst da ist die Theologie genötigt, zur genauen Definition der Beichte zu schreiten. Und so ist es denn

in der Tat. Die Geschichte des Korporationsbegriffs drängt sich auf den kurzen Zeitraum von 1140 bis zu Innozenz IV. (1240) zusammen; eben damals wird der kanonische Prozeß aufgebaut: erst jetzt ist die Vorbedingung, das Eindringen des jus humanum, des (römischen) Verbandsrechts, aufgehellt. Die Entstehung der Kanonistik, der Wissenschaft vom Kirchenrecht, die Entfaltung einer päpstlichen Gesetzgebung unter den großen Päpsten der Frühscholastik, das Verschwinden der Kirchenvogtei, das strahlt alles aus einem Kern. Ich füge hinzu: Das revolutionäre Selbstgefühl jener Epoche wird begreiflich; es war eben eine Neugeburt der Kirche, die sich vollzog. Des zum Ausdruck setzte man den ersten Märtyrer dieser neu verfaßten Gesamtkirche in die hohe Festwoche von Weihnachten neben Stephanus, Johannes, die Kinder von Bethlehem, an einen Platz, den außerdem nur der Papst einnehmen durfte, der Konstantin getauft hatte, nämlich Silvester I.: Thomas Becket von Canterbury, der ‚für das, was Gott am meisten liebt auf der Erde, die Freiheit seiner Kirche, am 29. Dezember 1170 von den Schergen eines christlichen Königs sich erschlagen ließ; er wurde schon zwei Jahre darauf in den christlichen Festkalender eingetragen. Aber das hellste Licht fällt doch auf das Rechtsbuch, das bis auf den heutigen Tag das Tor zur kanonistischen Rechtswissenschaft bildet; die dramatische Spannung innerhalb des Sohmschen Buches hat vielleicht ihren Höhepunkt da, wo er die Schöpfung des grundlegenden Gesetzbuchs der wiedergeborenen Kirche enträtselt, des um 1140 entstandenen ‚Decretum‘ Magister Gratians.

Wie wir oben erwähnten, läßt sich ebenso auch für das weltliche Recht des Kaisertums und der christlichen Fürsten der grundlegende Einschnitt in der Stauferzeit nachweisen. Aber nicht nur das, sondern das grundlegende weltliche Rechtsbuch jener Epoche spiegelt den Januscharakter, die Wende der Zeiten, verblüffend wieder. Der Sachsenspiegel Eikes von Repgow ist nämlich einerseits die letzte Aufzeichnung von Stammesrecht in der langen Reihe von Volksrechten, die schon um 500 mit dem Gesetzbuch der salischen Franken anhebt. Andererseits aber schließt er diese lange Reihe der germanischen Stammesrechte vollständig ab, ja er verriegelt sie geradezu dem Bewußtsein der Späteren. Während er selbst noch ottonisches, ja karolingisches Recht verständnisvoll entwicklungsgeschichtlich würdigt, kennen alle Späteren nur noch ihn, den Sachsenspiegel, selbst, sehen alle früheren Verhältnisse fortan nur noch durch seine Brille; durch diesen Bruch mit der Rechtswelt, aus der er selbst noch erwachsen ist, wird er das erste und maßgebende Reichs- und Territorialrechtsbuch des Heiligen Römischen Reichs, des christlich-mittelalterlichen Staates.

In dem größeren kirchengeschichtlichen Rahmen weist Sohm nach, daß Gratian gleichfalls an der Wende zweier Weltalter steht; er selbst gehört noch durchaus dem altkatholischen an, aber er wird durch seinen Exkurs über das Gesetzgebungsrecht des Papstes zum Begründer der Wissenschaft vom jus humanum, vom Körperschaftsrecht im Kirchenrecht. Schon die nächsten Schüler und Benutzer sehen ihn selbst und die gesamte Ver-

gangenheit durch die Brille dieser neuen Vorstellungsweise. ‚Noch das Dekret Gratians bedeutet ein Denkmal des altkatholischen Kirchenrechts und der altkatholischen Kirche, das letzte große Denkmal, in welchem der Altkatholizismus mit dem Wesen seines Kirchenrechts zugleich das Wesen seiner Kirche aussprach . . .‘ (567.) ‚Noch für Gratian ist das Kirchenrecht nur Sakramentsrecht. Die lediglich sakramentale Art des Kirchenrechts bedeutet, daß für die Rechtsordnung und damit für das ganze Leben der Kirche vom kirchlichen Standpunkte aus der urchristliche Kirchenbegriff maßgebend ist: Das Leben der Kirche ist Leben Gottes, so daß das Leben der Kirche Rechtsordnung ist für Gott.‘ Deshalb behandelt Gratian in seinem Dekret nicht Verbandsrecht einer Korporation ‚Kirche‘, sondern wie er ausdrücklich sagt, das Recht der Sakramente! Die Reihenfolge sakramentaler Handlungen, die Frage: Wann liegt ein gültiges Sakrament vor? bestimmen sein System. Hingegen stammt die völlig äußerliche, sinnentstellende, herkömmliche Einteilung von der auf ihn folgenden Generation, die eben das Dekret bereits als Fundament ihrer neuen römischrechtlichen Kanonistik verwertet.

Daß Sohm mühelos und mit einem Schlage gelingt, was bisher kein Kanonist seit 1160 vermocht hat, die geistige Konzeption Gratians verständlich zu machen, das wirkt wie ein glänzendes Experimentum Crucis seiner sachlichen Aufstellungen.

Erinnern wir uns nun nochmals der drei großen Krisen der christlichen Bekenntnisse in der Gegenwart. Der Protestantismus befreit sich von allem Plagiat an der katholischen Kirche, vielmehr er erkennt an, daß er, soweit er noch kirchliche Formen braucht und erhält, damit ein Anlehen bei der alten Kirche aufgenommen hat. Er wird aus eigenem Prinzip heraus nur noch reine innere Erfahrung sein dürfen und daraus entspringende Tendenz des äußeren Lebens. Während die Landeskirchen als Kirchen nur Absprengsel und Entartungen der Gesamtkirche im Schatten des ‚christlichen‘ Staates sind, ist dies Lebensprinzip des Protestantismus wirklich ein ständiger Protest gegen alle kirchliche Form zugunsten neuer Verinnerlichung.

Die schismatischen Kirchen, deren Sakramente doch auch von der katholischen Kirche anerkannt werden, sind durch Rußlands Zusammenbruch plötzlich hilflos, ein ungeheures offenes Fragezeichen an den Westen.

Die römische Kirche schließt ihr Gesetzgebungswerk, wie sie es seit dem Dekret Gratians geübt hat, heute im Augenblick der staatlichen Vernichtung des Abendlandes durch Amerika ab. Wer die Schicksale der Kodifikationen kennt, weiß, daß sie Wendepunkte, daß sie das zeremonielle Begräbnis ganzer Rechtsperioden darstellen.

Welches Verhältnis zwischen den drei Richtungen der Christenheit ergibt sich, wenn wir Sohms Geschichtsbild und die Tatsache der heutigen Weltenwende zusammenhalten?

Der körperschaftlichen Verfassung der Papstkirche, dem jus humanum

innerhalb des Katholizismus, hat sich der Protestantismus 1517 widersetzt. Dies menschliche Verbandsrecht aber hatte sich erst seit 1100 entwickeln müssen als ein Schutzmittel der Petruskirchen gegen den gleichfalls als christlichen Erben und Beauftragten sich fühlenden christlich-germanischen Staat. Der Protestantismus hielt den römisch-rechtlichen Panzer für das Wesen der Kirche und sprach seinerseits das Recht auf diese Panzerung dem römisch-rechtlichen Konkurrenten der Kirche, dem Staate zu. Den katholischen Kern der Kirche, das jus divinum, ließ er unbegriffen und unerkannt liegen. Er hielt ihn eben für untrennbar verfilzt. Konstantin und Innozenz III. erschienen ihm sozusagen als Zeitgenossen. Er hat die bloße Notwehrstellung der Kirche in bezug auf ihre Aufnahme des antiken Rechts nicht begriffen, wohl gerade, weil er diese Rezeption für den landesfürstlichen Staat gerade jetzt erst erlebte. Das eigentümlich und lauter Evangelische, abzüglich allen Landeskirchentums, ist mithin nur Tendenz gegen den weltlichen der Kirche während des letzten Jahrtausends aufgenötigten Rechtspanzer. Der Protestantismus, bloße Richtung, die er ist, zwingt die Kirche, in weltlichen Dingen zu ‚minimalisieren'. Er ist der Protest gegen den Kirchenstaat, und dieser Kirchenstaat als eine geistliche Herrschaft in weltlichen Dingen ist von diesem Protest bezwungen worden. So steht der Protestantismus in dem tausendjährigen Leben des Abendlandes als eine Teilerscheinung mitten inne. Er bleibt abhängig von der Gegnerin, die er bekämpfen will, weil er in der seit dem Jahr 1000 und seiner Weltuntergangserwartung, seit Gregor VII., seit den Kreuzzügen aufgebauten Lebensordnung nur eine Gegenströmung bedeutet. Der Evangelismus wird möglich oder nötig durch eine diesem abendländischen Lebensalter eigentümliche und vorbehaltene Tatsache, nämlich durch die Vorstellung der in Kirche und Staat zwiespältig verfaßten Christenheit. Diese eigentümliche Abgabe christlichen Offenbarungslichts an den ‚heiligen' Staat zwingt die Kirche zu einer Ergreifung des antiken Rechtsgutes, zu einer Rezeption des römischen Rechts. Ihr Kampf gegen die vielen einzelnen christlichen Großen muß einheitlich durchgefochten werden. Es geht nicht an, daß jede Kirche in vertrauensvoller Hingabe an die göttliche Führung den Kampf für sich durchficht. Die Urblüte, die Kirche, deren Kathedra sowieso die Norm des kirchlichen Lebens abzulesen gestattet, Rom, wird nun zur Geschäftsführerin aller Schwesterkirchen dem weltlichen Arm gegenüber. Ihr begegnen die Staaten mit Hilfe einer gleichen auch ihnen ja offenstehenden Rezeption! Auch die Staaten werden durch diese Rezeption zu ganz neuen Korporationen, eben zu Staaten im modernen Sinne. Diese Umwandlung der germanischen Volks- und Ständeverfassung durch das Eingreifen der verhaßten ‚Juristen', die man doch nicht entbehren kann, ist ja viel deutlicher noch im Bewußtsein geblieben. Demnach folgen zwei spezielle Epochen der Rezeption des römischen Rechts aufeinander: Die Rezeption durch die Kirche von 1140 bis 1563 und die Rezeption durch den Staat von der Errichtung des Reichskammergerichts

1495 bis zum Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch 1900. Trotzdem gibt es freilich auch schon in der kirchlichen Rezeptionsepoche die ‚Legisten', die Kaiserjuristen, und in der zweiten Hälfte der staatlichen Rezeption noch fortdauernd Kanonisten. Aber die Trennung in zwei Epochen ist trotzdem notwendig. Fragen wir aber, welche Schäden denn dieser Aufnahmevorgang den aufnehmenden Gebilden zugefügt habe, so ist es dies: Das Abstellen auf die heidnisch-römische Begriffs- und Vorstellungswelt lähmte die echte und lebendige Erzeugung der Rechtsinhalte aus der allgemeinen Überzeugung der mündlich sprechenden und vernünftig urteilenden Gegenwart. Der Verweis auf das nicht nur ‚auch' geschriebene, sondern auf das ‚bloß' geschriebene Recht hat mehr und mehr die geistigen Rechtsgemeinschaften entseelt zu Apparaten. Die fürchterliche Gefahr einer solchen Entseelung der Rechtserzeugung steht heute im Zusammenbruch des souveränsten und bestregierten derartigen Staatswesens mehr als deutlich vor unser aller Augen. Das Schlagwort der Demokratie ist letzten Endes nur der Sehnsuchtsruf nach der Wiederbelebung des Rechtssinnes, den die Rezeption des letzten Jahrtausends mit ihrem geheimen Recht und ihrem Aberglauben an die ‚juristische Person' zunehmend ertötet hat, jenes Rechtssinnes, der jedes Dorf, jede Gilde, jede Gemeinde das ‚Weistum' ihrer Rechtsordnung alljährlich neu ‚öffnen', d. h. neu schöpfen und aussprechen ließ, statt es aus einem weltlichen Buch der Bücher scholastisch zu destillieren.

Gegen das römische Recht in der katholischen Kirche, in der neukatholischen Kirche, protestiert der Protestantismus. Ein unscheinbarer Vorgang ist dafür symbolisch. Der Protestantismus tilgt in seinem Kalender jenen Blutzeugen der Kirchenfreiheit von 1170; an die Stelle des Thomas Becket setzt er seinerseits in die hohe Weihnachtswoche den Verkörperer des christlichen Staates wieder ein! Hiefür findet sich aber natürlich ein geeigneter ‚Heiliger' nur im Alten Testament. Und so steht nun im protestantischen Kirchenkalender — David, der König Israels!!

Aber heute ist das Jahrtausend zu Ende, das als Rezeptionszeitalter der Antike angesprochen werden kann. Ausgesogen und ausgelaugt ist heut das Geistesgut der vorchristlichen Welt, sowohl durch die Kirche wie durch den Staat. Ausdruck dessen ist ja unter anderem die Kodifikation des katholischen Kirchenrechts. Damit ist die christliche Aufgabe und Wirkensmöglichkeit des ‚Evangelismus' erschöpft. Der Anlaß seines Protestes, die Rezeption des römischen Rechts, ist beendet. Die Entwicklungsstufe, die darin lag, in ein christliches Zeitalter, das heißt in eine Zeit des Glaubens an den lebendigen Gott, aus vorchristlichem Geist geborene Begriffe als totes Erbgut hinüberzunehmen, wird sich nie mehr wiederholen können. Denn die Welt hat nun keine vorchristliche Welt mehr hinter sich, die es ihr einfallen könnte beerben zu wollen. Darum sinkt der Protestantismus zurück als eine Richtung innerhalb des abgelaufenen Jahrtausends. Die Ketzerei im eigenen Mutterschoß, bisher scheinbar die einzige Gefahr der abendländischen Kirche, tritt heut in den Hintergrund.

Heut setzt eine neue Kirchenperiode ein, vorbereitet durch ein Revolutionszeitalter wie die vorige durch das Zeitalter der Kreuzzüge, nämlich durch die Zeit von 1789—1918. Diese kommende Periode wird keine abendländisch-europäische mehr sein. Die Grenzen des großen Christenheitsversuchs von 1100 waren zu eng bemessen. Die Ökumene ist größer als damals veranschlagt wurde. Die hergebrachte Arbeitsteilung der europäischen Nationen wird daran zu schanden. Amerika muß ja hinüberkommen, um Frieden zu stiften.

In diesem Augenblick stellt sich zum ersten Male das Morgenland, das heißt die altkatholisch gebliebene Welt, neben die neukatholisch-abendländische. Welche Erinnerung und welche Mahnung liegt nicht im Auftreten der älteren Schwester, der schismatischen Kirche! Hier handelt es sich nicht mehr um Abwehr von Neuerung im eigenen Schoß, sondern umgekehrt um Selbstverteidigung gegen den Vorwurf, selbst geneuert zu haben, selbst Universitäten gegründet, selbst Gesetze gegeben und neue Ordnungen aufgerichtet zu haben. Kein Zweifel, das Morgenland sieht — wie einst Luther in Konstantin und Innozenz — in Katholizismus und Protestantismus zwei gleichzeitige Bildungen, sieht in beiden zusammen den W e s t e n. Und es fragt: Die gotischen Dome, die abendländische Universitätsfreudigkeit, die abendländische Kultur, sind sie r e c h t g l ä u b i g?

Die rechtgläubige Kirche mit ihrem alten Zentrum auf dem Athosberg, ihrem neuen in Moskau, sie spricht durch Dostojewskis Mund ihren Fluch über den Westen insgesamt, den protestantischen wie den katholischen; sie findet keinen Unterschied. Beide haben ‚es gerade umgekehrt aufgefaßt'! ‚Nicht die Kirche verwandelt sich in Staat, beachten Sie das wohl! Das ist Rom und sein Ideal. Das ist die dritte Versuchung des Teufels! Sondern im Gegenteil: der Staat verwandelt sich in Kirche, erhebt sich bis zur Kirche und wird Kirche auf der ganzen Erde, — was dem Ultramontanismus Roms und Ihrer Auffassung vollkommen entgegengesetzt und nur die große Bestimmung der Rechtgläubigkeit auf Erden ist. Von Osten her kommt das Licht.' (Dostojewski, Brüder Karamasoff I, 123, Ausgabe Piper, München 1914.) Man sieht leicht, daß diese These Protestanten wie Katholiken gleichmäßig ablehnt. Vor ihr also schrumpft der Gegensatz zwischen beiden zusammen. Denn sie rüttelt an der beiden gemeinsamen Grundlage einer d a u e r n d in Staat und Kirche z w i e s c h l ä c h t i g verfaßten Christenheit. Und wirklich, das Abendland hat sich durch das Verhältnis zwischen Staat und Kirche eigentlich dauernd krank befunden! Der Weltkrieg hat ja endlich die Unheilbarkeit dieser sogenannten christlichen Staatenwelt an den Tag gebracht. Wird der Staat heute wieder offen unchristlich, damit die Kirche wieder zum schimmernden Blütenzweig werden kann, der in das Dunkel der Erde niederstrahlt?

Jedenfalls verkörpern Solowjeff und Dostojewski die neue Macht, die doch zugleich alt ist und die in dieser doppelten Autorität dem gesamten Westen gegenübertritt.

Die geistigen Kräfte, von denen die Rechtsordnung dieses Westens getragen wurde bis auf den heutigen Tag, hat gerade Rudolf Sohm wie kein anderer umfassend verkörpert. Legist, Kanonist, Germanist, war er nicht zweier, sondern dreier Rechte Doktor. Die Grundlinien der germanischen Volksstaaten hat er nachgezogen in seiner ‚fränkischen Reichs- und Gerichtsverfassung'. Den Einschlag des klassischen römischen Rechts auf unser Denken zeichnen seine ‚Institutionen des Römischen Rechts'. Er war es, der vor dem Deutschen Reichstag für das Bürgerliche Gesetzbuch, für diesen Abschluß des Rezeptionszeitalters, durch das ‚Königskleid der deutschen Rechtseinheit' den Fürsprech machte. Immer wieder hat er dem Gegensatz nachgesonnen, der ‚Geistliches und Weltliches Recht' zerreißt. So dringt er ein in das Geburtsgeheimnis der abendländischen Kultur.

Ein letzter glänzender Vertreter eben jener von der Kirche um 1200 gegründeten Universitäten, deckt er den Weg der katholischen Kirche aus dem römischen Reich hinüber in die Welt des Abendlandes auf, offenbart die Ursachen des Bruchs zwischen dem Westen und dem Osten, entdeckt damit das Gemeinsame im Schicksal von Staat und Kirche in Europa und führt gerade in dieser Leistung über den Gegensatz katholischer und protestantischer Forschung schon — unbewußt — hinaus. Dadurch macht sein eigenes Werk ‚Epoche'. Denn es stellt im letzten, im richtigen Augenblick die wissenschaftliche Einheitsfront, die gedankliche Phalanx der abendländischen Christenheit gegen den Osten wieder her, indem hier eine einheitliche Betrachtungsweise des kirchlichen Problems von Petrus als dem ersten römischen Bischof über Konstantin und Innozenz III. bis zum Unfehlbarkeitsdogma anhebt.

Dem ersten Jahrtausend mit seiner Spannung zwischen heidnischer Stadtkultur und christlicher Bistumsordnung tritt das zweite Jahrtausend mit seiner Spannung zwischen schriftlicher Rezeption und scholastisch-juristischer Abstraktion einerseits und germanisch-stammesmäßiger Mündlichkeit und Sinnlichkeit andererseits zur Seite.

Eine Rechtfertigung des Abendlandes gegenüber dem Osten am Grabe seiner Hoffnungen, auch so läßt sich die neue Epochengliederung lesen!

Unsere Feldsoldaten und die Religion
Von Fritz Fuchs

Es schien uns, die wir im besetzten Frankreich weilten, immer ein psychologischer Moment, den wir mit Spannung voraussahen, wenn einmal die Schranken zwischen der France envahie und der France libre fallen und angesichts der von uns geräumten Provinzen von Leuten, mit denen wir annoch harmlos freundlich verkehrten, unser Urteil uns gesprochen würde.* Nun ist dieser Augenblick gekommen. Die jetzt in das wieder frei gewordene französische Land zurückkehren, werden den Haß auf uns Deutsche nicht vergessen haben, dem sie drüben schon seit Jahren wie einer Massensuggestion erlegen waren; kennen sie ja doch den boche nicht leibhaft aus alltäglichem Zusammensein, höchstens als Phantom aus dem Rausch des Nahkampfs, meist aber nur als Zerrbild aus der Chauvinistenpresse; ja, beim Anblick der verwüsteten Heimat mögen sie neuen Haß hinzuhäufen. Gegen diese Erbitterung wird der Gerechtigkeitssinn der im Lande Gebliebenen, die den deutschen Soldaten aus nüchterner Beobachtung als gutgearteten, rechten und schlechten Menschen kennen lernten und manchmal vielleicht gern hatten, einen schweren Stand haben, zumal sich bei ihnen mit der Erbitterung der Heimkehrenden der Groll in der eigenen Brust über die hundertfachen Fesseln des deutschen Regiments verbinden wird; denn mag man sich auch im Laufe der Jahre an ihren Druck gewöhnt haben, jetzt, da sie fallen, spürt man sie noch einmal doppelt brennen.

Wird der Gerechtigkeitssinn erliegen? Ich weiß es nicht; der Franzose gibt so leicht den Eindrücken der Stunde nach. Wird er versuchen, einen Unterschied zu machen zwischen dem deutschen Soldaten und dem deutschen System? Gleichviel, die Debatte über deutsches Barbarentum wird noch einmal heftiger denn je aufflammen. Wie weit in dieser Debatte die von Georg Pfeilschifter herausgegebene Sammlung: ‚Feldbriefe katholischer Soldaten‘ (Freiburg 1918, 3 Bde.), die den Ruf des deutschen Soldaten als gläubigen Katholiken und guten Menschen gegenüber französischen Angriffen zeugnismäßig verteidigen will, zu Wort kommen wird, steht dahin. Als Zeuge wird wohl im Augenblick ausschließlich die Bevölkerung des ehedem besetzten Frankreichs gehört werden. Und doch wird das Werk einmal in der Zukunft für die Wahrheit zeugen vor dem Forum der Geschichtschreibung. Ohnedies wird es, wie der Herausgeber mit Recht erwartet, über seinen unmittelbaren apologetischen Zweck hinaus dem Historiker, wenn er die Geschichte der Feldseelsorge schreiben oder die Bedeutung des religiösen Faktors für die Kampftüchtigkeit des Heeres feststellen wird, eine willkommene Quelle bieten. Ich möchte dieser

---

* Indem wir den Verfasser dieses Artikels unseren Lesern als den Urheber der ‚Briefe eines Okkupationssoldaten‘ (vgl. 15. Jahrg. 1917 April, Mai, Juli u. November) vorstellen, glauben wir genugsam seine Aktivlegitimation für die nachstehenden Ausführungen dargetan zu haben.

Briefsammlung noch einen weiteren Wert beimessen: sie ist eine wichtige Zusammenstellung religionspsychologischer Dokumente. Sie umfaßt 459 Briefe, deren Zeugniswert dadurch erhöht wird, daß hinter jedem eine ganze Reihe unveröffentlichter Briefe vom gleichen Typ steht, da die Sammlung nur eine Auswahl aus 4500 Nummern darstellt. Unter den Briefschreibern sind alle Volksschichten und Berufsklassen vertreten. Weitaus der größte Teil der Briefe ist völlig unliterarisch, nur 12 Prozent mit der Absicht der Veröffentlichung geschrieben.

Es wäre unbillig, lauter Konfessionen religiöser Persönlichkeiten zu erwarten. Oft dringt der Schreiber über die Wiedergabe rein äußerer Vorgänge nicht hinaus, hat auch gar nicht die Absicht hierzu. Dies liegt keineswegs an dem katholischen Charakter der Sammlung; nicht darf hier protestantischer Subjektivismus gegen katholischen Objektivismus ausgespielt werden. In den mir bekannten protestantischen Feldbriefsammlungen* liegen — abgesehen von der religiösen Problematik, die in ihnen zu Wort kommt, während sie in den katholischen Briefen, wie sie Pfeilschifter ausgewählt hat, keinen Raum findet — die Verhältnisse nicht wesentlich anders. Eher möchte man versucht sein, den Grund darin zu suchen, daß die deutschen Katholiken von heute nicht zu schreiben verstehen, während die Franzosen die Vorgänge religiösen Innenlebens mit einer plastischen Unmittelbarkeit darzustellen wissen, die einen nicht erstaunen darf bei einem Volke, in welchem Gratry, nachdem ihm seine Schriftstellerei zum Gebet geworden, die Forderung aufstellt, man müsse beten und betrachten, indem man schreibe. (Ecrire les impressions toutes brûlantes.)**

Sehen wir hiervon ab, so ergibt sich folgender Sachverhalt: Die Briefschreiber aus dem Volke, welche die nötige Unbefangenheit zum Schildern hätten, reflektieren nicht über ihr religiöses Innenleben. Andere Schreiber, denen es an Reflexion nicht fehlt, hält zarte Scheu von Bekenntnissen zurück, wie ein Steiger schreibt: ‚Man ist auch Mann genug, um tiefe Seelenwunden andern Leuten nicht zu zeigen.' (III, 30.) Überwinden aber diese Menschen in den Augenblicken höchster seelischer Spannung, am Vorabend einer Schlacht, diese Scheu, so werden solch intime Briefe vom Sammler schwer zu erreichen sein. Wenn unsere Sammlung trotzdem auch solche Briefe enthält, die wertvollsten, die schönsten enthält sie uns vor. Es ist auffällig, daß es dem Herausgeber am schwersten fiel, Briefe aus den ersten Klassen der Gesellschaft zu bekommen. Er erklärt es sich zum Teil aus Zurückhaltung und Scheu vor Veröffentlichung. Sicher ist auch in Rechnung zu setzen, daß der Kreis der religiös Erfaßten in den oberen Volksschichten enger ist als in den unteren.

* Gottesbegegnungen im großen Kriege. Feldpostbriefe, Auszüge aus Kriegstagebüchern und Erfahrungen von Feldpredigern, gesammelt von Lic. Neuberg und Lic. Stange, 2 Bände, Dresden 1915 und 1916 und ‚Feldfrüchte', Furcheverlag Cassel 1915.

** Les sources, Paris 1876, S. 37 und 51.

Noch ein Moment scheint mir aber hinzuzukommen: Es fehlt dem Christentum in den Familien unserer Gebildeten die rechte Naivität, wie das religiös einheitliche deutsche Mittelalter sie noch kannte. Nur zu oft herrscht jetzt hier eine Zugeknöpftheit, die ich sehr wohl von Scham und Scheu unterschieden wissen möchte. Da darf der Mund nicht übergehen, wenn das Herz voll ist. Ein jeder besitzt seinen Gott für sich und verschließt ihn in seiner Brust, als ob nicht Gott, der alle Bande des Blutes und der Neigung erst stark und innig gestaltet, immer als Dritter zwischen uns weilte. Die einfachen Leute sprechen denn auch in diesen Feldbriefen von Gott kindlich unbefangen wie von ihren Kindern, ihren Müttern, wie vom Liebsten, das sie in der Welt besitzen.

* * *

Es ist im Anfang des Krieges von einer bestimmten Kriegsfrömmigkeit gesprochen worden. In der Todesgefahr, so sagte man, klammert sich der Mensch an eine überirdische Macht, von deren Eingreifen er Schutz erwartet, oder die, fatalistisch gedacht, ihn beruhigt. Dogmatische Vorstellungen über diese Macht spielen keine Rolle. Unsere Briefsammlung erweist diese Auffassung als eine wirklichkeitsfremde Konstruktion. Gewiß, als primitive Stufe trifft man auch diese Art von Frömmigkeit an. ‚Not lehrt beten, aber in Todesnot kann man doppelt beten‘ (I, 18) heißt es in einem Brief und in einem anderen: ‚Tausend schmutzige, hungrige, rauhe Gestalten beugten sich vor dem Einen, der über uns allen steht. Hier gab es keine Konfessionen, keine Parteien, nur elende Menschen, die jede Sekunde sterben konnten, die alle angewiesen waren auf den Schutz und die Gnade des allmächtigen Gottes.‘ Aber derselbe Briefschreiber fährt fort: ‚Und als der Geistliche den Segen und die Absolution erteilte, glänzten Tränen der Reue und Dankbarkeit in aller Augen . . . laß kommen, was will, jetzt sterbe ich gern, ich bin glücklich.‘ (I, 16.) Ein anderer schreibt: ‚Um jeden neuen Morgen ist man froh . . . nach jedem Gefecht dankt man Gott, daß man noch am Leben ist; so gern hat man es.‘ Aber er bleibt nicht befangen in dieser naturhaften Freude am Dasein, das ihm eine freundliche Macht immer neu schenkt, er schreibt weiter: ‚Aber wir geben es alle, alle her für unser schönes Vaterland.‘ (I, 17.) Die primitive Stufe ist überschritten. Es kann ja nicht anders erwartet werden, als daß die Todesnot die im Menschen bereits vorhandenen religiösen Vorstellungen und Forderungen aufrüttelt oder, soweit sie wach sind, steigert und daß so die Frömmigkeit nicht nur in ihren äußeren Formen wie Gebetsformeln, sondern auch ihrem Inhalt nach christliches Gepräge trägt. Die überirdische Macht wird als der christliche Vatergott empfunden, der die Seelen der hilflos Preisgegebenen, die sich wie Kinder vertrauensvoll an ihn schmiegen, in seinem Mantel birgt, nicht der Gott der Natur, sondern der Milde, Gütige, als den ihn ein Leutnant aus der Hölle der Somme anspricht. (I, 214.) Ihre letzte Klarheit aber erhält diese Frömmigkeit von Christus her, dessen Lichtgestalt, so schreibt ein junger Fabrikbediensteter,

‚neben dem müden Krieger wandert, der sich mühsam in der Nacht, am glutheißen Tage auf der staubigen Landstraße dahinschleppt, ausgetrocknet die Kehle, Schweiß in den Achselhöhlen, rot die Augen, vor sengender Hitze kaum sich halten könnend.‘ (III, 31.) Christus steht neben den Sterbenden, geht in den Lazaretten von Bett zu Bett. (III, 32.) Im Entsetzen der Schlacht drängt sich in die wirbelnden Gedanken das Bild vom Gottmenschen im Sturm auf dem Meere: ‚Was seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen!‘ (I, 106.) Freudig ruft einer aus: ‚Wir haben Jesus als wahren und treuen Kameraden bei uns.‘ (II, 131.) Eine andere Stimme: ‚Noch niemals im Leben habe ich so das Leben des göttlichen Heilandes verstanden und mich darein vertieft wie gerade jetzt als Soldat.‘ (III, 42.) Man sucht und findet Jesus in den Quellen der Hl. Schrift. ‚Wie herrlich ist die Hl. Schrift! Man kann sie nicht ausschöpfen!‘ (III, 85.) Solche Versenkung in das Leben Jesu führt zum ‚Zusammenleben mit dem lieben Heiland‘ (III, 55). Es beginnt bei der Krippe. Der Unterstand wird in der Weihnachtsnacht zur Grotte von Bethlehem (I, 143). Und es endet am Kreuz. Gleichförmigkeit mit dem leidenden Christus ist in so vielen Briefen ausgeprägt. ‚Wie Christus unschuldig gelitten, so müssen wir, als einzelne unschuldig am Krieg, doch die Härten und Leiden des Krieges geduldig auf uns nehmen.‘ (I, 194.) ‚Das Ölbergsringen und -flehen‘, so schreibt ein Oberleutnant, ‚wird plötzlich Selbsterlebnis und muß durchgerungen werden bis zum Ende.‘ (I, 86.) ‚Millionenhafte Erneuerung des dramatischen Vorgangs in Gethsemane: „Abba, mein Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ Wie einfach und doch so unfaßbar schwer, wenn die Hingabe völlig sein soll! Ein reines Opfern des „Ich“ an das heilige „Du“ des lieben himmlischen Vaters.‘ (I, 85.) An den kreuztragenden Christus denkt der Soldat und gibt sich immer wieder einen Ruck und beißt die Zähne zusammen, wenn er unter den Strapazen des Marsches zusammenbrechen will (III, 40 u. 169). Als ‚alter Christus‘ geht er den Weg nach Golgatha noch einmal (II, 107) und geht ihn ‚bis ans Ende, so, wie der liebe Heiland ausgeharrt hat, bis er gekreuzigt wurde‘ (I, 24). Er will dem Herrn auch im Tode gleich werden. Ein Fabrikarbeiter schildert, wie es ihm in der Todesgefahr war, als riefe eine Stimme: ‚Wie, du willst dein Leben in deinem 36. Jahre nicht hingeben, und der Sohn Gottes hat es in seinem 33. Lebensjahr hingegeben?‘ Und er bittet nicht mehr um Erhaltung seines Lebens, nur in der Gnade Gottes will er sterben. (III, 39.) ‚So, wie der göttliche Heiland angsterfüllt jeden Nagelschlag gezählt haben muß, so sind auch unsere Nerven bis zum äußersten gespannt.‘ (III, 41.) Miterleben der Passion! Versenkung in die Passion macht das Grausige des Krieges dem Gemüt erträglich. Ein Briefschreiber schildert, wie er unter dem Eindruck eines Volltreffers den ganzen Tag von grauenhaften Vorstellungen geplagt, Menschen suchend, grübelnd und bang vor den einsamen Wachtstunden der Nacht umherschlich. ‚Und als ich dann im stillen Graben an der Schießscharte stand, fiel mir

ein, daß die vier Toten einen Rosenkranz brauchen könnten. Im Beten wurde ich ganz ruhig. Ich sah mehr und mehr den Heimgang der Seelen und nicht die Zerfetzung der Leiber. In der zweiten Wachtzeit betete ich den schmerzhaften Rosenkranz. Da ging es mir durch den Sinn: ‚Er hat nicht Gestalt noch Schönheit‘ und: ‚Sie haben alle meine Gebeine zerschlagen‘ und es schien mir erträglicher, eines solchen Todes zu sterben.‘ (I, 79.) Aus dem Blut und Kot des Kriegs sehnt man sich nach einer reinen Atmosphäre. ‚Man würde hier ja wirklich verrohen, vertieren ohne die göttliche Güte‘, heißt es einmal (III, 6). ‚O daß man sich gesund trinken würde in dieser heilenden Quelle! Aber Gott gegenüber ... ist man so oft — ganz ehrlich gesprochen — Schuft, Lump, ein frecher Geist, der zugleich sündigt und betet. Sich selber wird diese Art wurmstichigen Lebens zum Ekel. Du großer Gott, welch glühende, himmelaufreißende Liebe, für d i e s e Menschheit zu kommen, zu leiden, zu streiten, zu sterben!‘

Wie lösen aber diese Menschen letzten Endes den Konflikt, um den sie einmal nicht herumkommen können, den Konflikt zwischen Christusgeist und kriegerischem Geiste? Da bittet ein schlichter Mann Gott um recht baldigen Frieden, ‚denn wir haben oft hier stille Stunden, wo es uns mächtig ans Herz greift ob unserer katholischen Religion und der blutigen Arbeit hier draußen‘ (II, 229). Nach dem Worte eines Offiziers ist ‚von dem Christen, also dem Jünger Christi, ein fast unsagbarer seelischer Konflikt zu überwinden, ehe er in eherner Pflicht ... einen ihm völlig unbekannten, schuldlosen Nebenmenschen rücksichtslos zu vernichten trachtet und den Entschluß noch rücksichtsloser durchführt‘ (I, 55). Wie können diese Menschen mit dem Bajonett wie Löwen, gerade den Jesusnamen auf den Lippen, gegen den Feind losbrechen? (I, 23.) Wie kann sie eben dieser Christusgeist, der nichts als Güte ist, nicht nur zu dem (ungleich wertvolleren) passiven Mut stärken, sondern auch zu aktivem Mut entflammen? ‚Die Antwort‘, schreibt ein Landsturmmann (III, 168), ‚kann nicht anders lauten, als daß in diesem Ringen dann „Grausamkeit“ zur Liebe wird; gilt es doch, zu schützen Euch alle ...‘ Und doch, diese Lösung beruhigt augenblicklich den Verstand, nicht dauernd das Gemüt. ‚Es ist gar kein Krieg mehr, sondern nur ein Morden!‘ ruft einer aus. ‚Als ich hier mal an einem Kruzifix vorbeikam, mußte ich mich von Herzen schämen. Ich dachte, aus Liebe zu uns bist du am Kreuz gestorben, und wir können in unserem Haß uns gegenseitig nicht genug schaden‘ (III, 7). Muß der Arm den Kampf weiterführen, so müssen doch die Herzen den Kriegsdienst verweigern, wollen sie dem Herrenwort von der Feindesliebe getreu bleiben. Feinde? ‚Sie taten ja auch nur ihre Pflicht‘, schreibt ein Leutnant vor seinem Tod vom Gegner, dessen Kugel ihm bestimmt sei (III, 66). Dem wehrlosen Feind gegenüber ist Feindesliebe nicht selten. Mancher Briefschreiber erzählt, wie er einem Verwundeten oder Sterbenden beigestanden und wie das Gebet des Herrn zugleich in deutscher und französischer Sprache aufgestiegen sei (I, 29). Aber auch den zielenden Gegner drüben im Graben

umfaßt echte Feindesliebe. Da geht einem gerade im Felde erschütternd wie eine neue Erkenntnis die große Wahrheit auf, daß wir alle Kinder Gottes sind und alle einen Vater haben. ‚Und dabei durchzieht ein merkwürdiges, beseligendes Gefühl mein Herz und ich bete auch für die da drüben, die hundert Meter von uns weg sind und auf unsere Köpfe lauern' (I, 164). Dann fährt der Briefschreiber fort, und es ist schade, wie das reine, kindliche Gefühl durch Reflexion getrübt wird: ‚Ob da drüben wohl auch einer für uns betet?' Daß Christusgemeinschaft auch zum Heroismus der Tat befähigt, dafür zeugt der schöne Bericht über den jungen Theologen und Kriegsfreiwilligen, der sechs verwundete Franzosen, die verschmachtend zwischen den Schützengräben liegen, unter dem wütenden Feuer ihrer Kameraden birgt, bis er bei der glücklichen Bergung des siebenten tödlich getroffen wird (I, 152).

* * *

Fast hat es den Anschein, als könne man christliche Kriegsfrömmigkeit bis zu ihrer edelsten Blüte schildern, ohne des Konfessionellen Erwähnung zu tun. Der Kundige freilich weiß von vorneherein, daß diese christliche Religiosität nur im Bezirk der Konfessionen möglich ist. Welches Licht werfen auf die Bedeutung des Konfessionellen unsere Briefe? Der Gedanke, daß es ein Gott ist, zu dem Katholiken und Protestanten beten, die Idee der christlichen Einheit steht im Mittelpunkt (I, 68). Denselben Eindruck gewinnt man aus protestantischen Feldbriefen. Während man jedoch hier zuweilen die vom protestantischen Standpunkt aus begreifliche Tendenz herauszuspüren glaubt, das die Konfessionen Trennende belanglos zu finden, spricht aus den katholischen Briefen lediglich warmherzige Anerkennung nichtkatholischer Frömmigkeit, eine segensreiche Folge der nahen Berührung der beiden Konfessionen im Felde.

Man frägt sich: Wo fängt nun in diesen Briefen das spezifisch Katholische an, wo ist eine Weiterführung, Höherführung über das Gemeingut der Konfessionen hinaus noch möglich? Ich denke hier nicht an die Marienverehrung, die rührend aus so mancher Zeile spricht, auch nicht an bestimmte Kultformen wie die Herz-Jesu-Verehrung, die in diesen Briefen stark bezeugt ist: Entscheidend ist der eucharistische Zug katholischer Kriegsfrömmigkeit. Erst dann ist katholische Religiosität in ihrem Vollmaße gegeben, wenn sich der biblische Christus mit dem eucharistischen zu lebendiger Einheit verbindet. Wie wir die Züge des eucharistischen Christus frei vom Nebel subjektiver Gemütswallungen in dem Maße erkennen, als wir uns um den Christus der Hl. Schrift bemüht haben, so wird nur in der Eucharistie der Christus des Evangeliums uns zum unmittelbaren, leibhaften Erlebnis, das unser ganzes Wesen erschüttert. Eucharistische Christustat: das hl. Meßopfer, Christusnähe: der Heiland im Tabernakel, Christusvereinigung: die hl. Kommunion, ‚das ist das höchste Glück, das man in diesen schweren Tagen haben kann.' (I, 18.) Ein Marinesoldat schreibt: ‚Von meinem Wachtposten suche ich den Kirchturm; dann grüße ich mit

einem kurzen Gebete den eucharistischen Heiland, und ich bitte dann den Heiland um Opfermut, um Leidenskraft, um Trost in der Todesstunde.' (II, 38.) Wie glücklich berichten sie alle von den eucharistischen Gottesdiensten, wie sie oft, an die Kirche der Katakomben gemahnend, in den Stollen und Unterständen abgehalten werden. ‚Da besucht uns mitten im Kampffeld bei dem Getöse der platzenden Schrapnells und Granaten unser göttlicher Herr und Meister. Durch das Machtwort des Priesters in der hl. Messe auf dem Feldaltar läßt er Wein und Brot in sein heiliges Blut und Fleisch verwandeln, um bei uns zu sein. Das ist Kameradschaft! ... So ist denn die Sehnsucht nach dem hl. Meßopfer unter den Feldgrauen groß.' (I, 145.) Pfeilschifter stellt die Zeugnisse zusammen, die in überwältigender Fülle für die eucharistische Frömmigkeit unserer Soldaten, so für den häufigen Kommunionempfang sprechen. Die Eucharistie, für den Außenstehenden bleibt sie freilich auch heute noch ein arcanum, das auch diese Briefe meist nur andeuten, auf das sie aber hinweisen als auf den Urgrund katholischer Frömmigkeit.

Deutlicher denn je wird in der Isoliertheit des Schützengrabens das Bedürfnis nach der sichtbaren, der Sakramentenkirche, empfunden. Treuherzig schreibt einer: ‚Nur zwei Freuden haben die Soldaten im Felde: die Heimatpost und den Feldgottesdienst.' (III, 31.) Die oft packenden Schilderungen von Feldgottesdiensten, kirchlichen Festfeiern, Maiandachten, Fronleichnamsprozessionen und sonstigen Äußerungen des religiösen Lebens lese man bei Pfeilschifter nach. Bei aller Schätzung der Predigt, welche die Soldaten weder rein ethisch noch national, sondern religiös haben wollen (Neuberg-Stange II, 328), und bei aller anhänglichen Liebe für das deutsche Kirchenlied, von dem sich ein allen deutschen Stämmen gemeinsamer Kanon herausgebildet zu haben scheint, bleibt doch ‚die hl. Messe, womöglich mit der Kommunion der anwohnenden Soldaten der Mittelpunkt auch der Feldgottesdienste, das, was unsere Soldaten vom Feldgeistlichen erwarten'. (II, 98.) Der Priester wird als Christusträger ersehnt. ‚Noch nie habe ich im Felde den Mangel eines Priesters so bitter gefühlt wie gerade jetzt ...', und nun schildert der Schreiber, wie die Soldaten vor dem Beichtstuhl stehen, den Vorhang wegschieben und hineinschauen — ‚aber der Hirte ist nicht da.' (II, 86.) Ist kein Priester zur Stelle, so veranstalten die Soldaten selber Andachten. Von einer solchen Laienandacht bekennt ein junger Theologe: ‚Solch eine Feier hat mehr Eindruck hinterlassen bei manchem als zu Hause ein Hochamt mit Predigt.' (I, 107.) Diese Laienandachten, so eindrucksvoll sie sind, weil sie ganz spontan dem eigensten Herzensbedürfnis der Leute, oft auch einer augenblicklichen Situation entspringen, wohl auch, weil der Laie, vertritt er ausnahmsweise den Priester, seine Aufgabe um so innerlicher erfaßt, setzen eben doch, ähnlich wie die geistige die sakramentale Kommunion, so den eucharistischen Gottesdienst des Priesters voraus.

Hinter der Front wird der Gottesdienst in der Regel in den fran-

zösischen Kirchen abgehalten. Da macht es einem bei der Lektüre der Briefe eine besondere Freude, zu beobachten, wie Gotteshaus und Liturgie in der deutschen Seele die beiden polaren Begriffe: Heimat und Völkergemeinschaft wachrufen. ‚In der Kirche heute, da waren wir wieder daheim.‘ (I 25.) ‚So bietet hier die Kirche den einzigen Fleck Heimaterde, welchen wir im Feindesland haben, und ein jeder wünscht und hofft, ihn öfters betreten zu können.‘ (II, 65.) ‚Der Gottesdienst in der Weihnacht war für viele schon ein Stück Heimat.‘ (II, 99.) ‚Alles wie in den Gotteshäusern der teuren, fernen Heimat: die nämlichen Meßgebete, der gleiche priesterliche Ornat, das alles erweckt in uns das Gefühl, auch hier in der Kirche auf heimatlichem Boden zu stehen.‘ (II, 125.) Auf der anderen Seite läßt die Katholizität der Kirche, die nie so sehr geschätzt worden ist wie jetzt auf fremdem Boden (III, 39), die Gegner sich auf ihre Gemeinschaft in Christus und in der Kirche besinnen. Am schönsten kommt dies in dem Bericht eines Arbeiters zum Ausdruck, der erzählt, wie er und ein schwerverwundeter Franzose auf dem Schlachtfeld am Rosenkranz sich als Glaubensgenossen erkannten: ‚Vor Freude streckte er beide Arme aus, als ob er mich umschlingen wollte. Dann griff er mit der rechten Hand nach meinem Rosenkranz, indem er mir mit der linken den seinigen überreichte.‘ (I, 149.) Deutsche Soldaten empfangen aus den Händen fremder Priester die hl. Kommunion, ja suchen sie auch im Notfall im Beichtstuhl auf, wenn sich die sprachlichen Schwierigkeiten einigermaßen überwinden lassen. Der deutsche Feldgeistliche hinwiederum ist der Pfarrer so mancher französischer Gemeinde an der Front geworden, die ihren einheimischen Hirten verloren hatte.

An diesem Verhältnis hat der geistige Feldzug der Franzosen gegen deutsches Christentum nichts geändert, eher hat er den Eifer des Entgegenkommens und Sichverstehens, der ausgleichen will, was andere gefehlt haben, auf beiden Seiten verdoppelt. Ein Echo jenes Streites tönt in manchen unserer Briefe wider, die einen ausgesprochen apologetischen Charakter tragen und den Vorwurf der Barbarei vom deutschen Soldaten abwehren. Dann und wann stellt sich auch eine leise naive Selbstgerechtigkeit ein, so, wenn z. B. nach einer düsteren Schilderung des religiösen Lebens in Frankreich fortgefahren wird: ‚Jetzt kommt das Gegenstück, das religiöse Leben im Felde bei uns. . . Da wird gebetet!‘ (III, 100.)

* * *

Zwei Ideenkreise umfaßt das Soldatengebet: einen engeren, die Sorge ums eigene Ich und um die Lieben daheim, einen weiteren, den Gedanken ans Vaterland. Die beherrschende Vorstellung ist der Tod, das Grundgefühl: Vertrauen auf Gott. Und zwischen Tod und Gott die Seele, aus physischer Todesangst über metaphysisches Verantwortlichkeitsgefühl bis zur Selbstaufopferung sich durchringend. In diesem Kampfe fühlt sie sich verbunden mit den Seelen ihrer Lieben in der Heimat. Das Vertrauen auf die Fürbitte, ja das Bewußtsein, vom Gebet der andern zu leben, spricht so manche Zeile dieser Briefe aus. Heimat und Feld stützen sich

gegenseitig durchs Gebet. Oft ist die Sorge ums eigene Leben nur altruistische Sorge ums Los der Familie. Das Vaterland erscheint zumal in den ersten Kriegsmonaten als die von feindlichem Einfall bedrohte Familie und Volksgemeinschaft, auch als die Heimat, deren traute Bilder in der Erinnerung aufsteigen, schließlich als der politische Begriff des Reichs, gewöhnlich in enger Verbindung mit König und Kaiser. Im letzten Fall äußert sich die Empfindung meist formelhaft: ‚Mit Gott für Kaiser und Reich.' Zuweilen hat es den Anschein, als sei für den Kämpfer Vaterland wie König und Kaiser ein ideelles Gut, über dessen Art er nicht reflektiert, der Inbegriff aller seiner Hoffnungen, mit der Vorstellung Sieg ineinanderfließend, ein Klang, der ihn begeistert.

Während nun das eigene Leben nur als ein relatives Gut aufgefaßt und seine Erhaltung nur bedingt erfleht wird, insofern der Wille Gottes nicht anders beschlossen hat, tritt das Vaterland geradezu als absolutes Gut auf. Nicht bedingt wird der Sieg erfleht, es wird auf ihn vertraut wie auf ein Recht. Von vornherein wird angenommen, daß in diesem Punkte Gottes Wille sich mit dem unsern deckt. Grundlage für diese Auffassung und Seelenverfassung ist die unumstößliche Überzeugung von der Gerechtigkeit und makellosen Reinheit unserer Sache. ‚Beide Kaiser haben mit Gott nur gezwungen diesen gerechten Krieg begonnen.' (III, 14.) ‚Gott war mit unserer Regierung und ist heute mit unserem Heer.' (III, 13.) ‚Gott muß unser Verbündeter sein!' (I, 191.) Vor der Kriegserklärung am 1. August 1914, als Kundgebungen für und gegen den Krieg stattfinden, kommt noch eine so kühle Auffassung wie diese zu Wort: ‚Als Katholiken folgen wir der Weisung der Kirche, hier auf Erden unsere Pflicht zu tun gegen unsere Obrigkeit, um dort oben ewig belohnt zu werden. Alles steht in Gottes Hand, ob der Patriot jubelt oder der Sozialdemokrat schimpft. Gott ist der Lenker aller Geschicke. Unsere Augen und unser Herz sind auf ihn gerichtet. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen."' (I, 2.) Hier wird einer himmlischen Welt eine irdische gegenübergestellt, in deren Sphäre der Krieg, der ein Obrigkeitskrieg ist, und der Friede fallen, in der jedoch der Christ nicht zu Hause ist; gegenüber der Obrigkeit (man könnte meinen, es sei von der römischen die Rede) erfüllt er seine Pflicht, aber nur in Hinblick auf den Lohn in der himmlischen Welt. Dies ist urchristlich (im historischen Sinn) gedacht. Christliches und patriotisches Gefühl ist nicht verschmolzen. Auf der andern Seite aber fühlt sich das christliche Gefühl auch gar nicht dazu gedrängt, für den Frieden, den Frieden dieser Welt, einzutreten.

Einmal tritt doch noch der Gedanke an die Ergebung in den Gotteswillen auch in bezug auf das Schicksal des Vaterlandes auf, als der ersehnte Friede sich nicht einstellen will. Ein Eisenbahnschaffner schreibt im April 1915: „... gerade das ist es wohl, was unserm Gebet am meisten fehlt, die Ergebung in den Willen Gottes. Das Menschenherz neigt sehr leicht zum Selbstvertrauen, daß Gott unsere Wünsche erhören muß. Der

Heiland betet dreimal, doch immer wieder stellt er es dem himmlischen Vater anheim, ob er ihn erhören will.‘ (II, 203.)

Es ist vom Standpunkt der Ethik aus am Kriegsgebet Kritik geübt worden. Man hat einmal die Sorge ums eigene Leben, weil selbstisch und rein irdisch gerichtet, als Gegenstand des Gebetes nicht gelten lassen wollen; nur für die Sorge ums Vaterland, die Gesamtheit, in welcher der einzelne aufgehen müsse, sei Raum im christlichen Gebet. Wird so von einer Seite der erste der beiden Ideenkreise zugunsten des zweiten ausgeschaltet, so wenden sich andere Kritiker gerade gegen den zweiten und sprechen dem Gebet um Sieg christlichen Charakter ab.

Wer sich den Christus der Evangelien vergegenwärtigt, wie er uns die Brotbitte im Vaterunser lehrt, wie er, der Heiland der Mühseligen und Beladenen, die Menschen — man denke nur an die blutflüssige Frau, die seinen Mantelsaum berührt — von ihren großen und kleinen Gebrechen doch nicht allein zum Erweis seiner Messianität heilt, wird darauf vertrauen, daß er auch heute noch sich klein macht mit den Kleinen und für alle ihm anvertraute Not, also auch, wenn ein Mensch um sein junges Leben fleht, ein williges Ohr hat. Der erste Einwand der Kritik mit seiner gelehrten Unterscheidung von christlich und unterchristlich übersieht eines: Nicht der Gegenstand der Bitte allein macht den Charakter des Gebetes aus, sondern in erster Linie doch die Gebetsgesinnung, also Vertrauen in die Macht des Gottessohnes, zugleich Vertrauen in seine Güte, die nur unser Bestes will, ob sie nun uns unsern Willen tut oder nicht. Nun klingt aber in diesen Briefen alles Hoffen und Bitten immer wieder in das Gethsemanigebet aus: ‚Nicht wie ich will, sondern wie du willst.‘ Heimkehr wird erfleht, ‚sei es in die irdische oder ewige Heimat‘ (III, 12). Sorge ums ewige Leben verdrängt die Furcht für das irdische. ‚Nur um eines bitte ich Gott, daß ich in der Gnade Gottes sterbe.‘ (III, 39.) ‚Nicht, daß ich erhalten bleibe, nein, daß ich mein Ziel erreiche, meine Bestimmung, meine Vollendung.‘ (III, 158.)

Auch die Bitte um Fürbitte kennt zwei Stufen: ‚Betet, daß ich als tapferer und guter Sieger wiederkehre.‘ (I, 128.) ‚Schließe mich, bitte, bei der hl. Messe ins Gebet ein, damit ich freudig mein Leben opfere!‘ (II, 26.) Schließlich aber wird alle Sorge ums Leben weit weggeworfen: ‚Mein ganzes Sein, mein Denken, mein Hoffen, mein Lieben, alles habe ich Gott hingegeben. Nimm, Herr, was und wieviel du willst . . . nimm alles, ich will in allem deine Vaterhand erblicken und dir danken! Laß mir nur den Glauben an dich! Verdopple meine Sehnsucht nach Glück und Liebe und nimm mir die Erfüllung: Ich will mich deinem heiligen Willen ganz hingeben! Laß mich immer so sprechen, wenn es mir schwer fällt! Gott, dir ergeb' ich mich!‘ (III, 67.)

Das Problem, das die Kritik im zweiten Falle aufwirft, berührt nicht Wohl und Wehe der eigenen Person, weit mehr: das Vaterland, nach dem hl. Thomas nächst Gott und den Eltern der vorzüglichste Gegenstand

unserer Liebe, steht in Frage. Und doch ist die Lösung gerade dieses Problems wider Erwarten schwieriger. Gewiß können die Gesetze der Selbstliebe nicht ohne weiteres auf die Vaterlandsliebe übertragen werden; es bliebe ja sonst für Pietät, wie sie das Vaterland gleich der Mutter, der es Thomas an die Seite stellt, doch erheischt, kein Raum mehr, wenn auch immerhin Raum für Selbstachtung, sollte man meinen, während wir tatsächlich bei dieser Betrachtungsweise an ihrer Stelle eine unechte Selbstverdemütigung antreffen. Gewiß ist der Patriotismus nicht lediglich eine Spielart des Egoismus: Und doch liegt das Vaterland, reiht man es ein in den Weltzusammenhang — und katholisches Denken muß seiner Natur nach über den nationalen Horizont hinausdrängen und von Gottes Höhe aus mit seinem Blick die ganze Welt umspannen —, verwurzelt in ein Gefüge anderer Länder, auch Vaterländer, als mein Vaterland neben den Vaterländern anderer, die so tief empfinden und so heiß lieben wie ich.

Nun stehen alle diese Länder und Völker in ständiger Wechselwirkung. Dieses Spiel der Kräfte aber ist unentwirrbar, jede seiner Phasen bietet ein täuschendes Bild; so sind Ursache und Wirkung, Recht und Unrecht, Verdienst und Schuld, Lohn und Strafe ineinander verschlungen. Verfolgt man diesen Knäuel auch forschend in die Vergangenheit zurück und nimmt man seine Abwicklung in der Zukunft ahnend voraus: Umsonst! Anbrechen muß erst der Tag, da alle Kräfte, die jetzt miteinander ringen, zum Ziel gekommen sein werden, da sich das Chaos menschlichen Geschehens zum gottgewollten Kosmos zusammengefunden haben wird, der Tag des allgemeinen Gerichts, da nicht der einzelne Mensch, sondern die Menschheit in ihrer Gesamtheit, die Völker vom Menschensohn werden gerichtet werden. Dann erst wird jede einzelne Phase der Weltgeschichte ihren Sinn erhalten, auch die, welche wir jetzt durchleben.

In das Licht solcher christlicher Geschichtsauffassung sind auch Siegeshoffnung und Gebet um Sieg zu rücken. Wo das Erflehte für den einen Heil (nach menschlichem Ermessen), für den andern Unheil bedeutet, sollte das Bittgebet jedenfalls von einem christlichen Weltverantwortlichkeitsgefühl getragen sein. An Stelle des Glaubens an die absolute Gerechtigkeit der eigenen Sache, der dem Bereich des Irrtums nicht entrückt ist, an Stelle des Bewußtseins, Vollstrecker des göttlichen Willens zu sein, wie es sich grotesk in einem Briefe (nicht der Sammlung Pfeilschifters) äußert, welcher die Erfüllung der Heilsbotschaft von Bethlehem in dem Maße näherkommen sieht, in dem wir unsere sämtlichen Feinde kraftvoll niederwerfen und selber gestärkt und gebietender aus diesem Kriege hervorgehen,* sollte das Gefühl der Solidarität der Schuld treten, das ein protestantischer Soldat in einem Briefe so ausspricht: ‚Der Krieg ist die ungeheure Schuld, die Folge auf tausend Sünden von uns allen, deren Sichauswirken Gott zuläßt.‘** Wenn dieser Gedanke, welcher dem Christen,

* Neuberg-Stange I 210.

** Feldfrüchte 73.

dem der Begriff der Erbsünde vertraut ist, nicht zu mystisch sein darf, in den von Pfeilschifter ausgewählten Briefen nicht ausgesprochen wird, so steht er doch, wenn der Straf- und Sühnecharakter des Krieges betont (III, 41, 43) und bekannt wird, daß auch ein für uns siegreicher Krieg im Rahmen der göttlichen Weltordnung nur verstanden werden kann als eine furchtbare Strafe nicht nur für den Unterliegenden, sondern auch für den Sieger (I, 55), als Folgerung vor der Türe.

Aus einer Seele, die sich diese Vorfragen einmal gestellt hat, wird sich nicht so fast ein Gebet um Sieg, sondern um Rettung des Vaterlandes lösen. Und doch scheint auch hier wiederum alle Formulierung wenig, die Gebetsgesinnung alles zu sein: dem Willen Gottes sich im voraus beugen; mehr noch: ihn bejahen; mehr noch: seine Verwirklichung ersehnen. Nur dies ist das Kriterium der christlichen Frömmigkeit. Ein dritter Kreis, und er nur weit genug, schließt sich um die beiden andern Kreise: das Reich Gottes, Gottes selbstlose Verherrlichung. Wird der Christ auch nicht den Zugang zu der Einsamkeit finden, in der sein Meister zum Vater betet, wird er ihm auch nicht bis zu den Höhen des hohepriesterlichen Gebetes folgen können, so darf er doch nie in seinem Streben müde werden, nachdem ihm Gott den Geist seines Sohnes, der da Abba, Vater ruft, ins Herz gesandt, die Gesinnung Christi in sich einzuprägen, sich immer wieder auf sie zurückzubesinnen und aus ihr heraus zu beten. In diesem Punkte darf auch keine religiöse Erziehung vor Schwierigkeiten zurückschrecken, sie müßte es denn aufgeben, die ersten Bitten des Vaterunsers zu lehren.

Man ist versucht, aus den ‚Feldbriefen katholischer Soldaten' Schlüsse auf den jetzigen Stand der Frömmigkeit in unserm katholischen Volke zu ziehen. Sie legen zunächst Zeugnis ab nur für die Kreise, aus denen sie stammen, für den von einer intensiven Seelsorge erfaßten Volksteil, vor allem für die christlich organisierten Stände. Es ist ferner zu bedenken, daß die Briefe mit dem Jahre 1916 enden. Wir wissen nicht, welche Entwicklung die Religiosität im Heere in den letzten Kriegsjahren genommen hat; andererseits lesen wir mit Trauer oft gerade unter den Briefen, die durch ihre Innerlichkeit am meisten ansprechen, den Vermerk, daß der Schreiber gefallen ist. Ein weiterer Faktor ist in Rechnung zu setzen: ‚Ein guter Beobachter merkt, daß dieser religiöse Sinn bei dem einen oder andern abflaut, wo für ihn die Gefahr weniger groß ist' (I, 119), heißt es in einem Briefe. Die ausschließlich auf Furcht beruhende Frömmigkeit kann den Krieg nicht überlebt haben.

Ein einseitiger Optimismus, wie er sich leicht bei der Lektüre der drei auf einen Ton gestimmten Bände einstellen mag, kann daher nicht standhalten. Schon der Herausgeber weist eine Generalisierung des in den Briefen dokumentierten Guten zurück. Aber daß in unserm Volke ein lebenskräftiger christlicher Kern noch vorhanden ist, darf durch das Zeugnis dieser Briefe für bewiesen gelten und uns mit Zuversicht für die Zukunft erfüllen.

Kleine Bausteine

Der entwaffnete Christ*
Von Werner Picht

Welche Anforderungen auch das Schicksal an die Generation gestellt hat und noch stellen mag, deren Aufstieg mit dem Weltkrieg zusammenfällt: ihre eigentliche Schicksalsprobe, die entscheidende Prüfung, von deren Ergebnis es abhängt, ob die Zukunft Leben oder Tod birgt, ob Opfer, Leiden und Leistungen umsonst waren oder nicht, ob wir ein sinnloses Chaos vor uns haben oder eine höhere Form als die zerschlagenen Gestaltungen der Vergangenheit, liegt in der Forderung einer völligen Wandlung des diesseitigen Menschen, seines Lebensinhalts und seiner Ziele.

Die Kontraste des Gestern und Heute sind von einer Schroffheit, die das Vorstellungsvermögen versagen läßt und die Saiten des Empfindens bis zum Zerreißen überspannt. Gestern fühlten wir uns als die Herren der Erde; heute stehen wir unter Fremdherrschaft. Gestern waren wir reich; heute sind wir arm. Gestern übermütig; heute gedemütigt. Gestern die Meister der Organisation; heute dem Chaos verfallen. Gestern vorbildlich durch unsere Zucht; heute eine disziplinlose Herde. Gestern kaiserlich; heute Republikaner. Gestern Soldaten; heute — entwaffnet.

Das Entscheidende dabei ist, daß es keine Brücke zwischen dem Alten und dem Neuen gibt. Das Bindewort heißt: Revolution. Und soweit sich daraus ein Sinn des Geschehens ableiten läßt, ist es nur der: das alte System ist unter das Gericht des Volks gefallen. Es hat sich das Vertrauen der Allgemeinheit verscherzt. Wir haben die Erfahrung gemacht, daß es der Belastungsprobe des Weltkriegs nicht gewachsen war.

Das sind negative Erkenntnisse. Sie bringen die entnervende und demoralisierende Schuldfrage nicht zum Schweigen. Wer ist verantwortlich: Volk oder Führer? Liegt die Ursache des Zusammenbruchs im System oder in seinen Trägern? Sind wir ein Opfer von Zufall oder Schicksal? Ist Reform nötig oder Bekehrung?

Diese Unklarheit über den Sinn des Geschehenen wirkt wie ein lähmendes Gift und zersetzt die Reste innerer Form, die uns in der vergangenen Periode bei aller Glaubenslosigkeit noch gestützt und zusammengehalten haben. Das Gesindel hängt die Fahne des Zeitgeistes aus und richtet sich nach der Konjunktur. Der unentwegte Anhänger des monarchischen Gedankens schiebt persönliche, zufällige Mängel der gefallenen Größen in den Vordergrund:

---

* Ein Epilog zu des Verfassers Buch ‚Kreuz und Krieg', Furche-Verlag 1917.

'Wären's Könige gewesen,
Sie stünden alle noch unversehrt.'

Geholfen aber ist damit weder diesen noch jenen. Weder hier noch dort findet man sichere Orientierung, neuen Glauben, Mut zur Zukunft. Und bei der Prüfung auf Herz und Nieren sieht man einen erschreckend großen Teil des Volks in der unfruchtbaren Haltung des Frondeurs oder des Mitläufers. Das und nur das macht das Atmen heute so schwer, gibt ernsthaft Grund zur Sorge um das Kommende. Denn nur der innerlich Erneuerte kann auf neuem Grunde bauen. Daß wir eines 'Neuen' bedürfen, wird allgemein empfunden, und die Suche danach im Himmel und auf Erden und in allen Zwischenreichen wäre das lächerlichste Schauspiel, wenn nicht so viel echte Verzweiflung dahinter stände. Im Grunde war es nie deutlicher als jetzt, daß wir konstruktiv und nicht destruktiv veranlagt sind. So sehr trägt die geistige Seuche des Bolschewismus bei uns alle Merkmale einer Krankheit, eines Prozesses, der dem Organismus zuwider ist, in dem er sich auch nicht für Augenblicke gefällt, so stark empfindet die Allgemeinheit ihn als etwas Fremdes und Bösartiges und zu Überwindendes. Überall regt sich unter Trümmern der Wille zur Gestaltung. Aber meist noch blind und ohnmächtig, weil fast überall die Voraussetzung fehlt: das neue Glaubenserlebnis.

Auch der Christ ist in diesen trüben Strudel gezogen. Die Waffe ist ihm aus der Hand geschlagen, der Rock des Soldaten von den Gliedern gezerrt, die Fahne, der er gedient hat, beschmutzt. Und hat er unter dem Kriegsdienst gelitten, so ist doch nun die erste starke Empfindung: viel lieber weiter kämpfen als diese Schmach. Denn nicht aus Zwang, sondern aus Liebe hat er Heeresfolge geleistet. Der Vaterlandsdienst war eine innere Notwendigkeit. Daran hatte die Belastung mit dem ungeheuersten Zwiespalt der Seele nichts geändert. Dies Recht und diese Pflicht hatte kein Zweifel aus anderer Sphäre angetastet. Die nie rein zu lösende Aufgabe des Doppeldiensts war Schicksal, seine Erfüllung und nicht seine Ablehnung Gottes Wille. Gottes Wille auch, daß diese Aufgabe nicht verschleiert oder erleichtert werde durch Kompromisse, durch Abschwächung des Kontrasts zwischen Kriegsdienst und Gefolgschaft Jesu, zwischen ursprünglicher Mannhaftigkeit und Gotteskindschaft, zwischen Imperium und Reich Gottes.

So war er eingespannt zwischen Diesseits und Jenseits, Bürger zweier Welten, und zweier Welten Kämpfer und Schlachtfeld. Aus dieser Stellung ergaben sich die ihm eigentümliche Aufgabe und Lebenshaltung, seine Kämpfe und Siege, seine Schwäche und seine Stärke.

Aber aufgetaucht aus den Wirbeln der Flut, unter der die Vergangenheit begraben liegt, findet er, daß seine Lage eine andere geworden ist. Sein Diesseits ist zerschlagen. Sein Reich dieser Welt, das ihm kein metaphysischer Begriff war, sondern eine Wirklichkeit, ein Körper, als dessen Glied er sich wußte, eine historische Gegebenheit, in der er verwurzelt war, ein Gegenstand seiner Hoffnung und Liebe, zu dem er in einem Treueverhältnis stand,

ist nicht mehr. Das Deutsche Reich, für das er ins Feld gezogen war, ist zerstört, das Schwertkaisertum, dem er Kriegsdienst geleistet hat, ist dahin. Die stolzen Bilder, vor denen er sich von Kindheit an in Ehrfurcht gebeugt hat, sind vom Sockel gestürzt. Und ihm ist, als seien ihm die Knochen im Leibe zerbrochen. Denn tief ins eigene Sein hinein reichten die Mächte, die nun nur noch als trauervolle Schatten, als Gespenster des Gewesenen, als Wahrzeichen der Vergänglichkeit am Wege stehen.

Damit hat sich die Grundlage, haben sich die Voraussetzungen seines Daseins geändert. Und gleichzeitig ist er zu einer veränderten äußeren Haltung gezwungen. Der von Sieg zu Sieg zu schreiten gewohnt war, erlebt, was es heißt, sich vor einem Sieger zu beugen. Der als Herr fremden Boden trat, muß dem Feind sein Haus öffnen. Der trunken war von Stolz, lernt irdische Demütigung kennen. Das ist bitter. Bitterer als der Tod.

Aber diese Lage, da er irdisch gesprochen ‚am Ende' scheint, seine Lebensform völlig zerstört, sein Weg verschüttet, ja vom Erdboden verschwunden ist, wird ihm der Ausgangspunkt eines Neuen, der Zwang zur Wandlung, die Pforte der Erlösung. In der Zerschlagenheit findet ihn die Stimme seines Herrn. Auf dem Grunde des Leidenskelchs, wo er sie nicht gesucht hat, schmeckt er die Gnade Gottes. Sein an Dissonanzen gewöhntes Ohr vernimmt durch das wüste Gelärm der Auflösung hindurch eine Harmonie. Denn die Fesseln seiner Seele sind zerbrochen und ihr Gefängnis gesprengt. Mit der Zerstörung der Form seines Diesseits fiel auch die Grenze fort, die es vom Jenseits schied. Und die Ahnung dämmert auf, daß nicht der Pöbel, sondern Gott ihm die Waffe aus der Hand genommen hat, daß er kraft ewigen Rechts aus dem Dienst einer zeitlichen Macht entlassen ist, daß der Herr über Himmel und Erde für diesmal den naturgegebenen Zwiespalt zwischen den beiden Sphären seines Daseins zum Austrag gebracht hat.

Die Handhabe Gottes war dabei, wie sie es immer sein wird, die Schuldhaftigkeit, von der die irdischen Mächte sich nicht freihalten können — nicht in dem äußerlichen Sinne, in dem unsere Selbstverdammung das Urteil der Gegner nachbetet, sondern als tragisches Verschulden dessen, der seine Grenzen überschreitet. Nicht, *daß* wir kämpften, eroberten, herrschten, hat uns unter das Gericht fallen lassen, sondern *wie* wir es taten. Nicht die Lebensformen unserer Vergangenheit *an sich* sind verworfen, sondern unsere Art sie auszufüllen. Das Heil liegt nicht in trügerischen Ideologien, die eine Erlösung der verelendeten Menschheit statt durch das Blut durch Ideen verheißen, die die unabänderlichen Voraussetzungen der Schöpfung ignorieren. Nach wie vor ist der Mensch die Voraussetzung des Christen. Wer sich zu den Sternen erheben will, muß im Erdboden wurzeln, — es sei denn, daß Gottes Gnade ihm den Weg des Heiligen weist. Noch immer gilt die Ethik des Kämpfers.

Aber der Christ wurde hindurchgetrieben durch die innigste Einswerdung mit einem Reich, das auf der Höhe von Glanz und Macht, aber gleichzeitig unmittelbar vor dem Untergang stand, und dann aus dessen Dienst entlassen

in eine chaotische, nach Gestaltung ringende Welt. Er erlebt die Befreiung aus dem geliebten Joch irdischer Dienstbarkeit. Mit nie erhörter Nachdrücklichkeit wird ihm das innere Gebot der Wandlung zum äußeren Muß. Dies Schicksal trifft ihn nicht umsonst. Seine Waffen sind von ihm genommen, aber nur damit er sie neu geweiht zurückempfängt. Die Revolutionswochen lernt er als die Nachtwache vor den Stufen des Altars ansehen, auf dem seine Rüstung niedergelegt ist, mit ihrem Dunkel, ihren Kämpfen und Zweifeln, die er von aller Wehr entblößt durchfechten muß. Aber mit dem Morgengrauen ist ihm die neue Ritterschaft geschenkt. Seine Welt ist zerschlagen, die Formen, an denen er sich wund gestoßen hat, sind geschmolzen, damit er aus dem fügsam gewordenen Stoff Neues gestaltet, damit er einschmelzt in das irdische Metall das Zeichen seines himmlischen Herrn.

So macht er — und darin liegt das tiefe Geheimnis seines Glaubens — aus der irdischen Not eine göttliche Tugend. Aus Elend und Zerfall erwächst ihm, schüchtern erst, dann alles durchleuchtend, ein neues Glück, die Seligkeit unmittelbarerer, ungehemmterer Verbindung mit Gott, neben der in Zukunft aller Schmerz, alles Elend Oberflächenempfindungen sind. Wonach er nie die Hand hätte ausstrecken dürfen, ja was als bloßer Wunsch ihn schon zerstört hätte, das ist ihm nun gegeben. Er ist nicht freier geworden. Denn was an Kräften durch Lösung aus alter Verpflichtung verfügbar wird, verfällt bei der Intensität des Spannungsverhältnisses, in dem er lebt, unentrinnbar der göttlichen Macht. Er ist nicht weltabgewandter geworden. Denn sein Menschtum ist blutwarme und unbestrittene Wirklichkeit geblieben wie bisher. Er ist dem Vaterland nicht entfremdet. Denn nach wie vor weiß er sich als dessen Teil, ihm untrennbar verbunden, unlöslich verpflichtet zu einer Dienstbarkeit, die durch den neuen Sinn, den sie erhalten hat, an Gewicht und Inhalt nur gewonnen haben kann. Er ist Kämpfer geblieben, aber mit neuer Devise, mit neuem Glauben: er ist nun befugt, für das Reich Gottes auf Erden zu streiten.

Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Zuweilen kann man Mitleid haben mit einer Jugend, die in dem wüsten Hetzen einer nun in Trümmer gegangenen Welt groß geworden ist. Ganz betäubt von dem Lärm der Maschinen, verwirrt von dem tollen Schauspiel des wirtschaftlichen Konkurrenzkampfes, geblendet von den sich überstürzenden Blitzen eines nie dagewesenen Gewitters von Intelligenz — und gleichzeitig von alledem hingerissen, hatten sie die Ehrfurcht vor dem in ihren Augen Alten und damit den gesunden Zusammenhang mit ihm verloren. In der Literatur wirkte sich dieser Geisteszustand zuerst in dem krankhaften Suchen nach neuem Stoff aus; als man sah, daß das Stoffliche unfruchtbar blieb, warf man sich auf den Stil und die Art, das Stoffliche darzustellen, und heute scheint mir die Lage so zu sein, daß diese Stürzer um jeden Preis, diese nach Neuem Suchenden bis zur Ausschweifung, mit ihrem ganzen Wesen in der Luft hängen. Sie rissen sich vom Alten los, und die ruhig Gebliebenen wie die, welche in einem neuen, aller materiellen Reize ledig gewordenen Deutschland aufwachsen — einem Deutschland, in dem ‚Pflicht' mit großen Buchstaben geschrieben werden sollte —, alle die werden nicht da anknüpfen können, wo die vergangene Jugend aufhörte, sondern neu anfangen müssen. Oder vielleicht will es eine himmlische Ironie, daß sie gerade da anknüpfen, wo die vergangene Jugend sich losriß. Diese bleibt dann historische Episode, unfruchtbar, tot. Was jetzt noch von dieser Art von Büchern geschrieben wird, brauchte uns, die wir nicht rückwärts schauen dürfen, eigentlich gar nichts mehr anzugehen. Aber kennzeichnen wir diese Art doch als Kuriosität, schon damit der im Galvanisieren noch immer geschäftigen Reklame Widerstand geleistet werde.

Da hat Alfred Döblin einen dickleibigen Roman geschrieben, ‚Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine', in dem dargestellt wird, daß der Berliner Fabrikant Wadzek an der Konkurrenz eines Turbinenbauers zugrunde geht. Ehe dieser Untergang eintritt, versucht er durch ein strafbares Mittel, die Pläne seines Gegners zu durchkreuzen; als das mißlingt und der Konkurrent ihn nicht einmal verfolgen läßt, zieht sich Wadzek mitsamt einem Prokuristen des Turbinenbauers in ein Vorstadthaus zurück, entschlossen, damit zu protestieren, und erwartend, daß Gericht und Polizei ihn mit Gewalt aus seinem Schlupfwinkel herausholen. In diesem Falle will er sich mit Gewalt verteidigen. Aber niemand tut ihm etwas, woran sein lächerlich übertriebenes Selbstgefühl zusammenbricht. Indessen rafft er, nach der Meinung des Verfassers, sich wieder auf und geht mit der Geliebten des Konkurrenten nach Amerika, wo er von neuem beginnen wird. Döblin stellt uns den Wadzek als eine Art tragischen Narren

* Alfred Döblin, ‚Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine.' (S. Fischer, Berlin, Mk. 10.—.) Ernst Weiß, ‚Tiere in Ketten.' (Ebenda, Mk. 6.50.) Helene Christaller, ‚Mutter Maria.' (Ernst Reinhardt, Basel, Mk. 6.—.) Adam Müller-Guttenbrunn, ‚Meister Jakob und seine Gesellen.' (L. Staackmann, Leipzig, Mk. 7.—.) Rudolf Heubner, ‚Der Heilige Geist', 1. ‚Jakob Siemering und Kompagnie', 2. ‚Jakob Siemerings Erben.' (Ebenda, je Mk. 7.—.)

hin, so etwa, wie man sie beim Gericht als Querulant oder in der Seelsorge als Skrupulanten kennt! Aber Wadzek hat eine große Maschinenfabrik, die immerhin bedeutend genug ist, daß der große Konkurrent seine Kraft daran setzt, sie niederzuringen oder aufzusaugen. Eine ausnehmend schwache Psychologie: der tüchtige Praktiker, der zugleich ein Narr ist, und dieses Gemisch soll in Amerika wieder von neuem anfangen, wo er ja doch den Berliner Konkurrenten ins Amerikanische übersetzt, also zur dritten Potenz erhoben, wiederfinden wird. Aber nicht diese schwache und falsche Psychologie soll dem Roman zum Verhängnis werden, sondern die Art, mit der diese Psychologie dargestellt wird, das Benehmen des Romans. Man muß schon einige Zeilen abdrucken, um Döblins Wesen an einem kleinen Beispiel zu zeigen.

‚Als er unbeachtet blieb, sah er stirnrunzelnd an seiner Hose herunter, und wie er in die Höhe erst zur Krone über sich, dann auf den kleinen Herrn blickte, hatte er den respektfordernden und zugleich biederen Ausdruck und Haltung gefunden, die er längere Zeit festhielt. Die beiden Arme kniff er von den Ellbogen ab zwischen die Beine, ließ seinen weichen Hut zwischen den lässig gesenkten Händen vor den Knien hin und her spielen; der schwere Rumpf drückte sich vornüber; zurück aber wendete sich der kragenumschnürte Hals, um den Kopf aufrecht gegen Wadzek hinzuhalten. Schneemanns Miene betonte ihre Absicht, Ehrfurcht und Loyalität zu heischen, durch die Neigung zur Vertikalen. Während Wadzek sein Gesicht aus der gewohnten Länglichkeit in dieser Stunde breit zog und verkürzte, stellte der Dicke ihm eine wohlbalancierte, rundlich ausgeglichen vertrauende Mimik entgegen, oder gar er verschmälerte sein Gesicht durch Öffnen des Mundes, Runzeln der Stirn, Einkneifen der Backen. Senkrechte Linien entstanden dadurch in mehreren Parallelen von oben nach unten, gruppenweise rechts und links. Sie brachten eine gewisse Ordnung und Strenge in die vorhandenen Wölbungen; sprang zwischen zwei Backenlinien solch vergnügter Wulst hervor, so fuhr dazwischen die ordnende Hand des Lehrers und gütigen Meisters, der seinen Zöglingen auf der Weide manchmal nachsichtig Eskapaden gestattet. Besonders der zwischen dem Kragen von unten und Kinn von oben eingeklemmte Kehlbraten machte Gebrauch von seiner Freiheit; in zwei weich überquellenden Wülsten erfüllte er seinen Zwischenraum.‘

Von dieser Art Schilderung ist das ganze Buch voll. Kein Kaffee kann zubereitet werden, kein Mensch kann sich schneuzen, kein Huhn kann gackern, ohne daß dem Ausdruck dieser Bewegungen oder Tätigkeiten nicht mit anspruchsvoller Umständlichkeit nachgegangen würde. Dabei bleibt es bei Umrissen, das Wesen wird doch nicht deutlich, und das kommt daher, weil Döblin sich im Kunstmittel vergriffen hat. Er sollte die Feder zum Zeichnen benützen, nicht zum Schreiben, dann könnte er eine neue Stütze des ‚Simplizissimus‘ werden. Hier ist eben mal wieder der Wunsch: neu zu sein um jeden Preis, und da Döblin unfähig ist, Leben zu schaffen, hält er sich an die Äußerlichkeiten. Da er die Vordertreppe nicht hinauf darf, lauscht er auf der Hintertreppe und konstruiert sich etwas zusammen, was es gar nicht gibt. Er wird weitschweifig, damit seine Zuhörer wunders glauben, was er weiß. Indessen ist es die bare Unfähigkeit. So ist er einfach nicht imstande, irgendein Gespräch rund und nett, oder humoristisch wiederzugeben. Sein Wadzek kommt einmal mit dem großen Konkurrenten zusammen, um ihn zur Rede zu stellen. Aber in dieser Unterredung wird immer mit vieler Umständlichkeit an der Sache vorbeigesprochen, sie nehmen Anläufe, aber es gelingt ihnen nicht, deutliche Worte zu bilden. Die Döblinschen Menschen

scheinen Taubstumme zu sein, die nur röcheln können. Um das Maß des Unerfreulichen voll zu machen, erspart der Verfasser dem Leser keine Unappetitlichkeit; es gehört Überwindung dazu, das Buch zu lesen. Menschen und Dinge zappeln, stehen auf dem Kopf, wälzen sich, einfach weil Döblin sich vorgenommen hat, eine Groteske zu schreiben, da er nun einmal keinen Humor hat. Aber auch in der Groteske darf man nur bis zu einer gewissen und sehr feinen Grenze gehen, sonst wirkt sie nicht, und das ist hier der Fall. Oder doch: sie wirkt, aber über das Lachen hinaus, das heißt, man findet das Ganze schlechthin albern. Um gerecht zu sein, soll indessen festgestellt werden, daß Döblin hin und wieder eine wirklich komische Lage ersinnt, so diejenige, in der Wadzek und Schneemann sich befinden, als sie Durst nach Weißbier haben, und sich doch in einem belagerten Hause zu befinden glauben. Wie schließlich Schneemann sich unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln, voller Furcht, durch den Wald schleicht und glücklich mit den großen Gläsern unter dem Mantel zurückkehrt, das ist — der Anlage nach — wirklich ein Stück komisches Heldengedicht. Aber auch so etwas verpatzt der Verfasser bis zum Albernen. Vielleicht versucht er einmal solch ein Stück denkbarst einfach wiederzuerzählen — dann lernt er auch vielleicht noch einen guten Roman schreiben.

Mit einem Schritt tiefer ins Unerfreuliche kommen wir zu dem Dirnenroman ‚Tiere in Ketten' von Ernst Weiß. Ach nein, der Stoff ist nicht das Unerfreuliche; vielleicht könnte ein Dichter ihn uns menschlich nahebringen. Aber mit welcher Überheblichkeit stellt Weiß sich uns vor, steigert sich in ein greuliches Pathos künstlich hinein, setzt Himmel und Erde samt einem großen Orchester in Bewegung, um uns mit der Darstellung eines Mädchens, das seine Rivalin umbringt, zu erschüttern. Es ist traurig, eine zertretene Pflanze zu sehen, aber es wirkt grotesk, wenn man eine Trauerfeier für sie arrangiert wie für eine Heilige und sie mit Chorgesängen auf achtspännigem Leichenwagen zur Gruft fährt. Denn so stellt sich die Art dar, mit der Weiß erzählt. Ein fester Standpunkt wird natürlich nicht eingenommen, das galt gestern noch für unmodern; Veranlagung und Umwelt bestimmten den Charakter, und Gott ist die große Grausamkeit. — Ach, lassen wir die Toten ruhen und wenden wir uns zu denjenigen, die wenigstens noch sich ein klein wenig gesundes Leben und Fühlen gerettet haben.

* * *

In Helene Christallers Roman ‚Mutter Maria' wird ein junger Mensch dargestellt, der so etwas schreiben könnte wie die obengenannten Romane. Ein junger Mensch, der von jenen Schlagworten berauscht ist, wie sie sich jetzt in unserm alten Europa auswirken. Vollgesogen von Haß gegen das Alte und gegen die Alten, tanzt er auf dem Herzen der Mutter und predigt, daß die Jugend eine Gesellschaft für sich sei, der aller Zusammenhang mit den Älteren zum Unheil gedeihen müsse. Mit einer leichten Ironie weiß die Verfasserin zu erzählen, wie der junge Mensch empört ist, daß er, einmal heimkehrend, seinen Platz im Mutterhause wieder besetzt findet. Rechte hat die Jugend wohl, keine Pflichten; die Alten aber haben natürlich keine Rechte. Aber dieser Jüngling ist nur eins von drei Kindern, die sich aus Mutterarmen loslösen; er hat zwei Schwestern, die zwar auch schon ein wenig angesengt werden von der neuen Freiheitsflamme, aber sich doch eher in den Grenzen eines notwendigen und berechtigten Selbständigkeitsdranges halten. Denn es ist nun einmal das natürliche und tragische Los der Mutter wie der Eltern überhaupt, daß sie ihren Kindern das Gehen lehren und sie freigeben müssen, sobald sie flügge geworden sind. Davon erzählt

Helene Christaller in ihrem schönen und menschlichwarmen Buche; ohne Sentimentalität, aber voll Schmerz, der schließlich von der Erkenntnis der Notwendigkeit besiegt wird. Ja, da die rechte Mutter, voll einer unerschöpflichen, immer neu quellenden Liebe, durch keine noch so schmerzlichen Erfahrungen von ihrem Wesen abzubringen ist, nimmt die Mutter Maria für die drei Kinder, die ihr entwachsen sind, drei andere hilfsbedürftige Kinder in ihr Haus und an ihr Herz und stellt so das Beispiel einer im besten Sinne menschlichen und christlichen Mutter hin. Das Buch ist mit einer ruhigen Schlichtheit geschrieben, die indessen deutlich die Herztöne durchklingen läßt. Hier und da ergeben sich Stillstände und Lücken; man hat das Gefühl, als wenn die Verfasserin an der Technik des Aufbaues noch ein übriges hätte tun sollen.

Nach einer mißlungenen Abschweifung in den Staatsroman kehrt Adam Müller-Guttenbrunn mit ‚Meister Jakob und seine Gesellen' auf sein Spezialgebiet zurück: den Siebenbürger Dorfroman. Und wenn ich mir alles vergegenwärtige, was der inzwischen zum Minister aufgerückte Österreicher geschrieben hat, so stehe ich nicht an, den vorliegenden Roman als das Beste zu bezeichnen, was er geschrieben hat. Es ist darin das ganze Leben eines Wagnermeisters, mit dem Leben aller seiner Kinder, dazu des Dorfes, und alles ist wieder mit besonderer Kunst in eine bestimmte Zeit gestellt: die Jugendzeit Franz Josefs. Im ganzen ein Stück deutscher Kultur, voll guter Taten, ehrlicher Arbeit und schönen Gebräuchen. Daß die Protzen, Schwächlinge und Klatschbasen nicht fehlen, ist natürlich und dient nur dazu, die Tüchtigen in besseres Licht zu setzen. Mit besonderer Liebe und einem echt dichterischen Sinn hat der Verfasser das Geschick der zweiten Tochter Meister Jakobs, der schönen Susi, in den Mittelpunkt gestellt. Leidenschaftlich in einen gutmütigen Bauernsohn verliebt, der sie auf das Geheiß seines Vaters sitzen läßt, geht sie mit ihrem Kinde zu einer kranken Frau, immer hilfsbereit und fleißig, bis der Mann ihr nachstellt und sein sieches Weib, wie er meint ihr zu Gefallen, vergiftet. Sie macht, als Mitschuldige verhaftet, die schweren Kerkerjahre ungebrochen durch und rettet sich nach so viel Lebensmut, um einen Witwer, der lange um sie geworben, zu heiraten. Wenn man über die dörflichen Standesbegriffe, die eigentlich all das Unheil verschuldet haben, zu lächeln anhebt, so erinnert man sich rasch, daß eben diese Standesbegriffe notwendige Realitäten darstellen. Es ist, so anspruchslos das Buch eigentlich gehalten ist, in ihm eine Fülle gesunder Poesie ergossen, und einzelne Schilderungen — in organischer Verbindung mit dem Fluß der Erzählung — von Feierabenden, häuslichen und dörflichen Festen können das Herz erglühen lassen. Und das hat noch immer den Wert von Büchern ausgemacht.

‚Der heilige Geist', Titel eines zweiteiligen Romans von Rudolf Heubner, will ein wenig symbolisch verstanden werden. Nicht nur das alte Geschäftshaus der Kaufmannsfirma Ruland ist damit gemeint, sondern auch die Art ihrer Geschäftsführung, diese gute, solide Geschäftsführung der alten kaufmännischen Schule. Dieser Art steht die des früheren Rulandschen Teilhabers, Siemering, gegenüber, der ein Bankgeschäft gründete und mit Hilfe amerikanischen Kapitals die Tuchindustrie der Gegend wie ihre Banken zu einem Trust zusammenschließen will. Dort das Geld als das gesunde Blut kaufmännischer Tätigkeit, hier das Geld als Mammon, dort als Geist, hier als Götze. Die beiden Teile des Romans — ‚Jakob Siemering und Kompagnie' und ‚Jakob Siemerings Erben' — stellen ein bis vor kurzem zeitgemäßes Problem auf, und man muß zugeben, daß Heubner es — als Problem — gut

löst. Auch die tragenden und sich feindlichen Hauptgestalten, der alte Ruland und der alte Siemering, haben imponierende und überzeugende Züge, wenn bei Siemering auch der Einwand zu machen ist, daß der Verfasser im Bestreben, einen Gewaltmenschen zu schaffen, sich an ihm etwas zu viel getan hat. Überhaupt muß die Psychologie manchen Zwang leiden. Siemering, der Witwer ist, holt sich noch eine junge und schöne Frau, um eine Dekoration für sein Haus zu haben und weil er glaubt, daß sie ihm geschäftlich gefährlich werden könnte. Da er aber ihr Vermögen verwaltet, kennt er doch ihre geringen Mittel und daß sie ihm eigentlich nicht gefährlich werden kann. Die junge Frau wiederum, von der deutlich gemacht wird, daß sie eigentlich einen von Rulands Söhnen liebt, läßt sich von Siemering willig nehmen. Trotz? Aber sie hat eine erste Ehe schon hinter sich, ist also eine erfahrene Frau. Als der Bankier inmitten von Hoffnungen und Entwürfen stirbt, übernehmen seine Erben das Geschäft, das sich als durchaus übel fundiert erweist. Die Erben aber sind Frau Ruland, der Sohn erster Ehe Leo, der in den Augen des Vaters als Schwächling galt, aber nur ein durch ewigen Druck scheu und hinterhältig gemachter Mensch ist, und Siemerings Schwiegersohn Sternkopf, den Heubner als brutalen und albernen Genüßling schildert — was des Alten genialen Scharfblick angeblich entgangen ist. Und nun häufen sich die Unwahrscheinlichkeiten: Sternkopf wirtschaftet mit Absicht das wankende Geschäft völlig herunter, trotzdem er unter dem Zusammenbruch doch am meisten leiden würde, und Siemerings Witwe reißt, ohne irgendwelche geschäftliche Schulung, die Leitung des Geschäftes an sich. Man verstehe wohl: eines Geschäftes, das mehr als provinzielle Bedeutung hat, eines Geschäftes, das in großen Spekulationen engagiert ist! Mit einem andern Sohn Rulands löst sie indessen alle Schwierigkeiten und verheiratet sich mit ihm. Wenn man im Laufe der Erzählung auf diese Linien stößt, so hat man Ursache, bedenklich den Kopf zu schütteln, und wäre geneigt, den Roman durchaus abzulehnen. Indessen gibt es Gegengewichte in Gestalt vorzüglich gemachter Menschen, wie einen Medizinprofessor, eine Hausdame bei Siemering, die drei Rulands und noch eine Anzahl vortrefflicher Nebenfiguren. Schließlich, da, wie oben erwähnt, Problemstellung und Lösung des Problems recht glücklich sind, so balanzieren diese wohlgelungenen Umstände die mißratenen, und man läßt das Ganze hingehen. Der Stil ist gutbürgerlich, durchaus dem Milieu angepaßt, nur an einer Stelle nimmt die Darstellung einen eigenwilligen Schwung, als auch der Stoff die bürgerlichen Bahnen verläßt: auf einer romantischen Jagdfahrt Leo Rulands. An der zeigt sich, daß Heubner auch mehr machen könnte.

Rundschau

Zeitgeschichte

‚Friedenstifter von Europa.' Als die europäische Welt in dem Spanischen Erbfolgekrieg (1701—1713) in eine leiderfüllte Wahlstatt verwandelt war, schrieb der Franzose Saint-Pierre seine Schrift ‚Le Pacificateur de l'Europe'. Darin findet sich die folgende Stelle, die heute mehr als je gelesen und bedacht zu werden verdient:

‚Der schönste Titel, den es unter Titeln des Ruhms gibt, ist der, Friedestifter von Europa zu heißen. Dieser Name zeigt der Welt die vier größten Eigenschaften des Menschen, große Gerechtigkeit, große Güte, große Macht und große Weisheit, ruhmwürdige Eigenschaften, die man der Gottheit selbst beilegt. Eigene Macht, eigene Einkünfte oder sein Gebiet durch Eroberungen zu erweitern, ist ein gemeines, niedriges Motiv, das Motiv eines Kaufmanns, der mit Sorgen und Mühe, ja mit Lebensgefahr Tag und Nacht arbeitet, nur seine und seiner Familie Glücksumstände zu vermehren. In diesem Motiv ist nichts Edles, nichts Großes, da es nur auf Privatvorteil zielt.'

‚Das Unternehmen, Europa Frieden, einen dauernden Frieden zu geben, die schrecklichen Unglücksfolgen des Kriegs zu verbannen, und nicht seinen Untertanen allein, sondern allen Familien aller christlichen Nationen die Summe ihres Glücks durch ruhige Erwerbsamkeit fortgehend zu vermehren, das ist das edelste Motiv der Menschheit. Zum mächtigsten Monarchen kann man geboren sein, den höchsten Thron der Welt kann ein Narr und Geck, ein Schwachkopf, ein Wüstling, ein grausamer Bösewicht, ein Nero besitzen. Zu einem weisen Gebrauch der Macht sind jedoch drei Eigenschaften erforderlich:

1. Ein weiter und doch gerader Geist, die schönsten und besten Unternehmungen zu kennen, die besten Mittel ausfindig zu machen, die geradesten Maßregeln zur Erreichung des Zwecks zu wählen.

2. Ein großer und fester Mut, sich durch Schwierigkeiten nicht scheu, durch immer neue Hindernisse nicht verdrießlich machen zu lassen.

3. Ein großer Eifer für das öffentliche Wohl, ein brennender Trieb nach der erhabensten Tugend: Wohltätigkeit.

Wer Europa einen dauernden Frieden gibt, der hat diese Tugend geübt.'*

So tönte es aus dem damals noch ritterlich und human gesinnten Frankreich. Und heute? Man hat uns Deutschen von dorther während des Kriegs sooft unsere bessere Vergangenheit (Weimar) gegen die spätere Entwicklung (Potsdam) vorgehalten. Frankreichs Geist war stets ein Geist der Eroberung und militärischer Ehrsucht, aber bei alledem lebte in ihm trotzdem Gefühl für Humanität, Großmut, Edelsinn. Das ist heute alles erloschen. Die ‚Große Nation' ist heute groß nur im Austoben erniedrigender Haß- und Rachegelüste. Sie bietet ein Bild bemitleidenswerter Hysterie und sadistischer Erkrankung. Keiner ihrer Staatsmänner hat den Ehrgeiz, sich vor der Nachwelt den Ruhmestitel zu verdienen, den ihr Landsmann als den höchsten preist. Ob überhaupt einer der Ententestaatsmänner ihn zu verdienen willens oder mächtig genug sein wird? Wir warten — und verweigern — mißtrauisch, wie man

* Oeuvres de St. Pierre I. XII. p. 96.

uns gemacht hat, — selbst einem Wilson Vorschußlorbeeren.

-th.

Gedanken zum Hochschul-Problem.

Ein Aufsatz im laufenden Jahrgang des „Hochland" 1918/19, Heft 1, S. 106 bis 108, gibt zu Bedenken Anlaß. Einzelne dieser Bedenken sollen in den folgenden Zeilen kurz erörtert werden.

Es ist richtig, daß die hohen Erwartungen, welche die besten Studenten der Hochschule entgegenbringen, vielfach enttäuscht werden. Dies hat aber vor allem darin seinen Grund, daß die Ausbildung der zum ersten Male die Hochschule betretenden Studierenden vielfach sehr zu wünschen übrig läßt. Wer z. B. die Einführungsvorlesung in die Rechtswissenschaft konversatorisch hält, erlebt es immer wieder, daß die elementarsten Kenntnisse von unserm Staat und unserer Wirtschaft fehlen. Die Fragen, welche Befugnisse dem Bundesrat, Reichstag, Kaiser zustanden, wie in Preußen Gesetze zustande kamen, was ein Wechsel sei u. dgl. m. wurden nur selten richtig beantwortet. Man hat sich auf der Schule mit den Verfassungen Spartas, Athens, Roms beschäftigen müssen. Für die Darstellung unseres Staats- und Rechtslebens fehlte im Lehrplane der Gymnasien der Raum. Auch die Kenntnisse auf dem Gebiete der Geschichte — von den Sprachen gar nicht zu reden — weisen große Lücken auf, und die Arbeiten, die für die vorgeschriebenen Übungen anzufertigen sind, beweisen augenscheinlich, wie sehr es einer großen Zahl von Studierenden an der nötigen geistigen Beweglichkeit und Selbständigkeit fehlt, wie verhältnismäßig klein die Zahl der Studierenden ist, die ihre Gedanken klar und scharf auszudrücken und sich schnell in ihnen bislang fremde Gedankengänge hineinzufinden vermögen. Hier muß eine vertiefte Vorbildung Wandel schaffen. Sonst ist die Hochschule zum Nachteile unseres Volkes gezwungen, ihre Anforderungen immer mehr herabzusetzen.

Ich kann auch nicht die Auffassung teilen, daß das Verlangen der Studierenden nach Vortragszyklen und Debattierabenden auf Mängel in der Lehrweise der heutigen Universität zurückzuführen sei. An allen Universitäten werden Vorlesungen für Studierende aller Fakultäten gehalten. Es besteht ferner die Möglichkeit, an einer Reihe von enzyklopädischen Vorlesungen teilzunehmen, eine Möglichkeit, von der leider fast kaum Gebrauch gemacht wird. Man stelle z. B. einmal die Zahlen der nichtjuristischen Hörer zusammen, welche die Einführung in die Rechtswissenschaft, die einen für alle Studierenden bedeutsamen Überblick über unser Rechts- und Staatsleben gibt, oder Vorlesungen über Politik, Staatstheorien usw. hören, und man wird über die geringe Zahl erstaunt sein. Ebenso ist es zu beklagen, daß weite Kreise von Studenten nicht philosophische Vorlesungen, Vorlesungen über Ethik hören, weil diese Vorlesungen heute nicht bzw. nicht mehr in ihren Studien- und Prüfungsvorschriften vorgesehen sind. Debattierabende und Vortragszyklen von Hochschullehrern in Studentenkreisen sind wertvoll und verdienstlich. Aber man prüfe in erster Linie, was die Universität als solche bietet, zeige Interesse für die für alle Fakultäten gemeinsamen Vorlesungen, äußere diesbezügliche Wünsche gegenüber der Dozentenschaft, und man wird sicherlich keine Fehlbitte tun.

Auch bezüglich des Frauenstudiums kann ich den Ausführungen auf S. 106 nicht zustimmen. Der Massenandrang der Frauen zum Universitätsstudium wird, weil sich die Aussichten verschlechtern, in Bälde nachlassen. Das Urteil über Fleiß und wissenschaftlichen Ernst der Studentinnen ist unrichtig.

Mit der Tatsache, daß unter den Studierenden sehr viele die Universität nur um der praktischen Fachausbildung

willen besuchen und sich damit begnügen, sich möglichst rasch ein Examenswissen zusammenzuraffen, muß sich jeder lebenskundige Dozent abfinden. Es ist eben unmöglich, in allen Studenten Sinn und Begeisterung für ihren Beruf, ihre Wissenschaft zu wecken. Viele sind zu flach veranlagt.

Notwendig erscheint mir, daß jeder Dozent, der Vorlesungen für in die Universität neu eintretende Studierende hält, zunächst diese darüber aufklärt und anleitet, wie sie nunmehr arbeiten müssen, insbesondere wie sie baldmöglichst zu selbständigem Arbeiten gelangen. Die so hochbedeutsame richtige Grenzregelung zwischen den Aufgaben der Vorlesungen und des Privatstudiums wird nur dann gelingen, wenn der Student vom ersten Tage an weiß, daß die Vorlesung niemals den ganzen Stoff bringen kann und soll, daß sie bald nur anregen will, bald umgekehrt eine schwierige Lehre besonders eingehend darstellen muß, niemals aber Lehrbücher ersetzen und vom Privatstudium entbinden kann. Das sinnlose Mitschreiben von Kollegheften in einer Zeit, in der man fast für alle Disziplinen und Gebiete ausgezeichnete Lehrbücher besitzt, muß jeder modern denkende Dozent bekämpfen. Ferner versprechen Vorlesungen dann einen weit größeren Erfolg, wenn sie durch Zwischenfragen unterbrochen und, soweit dies möglich ist, mit Übungen und Wiederholungsstunden verbunden werden. So gewinnt der Dozent mit den Studierenden Fühlung, kann er sich über den Erfolg seiner Vorlesung vergewissern.

‚Die Bequemlichkeit sehr vieler Dozenten soll nicht die geringste Ursache dafür sein, daß heute gerade die strebsamsten Studenten von der Universität Steine statt Brot empfangen und außerhalb der Universität nach Befriedigung ihrer geistigen Bedürfnisse suchen.‘ — Diesem schweren Vorwurf muß widersprochen werden. Im Frieden benutzte ein großer Teil der Studierenden die ersten Semester keineswegs in ausreichender Weise. Auswüchse des an sich wertvollen Korporationswesens, gegen die viele Altakademiker schon längst energisch angekämpft haben, brachten es mit sich, daß manche Studenten erst nach drei oder vier Semestern mit einem ernsten Studium begannen. So erklärt sich zum Beispiel die oft beklagte Einrichtung des juristischen Repetitoriums, das allmählich zur privaten Rechtsschule geworden ist. Indem man das Repetitorium immer weiter ‚ausbaute‘, den daran teilnehmenden Studierenden die Protokolle über die mündlichen Examen, Klausurarbeiten usw. zur Verfügung stellte und ‚auf den Examinator eindrillte‘, ertötete man das wissenschaftliche Interesse und zwang auch strebsame und wissenschaftlich interessierte Studierende, sich dieser Tortur zu unterziehen, um ‚konkurrenzfähig‘ zu sein. Die Stunde der Erlösung von diesem Übel wird erst dann schlagen, wenn im Examen die Anforderungen an das positive Wissen tunlichst herabgesetzt werden, um so mehr aber auf Fähigkeit, Fassungskraft, Können gesehen wird. Wer in klarer Erkenntnis der eigentlichen Aufgabe der Universität auf einem einzelnen Gebiete seiner Fachwissenschaft streng wissenschaftlich gearbeitet hat, kann unmöglich im Examen auf sämtlichen Gebieten seines Faches gründliche Examenskenntnisse aufweisen. Es muß aber auch genügen, daß er im allgemeinen orientiert ist. Denn er hat bei sich — was das Wichtigste ist — die Fähigkeit entwickelt, sich schnell in jedes Gebiet einzuarbeiten.

Unbrauchbaren Elementen sollte schon in den ersten Semestern der Rat erteilt werden, ihre Studien abzubrechen.

Und noch ein anderes zur Beleuchtung der angeblichen ‚Bequemlichkeit vieler Dozenten‘! Ist es dem Verfasser entgangen, daß die Universitäten während der Kriegsjahre den Lehrbetrieb unein-

geschränkt durchgeführt, ja noch neue Aufgaben auf sich genommen haben, obwohl in manchen Fakultäten über die Hälfte der Dozenten militärisch in Anspruch genommen war, . . . daß an manchen kleinen Universitäten drei-, vier-, fünfstündige Vorlesungen für drei, vier Zuhörer gehalten wurden, obwohl über ihnen das Damoklesschwert der Einziehung zum Heeres- oder Hilfsdienst schwebte!

Die Arbeitsfreudigkeit eines für sein Fach und seine Lehraufgabe begeisterten Dozenten kann nur dann dauernd erhalten bleiben, wenn er sich dauernd des Vertrauens und Interesses der Studierenden erfreut und berechtigt ist zu glauben, daß der Erfolg seines Wirkens in etwa der aufgewandten Mühe entspricht. Ein ausgezeichneter bekannter Rechtslehrer klagte mir vor einigen Jahren darüber, daß seine Vorlesung stark darunter leide, daß der Kursus eines Repetitors mit seinen Vorlesungsstunden zusammenfalle! — Die Universität kann außerordentlich viel mehr leisten, wenn ein unbeschränktes Vertrauen zwischen Lehrern und Schülern besteht und in dieser Zeit der großen Umgestaltung Lehrer und Schüler ernstlich und ohne Voreingenommenheit an die große Aufgabe herantreten, die gegenwärtigen Übelstände klarzustellen und zu beseitigen.

Über die ungeheuren Aufgaben, die den Universitäten in den nächsten Semestern gestellt sind, wenn es gilt, den jahrelang zurückgestauten Studentengenerationen zu helfen, möchte ich mich hier nicht äußern. Denn es handelt sich um eine vorübergehend zu bewältigende Aufgabe. Prof. Dr. jur. Peter Klein.

Hat der Adel eine Zukunft? In der Generalversammlung der Genossenschaft katholischer Edelleute in Bayern am 26. Januar 1919 hat Dr. theol. Graf Konrad Preysing mit seinen Standesgenossen eine Art Gewissenserforschung angestellt und über Vergangenheit und Zukunft des Adels tiefernste Gedanken vorgetragen, die inzwischen auch an äußerer Bedeutung noch gewannen, da Herostratos umgeht, nun auch die Adelsbriefe zu verbrennen und die Wappenschilder zu zerschlagen. Von einer gleichmacherischen, ehrfurchtsbaren Zeit, die so entschieden mit dem Alten brach, hatte sich ja dieser bevorrechtete Stand, dem Pflege geschichtlichen Bewußtseins und der Tradition, des Stammes- und Familiengeistes Erbpflicht ist, der wenigsten Freundschaft zu versehen. Wird sie ihn auch auszutilgen vermögen? Im Wirbelsturm der Revolution mag noch manche Jahrhunderte alte Eiche zu Boden krachen, und es mag, wenn wieder Stille ist, so scheinen, nun sei nur noch die Verwesung am Werke. Aber es wird eine Täuschung sein. Nicht an der Form, nicht an Titel, Brief und Kronreif klebt der Adel; er ist eine der Menschheit ureigene, eingeborene Wesenheit, unerreichbar tief in sie gelegter Keim, der immerfort Edelsprossen und -blüten treiben wird. Der Ritterschlag ist kein Geschenk, er ist nicht mehr als eine äußere Anerkennung des innerlich Gewordenen; ein äußeres Zeichen der inneren Veredelung, dieser Gnadengabe von oben als Lohn für unablässige Pflege der Seelenkultur von Geschlecht zu Geschlecht. Oder, mit den Worten jenes Redners zu sprechen: ‚Der Adel im abstrakten Sinne, das Adeligsein, als Ergebnis der menschlichen Naturanlage, ist Gottes Geschöpf und darum zu seiner Ehre da; der Adel ist eines der Talente, das der Herr verteilt und von dem er Rechenschaft fordert.‘ Die überdies durch strenge Auslese bei der Fortpflanzung und durch gesellschaftliche Absonderung bewußt geförderte spezifische Adelskultur und Rassenpflege mag von dem traditionslosen Emporkömmlingshochmut einer jungen Demokratie mißachtet und als veraltet erklärt werden, sie bleibt unveräußerliches, unvergleichliches Gemeingut, das zeitweilig beiseite geworfen und

verschüttet werden kann, das man aber **über kurz oder lang wieder hervorholen wird, um die im engen Lebensbegriff verarmten und versklavten Seelen wieder loszukaufen.**

Denn so gewiß Adel nicht selbstherrliches Schalten und Walten auf unzugänglichen Burgen unadeligen Dünkels ist, nicht selbstgenügsames Hindämmern an den alten Kaminen gegenwartsscheuer Weichlichkeit, nicht selbstsüchtiges Vergeuden auf den frechen Lotterbetten ehrlosen Sichauslebens, so gewiß ist er selbstloser Dienst am Ganzen des Volkes und der Menschheit im edelsten Sinne. Ist der Adel sich dessen immer bewußt gewesen? Wer wollte verkennen, daß die Wirklichkeit oft genug hinter dem Ideal zurückblieb? ‚In dem Brand, der ringsum lodert, ist vielleicht auch uns klar geworden, daß manches, was wir noch für echt und tragfähig hielten, schon in sich morsch geworden ist,‘ sagte Graf Preysing. Aber auf die Frage: ‚Hat der katholische Adel diese Stellung, die ihm durch die Geburt zuteil wurde, die Vorzüge, die ihm Blut und Erziehung gegeben, benützt, um für das Reich Gottes tätig zu sein? Hat er sein Pfund verwertet als treuer Verwalter, der einst Rechenschaft geben muß?‘ glaubte er doch mit gutem Gewissen antworten zu können: ‚Der deutsche, der bayerische Adel hat sein Pfund getreu verwaltet.‘ Andererseits verschloß er sich keineswegs gegen die Erkenntnis dessen, was in der Vergangenheit gefehlt, gesündigt und versäumt wurde. Die Mängel und Auswüchse des Fideikommißrechtes und des Latifundienwesens werden ja nun vielleicht schon bald der Geschichte angehören; sozial Rückständiges wird verschwinden und Besserem Platz machen; starre Auffassung des Prinzips der Auslese, übertriebene gesellschaftliche und berufliche Abschließung dürften, um auf ein Wort jenes alten märkischen Edelmannes auf Haus Stechlin anzuspielen, unter dem Anhauch der sauerstoffreicheren neuen Zeit schnell verschwinden, wenn sich nur erst die Pulver- und Sumpfgase verzogen. Im freieren Austausch ihrer Kulturwerte werden alle Teile gewinnen. ‚Der Adel verliert viel, wenn er sich von hervorragenden Kulturträgern abschließt, und es verliert auch die Umwelt viel dadurch, daß unsere feine Kultur wie Meißner Porzellan unter Glas gehalten wird, statt weiterhin das Leben zu befruchten.‘ ‚In kultureller Beziehung haben wir ohne Zweifel etwas vor anderen Schichten voraus. Wer immer das Glück hatte, seine Jugend auf dem Lande in einem alten Schlosse zu verbringen, hat Kultur in sich aufgenommen, und zwar mühelos, ganz von selbst. Die Zeugen der Vergangenheit in Stein, in Bild, in Schrift, die von den früheren Generationen gesammelten Buchschätze, der Verkehr in den verfeinerten Lebensformen, der Verkehr mit vielfach über das Mittelmaß hervorragenden Menschen, der Grundton edelmännischen Lebens und Fühlens, das sind Kulturwerte, die sich nicht ersetzen lassen. Sie sind zum Teil in dem recht prosaischen Wort zusammengefaßt: die gute Kinderstube. Auch diese Werte sollen wir mit geistig bedeutenden Menschen anderer Schichten teilen, nicht fürchten, daß etwas rauhere Formen, die eben oft nur Form sind, die unseren verderben, vielmehr die rauhen Formen an den unseren veredeln. Diese „gelebte Kultur“ übt ihren wohltätigen, werbenden Einfluß auf weitere Kreise, die mit ihr in Berührung treten, und wenn, wie es Gott sei Dank im katholischen Adel der Fall ist, zu gleicher Zeit „gelebtes Christentum“ waltet, so können wir geradezu apostolisch wirken.‘

Ob es aber dem Adel später noch möglich sein wird, nachzuholen, was manche zu glücklicheren Zeiten versäumten: lebhafteren Verkehr mit einer besonderen Klasse von Kulturträgern, den Künstlern? ‚Mäzenatentum!‘ sagte tadelnd auch Graf Preysing. ‚Dazu wäre

der Adel besonders befähigt. Es kostet Geld. Und ist nicht zu viel Geld auf reine Luxussachen, Küche, Stall, Automobil, Jagd, Toilette verwendet worden, und sind die schönen Künste und die Geisteswissenschaften nicht zu kurz gekommen? Mäzenatentum kostet auch Mühe. Mäzenatentum nenne ich nicht, sich von Lenbach oder Kaulbach um ein halbes Hunderttausend malen zu lassen, vielmehr aufstrebende Talente zu fördern und zu stützen. Ein Lenbach aus dem Jahre Siebzig ist ein weit ehrenvolleres Zeugnis adeligen Mäzenatentums als einer aus dem Jahre Neunzig.' Nicht erst auf Antrieb der Mode sich der Kunst erinnern, erst recht nicht der Mode zuliebe die Kunst preisgeben! ‚Adel und Mode! Was hat nicht der Adel mit allzu großer Nachgiebigkeit an Neues, Modernes, Elegantes für Kulturwerte untergehen lassen, baulich, in Einrichtungsgegenständen! Altes, hochwertiges Silber wurde eingeschmolzen für eine neue Fasson, wie man sie im Ausland gesehen hatte usf. Es soll unser Stolz sein, auch in der äußeren Lebenshaltung bodenständiger Adel zu sein.' Das waren Erscheinungen, die bedenkliche Geschmacksverwirrung, Abfall vom Adel verrieten. Und ‚wie ist die Welt von einer Kulturhöhe z. B. in bezug auf Schmuck heruntergesunken! Ein Renaissancekunstwerk, und sei es von Benvenuto Cellini, ist ein horreur, aber geistlos aneinandergereihte Diamantpflastersteine, die vollständig kulturlos sind, nur den Geldsack der glücklichen Besitzerin verraten, das k a n n man tragen. Steht nicht ein Teil unserer heutigen Schmuckmode auf derselben Kulturhöhe wie das Kaurimuschelkollier der Südseeinsulanerin'? In Verbindung damit ‚eine wahre Gefahr für den Adel, in einer sogenannten Geldaristokratie aufzugehen und dadurch Tradition und Gesinnung zu verlieren'. Überhaupt welche Widersprüche im Verhalten zu den Grundfragen des Standes: z. B. dort alles Fremde rigoros abweisendes Rassebewußtsein, peinlichste Ahnenprobe und daneben plötzlich die Mesalliance mit der ahnenlosesten Bühnenfee leichtester Rasse, Einzelfälle, die man nicht ohne weiteres dem ganzen Stande anrechnen soll, die aber zu denken geben. Überging der Redner begreiflicherweise auch das und anderes, so brachte er doch genug an sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen, religiösen Sorgen zur Sprache, um auf Grund dessen zu ernstester Selbstbesinnung aufrufen zu dürfen.

Gerade dem Adel wird schmerzlichster Verzicht auf so manchen innersten Besitz, an dem sein Wesen mit allen Fasern hing, nicht erspart bleiben, er wird in so manchem umlernen, neu lernen müssen. Daß er sich darum aufgebe, kann keine Erdenmacht von ihm erzwingen. Freilich, es ist nicht schade, wenn die Lebensbedingungen schlechter werden für die müde Arroganz des verlebten Grandseigneurs, für die überfeinerte Lebenskunst hochgeborener Treibhauspflanzen, für den näselnden Dünkel des feudalen Tagediebs, für den stökkelnden Flirt der blaublütigen Demivierge, für die Hautgout-Bedürfnisse des internationalen Feinschmeckers, für das seriöse Blutprüfen des gothaischen Eherates. Was echt ist, bleibt. Mögen heilige Erbstücke der Jahrhunderte zu Trödelware, altehrwürdige Formen zu Kehricht werden, der Geist, der sie schuf und in ihnen lebte, wird, selbst erneuert, neue schaffen und in ihnen fortleben. Und dieser Geist, um es zu wiederholen, ist unveräußerliches Kulturgut aller. So aufgefaßt, hat der Adel von der neuen Zeit nichts zu fürchten. Was Graf Preysing vom katholischen Adel im besonderen sagt, gilt allgemein von dem Stande als — ideal genommen — dem Bannerträger alles Tapferen, Edlen und Feinen: ‚Er trägt Werte in sich, die nicht zugrunde gehen, Ewigkeitswerte, und diese Werte, treu gehütet, werden ihn weiter tragen durch

den Wechsel der Zeiten'. ‚Gerade wenn alles Äußere uns genommen wird, muß wahrer Adel sich bewähren.' Er wird den Anstürmen, die ihm drohen, um so besser trotzen, je entschlossener er sich mitten ins Leben stellt. An Arbeit wird's wahrlich nicht mangeln. Arbeit! Wie sagt doch der Dichter?

Die Arbeit, die da nützt und nährt
Und vorwärts trägt der Menschheit Fahnen,
Die Mut verleiht und Manneswert
Und Adel trotz des Kaisers Schwert
Und langer Reihn verschollner Ahnen.'

Bernhard Achtermann.

Literatur

Buchkunst. Es ist hoch an der Zeit, mehr oder minder Gleichgültige näher an einen Unfug hinzuführen, der, wie er Unwürdiges zum Nachteil des Trefflichen fördert, auch auf die Dauer Schaden stiftet. Es ist die immer beängstigender um sich greifende Mode, den Schatz unserer Nationalliteratur zu unlauterm Gewinn eines auf den Snobbismus der ‚Bibliophilie' abgestellten Schwindels auszumünzen. Täglich erscheinen — wohlgemerkt trotz der Not an Papier und den Schwierigkeiten der Buchherstellung überhaupt — kostbare Ausgaben älterer und neuerer Schöpfungen, zumal der deutschen Romantik — Hoffmann, Kleist, Eichendorff, Arnim und andere —, in der Form auf abgezählte und bezifferte Stücke beschränkter Drucke unter verschiedenen geheimnisvollen willkürlichen Titeln und werben mit steigendem Erfolg die Masse unberatener und kaufkräftiger Liebhaber des ‚modernen Buches'. Diese in irgend einer ‚alten Schrift' auf teuerm geschöpften Papier verschwenderisch (und des öftern, was den Text betrifft, höchst schleuderhaft) gedruckten Werke, in prächtige ‚handgearbeitete' Lederbände gebunden, enthalten — und das ist eben ihr hauptsächliches Anziehungsmittel — eine Reihe ‚künstlerischer Illustrationen', meist ‚Original'drucke, auffällig bunt und auch sonst sattsam aufdringlich, aber das selbstbewußte Auftreten dieser mehr kecken als kühnen Darstellungen wird durch ihren wirklichen Wert auf das seltenste nur im geringsten gerechtfertigt. Es sind junge Leute, in der Mehrzahl Juden, die sich da, ohne viel nach ihrer innern Beziehung zu dem wehrlosen Text zu fragen, ihrer ‚Einbildungskraft', das heißt ihrer Armseligkeit, ungehindert von Ehrfurcht oder auch nur Scheu vor dem zu ‚Illustrierenden' überlassen. Das Ergebnis ist zunächst das — hat der ‚Künstler' erst einmal sich durch die Tatsache seines Auftretens ‚einen Namen gemacht' — nicht kärglich bemessene Entgelt, für den ‚bibliophilen' Markt aber immer wieder eine ‚neue Ausgabe' eines schon in fünfzig andern vorhandenen ‚Kleinods der Weltliteratur', eine Fassung freilich, in der es sein ehrlicher und erfahrener Schätzer wahrlich nicht zu besitzen Verlangen trägt. Diese jungen Leute, die ohne Ahnung von dem Kunstwerk es zu ‚schmücken' sich herausnehmen, sind aber auch mit den Elementen ihrer ‚Fertigkeit' selbst noch durchaus nicht im reinen; sie haben ein gemeines Talent als Grundlage, dessen Erbildung sie sich nicht zur Aufgabe gemacht haben. Ihren Strichen ist auf den ersten Blick die Unsicherheit abzumerken. Um so ärgerlicher wirken sie, die sich so gar nicht von selbst verstehen, in ihrer protzigen Selbstverständlichkeit. Es ist nicht der talentlose Dilettantismus etwa der Illustratoren der geläufigen deutschen ‚Jugendschriften' und ‚Familienblätter', es ist d a s b e l a n g l o s e T a l e n t, das aus Mangel an künstlerischer Moral sich mit sich selbst begnügt, ja in seiner Unzulänglichkeit geradezu das Zeichen des Genies zu besitzen wähnt.

Ich denke an das schändliche Geschmiere, mit dem ein Ernst Stern die

ausgezeichnete kritische Ausgabe von Hoffmanns ‚Meister Floh‘, die Hans von Müller bei J. Bard veröffentlicht hat, verunstaltet, die widerliche Sudelei, die — bei Cassirer — an der ‚Penthesilea‘ von Karl Tuch verbrochen worden ist: es sind deutliche Beispiele eines nicht scharf genug zu brandmarkenden Verfahrens, schnöder Daraufslosmache eines zuchtlosen und selbstgefälligen Unvermögens. In eine andere Klasse gehört der raffinierte Kitsch, mit dem z. B. Rudolf Steiner (Prag) etwa Rudolf Ellingers tüchtige Ausgabe der Hoffmannschen ‚Elixire des Teufels‘ beschenkt hat: Hier ist ein bewußtes Talent am Werke, das nicht wie jene halbwüchsige Frechheit dem bibliophilen Philister auf der Nase zu tummeln sich den unlustigen Spaß macht, sondern seine innerliche Unergiebigkeit mit kühler Berechnung in Hohlspiegeln des äußern Effekts verzerrt, aus seinem schöpferischen Nichts durch ‚Technik‘ (Instrumentation in der modernen Musik) etwas ‚macht‘, das, weil rassenverwandte ‚literarische‘ Kunstschwätzer es wichtigtuerisch beschwatzen, dem gleichfalls rasseverwandten ‚Kunstfreunde‘ eine unbestimmte ‚Kunstfreude‘ erregt.

Man könnte mir einwenden, daß diese ganze Tamtambibliophilie doch wenig Schaden anrichte, indem sie bloß eine Schar von reichen Tölpeln födere. Aber abgesehen davon, daß diese reichen Tölpel, deren Nasenring ja ohne sonderliche Mühe in andere Richtung, zur Förderung sonst schwer herzustellender Seltenheitskunst, gezogen werden könnte, durch ihre kunstlüsterne Anfrage das schwindelhafte Angebot der bibliophilen Marktschreier in einer auch den unbeteiligten Vorübergänger belästigenden Weise nur immer steigern, so zwar, daß das Kapitel ‚Luxusdruck‘ bereits eine ganze Industrie von ‚Handarbeit‘ gezüchtet hat, bedeutet der Bestand solcher zur Unerschwinglichkeit hinaufgetriebenen ‚Buchkunst‘ eine schwere Gefahr für unser großes nationales Erbe. Es ist doch nicht gleichgültig, daß die schönsten Dichtungen, die wir besitzen, auf diese Weise zum ekeln ‚Variété‘ verhunzt, um alle Unmittelbarkeit ihrer reinen Wirkung kommen. Und noch eines: Der Trieb nach der einträglichen Bibliophilie verleitet allgemach eine ganze Schar biederer Verleger, statt schlichter, gutgearbeiteter Ausgaben unsrer Meister eine Art von Bibliophilie-Ersatz-Ware herzustellen, mit ‚Leisten‘ und ‚Vignetten‘ und sonstigen schalen Kinkerlitzchen ‚moderner Buchkunst‘ befranste Bücher, die den schönen Aufschwung, den gegenüber dem goldgepreßten Prachtwerk der siebziger Jahre die neuere Buchgestaltung genommen hatte, betrogenerweise um den Sinn seines Zieles zu betrügen nur zu geeignet sind. In den letzten Jahren ist tatsächlich auch bereits das wirklich vornehme Buch auf dem deutschen Markt zur Seltenheit geworden: neben der Masse der wohlfeilen ‚Sammlungen‘ aller Art stehen jäh die Luxusdrucke zahlloser ‚Vereinigungen‘, eine Subskribentenbücherei des literarischen Snobbismus, die sich vor allem auch die jüdischen Modeautoren zunutze gemacht haben, um schon durch den Prunk ihres Aufmarsches das solcher kostspieligen Selbstdarstellung entratende gediegene Buch des der gebietenden Presse nicht ‚nahestehenden‘ Dichters weiter in den Hintergrund der Schaufenster und dadurch aus dem Gesichtskreis der Kauflustigen zu drängen.

Ja, auch das Schaufenster der deutschen Buchhandlung ist ein beredtes Zeugnis für den volksfremden Geist, der uns in seinen ‚intellektuellen‘ Krallen würgt und zu erwürgen droht.

Richard von Schaukal.

Theater

Berliner Theater. Leo Tolstoi: ‚Und das Licht scheinet in der Finsternis'. Bei Reinhardt geht allabendlich vor überfülltem Hause dieses hinterlassene Drama des russischen Dichters in Szene. Hätte man es vor Ausbruch der Revolution gespielt oder gar im ersten Kriegsjahre unter der Einwirkung des Siegesrausches, es wäre gewiß auf eine entschiedene Ablehnung gestoßen; zum mindesten auf Gleichgültigkeit, denn es wird in ihm nichts anderes vorgetragen als die aus vielen späten Schriften Tolstois bekannte Zurückverweisung des Menschen auf den Ursinn der Evangelien, zumal der Bergpredigtlehre als einziges Heilmittel gegen unsere Kulturparasiten. Weiten Kreisen war, wie gesagt, dieser Inhalt der Tolstoischen Lehre geläufig, und sie ließen sich von ihm nicht weiter berühren, da sie ohne sonderliches Nachdenken ihre Undurchführbarkeit ahnten. In unseren Tagen der Spartakuswirren jedoch hat sich die Einwirkung mit einem Schlage verändert, und es könnte scheinen, als sei dieses alte Stück den neuen Zuständen auf den Leib geschnitten: so sitzt ein zahlreiches Publikum sinnend und zum Teil bußfertig ihm gegenüber. — Wie viele Dramen Tolstois, so ist auch dieses in der Personenzeichnung schwach und konventionell — eine Anzahl Figuren, zumal die weiblichen, könnte man mit denen des ‚Lebenden Leichnams' austauschen. Dazu kommt, daß der aufgestellte Gedanke, mehr eine Situation malend als gestaltend, entwickelt wird — Tolstoi bleibt immer der Romanow — und als solcher auch nicht einmal mit den Geschehnissen an Wucht zunehmend vor uns in Erscheinung tritt: es wird über ihn geredet, und zum Schlusse wissen wir nicht mehr über ihn als nach der ersten Szene. Es handelt sich, wie gesagt, um die Seligpreisung der Besitzlosigkeit, und vom Dichter wird der Besitz als solcher als eine Sünde, ein Verbrechen hingestellt: indem er vom Drohnenleben seiner eigenen Familie auf das der arbeitenden Bauern hinweist, behauptet er, daß er kein Anrecht an den Besitz habe, daß niemand Anrecht an Besitz habe, und er will sein Gut verschenken. Daß damit die Frage nicht gelöst wird, vielmehr nur ein Besitzwechsel vor sich geht, übersieht der Dichter, wie er überhaupt die Frage rein nationalökonomisch nicht zu Ende denkt. Denn von diesem Standpunkt aus ist sie zu beantworten: jeder Besitz rechtfertigt sich durch das Maß persönlicher Arbeit, das darin enthalten ist. Dazu betrachtet er einseitig den Großgrundbesitz: dieser ist allerdings ursprünglich fast ausschließlich durch Raub zustande gekommen und daher für die Aufteilung reif; was aber die großen Industrie-Kapitalien angeht — so sehr auch hier eine Auflösung der größten am Platze wäre —, so steckt in ihnen eine eminente Summe persönlichen Arbeitsäquivalents, das ihr Entstehen rechtfertigt. Tolstoi stellt sich auf den Standpunkt des Urchristentums und gegen die Kirche und übersieht, daß hier die Wegkrümmung einsetzt, die ihn in die Sackgasse führt. Das Urchristentum in diesem Sinne aufgefaßt und jedem Laien zur Deutung überlassen, ist kultur-, ja schließlich lebensfeindlich; die Kirche fand den Ausweg, indem sie den für das Leben dieser Welt notwendigen Anteil an ihren Gütern und Freuden sanktionierte und den Menschen zwischen Arbeit und Wohltun zum inneren Frieden kommen läßt, an dessen Stelle die Lehre des Russen in der eigenen Familie — das Drama ist ein Bekenntnisdrama — den ewigen Hader und Zwist selbst. Es ist unmöglich, daß der einzelne — seitdem wir keine Naturkinder mehr sind, sondern vom Baume der Erkenntnis genossen haben — auf eigene Faust vollkommen werden können ‚wie der Vater im Himmel'. Dazu bedarf es der Gnadenmittel. Was Tolstoi gegen die

Kirche, den Militarismus, das Kapital vorbringt, betrifft Schäden, die nicht in diesen als solchen begründet sind, vielmehr in der Unzulänglichkeit der menschlichen Person und der Wesensunterschiede. Deshalb allein bedarf es der Vermittlerrolle einer darüberstehenden geistigen Institution. Dann behält das Leben des Diesseits seinen Sinn, und wir sehen uns nicht hoffnungslos in einer Sackgasse verrannt, wie der Dichter am Ende seines Dramas selbst zugibt. Die Hauptrollen lagen in den bewährten Händen der Moissi, Rosa Bertens, Lucie Höflich.

Rudolf Klein Diepold.

Kunst

Zu Grünewalds Isenheimer Altar.

Gegenwärtig ist dieses größte Werk deutscher Malerei in der Münchener Alten Pinakothek ausgestellt, wohin es wegen der Gefahren des Krieges aus Kolmar zu einer vorübergehenden Zuflucht gebracht wurde. Es ist wie ein Zeichen des Schicksals, daß dieses Werk stillster jungfräulicher Seligkeit, aber noch mehr einer fast trostlos tiefen Traurigkeit, die durch die Gestalt des Johannes des Täufers in ihrem harten biblischen Wahrheitssinne als ein notwendiges Menschheitsverhängnis gedeutet wird, heute inmitten eines Chaos der gesellschaftlichen Welt aufragt und Geister und Herzen beschäftigt; und wenn es Deutschland verloren gehen muß, dann wird es sein, wie wenn das Herz der deutschen Kunst, ihrer innigsten Tiefe und visionärsten Höhe hätte verloren gehen müssen.

So wenig bekannt und lückenhaft das Leben und das Gesamtwerk des Matthias Grünewald, der vor und nach 1500 gelebt hat, bis heute auch der Forschung noch geblieben ist,* so verschlossen muß die wahre Bedeutung und Größe dieser ganz in den mittelalterlichen Kulturgrund versenkten und daraus wie zum Abschied des einheitlich christlichen Geistes in zauberhafter Blüte hervorbrechenden Kunst auch künftig einer Kunstbetrachtung bleiben, die nicht gewillt ist, im selben Boden Wurzel zu schlagen und die menschliche, künstlerische und religiöse Tiefe des Bekenntnisses, das Grünewald sich ganzen Fühlens und Wissens zu eigen gemacht hat, mit ihm zu teilen. Immerhin ist die Anteilnahme an seiner Kunst außerordentlich gewachsen, gespeist durch die Forschung sowohl, die in Abwendung von dem einseitigen Renaissanceideal Grünewald immer mehr neben Dürer zur Geltung brachte, wie wohl noch mehr durch die neue Kunstbewegung, die in ihrer religiösen Triebkraft und heftigen Geistsehnsucht kein höheres Vorbild finden kann als Grünewald.

Man darf wohl annehmen, daß die steigende Beachtung von Grünewalds Kunst zunächst immer noch vorwiegend aus dem bloßen Gefühl für die Seltsamkeit und menschlich unmittelbare Stärke seiner Ausdrucksformen, aus seiner einzigartigen Stellung innerhalb der deutschen Kunstentwicklung herkommt. Die Worte über ihn, die man meist zu lesen bekommt, beschäftigen sich mit der stilistischen Eigenartung und gehen in der geistigen und religiösen Ausdeutung über eine stimmungshafte Einempfindung, die dann zuletzt doch gerne bekennen möchte, daß sie sich an dem Unmaß des Schmerzes und der Verzerrung wie an der Lebenswirklichkeit der Verzückung abgestoßen fühlt, kaum hinaus. Es ist charakteristisch, daß ein Vorläufer des neuen Kunstgeistes, ein Mann, der ebenfalls den Weg zum Bekenntnis ging, daß Joris Karl Huysmans auch die Liebe zu Grünewald

* Vgl. den umfangreichen Beitrag über ‚Matthias Grünewald‘ von Univ.-Professor Dr. Franz Bock im ‚Hochland‘, Dezember 1911, Januar und Februar 1912 und die dortigen Wiedergaben der Werke.

vorausnahm und in das christliche Geheimnis dieser Schöpfungen einzudringen trachtete.* Er besuchte das gewaltige Tafelaltarwerk an seinem stillen Museumsaufenthalt im früheren Dominikanerinnenkloster ‚Unterlinden‘ in Kolmar und vereinigt in seinen Abschiedsworten seine Bewunderung des Werkes mit der Verlebendigung des Mittelalters. ‚Statt liturgischer Gebete und menschlicher Bitten steigen glühende Farbenbeschwörungen unter dem stillen Gewölbe auf. Hier wird das Fest der Verkündigung und der Geburt, die Karwoche und das Osterfest zusammen gefeiert, ohne Tagesdatum, über Jahrhunderte hinaus und über Zeiten hinweg. Das „laus perennis“ des Mittelalters lebt in dieser unaufhörlichen Gotteshuldigung der Malerei, die Grünewald geschaffen, wieder auf. Da schluchzt das Karfreitagsleid die ganze Woche fort, und um den Sohn über die Abwesenheit seiner Bräute zu trösten, hat die Madonna sich in ein weißes Gewand gehüllt, das an die Kleidung und die Haube der Dominikanerinnen gemahnt. So verewigt sie für kommende Jahrhunderte die Erinnerung an deren Liebestränen.‘ Allerdings sieht und sucht Huysmans seiner ganzen eigenen Entwicklung nach mehr und lieber das menschlich Gewaltsame und Flakkernde, nicht das göttlich Tiefe des Seelenleides. Er sieht ‚die stürmische Seele‘, die ‚sich von Übermaß zu Übermaß stürzt‘, er fühlt, ‚wie sie sogar zu Zeiten selbstgewollter Rast, zur Zeit des Schlafes von Stürmen bewegt wird‘. Aber Huysmans hat nicht das Glück, auch die dauernde Quelle der Verinnerlichung bei Grünewald zu empfinden, die Liebe zu der ganzen jungfräulichen Unmittelbarkeit, die wie eine reine Natur dem Leiden des Lebens und der Erlösung den seligen Ruhepunkt gibt. Diese deutsche gegensätzliche Tiefe fühlte er nicht, wenn er auch in anderer Weise deutsches Wesen in Grünewald deutlich spürte. ‚Er ist zugleich Naturalist und Mystiker, wild und zivilisiert, freimütig und erkünstelt. Er verkörpert den deutschen, rechthaberischen, schulweisen und rauhen Geist, der zu jener Zeit von der Reformationsidee bewegt war, ziemlich klar. War er wie Cranach und Dürer mitverwickelt in diese religiöse Bewegung, die schließlich zur unerbittlichsten Dürre führte, nachdem das Eis der protestantischen Sümpfe überschritten war?‘ Diese Frage wird durch die Sprache der Werke dahin beantwortet, daß Grünewald in steter Erneuerung aus dem mittelalterlichen Weltgrund lebte, während bei Dürer zum Innenleben bereits ein formales Ideal hinzutritt, das nicht mehr ganz aus der seelischen Hingabe stammt.

Der deutsche Geist hat bis in die letzte Zeit neben Dürer Grünewald kaum recht gekannt, anerkannt, sich in ihm wiedererkannt. Es ist zu wünschen, daß die Veröffentlichungen über Grünewald die weiteste Verbreitung finden, um die Augen zu bilden für diese eigenste deutsche Kunstwesenheit. Jedermann kann sich zum mindesten den Nachgenuß des Hauptwerkes verschaffen durch eine der beiden Mappen, die den Isenheimer Altar vorführen: ‚Matthias Grünewalds Isenheimer Altar zu Kolmar‘ in farbigen Reproduktionen in einer der bekannten farbigen E. A.

* Vgl. seine Schilderung ‚Grünewalds Werke im Museum zu Kolmar‘ in dem Buche J. K. Huysmans, ‚Geheimnisse der Gotik‘, München, Georg Müller, 8.— Mk. Das Buch besteht in der Hauptsache aus zwei Teilen, einer eindringlichen, gegen den Materialismus der Architektur gerichteten, nach mittelalterlichen Symbolisierungen die kirchlichen Baugedanken lebendig machende Schilderung von ‚Drei Kirchen‘ mit der Notre-Damekirche an der Spitze, und einer ähnlichen, sehr persönlich anregenden Betrachtung von ‚Drei Primitiven‘, die mit Grünewald beginnt. Wie die Symbolik durch Übertreibung leicht unfruchtbar wird, so leidet anderseits das geschichtliche Element durch die heftigen, persönlichen Urteile. Beides hebt aber das Buch über die übliche Kunstbetrachtung wertvoll heraus.

Seemanns Künstlermappen,* die das ganze Werk in flügelartiger Aufmachung nach dem Vorbild des Flügelaltars enthält; oder die ‚Grünewald-Mappe', herausgegeben vom ‚Kunstwart',** die, allerdings mit Weglassung der Predella und der zwei feststehenden einzelnen Flügelfiguren und nicht farbig, die Haupttafeln des Altars in großen tonigen Wiedergaben bringt. Wer das Werk im Original gesehen hat, wird die Anhaltspunkte für die Erinnerung, die ihm die erstere sorgfältige Veröffentlichung gibt, nicht missen mögen. Anderseits geben die tonigen Blätter der ‚Kunstwart'-Mappe selbständiger etwas von dem mächtigen Gefühl, das in den gewaltigen Figuren, Formen und Räumen des Werkes waltet. Nur muß man sich dabei bewußt bleiben, daß bei Grünewald nicht das Tonige in Licht und Dunkel das Entscheidende ist, sondern der härtere, unmittelbarere Organismus der Farbe, eine Eigenschaft, die ihn auch der neuesten Malerei nahegebracht hat. Die Texte der Mappen sind beide Male von Paul Schubring, in der ersteren etwas mehr kunsthistorisch, in der zweiten, wo eine Einleitung von Avenarius vorausgeht, im Gleichklang mit dieser mehr populär. Beide Texte sind jedoch, selbst mit Berücksichtigung dessen, daß in einer solchen Einführung nicht das Schwierigste, nicht das ‚Geheimnis der Gotik' zu sagen versucht werden kann, nicht so gut, daß nicht der Unterschied zwischen dem wahren Künstlergefühl und der leicht bereiten Anempfindung, der doch der strengere Glaube fehlt, nicht zu deutlich zu spüren wäre. Indes ist das Werk und seine Anschauung die Hauptsache, und wie man Dürer im allgemeinsten Bildungsbesitz hat, so muß Grünewald überall Eingang finden. In dem einen Werk hat man sein und der deutschen Kunst Größtes beisammen.

Im modernen Kunstgeiste ist gegen die Schätzung der formalen Bildfertigkeit ein unruhiges Suchen nach dem inneren Sinn der Form eingetreten. Darum wurde Greco gegen Velazquez gestellt und Grünewald gegen Dürer. Der tiefste Sinn der Form kann nur durch Annahme des Künstlerglaubens und des in ihm waltenden christlichen Lebensorganismus erfühlt und erschlossen werden. Was aber ohne diese Voraussetzung und letzte Willigkeit allein durch stete und eindringliche Betrachtung und Vergleichung der gegebenen Form prinzipiell erschaut und erkannt werden kann, das ist geschehen in einem neuen, großen und wohl für einige Zeit abschließenden Werk über ‚Matthias Grünewald' von Oskar Hagen.* Das Buch, das im ganzen 111 Abbildungen enthält, ist zugleich mit völlig neuen Aufnahmen des Isenheimer Altars, darunter zahlreichen Einzelausschnitten, ausgestattet und veranlaßt dadurch zu einer Einzelbetrachtung, die durch den gewaltigen Eindruck des Gesamtwerkes leicht verhindert wird, die aber gerade bei dieser aus schreckhaftester Wirklichkeit zu mystischer Höhe aufsteigenden Kunst unbedingt notwendig ist. Hagen zeigt und strebt immer auf den in der Form sichtbaren künstlerischen Urgrund dieses ‚in eine nur mehr ahnbare Jenseitssphäre' aufsteigenden Kunstcharakters. ‚Das ist das Wesen Grünewaldischer Mystik: der allerwahrhaftigste Leib — er ist zugleich auch das Unfaßbarste, Ungreifbarste, das Entkörperlichteste im Bilde.' Bei diesem Ahnen und Begreifenwollen ‚des inneren Lichtes der persönlich erlebten Offenbarung' wird man weniger Gewicht darauf legen, mit dem Verfasser auch einig zu gehen in

* Verlag von E. A. Seemann, Leipzig. 6.— Mk.

** Georg D. W. Callwey im Kunstwart-Verlage, München. 5.— Mk.

* Matthias Grünewald von Oskar Hagen. Mit 111 Abb. München, R. Piper & Co., 45.— Mk.

der Neigung des Kunsthistorikers, Formparallelen zu finden und eine italienische Reise Grünewalds ähnlich, wenn auch gerade nicht mit dem Erfolg der italistischen Formklärung wie bei Dürer, festzustellen, zumal er den Einfluß der Renaissance doch fast nur im Geist, nicht in Form und Raum festhalten konnte und der Geist Grünewalds eben doch ein ganz anderer, beseelterer, ein Geist des Mittelalters ist. Hagen formuliert gegen Dürer den Gedanken dieser Kunst, der immer mehr zum Zentralgedanken werden muß: ‚Grünewald ist, wie kein zweiter seines Jahrhunderts, stets vom — religiösen oder weltlichen, dramatischen oder lyrischen, ernsten oder heiteren — Thema zu der Gesamtbildvorstellung gekommen, die ihm den Gehalt des gegebenen Stoffs auf den erschöpfendsten Ausdruck, auf die suggestivste Gesamtgebärde zu bringen schien. Und diese war zugleich das jeweils neue, absolut verpflichtende Gesetz für die Form des nur in völliger Unselbständigkeit geduldeten Einzelteils. Hier beruht das Geheimnis seiner Einheitlichkeit. Grünewald wird in Verkennung seiner Eigenart gern als weniger streng, als ungebändigter Dürer gegenübergestellt. Nichts ist verfehlter. Das Gesetzmäßige ist bei Grünewald umfassender, ist gleichsam von höherer Ordnung als bei Dürer.' Dieser Gedanke könnte nun in ähnlicher, aber entschiedenerer Art zum Glaubensproblem fortgeführt werden, als es Georg Simmel in seinem geistvollen Rembrandt-Buche getan hat. Hagen bleibt aber im wesentlichen bei der formalen Betrachtung stehen. Dabei fällt er nie in die abgeschmackten Heftigkeiten des Franzosen Huysmans, im Gegenteil, die Verehrung steigert sich mit der Pflege des Formverständnisses, und wo andere durchschnittlichere Betrachter vor der Unbarmherzigkeit des Formausdrucks Grünewalds Scheu haben, wagt er sich dem Geheimnis mit Vertrauen und Gewinn für die Erkenntnis zu nahen. Das ist zum Teil auch die Folge eines besseren Vertrautseins mit der modernen Kunstentwicklung, als dies sonst in kunstgeschichtlichen Arbeiten der Fall ist. So ist das Buch von Hagen ein wertvolles Werk geworden und ein wesentlicher Beitrag zur Ergründung des ganzen und wahren deutschen Kunstgeistes.

Konrad Weiß.

Unsere Kunstbeilagen

Das Flügelbild ‚Auferstehung' des berühmten Isenheimer Altarwerks von Matthias Grünewald ist dem Aufsatz ‚Christus triumphator' von Dr. A. Feigel beigegeben.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Univ.-Prof. Dr. Eugen Schmitz Dresden, Marienstraße 38/40.

Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.

Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.



Fritz Böhle/Heimkehr



Sechzehnter Jahrgang Mai 1919

– – – und wir Katholiken?!

Die ersten Worte der Vernunft und Güte dringen von Frankreich her über ein Meer von Haß und Verbitterung zu uns. Im sozialistischen Pariser ‚Populaire' richtet Henri Barbusse, der noch inmitten des Mordens in seinem Roman ‚Le feu' reiner Menschlichkeit erschütternd Stimme geliehen hat, im Verein mit mehreren Freunden einen Aufruf an die geistigen Kämpfer der noch gestern feindlichen Länder. ‚Hellseherisch, den sich forterbenden Haß verachtend' streckt er uns brüderlich die Hand entgegen. Die französische Gruppe des internationalen Frauenkomitees für dauernden Frieden wendet sich in einer Sympathiekundgebung an die deutschen Frauen und fordert sie auf, im Bunde mit ihr den Krieg aus allen Seelen zu reißen und für ihre Kinder die gemeinsame Stadt des Friedens und der Liebe zu bauen. Romain Rolland übermittelt der Berliner ‚Republik' ein Manifest der Vereinigung der revolutionären sozialistischen Studenten Frankreichs, in dem mit äußerster Energie gegen die Stellungnahme der Mehrheit der französischen Intellektuellen, die sich zu Dolmetschern des entfesselten Völkerhasses machten, protestiert wird.

Verhaltenen Atems horchen wir, ob sich nicht auch aus der Christenheit der westlichen Völker eine Stimme der Versöhnung lösen will. Aber sieh da, wir lauschen vergebens! Das rote Banner der sozialistischen Internationale sammelt in Genf die Abgesandten der feindlichen Völker zu versöhnender Aussprache. Die christliche Internationale verschanzt sich zu Luzern und Paris in zwei Lagern, ‚ein Reich, das geteilt ist wider sich'.

Die französischen und belgischen Katholiken lehnen es ab, sich an dem Luzerner internationalen christlichen Arbeiterkongreß, der von der Schweiz, Holland, Litauen, Österreich und Deutschland beschickt wird, zu beteiligen, und veranstalten in Paris einen eigenen Kongreß.

Zum Schauspiel und Gespött sind wir Katholiken so der Welt geworden. Die Heiden beschämen uns. Sie haben die Seligpreisung der Friedensstifter, die Kinder Gottes genannt werden, an sich gerissen. Tyrus und Sidon wird es erträglicher sein am Gerichtstage als uns. Wir sind stolz auf die Universalität unserer Kirche und preisen sie nicht wenig in wortreichen Diatriben. Doch verbindet uns denn der e i n e Glaube, dieselben Sakramente, ein einiges Opfer, wenn die Herzen uneins sind? Haben wir so ganz vergessen, was Christus fordert: ‚Geh' zuvor, dich zu versöhnen mit deinem Bruder, und dann komm und opfere!'? Dies ist auch den Nationen gesagt. Christus, der Völkerhirte, will die Völker sammeln; wer aber nicht mit ihm sammelt, der zerstreut. Dies gilt all denen hüben wie drüben, die ihrer Christenpflicht damit zu genügen glauben, daß sie den Haß ablegen und Gleichgültigkeit dafür annehmen. Sammeln sollen wir mit Christus! Sein Stellvertreter hat diese Weisung verstanden und ist ihr schon während der Kriegsjahre, ohne den Mut sinken zu lassen, unverdrossen gefolgt. Doch täuschen wir uns nicht darüber, wie begrenzt die Reichweite des päpstlichen Versöhnungswerkes ist! Autorität ist in der Sphäre so feiner seelischer Vorgänge wie Sichverständigen und Sichfinden keine Macht, eher Hemmnis. Versöhnung läßt sich empfindlichen, auf ihre Freiheit eifersüchtig bedachten Herzen nicht auferlegen wie eine Last. Von selber müssen sich die entzweiten Völker die Hände reichen.

Wartet man darauf, wer zuerst die Rechte ausstreckt? Wem wäre diese Gebärde natürlicher als dem Sieger? Tief verwunderlich ist es, daß Frankreich, das ritterliche, christliche Frankreich, nach seinem Siege diese großmütige Geste, die ihm so leicht fallen müßte und ihm so gut stände, noch nicht gefunden hat. Ließ es sich nicht an Haß gegen den Feind übertreffen, solange er auf seinem Boden stand, so müßte es doch jetzt, da er darniederliegt, die befreiende Gebärde finden, wenn es sich nur auf sich selbst besinnen wollte. Aber es findet sie nicht. Sollte mit seiner Seele etwas vorgegangen sein? Doch nein, wir glauben noch — und sollte auch dieser Glaube von einigen kindlich gescholten werden — an die alte Ritterlichkeit des katholischen Frankreichs. Aber dieses katholische Frankreich ist nicht frei. Vor dem Krieg schien es eine Weile, als machte es die Verfolgung frei. Nun aber hat es sich ganz in den Bann des Staates und seiner Machthaber begeben in der Hoffnung, von diesen wieder in sein Recht eingesetzt zu werden. Drum macht es die Vergewaltigungspolitik seines Verfolgers mit, drum warten wir vergebens auf ein versöhnliches Wort von unsern Brüdern in Frankreich.

Und doch, sie verleugnen uns umsonst. Sie verstehen nicht die Zeichen der Zeit. Nie hat die Kirche weniger vom Staate zu erwarten gehabt, sei es in Frankreich oder im übrigen Europa, als zu dieser Stunde. So scheint

es fast, als müßte erst die Tuba eines neuen Weltgerichts, wie es von Osten droht, erdröhnen, damit die Mauern des Hasses, welche die Völker trennen, einstürzen. Viele verstehen den Sinn der Stunde noch nicht.

Kürzlich ließ sich Kardinal Mercier also vernehmen: ‚Der Friede muß auf der Grundlage der Gerechtigkeit aufgebaut sein, ohne die Schuldigen zu vergessen . . . Die Stunde des christlichen Erbarmens wird später kommen.‘

Hat denn Gott uns allesamt noch nicht genug gezüchtigt, daß wir uns wie die Kinder in sein Regiment setzen und uns gegenseitig zu Richtern aufwerfen? Die Stunde des christlichen Erbarmens aber dauert immerdar, seitdem der Vorhang im Tempel in zwei Stücke riß; sie läßt sich nicht mehr aufschieben. Ich weiß, man erwartet von uns ein öffentliches Konfiteor. Aber wenn wir uns auch schuldig wissen — schämen wir uns heute doch der Art, wie wir zur theologischen Kasuistik griffen, um den Einfall in Belgien zu rechtfertigen —, so wären wir doch Heuchler, legten wir ein einseitiges Schuldbekenntnis ab und verhehlten dabei, daß wir die Schuld auch auf der andern Seite sehen. Wie weit aber die Schuld geht, kann zur Stunde weder hüben noch drüben übersehen werden. Wo der Wille zum Verzeihen da ist, wird man sich die Schuld gegenseitig schenken, ohne die Höhe zu errechnen.

Diesen Versöhnungswillen werden wir nicht bei den offiziellen Größen des katholischen Frankreichs suchen, die sich teils klug zurückhalten, meist aber einem hemmungslosen Nationalismus huldigen. Unsere Hoffnung setzen wir auf das junge katholische Frankreich, auf das Hermann Platz in seiner Schrift ‚Die Früchte einer sozialstudentischen Bewegung‘ das junge katholische Deutschland hingewiesen hat. Die Sympathien, die uns zu ihm hingezogen, haben selbst die letzten Jahre nicht auszulöschen vermocht. Wenn wir von den Lücken hörten, die der Krieg in seine Reihen riß, trauerten wir mit ihm. Wir empfehlen das junge katholische Frankreich dem Schutze seiner in den ewigen Frieden eingegangenen Führer Lotte, Péguy, Psichari und all der namenlosen Helden, die es verlor, um an ihnen Fürsprecher zu gewinnen. Auf das überlebende junge Geschlecht aber vertrauen wir, daß es ein Herz, weit, tapfer und gläubig genug, habe, um die Einheit der Christenheit zu ersehnen und zu verwirklichen. Wer ein Buch, so frei von aller Menschenfurcht, so unerbittlich und so glühend von der Liebe zu Christus, wie den ‚Immolé‘ geschrieben hat, kann nicht versagen, wenn es gilt, den ewigen Gedanken Christi über die haßverzerrten oder stumpfen Zeitgedanken zum Siege zu verhelfen. Emile Baumann wird uns nicht enttäuschen. Oder Francis Jammes! Unmöglich ist uns der Gedanke, daß auch nur ein Tropfen Giftes die Reinheit und Sanftmut dieser franziskanischen Seele getrübt haben könnte. Nur ein gutes Wort aus solchem Munde, es wird wunderkräftig sein! Ja, wir bitten um dieses gute Wort. Es ficht uns nicht an, wenn man uns schmält, wir liefen Frankreich nach. Wir wissen, daß wir uns nichts vergeben. Denn der Stolz der Jüngerschaft Christi erfüllt uns.

Wir haben uns zuerst an Frankreich gewandt, weil der französische Katholizismus ein ausschlaggebendes Gewicht in die Wagschale zu legen hat und weil uns der Widerstand, den wir gerade dort am stärksten spüren, am meisten zur Überwindung reizt. Wir vergessen darüber nicht das katholische Belgien, Italien, England und Amerika. Der englische Katholizismus hat seit seiner Emanzipation unsere Sympathien besessen. Wir schätzen seine Sozialpolitiker wie Manning, seine Gelehrten wie Acton, wir begeistern uns an den Oden seines Dichters Francis Thompson, und wir neigen in Verehrung unser Haupt vor seinem größten Theologen Newman. Wir wünschen den englischen Katholiken weitgehenden Einfluß auf die kirchenpolitische Regelung der Ostfragen. Mit Spannung verfolgen wir den politischen Zusammenschluß der italienischen Katholiken und begleiten ihn mit unsern guten Wünschen.

Die Katholiken der neutralen Länder aber seien auf das Vorbild der skandinavischen lutherischen Bischöfe verwiesen, die unter Führung des Erzbischofs von Upsala, Nathan Söderblom, sich um die Wiederherstellung der durch den Krieg so schwer erschütterten Einheit des Christentums, vor allem um das Zustandekommen einer internationalen christlichen Konferenz, bemühen. In den Olaus Petri-Vorlesungen zu Upsala haben sich protestantische Theologen aus England, Ungarn, Finnland, Dänemark, Norwegen und Deutschland über den christlichen Einheitsgedanken ausgesprochen.

In Deutschland selbst wird eine gewisse Zweifelsucht zu überwinden sein, die durch die bitteren Erfahrungen seit dem Waffenstillstand verstärkt worden ist. Aus einem Aufruf zur Verständigung hört der Skeptiker nur tönende Worte, nicht aber den Herzschlag heraus, der sie begleitet, oder er lächelt kleingläubig über die paar Idealisten, die Bergen von Haß gebieten wollen, sich hinweg zu heben. Doch das ist's, was uns ja allen fehlt, der Glaube und der Mut, Toren um Christi willen zu sein.

Als der Krieg die Menschheit entzweite, sah uns Katholiken die Welt ohnmächtig, es zu verhüten. Vier Jahre währte der Krieg, und wir taten nichts, um uns geistig wiederzufinden. Seit einem halben Jahre ruhen die Waffen, und noch stehen wir abgewandt voneinander. Um des Ärgernisses willen, besinnen wir uns doch in zwölfter Stunde, wenigstens wir, daß wir alle *eines* Blutes sind, des Blutes Christi, und reichen wir uns die Hände!

Möge dieser schwache Ruf, der wie ein Lichtlein mit der Kraft der Liebe wider Sturm und Dunkel ankämpft, nicht ohne Widerhall untergehen!

* * *

Nachschrift der Redaktion. Diese Kundgebung, mit deren Abfassung wir unseren, der jungen katholischen Generation angehörenden Mitarbeiter Fritz Fuchs betrauten, ist der Ausdruck des Geistes, der unsere Monatsschrift und einen großen Teil seiner Mitarbeiter während des Kriegs beseelte. Die Zeitschrift brachte in diesem Zeitraum Nachrufe auf Joseph Lotte, Charles Péguy, Ernest Psichari, Albert de Mun, Würdigungen Emile Baumanns, Mauriacs, Vallery-Radots und Goyaus.

Der Bourgeois / Von Bruno Altmann

Die nachstehende Anzeige des Sombartschen Buches „Der Bourgeois" ist zwar schon im Jahre 1914, unmittelbar vor dem Kriege, geschrieben; sie hat aber gerade heut im Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ein neuartiges Interesse gewonnen.

Die Redaktion.

Werner Sombart hat von seinen Fachgenossen immer wieder den Vorwurf mangelnder Wissenschaftlichkeit hören müssen. Er bezieht sich nicht auf den persönlichen Standpunkt und auf die Forschungsergebnisse — darin haben die Gelehrten meistenteils soviel Toleranz, daß sie Differenzen mit ihren eigenen Ansichten vertragen können — er bezieht sich auf die Methoden der Forschung. Sombart ist hierin andere Wege gegangen als die große Mehrheit der nationalökonomischen Fachvertreter.

Begründet, gediehen und auf ihr höchstes Niveau gekommen in Zeiten von vorwiegend materialistischer Denkweise, trägt die Nationalökonomie ganz ausgesprochen das Gepräge dieser Welt- und Lebensanschauungen an sich. Sie betrachtet die wirtschaftlichen Verhältnisse als das Ergebnis der Vorgänge und Änderungen, die sich an dem Wirtschafts**körper** vollziehen, als die Konsequenz der äußeren Dinge, die für den Wirtschaftsprozeß in Frage kommen. Aus der Hand der Natur, heißt es, gehen die Rohstoffe für alle Güterherstellung hervor, sie nehmen ihren Weg durch mannigfache Formen der Verarbeitung, kommen in vielerlei Gestalt und zu tausenderlei Zwecken zur wirtschaftlichen Verwertung, und dieser Prozeß verläuft innerhalb bestimmter Organisationen und unter Bedingungen, die aus der Natur der Produktion und des Gütervertriebes hervorgehen. Alles hübsch körperlich, wie es der Materialismus will. Ganz läßt sich allerdings das Seelische auch hier nicht ausschalten. Es ist ja schließlich doch der Mensch, welcher wirtschaftet, und der das doch wohl aus menschlichen Interessen tut. Dieser Tatsache gegenüber findet sich die klassische Nationalökonomie damit ab, daß sie ein einziges psychologisches Motiv als Grundlage der wirtschaftlichen Tätigkeit annimmt. Die ganze Regulierung des Wirtschaftslebens wird ihr aus dem Gesichtspunkt des gut berechnenden Egoismus begreiflich. Freilich bei einer speziellen Besinnung auf die psychologischen Bedingungen der Wirtschaftstätigkeit kommt auch ihren Vertretern die volle Mannigfaltigkeit ganzer Motivenkomplexe zum Bewußtsein. Von diesen glauben sie jedoch absehen zu können, und so bleibt der naturale Materialismus und der ethische Materialismus des Egoismus die philosophische Voraussetzung und zugleich die Arbeitshypothese der klassischen Nationalökonomie.

Werner Sombart hat eine ganz andere Einstellung zu den wirtschaftlichen Vorgängen, man könnte sagen, einen ganz anderen Respekt vor der wirtschaftlichen Leistung. Mit dem Abstraktionsverfahren, wie es die klassische Nationalökonomie übt, ist nach ihm für das Verständnis wirtschaftlicher

Vorgänge nicht alles geleistet; er setzt den Dualismus, aus dem alles Geschehen auf der Welt verständlich wird, auch hier in seine Rechte ein. Körper und Geist ist die Struktur der Wirklichkeit, nicht das eine oder das andere allein. Wer diese Wirklichkeit auf dem Gebiet der Wirtschaftsvorgänge erkennen will, der muß Einsicht gewinnen über die Art, wie diese beiden Faktoren hier zu Werke gehen, wie sie sich ergänzen und wie aus dieser Verwebung das wirtschaftliche Gebilde entsteht. Natürlich ist der Anteil von Körper und Geist hier nicht so ausgeglichen, daß beiden Teilen die gleiche Arbeitsleistung zufällt. Der psychophysische Parallelismus Spinozas ist in der Nationalökonomie undurchführbar. Es wird ein Prävalieren bald des einen, bald des anderen sein, und es wird auf den Blick, auf die intellektuelle Schärfe und nicht zuletzt auf das Temperament des Forschers ankommen, welchem Grundprinzip von beiden er die höhere Bedeutung zuspricht. Sombart ist auch insofern eine wohltuende Reaktion gegen die Klassiker, als er ihrem naturalistischen Monismus gegenüber nicht nur den Dualismus, sondern den Dualismus mit dem Vorzeichen des Geistigen betont. Wenn er eine Erscheinung wie den Kapitalismus studiert, so fragt er zunächst und vor allen Dingen: Wer ist der Mensch, der diesem kapitalistischen Wirtschaftssystem zum Dasein verhalf? Welcher Geist, welcher Komplex von seelischen Eigenschaften befähigte diesen Menschen, Träger der modernen kapitalistischen Wirtschaftsordnung zu sein? Aus diesen Untersuchungen ist das letzte Werk Sombarts entstanden.*

Es vermittelt zunächst durch die Methode der negativen Orientierung eine Annäherungsvorstellung vom heutigen Bourgeois. Der Mensch, welcher noch nicht kapitalistische Gesinnung in sich trägt, der typische Mensch der vorkapitalistischen Wirtschaftsordnung, soll uns durch seinen Gegensatz über den Bourgeois, den Träger des heutigen kapitalistischen Systems, orientieren.

Wie aus einem Märchen mit der Tendenz: Seht her, wie schön und glücklich man in einfachen Wirtschaftsverhältnissen lebte, kommen die Menschen der vorkapitalistischen Epoche daher. Gerade so viel, wie sie für den Lebensbedarf brauchen, produzieren sie an wirtschaftlichen Gütern. Es herrscht der Grundsatz: Niemand soll zu kurz kommen, niemand unverwendbaren Überfluß haben. Nun sind die Bedürfnisse der Menschen quantitativ und qualitativ verschieden, und dadurch, daß man diesen Differenzen nach der sozialen Zugehörigkeit der Menschen Rechnung trägt, entsteht die Idee des standesgemäßen Unterhaltes. Anders lebt der Bauer, anders der Edelmann. Der Gegensatz dieser Lebensweise hat nichts Verletzendes für die damalige Zeit. Das kommt daher, weil die Anschauung: Wer gut leben will, soll es sich erst durch Berufstüchtigkeit verdienen, damals noch nicht herrschte. Überhaupt die Hoch- und Überschätzung der Erwerbs-

* Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen. Von Professor W. Sombart. Verlag von Duncker & Humblot. Preis geheftet 12 M., in moderner Decke 13,50 M. (ohne Teuerungszuschlag).

arbeit fehlte in dem Maße, wie sie heute dogmatisch ist. In ihrem Verhältnis zur Berufstätigkeit hat die vorkapitalistische Epoche nach der Schilderung Sombarts etwas von dem Charakter eines heutigen Bohemiens. Gearbeitet wird möglichst wenig und ohne Eile. Auf Genauigkeit kommt's auch nicht so an. Kalkuliert wird nur so nach dem Ungefähr. In den Rechnungen stimmt's nie. Das wird auch nirgends verlangt. Genug, wenn man sich eine einigermaßen zutreffende Vorstellung von all dem machen kann. Es kam dieser Zeit weniger auf den materiellen Ausnützungswert der Arbeit als auf deren qualitative Tauglichkeit an. Der Bauer, der Handwerker, alles, was produzierte, hatte eine Freude an seinem Erzeugnis. Mit Künstlerstolz schufen sie ihre Arbeiten, mit Künstlerstolz traten sie beim Verkauf für ihr Werk ein. Allerdings darin unterschieden sie sich sehr von dem heutigen Bohemien, daß ihre Berufstätigkeit einen bewußt traditionellen Charakter zeigt. Der Bohemien lehnt alle Vorbilder ab, bei ihm soll das Eigentliche erst beginnen. Die damalige Wirtschaftsordnung suchte Anlehnung an bewährte Muster; ihr galt es geradezu als Bürgschaft des Rechten, daß die Elterngeneration es ebenso gemacht hatte und die Elterngeneration vorher desgleichen. Sagenhaft, rätselhaft, unwahrscheinlich kommen uns diese Leute vor. Aber eine von den Maßstäben der heutigen Zeit unabhängigere Kritik wird vielleicht einmal anders urteilen. Vielleicht so wie heute Sombart. ‚Der vorkapitalistische Mensch: das ist der natürliche Mensch; der Mensch, wie ihn Gott geschaffen hat. Der Mensch, der noch nicht auf dem Kopf balanciert und auf den Händen läuft (wie der Wirtschaftsmensch unserer Tage), sondern der mit beiden Beinen fest auf dem Boden steht und auf ihnen durch die Welt schreitet.'

Dieser Mensch hat nun sozusagen seinen wirtschaftlichen Sündenfall durchgemacht. Er trat ein, als man dem Prinzip der Bedarfsdeckung nach Maßgabe des standesgemäßen Unterhaltes und dem Prinzip des Traditionalismus untreu wurde. Als an ihrer Stelle zur Leitidee der Wirtschaftsordnung Produktion von ökonomischen Gütern um ihrer selbst willen zum Zweck der unbegrenzten Anhäufung von Kapital erhoben wurde, da schaltete der Mensch sich selber aus dem Mittelpunkt der Wirtschaftsordnung aus. Die Wirtschaftsgesinnung wurde eine andere. Der Mensch, welcher bisher das Leben eines Grandseigneurs geführt oder einer quasi sorglosen Erwerbstätigkeit obgelegen hatte, in beiden Fällen zufrieden mit dem, was Gott ihm zukommen ließ und er sich verdiente, geriet nunmehr in ein schrankenloses Erwerbsleben hinein. Er verfiel dem Mammonismus, er wurde der Träger des kapitalistischen Systems, der Bourgeois.

Der erste auffallende Gegensatz des Bourgeois zum Menschen der vorkapitalistischen Epoche ist seine psychologische Kompliziertheit. Der Grandseigneur und sein zeitgenössischer Gegentyp, der Bauer, der Handwerker, sie alle sind einfache Naturen, geradlinige Charaktere, mit einem Blick durchschaubar bis auf den Grund ihres Lebensstiles. Der Bourgeois ist ein Ich mit der Verschmelzung der verschiedensten Gegensätzlichkeiten. Er

ist eine Synthese von Unternehmungsgeist und Bürgerlichkeit, und in diesem Dualismus sind auf einer Seite die Eigenschaften der Geldgier, der Abenteuerlust, des Erfindungsgeistes, auf der anderen die Qualitäten der Rechnerei, der Bedachtsamkeit, der Vernünftigkeit und Wirtschaftlichkeit enthalten. Der Bourgeois im vollen Sinn der begrifflichen Definition würde die Bestandteile des Unternehmungsgeistes und der Bürgerlichkeit in absoluter Ausgeglichenheit in sich vereinigen. In ihm hätten sich eine Eroberernatur, ein Abenteurer, ein Organisator, ein Unterhändler mit einem Kalkulator, einem bureaukratischen Rechner, einem sparsamen Wirtschaftsmenschen verbunden, und alle diese charakterologischen Züge würden auf den Gesamtzweck des wirtschaftlichen Erfolges hinwirken. Ein solches Produkt von Bourgeois steht auf dem Papier. In Wirklichkeit gibt es nur Individuen, die sich diesem logisch ideellen Typ in der Weise annähern, daß sie die Bestandteile des Unternehmungsgeistes und der Bürgerlichkeit in verschiedenen Mischungsverhältnissen, in größerem oder minderem Umfang und in zahlreichen Nüancen aufweisen. Immer aber müssen sie, um sich als Bourgeoisnaturen legitimieren zu können, diese beiden seelischen Komponenten irgendwie repräsentieren.

Selbstverständlich ist der Prozeß, durch den diese Menschenart und die ihr entsprechende Wirtschaftsordnung entstand, nicht von heute auf morgen vor sich gegangen. Der Charakter des vorkapitalistischen Menschen, überhaupt der Grundzug des vorkapitalistischen Daseins war der der sicheren Ruhe. Bis diese Ruhe sich in Unruhe wandelt, bis die Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung sich ‚aus einer grundsätzlich statischen zu einer grundsätzlich dynamischen' entwickelt, vergehen Jahrhunderte, während derer alle Formen, sozusagen alle Akte des großen wirtschaftlichen Dramas ‚Kapitalismus', sich herausbilden: die Übergangszeit, die frühkapitalistische Epoche von der Renaissance bis etwa 1800 und das moderne hochkapitalistische Wirtschaftssystem.

Die Übergangszeit ist dadurch charakterisiert, daß der Unternehmungsgeist sich in der Gier nach Gold und Geld äußert. Eine kapitalistische Nüance braucht er deshalb noch nicht zu haben, auch dann nicht, wenn er auf Mittel zur Geldbeschaffung mit dem höchsten Erfolg sinnt. Sombart hat den Nachweis erbracht, daß diese Praktiken sich Jahrhunderte hindurch gewissermaßen im Nebenamt, d. h. außerhalb des Nexus der wirtschaftlichen Tätigkeit, vollziehen. Man war im Beruf Handwerker, Kaufmann und dachte nicht daran, mit der eigentlichen Erwerbsarbeit reich zu werden. Aber in den Freistunden zerbrach man sich den Kopf, wie man die Armut, die immer mehr als Fluch empfunden wurde, oder die Krebserei einer beruflichen Tätigkeit, die nur von der Hand in den Mund zu leben gestattete, los werden konnte. Die Unternehmungen bekommen durch diese Abtrennung von einer organisierten Berufsausübung einen recht abenteuerlichen Charakter. Es ist zudem Renaissancezeit und für Abenteuereien reichlich Lust und Gelegenheit. Man treibt Alchemie, läßt sich als Söld-

ner anwerben, tritt in den Hofdienst, in eine Beamtenstelle, wo es nicht sauber zugeht, verkauft, wenn man ein gewitzter Kopf ist, Ideen, aus deren Verwirklichung Geld herausspringen könnte, an den Meistbietenden, oder weiß sich sonst irgendwie außerhalb der Bahnen geordneter kontrollierter Wirtschaftstätigkeit einen schönen Groschen zu verdienen. Für diese unruhigen, temperamentvollen Menschen war das gar nicht von ausschlaggebender Wichtigkeit, daß ihre Unternehmungen mit befriedigendem materiellen Resultat abschlossen, es war ihnen mehr um die Aktivität im Projektieren und Erleben zu tun. Im Drang nach Geld und in der Kühnheit, dieses zu beschaffen, koste es, was es wolle, und koste es den Kopf, boten sich Möglichkeiten genug für die Entfaltung des Unternehmungsgeistes. Was sonst noch im Charakter des Unternehmers nach Befriedigung seiner Aktivität verlangt, der Drang zu erobern, zu organisieren, das fand zunächst in den Institutionen des Staates, des Heeres, der Kirche, der Grundherrschaft genügend Gelegenheit zur Abreagierung. Kapitalistische Unternehmungen sind Staat, Heer usw. natürlich nicht, aber sie leisteten ihnen einen anderswo kaum zu habenden Dienst, indem sie den Geist für den Stil des kapitalistischen Wirtschaftssystems dressiert haben. In diesen Organisationen handelt es sich um ‚Verwirklichung eines weitsichtigen Planes, zu dessen Durchführung es eines andauernden Zusammenwirkens mehrerer Personen unter einem einheitlichen Willen bedarf'. Da werden die Eigenschaften, die man für die kapitalistischen Betriebe braucht: Aufbringung eines starken persönlichen Willens, die Fähigkeit, seinen Willen bei anderen durchzusetzen, Pläne zu entwerfen und ihnen in tausendfacher Gestalt Leben zu verleihen, Kontakt mit den Angehörigen des Betriebes herzustellen, Gefolgschaft aufzutreiben und sie mit dem ausbalancierten Maß von Energie und Nachsicht zusammenzuhalten, den richtigen Mann an den richtigen Platz zu stellen, einer tüchtigen Schulung unterworfen.

Um nun vollends für das kapitalistische Wirtschaftssystem reif zu sein, muß die Menschheit dieselbe Wandlung durchmachen, welche das Individuum beim Übergang vom Jüngling zum Mann an sich zu erfahren pflegt. Das Schwelgen in Temperamentsausbrüchen, das Berauschen an orientierungsloser, sprunghaft herumtastender Willensentfaltung muß endlich einmal die intellektuelle Hemmung spüren: so geht die Sache auf die Dauer nicht weiter. Es muß doch einen Zweck haben, was ich tue. Ein Resultat, außerhalb meines Tuns, muß sich ergeben, das die Mühe meiner Bestrebungen und alles darangesetzte Risiko rechtfertigt. Die Menschheit muß die Renaissanceepoche durch die Abdämpfung ihres Überschusses an reiner Unternehmungslust überwinden, dann ist sie für das kapitalistische Wirtschaftssystem reif. Wenn der Unternehmungsgeist die ergänzende Korrektur durch den Sinn für eine Zweckmäßigkeit, die außerhalb des bloßen Aktionsdranges liegt, erfahren hat, dann ist die Stunde für den Kapitalismus gekommen. Der Zweck, der hierbei postuliert wird, heißt materieller Profit. Wenn man an ihm so große Freude empfindet, daß man mit Be-

bachtsamkeit, Vernünftigkeit, Sparsamkeit, kurzum mit bürgerlich pedantischer Besorgtheit seine wirtschaftliche Tätigkeit auf diesen Zweck einrichtet, dann hat man — Unternehmungsgeist vorausgesetzt — das Zeug für einen kapitalistischen Unternehmer.

Der erste Typ dieser Art Wirtschaftsmenschen sind nach Sombart die großen Freibeuter und Entdeckungsfahrer des 16. und 17. Jahrhunderts. Gewiß, sie sind noch keine Repräsentanten des richtigen Bourgeois. Die heroische Komponente herrscht in ihrem Wesen zu stark vor, füllt sie fast ganz aus. Es sind ‚kraftstrotzende, abenteuerlustige, sieggewohnte, brutale, habsüchtige Eroberer, voller Romantik', diese organisierten Seeräuber und Kolonisatoren. Aber mit einem Tropfen bürgerlichen Blutes sind sie doch schon durchsetzt. Sie tun nichts aus bloßer Tatenfreude und reiner Wagelust, sie haben einen Zweck, und ihr Planen, Sinnen und Abwägen ist darauf eingestellt. ‚Tam Marti quam Mercurio' — dem Kriegsgott wie dem Handel gleich ergeben — ist ihr Wahlspruch. Sie wollen durch Handel reich werden. Mehr bürgerlichen Geist findet man bei anderen Typen kapitalistischer Unternehmer, die im Laufe der nächsten Jahrhunderte zunehmende Bedeutung gewinnen: bei den Spekulanten, den Feudalherren, den Händlern und anderen Gewerbetreibenden. Eine vollkommen ausgeglichene Mischung von Unternehmungsgeist und Bürgerlichkeit stellen sie natürlich auch nicht dar. Je nach Beruf, Individuum, Zeit, Nationalität sind sie verschiedenartig durchsetzt mit den Attributen der beiden seelischen Komponenten, die im Bourgeois stecken. So entsteht für Sombart das Problem, ob trotz aller Differenzen der Veranlagung im wirtschaftlichen Verhalten dieser Menschen und überhaupt aller kapitalistischen Unternehmer etwas Gemeinsames liege. Ob ein Geist mit gemeinsamen Zügen hier vorherrsche? Ob es den Bourgeois gebe? Sombart beantwortet die Frage mit Ja unter Vorbehalt der Unterscheidung zweier Typen nach zeitlichen Differenzen. Der Bourgeois der frühkapitalistischen Epoche bis etwa 1800 und der Bourgeois neuen Stils. ‚Der Bourgeois einst und jetzt.'

In diesem zur Quintessenz des ganzen Werkes gelangenden Kapitel wird die Artung der beiden Typen in bezug auf das wirtschaftliche Verhalten mit einer analytischen Kunst, die alle psychischen Qualitäten aufdeckt und deren Differenzen gegeneinander abwägt, unter überwältigender, aber nie ermüdender Fülle des begründenden Details endgültig festgestellt. In faszinierender Sprache! — Man hat es bisher eigentlich nur im Instinkt gehabt, daß der Typ Bürger zu verschiedenen weit auseinanderliegenden Zeiten zweierlei Art Menschenschlag darstellt. Wir hatten die Überzeugung aus Gefühl, daß die alten Herren in Perücken und langen Mänteln, die in Straußens ‚Feuersnot' auf der Sendlingerstraße herumstehen, dito ihre Kollegen aus Fausts Osterspaziergang kollektiv-charakterologisch andere sein müssen als die heutigen ‚Klein- und Großbürger'. Aber hätte man uns nach den näheren Angaben gefragt, so würden wir kaum mehr als auf

Unterschiede in der Bekleidung hingewiesen haben. Der Lebensstil ist ziemlich derselbe geblieben. Jene Ratsherrenbehäbigkeit von Anno dazumal, ist sie nicht ganz das nämliche wie die Gartenlaubengemütlichkeit, die der heutige Bürger so liebt? Und auch darin sind sie sich gleich geblieben, daß sie den kleinen Dingen des Tages, die in ihre Interessensphäre fallen, entsetzlich viel Wichtigkeit beilegen, die großen aber nicht gern an sich herankommen lassen, sondern von ihnen lieber angeregt plaudern, wenn sie sich weit hinten in der Türkei abspielen. — In diese Verhältnisse kommt Klarheit, sobald man wie Sombart die entscheidenden Differenzen in die Unterschiedlichkeiten der Wirtschaftsgesinnung verlegt. Der Bourgeois einst hatte in Erhaltung der Tradition aus der vorkapitalistischen Zeit dem Menschen im Wirtschaftsleben die Stellung gelassen, die er dort einnahm. Als kapitalistischer Unternehmer ist er zwar über das Prinzip des standesgemäßen Unterhaltes zu dem Grundsatz hinausgegangen: du mußt mehr besitzen, als dir zum Leben notwendig ist, aber das geschah gewissermaßen aus der Politik, in den sieben fetten Jahren für die sieben mageren zu sorgen. Zweck der Wirtschaftstätigkeit bleibt der Mensch mit seinen Lebensbedürfnissen. Er verlegt ihn noch nicht, mit Umkehrung des natürlichen Verhältnisses, in das Bestreben der unendlichen Produktionsanhäufung und der Vervollkommnung der äußeren Mittel für die Produktionszwecke. Als sähe er in prophetischer Vorahnung die große Gefahr der modernen Zeit, hat er ein wachsames Auge, daß ihm die Technik nicht eines schönen Tages über den Kopf wachse. Freilich, er sah die Gefahr an falscher Stelle. Er glaubte, die zunehmende Einfügung der maschinellen Arbeit in den wirtschaftlichen Betrieb würde menschliche Arbeitskräfte entbehrlich machen und Tausenden das Brot nehmen. Diese Befürchtung ist, wie die Erfahrung bewiesen hat, grundlos, aber daß der Bourgeois alten Stiles sie gehabt hat und die Konsequenzen zog, d. h. den Maschinenbetrieb in der Wirtschaft so weit wie möglich einschränkte, das geschah aus dem Prinzip: der Mensch Mittelpunkt der Wirtschaftsordnung. Mit diesem Grundsatz ist ein vornehmer, harmonisch ausgebildeter Lebensstil durchaus möglich. Man kann anständig und gut dabei leben und auch andere ebenso leben lassen. Der Mensch, noch nicht von der Besessenheit ergriffen, Güter auf Güter herzustellen und technische Rekordleistungen zu erzielen, ist noch Herr seiner Zeit und nicht Sklave der Arbeit. Ruhig spinnt er sein Tagewerk ab — sechs bis acht Stunden arbeiten die Fleißigsten — und hat immer noch Möglichkeit, an dem Gesamtumfang des geistigen Lebens, soweit seine Interessen und seine Begabung reichen, teilzunehmen. Er macht auch den anderen, selbst den Konkurrenten, ihr Leben nicht schwer. Den Menschen im Mittelpunkt der wirtschaftlichen Interessen behalten, dieser Grundsatz ergibt sich ganz von selbst, d. h. aus der Logik der Tendenz, ein solidarisches Geschäftsverhalten mit anderen und weitgehende Rücksichten auf alle. Das Vordrängen, das Niederkonkurrieren ist noch nicht Brauch und Pflicht in der Wirtschaftsführung geworden. Im Gegenteil, es war streng verpönt: von

der Sitte, von der Moral, von den religiösen Geboten. In der geschichtlichen Skizze, die Sombart von der Reklame entwirft, liegt zugleich ein historischer Hinweis auf die allmähliche Demoralisierung, die in der Auffassung vom geschäftlichen Anstand eingerissen ist. Ganz zuerst galt es schon als unwürdig, Kundschaft durch gefällige Ausstattung der Verkaufsräume anzulocken. Aus einer etwas späteren Zeit, um 1600 herum, existieren polizeiliche Verbote, Käufer durch Gebärden in den Geschäftsladen hereinzuwinken. Die bloße Geschäftsanzeige war bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts selbst bei amerikanischen Firmen verrufen. Mit der rapiden Zunahme von Zeitungen änderte sich das freilich, aber noch längere Zeit standen die eigentlichen Reklamen in Mißachtung. Selbst ihre harmloseste Form, der Hinweis auf die Vorzüglichkeit der Waren, galt bei vornehmen Kaufleuten als direkte Unanständigkeit und war vielerorten verboten. Eine Andeutung auf überlegene Vorzüge, die ein Geschäft seinen Waren anderen Geschäften gegenüber zuschrieb, wurde als gewöhnlichste Ruppigkeit aufgefaßt, und als ein gar nicht diskutierbares Verbrechen zählte eine Reklame, in der eine Preisunterbietung angezeigt wurde. — Beim Bourgeois alten Stiles kam auch die Kundschaft auf ihre Rechnung. Es bestand damals das Bestreben, qualitativ gute Ware herzustellen, und das galt so lange als Grundsatz der Produktion, bis die rein kapitalistische Idee durchdrang, daß allein der Tauschwert der Güter für die Produktion maßgebend sei.

Der Bourgeois alten Stiles, dieser solide, von der Religion und Tradition zur Rücksicht, zu ruhiger Arbeitsamkeit, zur Bedarfsdeckung für den Tag und über den Tag hinaus erzogene Menschenschlag, stirbt freilich nicht mit einem Male und überhaupt nicht ganz aus. Die Art, wie er gelebt und gewirtschaftet hat, liegt so sehr im Charakter gesunder Menschlichkeit, daß sie kaum jemals ganz verschwinden wird. Im Kleinbürgertum wird der Lebens- und Wirtschaftsstil jener alten Zeit noch teilweise beibehalten. So sehr im Charakter gesunder Menschlichkeit liegt dieser Stil, daß es erstaunlich ist, wie er aufhören konnte, der Volkswirtschaft sein Gepräge aufzudrücken. Wie war es möglich, daß der ruhige, seines Tagewerks frohe Erwerbsmann alten Datums in das Prestissimotempo der modernen Hetzerei hineingeriet? Wie ist das zu erklären, daß der vornehme, auf wertvolle Arbeitsleistung stolze, in jovialer Unbesorgtheit wirtschaftende Bourgeois einem exakt verfahrenden Rechner, einem auf rationelle Wirtschaftsführung ganz versessenen Massenfabrikanten und Massenhändler, einem rücksichtslos niederkonkurrierenden, jeder Reklameaufdringlichkeit fähigen Unternehmer das Feld räumen mußte? Wie also war der Bourgeois moderner Zeit möglich? Der wirtschaftliche Sündenfall erklärt das alles. Der Mensch selbst mit seinem Wohl und Wehe, mit seinen Bedürfnissen und Neigungen hat sich aus dem Mittelpunkt des Wirtschaftsbetriebes hinausbegeben. Er hat aufgehört — wohlverstanden als Unternehmer modernen Stils —, sich selbst zum maßgebenden Faktor aller Wirtschaftsführung zu machen. Zwei Dinge sind an seine Stelle getreten: der Profit

und das Erwerbsmittel. Tote Wesenheiten! Aber das tut nichts. Dafür schuftet er herum mit einem Aufwand von Arbeitseifer und raffinierter Geistesdisziplin wie niemals zuvor für sich selber. Er geht ganz in seinem Geschäft, seiner Fabrik, seinem Unternehmen auf. Er entwickelt dafür eine Energie, die er, käme sie nur (!) ihm, d. h. dem Menschen selber, zugute, als egoistisch hart verurteilen würde. Der Großkaufmann Rathenau stimmt hierin mit Sombart ganz überein: ‚Das Objekt, auf das der Geschäftsmann (der hochkapitalistische) seine Arbeit und seine Sorgen, seinen Stolz und seine Wünsche häuft, ist sein Unternehmen, es heiße, wie es wolle: Handelsgeschäft, Fabrik, Bank, Reederei, Theater, Eisenbahn. Dieses Unternehmen steht ihm gegenüber wie ein körperliches Wesen, das durch seine Buchführung, Organisation und Firmen ein unabhängiges Dasein führt.‘ Die Rückbeziehung auf menschliche Zwecke und Bedürfnisse ist diesem Typ fremd geworden. Diese Leute arbeiten nicht mehr, auf daß sie im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot verdienen oder daß sie gut und noch für längere Zeit gut zu leben haben, sondern für die unaufhörliche Zunahme des Geldes und die apparatmäßige Verbesserung aller im Gelde ausdrückbaren Güter. Im Grunde ist das Romantik. Eine perverse Romantik. Denn damit man sich unter einem derartigen Bestreben etwas Vernünftiges denken könne, etwas sinnvoll Wünschbares, muß man diesen Gütern, der Fabrik, dem Geschäft, dem Unternehmen usw., eine menschenähnliche Beseeltheit zuschreiben. Das sei, wie es wolle; jedenfalls war die Ausschaltung des Menschen aus dem teleologischen Zusammenhang der Wirtschaftsbemühungen der Sündenfall, den wir mit dem Heraufkommen des modernen Bourgeois zu büßen haben. Die Verlegung des Zweckes aus der anthropozentrischen Wirtschaftsführung in die Mittel des Wirtschaftsbetriebes, die hat den Menschen zu diesem Arbeitssklaven, zu diesem unbarmherzigen Geschäftstyrannen, zu diesem rücksichtslos niederkonkurrierenden Unternehmer gemacht. Das mußte so kommen. Frage ich nicht mehr nach dem Zweck, den mein wirtschaftliches Tun und Lassen für mich und meine Mitmenschen hat, so sind mir diese auch gleichgültig geworden, und keine Religion, keine traditionellen Anstandsbegriffe können mich zu einer Rücksicht gegen sie bewegen. Bin ich dahin gekommen, nur darum zu sorgen, was meinem Geschäft, meiner Fabrik, meinem Unternehmen frommt, dann muß ich allen Zwang und alle Praktiken hinnehmen, die in ihrem ‚Interesse‘ geboten sind. Dann bringt es die Art dieser Institutionen mit sich, daß man bald ein Arbeitssklave, ein Bureaukrat, ein ewig projektierender Halbgelehrter, eine mehr oder minder ausgesprochene Räubernatur wird.

Man kennt die Hauptrepräsentanten dieses Typs: die Rockefeller, die James Gould, die Morgan, die Carnegie, die Stroußberg, die Cecil Rhodes usw. Fragt man sie selbst nach dem Sinn und Zweck ihrer Unternehmungen, so stellt sich heraus, daß diese geriebensten Verstandesoperateure gar nicht wissen, weshalb sie wie wahnsinnig sich abplagen und tausend andere ruinieren. Zuerst sind sie immer furchtbar erstaunt, überhaupt nach

so etwas, nach Sinn und Zweck ihrer Tätigkeit gefragt zu werden. Also ein Menschenalter und noch länger haben sie sich niemals Rechenschaft gegeben, warum sie leben und so leben, wie sie es getan. Dann antworteten sie etwa: das sei doch selbstverständlich, für das Geschäft, für die Fabrik, für das Unternehmen hätten sie gearbeitet. Sie meinten: dafür, daß die Fabrik, das Geschäft, das Unternehmen rein quantitativ zunehme, daß immer und immer noch mehr produziert und abgesetzt werde. Also eine reine Tautologie: die Ausdehnung des Geschäfts geschah um der Ausdehnung willen; es wurde produziert, damit weiter produziert werden konnte. Das ist die Herrlichkeit, die viel angestaunte und beneidete Herrlichkeit des kapitalistischen Unternehmers neuesten Datums. Er weiß nicht, weshalb er lebt, weshalb er so unendlich vielen das Leben schwer oder unmöglich macht; er weiß nicht, wem zuliebe er Manipulationen verübt hat, die mitunter wahre Selbstmordepidemien hervorgerufen haben.

Sombart untersucht nun nicht, wie die Mittel des Wirtschaftsbetriebes dem Menschen in diesem unheilvollen Maße über den Kopf wuchsen, daß er seine Wirtschaftsordnung danach einrichtete. Er sagt — hierbei die Gedankengänge der Freudschen Psychoanalyse sehr fein benutzend —, wenn die Hauptträger dieses kapitalistischen Systems auch nicht wissen, nach welcher Motivation sie handeln, so werden sich im Unbewußten schon Gründe entdecken lassen, die sie zu der besonderen Art ihrer Wirtschaftstätigkeit treiben. Und bei deren Nachforschung gewinnt er ein überraschendes Resultat. In diesen überlebensgroß erscheinenden Trustmagnaten, die die Milliarden Europas und Amerikas kommandieren, wirkt die Seele und die Wertevorstellung des Kindes. So paradox das aussieht, die Analogie stimmt. Das Kind hat vier elementare Wertkomplexe, vier Ideale erfüllen sein Leben. Es ist zunächst einmal das sinnlich Große, der Riese, das hohe Haus, der Kirchturm usw., an denen sein Blick, seine Phantasie bewundernd hängen. Der moderne kapitalistische Unternehmer, besonders der von amerikanischem Format, leidet ja förmlich an der Quantitätsverherrlichung. Er ist ein Zahlenphantast. Er schwelgt förmlich in zahlenmäßig ausdrückbaren Werten und Vorstellungen, bei denen dem Menschen jedes anschauliche Maß verloren geht. Man kann vielleicht das sogenannte Spleenige des Amerikaners auf seinen Götzendienst mit der hohen Zahl setzen. Es kommt dadurch zustande, daß er für gleichgültige und sogar für sehr traurige Dinge ein leidenschaftliches Interesse gewinnt, sobald sie sich ihm in vielstelligen Zahlenangaben darstellen lassen. Die Breite eines Flusses, die Häufigkeit der Selbstmorde, die Menge der per Eisenbahn beförderten Passagiere, die Anzahl der in einer Symphonie mitwirkenden Personen, die jährlich ins Irrenhaus eingelieferten Patienten, all das wird für ihn, genau wie für den Statistiker, eine ungeheuere Wichtigkeit, falls sich dabei mit den Tausenden herumhantieren läßt. Der Trieb, mit Tausenden, mit Millionen herumzuoperieren, der ist es, welcher ihn zu einer so tollwütigen Vorliebe für das Überproduzieren treibt, daß er sein Leben

lang vergißt, nach Sinn und Zweck dieses Überproduzierens und der beständigen Verbesserung der Produktionsmittel zu fragen. — Schnelligkeit ist nach Sombart der zweite Hauptwert in der Vorstellung des Kindes. Sie ist nun sicher auch ein Ideal des kapitalistischen Wirtschaftsmenschen. Es kann ihm, besonders in Berufsangelegenheiten, ja niemals für genug gehen. Tempo! Tempo! Die Verkehrsmittel geben das Vorbild. Im Auto mit Hundert-, im Aeroplan mit Zweihundert-Kilometer-Geschwindigkeit dahinsausen, dann ist es eine Lust für ihn zu leben. Und kann er es sich selbst nicht leisten, dann bekundet er seine Zustimmung zu so einer Hetzerei durch die Bewunderung, die er den Schnelligkeitsrekorden entgegenbringt. Im Grunde ist es ein Jammer, zum mindesten ein Beweis für Oberflächlichkeit, daß mit dem kapitalistischen Unternehmer unserer Tage unendlich viele Menschen von einem wahren Veitstanz an Glücksrausch erfaßt werden, wenn sie Zeuge dessen sein dürfen, daß der letzte Schnelligkeitsrekord nun wieder überholt wurde, daß es etwa eine elektrische Bahn gibt, die 218 Kilometer per Stunde herausgedrückt hat. Schön sagt Sombart: ‚Einem Menschen, dem es eingeboren, daß sein Gefühl

„hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt",

einem solchen Menschen, der mit den tiefen Problemen der Seele ringt, wird es nicht als etwas so Ungeheueres vorkommen, wenn ihm eine technische Erfindung geglückt ist.'

Wenn Sombart als drittes Analogon der modernen Kapitalistenpsyche zum Wertekomplex des Kindes den Reiz am Neuen ansieht, so hat er dafür auch Belege. Die Art der Vergnügungen (Wechsel der Tänze in jedem Winter), die raschen Ablösungen der Mode, die moderne Zeitung mit ihrer Zuschneidung auf das Sensationelle usw. Ich glaube aber, daß dieser Reiz am Neuen durch die Vorliebe für das möglichst Alte gegenwärtig mehr als auskompensiert wird. Gerade der amerikanische Kapitalist hat daran augenblicklich eine sportsmäßige Freude. Kunstwerke und Gegenstände ohne Kunstwert aus vergangenen Jahrhunderten, Erstausgaben von Büchern, Manuskripte längst verstorbener Meister, Schädel aus der Vorzeit, die stehen gegenwärtig sehr hoch im Kurse, dafür wirft er jetzt jährlich ein paar Millionen nach Europa herüber. Freilich ist es, da er einer qualitativen Würdigung kaum zugänglich ist, durchaus möglich, daß hierbei ein Zahlenreiz — der Reiz an einer hohen Jahresziffer des Bestandes — mitwirkt, oder auch, daß er bei der Passion für das Alte den Reiz der Mode an diesem Alten auskostet. — Ganz gewiß und ohne Einschränkung gehört der Machtkitzel zum geistigen Signalement des kapitalistischen Typs unserer Tage. Das Kind befriedigt ihn, indem es dem Haushund beständig Befehle erteilt, den Drachen fliegen läßt oder sonstwie sich überzeugt, was es alles durchsetzen kann. So ein amerikanischer Milliardär ist machtlüstern wie ein Kind, aber dabei so protzig und so rücksichtslos, wie Parvenüs

gewöhnlich sind. Mit einer geradezu sadistischen Genugtuung vergegenwärtigt er sich, daß auf einen Federstrich von ihm Tausende brotlos werden, Tausende auf die Sonnenseite des Daseins gelangen. Es ist ihm ein Triumph, wofür eine Hergabe von Millionen ihm nicht zuviel ist, daß er eine Fürstlichkeit nach der anderen, die ihn anpumpen kommt, antichambrieren lassen kann. Dollarnietzscherl könnte man vielleicht diesen Typ vom Schlage Rockefellers, Goulds, Cecil Rhodes' nennen.

Das ist also der Bourgeois von heute. Die seelische Entlarvung des hochkapitalistischen Unternehmers hat sich unter der Analyse Sombarts zu einer wuchtigeren Anklage gegen den Kapitalismus ausgewachsen, als alle sozialdemokratischen Streitschriften sie zuwegebringen könnten. Ihre Agitationskraft beziehen die sozialistischen Theorien in der Hauptsache ja doch aus der Verbitterung, die sie durch den Hinweis auf die Ungleichheitsverhältnisse der kapitalistischen Wirtschaftsordnung jederzeit bequem erregen können. Die einen obenauf, die anderen zu kurz gekommen, heißt es hier. Die Sombartsche Beweisführung nimmt diesem Gegensatz den Stachel. Sie sind gar nicht obenauf gekommen, diese Vielbeneideten, die die Milliarden Europas und Amerikas kommandieren. Recht besehen, (d. h. auf ihre seelische Struktur geprüft,) sind sie in die Gefühlsweise und die Wertewelt des Kindes hinabgeglitten. Durch diesen Nachweis hat Sombart die sterile Verbitterung der sozialistischen Agitationsmethode in den Segen einer überlegenen Einsicht verwandelt. Mit dem Kapitalismus wird die Welt gewiß nicht auf die Art der sozialistischen Abänderungsvorschläge fertig werden, aber es ist möglich, daß eine Zeit kommt, die, mit der Sombartschen Einsicht infiziert, den kapitalistischen Geist überwindet, die von Grund aus überzeugt ist: nein, um den Preis, den ich dafür zahlen muß, bedanke ich mich, amerikanischer Großunternehmer zu werden.

Sombart hätte hier sein Werk abschließen können. Der kapitalistische Geist ist enthüllt. So ist der Bourgeois gewesen, so ist er geworden. Ein didaktisch-kulturhistorisches Meisterwerk ist geleistet. Didaktisch in der Tendenz: seht, dahin habt ihr es gebracht mit eueren kapitalistischen Bestrebungen, denen ihr wie toll und blind ergeben seid. Was noch zu tun bleibt, ist die rein wissenschaftliche Aufgabe, die Genesis des kapitalistischen Geistes aufzudecken. Sombart tut das in der Weise, daß er den Quellen nachspürt, die auf die Bestandteile des kapitalistischen Geistes fördernd eingewirkt haben, und die Einflüsse darlegt, die die Hemmungen seiner Entfaltung aufgehoben haben. Noch ist eine Vorbesinnung angebracht. Wir sind doch darüber im klaren: zu einer Bourgeoisnatur gehört eine bestimmte Charakterbildung, eine Kreuzung von Unternehmungslust und Bürgerlichkeit. Es gehören der Mut zum Risiko und zu der mit Risiko verbundenen Chance, Organisationstalent, rasches Urteil, kombinatorische Begabung, sicherer Instinkt, Sparsamkeit, Fleiß, Ordnungssinn und noch manche Vorzüge zu einem modernen kapitalistischen Unternehmer. Nur wo diese Qualitäten oder ein Teil von ihnen in mindestens keimhaften An-

fängen vorhanden sind, also wo kapitalistischer Geist schon rudimentär besteht, da können Einflüsse irgendwelcher Art kapitalistische Bestrebungen fördern. Da sich nun das kapitalistische Wirtschaftsleben nicht bei einigen isolierten Personen innerhalb einer sonst nicht kapitalistisch interessierten Kollektivität, sondern nur innerhalb eines homogen veranlagten Ganzen vollzieht, so muß diese Kollektivität, das wirtschaftende Volk, kapitalistischen Geist, wenn auch in geringem Maße, haben. Und um ihn auszubilden, werden Faktoren nötig sein, die es vermögen, auf den Geist eines ganzen Volkes zu wirken. Aus diesem Grunde: weil ursprünglich keine psychische Eignung für die kapitalistische Wirtschaftsordnung vorhanden war, sind einige Völker wie die Iren, die Friesen ganz abseits von der kapitalistischen Entwicklung geblieben. Sie interessieren uns hier nicht. Bei anderen Völkern wie den Florentinern, Schotten, Juden zeigt sich geradezu eine kapitalistische Überveranlagung. Bei ihnen hat es Sinn, nach den Quellen zu fragen, aus denen der kapitalistische Geist bis zur Hypertrophie genährt wurde.

Da kommen in erster Reihe, besonders für die Zeit der frühkapitalistischen Epoche, wo die Wirtschaftsführung noch nicht nach einem längst erprobten System geregelt und der Geist ihrer Träger lenksam ist, die sittlichen Mächte in Frage: Philosophie und Religion.

Der Beitrag, den die Philosophie für die Disziplinierung der im kapitalistischen Wirtschaftsbetrieb verwertbaren Eigenschaften leistet, ist gewiß ein erheblicher. Wenn Sombart aber meint, daß man diesen Einfluß nur aus der schwächeren Leistung der philosophischen Arbeit, aus den utilitaristischen Lehren herleiten kann, so sieht er die Beziehungen meiner Ansicht nach an der falschen Stelle. Die Ethik wird hier nicht besonders erziehend wirken und gewiß nicht jene populäre Spruchweisheit, die bei allen Völkern von philosophischer Schöpfungskraft der eigentlichen philosophischen Besinnung präludiert. Es kommt da nicht so sehr auf das Inhaltliche an. Die Philosophie leistet der kapitalistischen Wirtschaftsführung größere Dienste durch die formale Ausbildung mittels ihrer Untersuchungsmethoden und ihres klassifizierenden Geistes. Es wäre gerade für Sombart, der der Philosophie beträchtliche Anregungen verdankt, eine überaus lohnende Aufgabe, nachzuprüfen, wie der systematische Charakter, der organisationsmäßige Gedankenbau der philosophischen Arbeit diejenigen Geisteskräfte, welche der kapitalistische Betrieb brauchen kann, einer gründlichen Schulung unterzieht.

Bei der anderen sittlichen Macht, bei der Religion, ergibt sich ein fördernder Einfluß auf den kapitalistischen Geist auch nicht ohne weiteres. Es liegen hier sogar Möglichkeiten sehr starker Hemmung vor. Wenn die religiöse Grundstimmung den ganzen Menschen ausfüllt, wenn die Durchsetzung religiöser Lehren zur Lebensaufgabe einer Person oder zur geschichtlichen Bestimmung eines Volkes wird, dann kann sich natürlich von der Religion aus kein kapitalistischer Geist entfalten. Die vollkommene Abkehr von allen diesseitigen Interessen, die beispielsweise der Puritanismus forderte,

war den kapitalistischen Bestrebungen durchaus hinderlich. Gleichfalls konnte es dazu auch bei den europäischen Völkern im Mittelalter nicht kommen, weil sie erst einmal die Aufgabe hatten, das Christentum einzuführen und zu sichern. Die religiöse Macht, welche im späteren Mittelalter und mehr noch seit der Renaissance dem Kapitalismus die Bahn gebrochen hat, ist — überraschend für alle, die die Assoziation von Katholizismus und Weltfeindlichkeit nicht los werden können, die katholische Scholastik. Bei ihren großen Sittenlehrern hat sich zunächst theoretisch die Abkehr von dem Armutsideal vollzogen. Sie machten allerdings lange Zeit noch den Vorbehalt, daß Reichtum nur dann nichts Verwerfliches sei, wenn man schon von Hause aus darüber verfüge. Der nächste Schritt zur kapitalistischen Wirtschaftsführung war getan, als man auch dem Bestreben, reich zu werden, die sittlich-religiöse Approbation erteilte. Der heilige Thomas von Aquino war zwar noch der Ansicht, die in der vorkapitalistischen Idee vom standesgemäßen Unterhalt zum Ausdruck kam: ‚Jedermann steht an seinem Platze und bleibt darauf sein Leben lang.' Die späteren Scholastiker werfen auch dieses Bedenken über Bord. Nun macht die religiöse Sanktionierung des Reichseins und Reichwerdens noch keine Schule des Kapitalismus. Die Menschheit, welche sich während der langen Völkerwanderungskämpfe in Europa seßhaft gemacht hatte und aus den Kreuzzügen kam, war für kapitalistische Wirtschaft noch nicht zu brauchen. Erst wenn das überschüssige Quantum von Unternehmungslust und richtungsloser Energie des Willens in eine rationalistische Lebensführung übergeleitet, wenn ‚in die natürliche, kreatürliche, triebhafte Welt eine aus Freiheit geborene, sittliche, vernünftige Welt eingebaut ist', dann sind die Bedingungen für die Züchtung des homo capitalisticus gegeben. Eben diese Erziehungsarbeit leisten die Scholastiker, allen voran ‚das wunderbare, in seiner Monumentalität nur von den Schöpfungen Dantes und Michelangelos erreichte Werk des ganz großen Thomas von Aquino'. Sehen wir uns seine moralpädagogischen Lehren an, so ist es vor allem die grandseigneuriale Lebensweise, diese stärkste Fessel aller kapitalistischen Entwicklung, mit der er gründlich aufräumt. Dieses in den Tag hineinleben und die Nächte verjubeln, abhold aller zweckmäßigen, auf Erwerb zielenden Arbeit, diese Nachgiebigkeit gegen alle Begehrungen der sinnlich-animalischen Triebnatur, all das fand vor seinen Augen nur rückhaltlose Verurteilung. Zur Mäßigkeit, zur Sparsamkeit, zur geordneten Beschäftigung, kurz, zur Rationalisierung der Lebensweise wollte er erziehen und hat er mit gleichgesinnten Vorgängern und Schülern erzogen. Der Mensch wurde sozusagen für den Kapitalismus psychisch eingedrillt. Von selber ergaben sich bei der so herangebildeten Geistesrichtung die Grundpfeiler der kapitalistischen Wirtschaftsführung: der ökonomische Rationalismus und die Erwerbsidee. Beide sind ja nur die Anwendung der von den Scholastikern geforderten Lebensmaximen auf die Wirtschaftsregulierung. Sombart macht darauf aufmerksam, daß die Scholastiker sich sogar mit den internen Problemen der Nationalökonomie sehr erfolgreich abgegeben haben.

Thomas von Aquino war der Unterschied zwischen einem Darlehen auf Zins und einer Kapitalanlage schon geläufig, und Antonius von Florenz hat bereits die richtig motivierte Einsicht, daß Geld in Form der Leihe unfruchtbar für die Volkswirtschaft bleibe, dagegen als Einlage für ein Unternehmen produktiven Wert habe. Dadurch erst, sagte er, bringe es den Zirkulationsprozeß der Güterbeschaffung und des Gütervertriebes in Gang und damit käme ihm auch erst der kapitalistische Charakter zu.

Freilich zu einem Typ von Unternehmern, wie ihn die heutigen Trustmagnaten darstellen, wollten die katholischen Sittenlehrer nicht erziehen. Das Prinzip des Bourgeois alten Stils: Wirtschaft um des Menschen willen blieb ihnen in Ehren, und nicht nur bestätigt, sondern verschärft wurden durch sie alle sittlichen Vorschriften, die das solide Erwerbsstreben nicht in ein rücksichtsloses Niederkonkurrieren ausarten lassen. Erst im Judaismus, d. h. in den religiösen Geboten der jüdischen Sittenlehrer fielen alle die Bedenken fort, die der Entfaltung des Kapitalismus hindernd im Wege standen. Erbarmungsloses Konkurrieren haben sie gutgeheißen, sie haben der Gewerbefreiheit das Wort geredet und selbst das Reklamewesen, wie es heute besteht, in Schutz genommen.

Aber die triumphierende Allmacht, die der Kapitalismus heute besitzt, konnte keine Religion, keine Philosophie, keine kapitalistische Überveranlagung des einen oder des anderen Volkes und sie alle zusammen nicht erwirken. Dazu mußten erst äußere Bedingungen — hier tritt der Dualismus des Sombartschen Standpunktes zutage — sich mit jenen geistigen vereinigen. Es mußte sich erst ein Wirtschaftsmechanismus herausbilden, der den Wirtschaftssubjekten sozusagen seinen Charakter aufdrückt, der sie hineinzwingt in dieses Massenproduzieren, in diese Geschäftsmacherei, in diese Profitgier und in diese Arbeitssklaverei. Mit einer analytischen Meisterschaft, die jedes Detail erspürt, stellt Sombart dar, wie infolge der Technik, der Gold- und Silberfunde der Völkerwanderungen und anderer äußerer Bedingungen der Wirtschaftsmechanismus ins Riesenmaß gedieh und schließlich dem Menschen über den Kopf wuchs, so daß nun der Mensch durch den wirtschaftlichen Betriebsmechanismus mit kapitalistischem Geist infiziert wurde, daß er es für das natürlichste, selbstverständlichste und obendrein moralischste hält, nicht für sich selbst, für den Menschen zu arbeiten, sondern für seine kapitalistischen Institutionen, für sein Geschäft, für seine Fabrik, für sein Unternehmen.

‚Nun rast der Riese fessellos durch die Lande.' Kein erhebendes Schauspiel, nein, eine seltsame Kulturverirrung für einen Mann, der wie Sombart die Parole: ‚Mehr Goethe!' gegenüber dem Krämerideal der Güterüberproduktion vertreten hat. Ob es dabei bleiben wird? Ob der Riese Kapitalismus sich nicht doch einmal müde rennen wird? Sombart verabschiedet sich mit ziemlich schwachen Hoffnungsgründen. Er erwartet sich etwas von der Neigung zum Rentnertum, der der Bourgeois zu verfallen pflegt, oder vom Geburtenrückgang. Zu den bloß ethischen Faktoren hat

Sombart wenig Vertrauen. Er meint, der Kapitalismus, welcher die Ketten der ältesten Religionslehren gesprengt habe, werde sich durch die Seidenfaden einer Königsberg-Weimarischen Theorie vom sittlich Guten nicht binden lassen.

* * *

Nachschrift der Redaktion: Wie recht hat Sombart mit dieser Einschätzung der ‚Philosophie' behalten! Die eigene ‚Systematik' hat den Riesen in die Ausschreitung des Krieges hineingetrieben, bis den sinnlos Rasenden am 9. November 1918 ein Zwerg, ein Wörtlein, gefällt hat. Wirksamere Gründe gegen die kapitalistische Geistesrichtung der zum Weltkrieg hinsteuernden Epoche hat kein Gelehrter vorgebracht als Sombart. Der ‚Bourgeois' hätte lehren können durch Worte und Gedanken, was inzwischen die medusenhafte Wirklichkeit des Krieges dem Blödesten in Fleisch und Blut geschrieben hat. So ist sein Buch heute zugleich eine tragische Lehre des ‚Wer nicht hören will, muß fühlen', eine Lehre vom Versagen aller Gründe und klugen Reden dann, wenn eine Menschheit verlernt hat, dem geistigen Strom der Botschaft vom wahren Menschen gläubig zu lauschen. Hier aber liegt die Tragik und der Bruch Sombarts selbst. Auch Sombarts Weisheit gibt sich als eigene Weisheit, auch Sombart will den natürlichen (d. h. den selbsterdachten) Menschen gegen den Bourgeois retten. So ist sein Buch wirkungslos verhallt. Selbst das klügste Buch nützt nichts. Sombart fehlt eben jene gleiche kindhafte Hingabe an die frohe Botschaft vom geistigen Menschen, die seinen ‚Bourgeois' die Quantitäten anbeten macht. Die Kindischkeit des Bourgeois, wie sie der männliche Verstand Sombarts meisterhaft dartut, kann doch nie durch diese männliche Einsicht überwunden werden. Dazu ist die kindische Leidenschaft des Milliardärs eine viel zu große Kraft gegenüber dem Geistesreichtum des Denkers. Den Quantitätsmenschen Goliath hat einstens der kleine David erschlagen. Die Kindischkeit wird immer nur durch die Kindlichkeit überwunden werden, die das eigene Wesen und die eigene Einsicht als Geschenk vom Himmel täglich neu empfängt.

Der Erbe / Roman von Firmin Coar

Als Graf Gerd am nächsten Morgen den Rechtsbeistand der Asseweeth in dieser Sache aufsuchen wollte, fand er plötzlich trotz seines Erlebnisses im Dome, daß er die nötige Klarheit des Handelns immer noch nicht besäße. Es dreht sich um 20000 Hektar Grundbesitz, sann er, darunter das Herrenhaus in Münster, wo meine Kunstschätze und Andenken sind, Gut Uhlenbrock, das ich so liebe und die Wasserburg Starrenbeck, worauf ich so Einsames gelitten habe, und noch so manches Gut, die Brennereien, Ziegeleien... Ihm war, als müsse er in den Tod gehen. Da lenkte er seine Schritte anstatt in die Wohnung des Rechtsanwaltes Reinshagen in das kleine, stille Kapuzinerkloster. ‚Ich will Pater Meinardus noch um Rat fragen,' befahl er sich, als er an der Tür stand.

Zu seinem Erstaunen war sie geöffnet. Er trat in das Wartestübchen mit einem riesigen hölzernen Christus am Kreuze an der weißgekalkten Wand. Auch da fand er die Tür, die in das Innere führte, weit aufstehen. Zögernd trat er in den anstoßenden Raum. Das war ein langer steinerner Gang. An dessen Ende sah er eine Schar Mönche sich durcheinander bewegen und dabei einen nicht geringen Lärm verüben, der von gesundem Lachen durchschallt war. Er versuchte mit seinem Stocke noch größeren Lärm zu machen, um so die Aufmerksamkeit einer der braunen aufgeregten Gestalten auf sich zu ziehen. Es war vergebens. Da ging er auf die Schar zu. An der Wand sah er einen bleichen, kleinen Pater stehen und immerfort den grauen Kopf schütteln, während er bald diesem bald jenem seiner Mitbrüder auf eine hingeworfene Frage antwortete. Gerd erkannte in ihm den Pater Meinardus.

Den Pater in einem offenbar nicht gesammelten Zustand zu finden, wirkte auf seinen Entschluß, mit ihm über seine innerste Gewissensnot zu sprechen, abweisend. Schon wollte er sich zurückziehen, als einer der Paters ihn bemerkte. Sofort trat die Stille ein, die sonst immer diesen Ort umhegte. Die Paters waren alle peinlich berührt, einen weltlichen Zeugen ihrer Lebendigkeit zu haben. Sie verfielen in würdigste Haltung. Die meisten verzogen sich nach verschiedenen Richtungen, mit ihren Sandalen auf den Steinfliesen in bestimmter Regelmäßigkeit klappernd. Der Pförtner fragte Gerd nach seinem Wunsche. Aber noch ehe Gerd ihm Auskunft geben konnte, löste sich der greise Pater Meinardus von der Wand und kam auf ihn zugeschlurft. ‚Nicht wahr, Sie wollen zu mir, Herr Graf?' Und dann begrüßte er ihn. Er sprach mit einer etwas hastigen jugendlichen Stimme, der Gerd anmerkte, daß der Pater über die Störung eher erfreut als ungehalten sein mochte. Das ermunterte ihn. Und gern folgte er ihm in das Sprechzimmer.

Ohne Umschweife begann dort Gerd, sich innerlich zwingend seine

Lage darzulegen und seine Not in den Satz zusammenzufassen: ‚Mein Erbe ist zu Unrecht erworben, und zwar von meiner Mutter. Muß deshalb ich, um das Unrecht wieder gut zu machen, alle meine Güter verkaufen?‘ Er bemerkte, daß er das Wort ‚alle‘ in ‚alle meine Güter‘ und das Wort ‚ich‘ in ‚muß deshalb ich‘ besonders betonte. Er errötete, denn es fiel ihm ein, daß er durch diese Betonung schon eine Meinung ausdrückte, ein Urteil seines Verstandes und seiner Leidenschaft zum Besitze abgebe, und daß dies nicht von seiner Liebe zur Gerechtigkeit zeuge. Er errötete vor Scham, daß Pater Meinardus daraus einen Schluß auf seine zweideutige, nicht ganz christliche Gesinnung ziehen könne. Aber der Pater fragte nur. Er fragte wiederholt. Jedesmal waren es Dinge, die Gerd ihm soeben ausführlich dargelegt hatte. Gerd stutzte. Hörte Pater Meinardus, der sonst die Aufmerksamkeit selbst war, diesmal nicht auf seine Auseinandersetzungen? Höflich gab er indessen wiederholt Auskunft. Pater Meinardus erfragte aber von neuem, was er soeben vernommen hatte. Da bemerkte Gerd, daß der Pater sehr zerstreut wäre und mit seinen Gedanken wo anders sein müßte. Auch beobachtete er, wie der Pater oft nach der Tür blickte, auf jedes Geräusch lauschte. Mit leichtem Unwillen, gemischt mit dem bitteren Tone der Enttäuschung, wiederholte Gerd weiter seine Geständnisse. Plötzlich schien dem Pater dieser Unwillen aufzufallen. Er erkannte seine eigene Geistesabwesenheit und seine Nachlässigkeit. Er erschrak und bekannte: ‚Ich frage ja wohl schon mehrere Male dasselbe und doch weiß ich noch nichts von Ihrem Anliegen. Ich bin durchaus nicht bei der Sache, Herr Graf. Das ist ganz unverantwortlich. Sie haben recht, mir zu zürnen. Verzeihen Sie. Mir ist jedenfalls etwas Ungewöhnliches geschehen. Aber das ist keine Entschuldigung. Nein, das ist es unter keinen Umständen. Ich bin ohne jeden Zweifel ein sehr schlechter Seelenhirte. Gott strafe mich. Aber wenn Sie mich nochmals Ihrer Aufmerksamkeit würdigen wollen. . . . Ich will es gut machen. Wenn Sie nur nicht das Vertrauen, das ich allerdings nicht verdiene, verloren haben. Es ist so außerordentlich.‘

Sehr einfältig, bestürzt und kindlich klangen die Worte.

Gerd warf sich vor, seinerseits zu ungeduldig gewesen zu sein. Er wiederholte seine Darlegungen abermals.

Pater Meinardus' blaue Sternaugen sammelten sich auf Gerds zerquältem Gesichte. Er hörte zu, er zog die Stirn kraus und machte ein furchtbar ernstes Gesicht. Er stellte abermals Fragen. Aber es waren Fragen, die wie eine Hacke über Gerds Seele gingen. ‚Ob er im Ernste zu ihm käme? Ob er wahrhaftig daran dächte, sich eines solch großen Besitzes Christo zuliebe zu entäußern? Das wäre außerordentlich. Selbst gerechtsamen Menschen fiele so etwas nicht so ohne weiters ein. Ob er keinen Hintergedanken hätte? Ob es nicht

vielmehr Prahlerei wäre? Oder Hang zur Grübelei, zur Absonderlichkeit, zur Nervosität? Ob er auch bedacht hätte, daß er, der Pater, selbst auch nur ein Mensch wäre; daß er in der Erwartung, für sein Kloster eine große Schenkung zu erhalten, ihn beeinflussen, anstatt beraten könne?‘

Gerd regte sich über diese seelischen Wühlereien auf. Er gab schroffe Antworten. Er war zornig, daß der Pater so an ihm zweifele. Er fand sich ernüchtert durch des Paters kühlen, scharfen auftrennenden Geist. Empört, in seinem Stolze beleidigt, rang er mit ihm. Er gestand ihm schließlich, daß er allerdings bitter enttäuscht wäre. Einen stillen Priester hätte er aufzusuchen gewähnt, und er hätte einen weltlichen Priester gefunden. Milde Klarheit, nicht schmerzliche Härte täte ihm not. Die gebrauche er selbst schon seit Monaten. Liebe suche er . . . Liebe . . .

Er stöhnte es. Jäh brach er ab, erhob sich . . .

Pater Meinardus drückte ihn sanft nieder, spreizte seine beiden weißen Händchen aus und flüsterte: ‚Das ist doch außerordentlich. Das ist schwer zu bewältigen. Ich will Ihnen etwas sagen. Ich will Ihnen sagen, was mir geschehen ist. Ich kenne nämlich einige Wöchnerinnen, Leute, nicht gerade arm, aber ohne Vermögen. Die Männer sind im Felde. Eine ganze Schar unversorgter Kinder ist auch da. Es sind keine Arbeiterfrauen. Beamtenfrauen sind es. Sie haben keine Beziehungen zum Lande. Sie wissen, was das jetzt im Kriege heißt. Die Mütter siechen an Unterernährung dahin; ja sie verhungern. Eine ist mir gestorben; die erste. Da habe ich es mit der Angst gekriegt. Und da — ja lieber heiliger Franz! — ich will es bekennen. Ich will mich beschämen. Da habe ich gehamstert. Erst nur Milch und Eier. Das ging gut. Und da — ja — es handelt sich um sechs Frauen und um zweiundzwanzig Kinder. Da habe ich zwei Schweine erhandelt. Glauben Sie nicht, daß das nichts mit Ihrer Angelegenheit zu tun hätte. Zu meiner Schmach sag ich es. Ich erhandelte zwei schöne, ordentlich fette Schweine. Heute Morgen früh sollte der Bauer sie herfahren. Bruder Nikolaus ist bei ihm. Er sitzt auf dem erhöhten Bock, worunter die Schweine versteckt sind. Schon um neun Uhr hätten sie hier sein müssen. Um elf Uhr waren sie noch nicht hier. Da bekannte ich dem Pater Guardian die Sache. Vorher hatte ich ihm nichts gesagt. Aus Furcht, er verbiete es mir. Alle Fratres erfuhren es da. Sie schimpften nicht; sie lachten. Sie malten mir die Lage des armen Bruders aus, wenn ein Feldhüter oder ein Polizist den Betrug entdeckte. Nur einer schalt mich ob meines Leichtsinns, der das Kloster in Verruf und Schande bringe, denn niemand von der Polizei und wenige Menschen in der Stadt würden glauben, daß die fetten Schweine für arme Wöchnerinnen bestimmt wären. Die anderen lachten nur. Sie lachten aus Mit-

leiden. Sie litten in Wirklichkeit auch unter der Schande. Ich wollte dem Bauer und dem Bruder Nikolaus entgegengehen, alle Schuld auf mich allein nehmen. Aber man hat es mir nicht erlaubt. Nun will es dafür Gott, daß ich Ihre Gewissensangst anhöre, Ihre außerordentliche Sache. Ich selbst tat Unrecht, übte Betrug. Zwar war das Ergebnis für arme Wöchnerinnen bestimmt. Aber es machte mir doch Freude, den Betrug auszudenken, ihn auszuhecken, ihn ausführen zu lassen. Eine kleine Sache, eine ganz kleine Sache. Ich konnte offenbar den Wöchnerinnen ohne Betrug nicht helfen. Ich war zu schwach, zu ratlos. Ich hatte nicht mal den Mut, mich dem Pater Guardian anzuvertrauen. Ich bin ganz verstrickt in weltliche Händelei. Und da soll ich Ihnen in Ihrer außerordentlichen Lage raten? Ich kann es nicht; ich darf es nicht. Ich bin nicht würdig. Ich weiß es auch nicht, Herr Graf. Ich glaube, das ist das Wichtigste; ich weiß es nicht! Ich muß schon alles sagen. Heiliger Franz, hilf mir! Herr Graf, ich zweifle nämlich, ob es wirklich böse war, was ich tat: die Wöchnerinnen erhalten ohne Betrug wirklich nichts, rein nichts. Andererseits ist Betrug — Betrug . . . Und da . . . Und wenn mein Herz so verwirrt ist, so verstrickt, so verfinstert . . .'

‚Pater,' rief Gerd aus und lächelte und war überglücklich. ‚Ich aber weiß jetzt, was ich zu tun habe.'

Und er dachte: ‚Er beschämt mich in all seiner Liebe für die Armen und in seiner Gewissensangst.'

‚Entschließen Sie sich nicht voreilig! Es ist so außerordentlich. Ich muß Ihnen aber sagen. Ja, das muß ich, das kann ich! Die Kirche verlangt von Ihnen nicht die Rückerstattung.'

‚Was, was meinen Sie?' Gerd glaubte falsch verstanden zu haben.

‚Die Kirche,' erklärte der Pater, ‚fordert nur Genugtuung von dem Dieb und Betrüger an einem Gute.'

‚Nicht auch von dem Erben?' fragte Gerd. Sein vermürbtes Wesen erhielt eine ungeheure Spannung.

‚Sie überläßt die Antwort seinem Gewissen.'

Gerd starrte ins Wesenlose mit glühenden Augen.

‚Die Kirche sagt nicht,' führte der Pater weiter aus, ‚du bist mitschuldig; du mußt sühnen.'

Gerds Geist griff nach Worten, bewaffnete sich damit, erstarkte, richtete sich auf. ‚Die Kirche,' schloß der Pater und ließ seine Stimme schwellen von der Hoheit des Gedankens: ‚Die Kirche läßt dem Menschen die Freiheit . . .'

Freiheit! Freiheit! Tausend Stimmen jubelten es in Gerd. Doch stärker schrie es: ‚Wenn das Erbe mein wäre, mit Recht mein wäre . . .' Es schrie, es schrie . . .

Der Pater vollendete: ‚Das ist die Freiheit der Seele. Wie

sie wählt, ist ihr Verdienst. An ihrem Verdienste steigt sie hinauf in die Herrlichkeit Gottes. Wenn sie nicht die Freiheit der Wahl hätte, wäre sie eine Sklavin des Zwanges, der Notwendigkeit. All ihre Schönheit bestände in der Standhaftigkeit, Ketten zu tragen. Eine Seele, die aber aus freier Wahl das Gute wählt, trotz aller Bitternisse ist so schön — so schön ...'

Der Pater seufzte. Er dachte an seine Hamsterunternehmung. Er faltete die Hände und betete.

Da sagte Gerd etwas heiser und schnell: ‚Herr Pater, können Sie mir zwei Briefbogen mit zwei Briefumschlägen, Tinte und Feder zur Verfügung stellen?'

Der Pater sprang auf. ‚Ich soll Ihnen Schreibzeug holen?' fragte er und er dachte: ‚Ich werde hören, ob Bruder Nikolaus mit den Schweinen wieder da ist.'

Gerd wiederholte und hatte ein verbissenes Gesicht: ‚Ja, wenn ich darum bitten darf.'

Der Pater ging. Gerd stand auf, schritt auf dem weiß gescheuerten Zimmerboden auf und ab; hielt sich die Hände an den hämmernden Schläfen. ‚Nicht überlegen! Handeln, handeln!', rief er sich sinnlos zu.

Der Pater kam wieder, brachte das Gewünschte und sagte eifrig: ‚Bruder Nikolaus ist doch mit dem Bauer zurückgekommen. Mit beiden Schweinen. Oh, meine Wöchnerinnen! Gott erlaubte, daß die Hamsterei glückte. Aber lassen Sie sich nicht stören, Herr Graf! Konnte man das noch hoffen? Ich muß sie gleich noch fragen, warum sie denn so lange ausblieben. Gesprochen habe ich mit ihnen noch nicht.'

Gerd schrieb, schrieb ... Der Pater stand in Nachdenken versunken.

Gerd reichte ihm die fertigen Briefe und bat: ‚Wollen Sie nun diese Briefe auch sofort besorgen lassen? Der eine ist an die Schriftleitung des Volksblattes, der andere an die des Münsterischen Kuriers gerichtet. Jeder ist sehr eilig.'

Der Pater beeilte sich, ihm gefällig zu sein. Er dachte: ‚Es setzt dabei soviel Zeit ab, Bruder Nikolaus und den Bauern zu fragen, ob die Reise auch wohl ganz heil vonstatten gegangen ist.'

Gerd triumphierte: ‚Jetzt kann ich nicht mehr zurück. Jetzt habe ich selbst der Öffentlichkeit mitgeteilt, daß ich mein Erbe an die Öffentlichkeit, der ich es schulde, abtreten will. Selbst wenn jetzt noch mein böses Blut, das sich von den Placken Erde und den Steinhaufen der Schlösser nicht trennen will, aufbegehrte, mich zum Widerruf anstiften wollte, mein Stolz, meine Ehre, die Furcht, mich lächerlich zu machen, hinderten meinen Fall in die Gemeinheit.'

Als der Pater zurückkam, fand er den Grafen Gerd bleich, mit Schweiß bedeckt an der Lehne des Stuhles hängen. Er rief ihn erschreckt bei Namen. Gerd murmelte: ‚Mutter, Mutter!'

Der Pater berührte ihn. Gerd kam zu sich, lächelte etwas gezwungen über die Besorgnis des Paters, beschwichtigte seine Bedenken, bedankte sich für die Aufklärung und fragte nach den Schweinen. Der Pater strahlte und erzählte, daß alles ganz glücklich abgelaufen wäre . . . Gerd bat ihn, auch bei ihm vorzusprechen, wenn er künftig seiner Armen wegen Sorgen hätte. Dann verabschiedete er sich. Mit einem ‚Gelobt sei Jesus Christus,‘ entfernte sich Pater Meinardus.

4. Kapitel.

Der silberne Donar.

Am krummen Timpen, einer alten, greisenhaft eigensinnig sich krümmenden Straße, hatte ein jüdischer Kunsthändler seinen Laden. Diesen Laden betrat Herr Mayer am Nachmittage des Tages, da Graf Gerd in den Zeitungen den Verkauf seiner Besitzungen ankündigte. Herr Mayer suchte seit einiger Zeit Altertümer, alte Ausgaben berühmter Bücher, geschmückt mit schönen Stichen oder Zeichnungen, alte Schmuckgegenstände, alte Bilder, doch auch die Werke einiger ganz junger Maler. Er wollte sich eine kleine Sammlung anlegen. Nachdem er aus Dänemark einige große Posten Saccharin eingekauft hatte, um sie mit einem Gewinne von 1000—2000 Mark das Kilo in den zuckergierigen Städten Polens auf dem Schleichwege zu verhandeln, hielt er sich für einen Mann von stärkster finanzieller Stellung. Deshalb trat er beim Einkaufe von Kunstgegenständen mit künstlerischer Sorglosigkeit auf. Die Kunst schmeichelte sich ihm in die Augen und brachte ihm zum süßen Bewußtsein, daß er sich wieder zu den Reichen und Mächtigen zu zählen das Recht habe. Aus Gesprächen mit Lebemenschen, sowie aus den großen Berliner Zeitschriften hatte er die Wahrheit geschöpft, daß zur Kunstkennerschaft ein spitzfindiges Feinschmeckerauge gehöre. Die Eindrücke der eigenen Macht, die ihm die gekauften Kunstgegenstände vermittelten, waren so dicksinnlich, daß er sie als große Lustkitzel empfand. Daher wähnte er ein kolossaler Feinschmecker zu sein. Aus dieser Erfahrung seiner Seele heraus behauptete er denn auch mit Selbstverständlichkeit, daß er etwas von Kunst verstehe. Von dem Zweifel, daß er sich betrügen lasse und nur Kunstgegenstände ansammele, wovon der größte Teil Kitsch wäre, ließ er seinen Geschmack nicht ankränkeln. Er sonnte sich im Bemühen, überflüssiges Kapital nach Art großer Herren in Werken anzulegen, die ihm das Zehn- und Mehrfache des Ankaufpreises einbringen würden, nachdem sie seinen Wohnungen Glanz und Größe verliehen hatten.

Der Inhaber des Geschäftes ließ etwas auf sich warten. Herr Mayer, verstimmt, daß man ihn warten lasse, war schon laut auf

und ab gegangen, als er auf den Einfall kam, die auf einem bunt gepolsterten Stuhl im Stil Ludwigs XV. liegende neueste Zeitung zu durchfliegen. ‚Dann weiß ich das Neueste, wenn man mich danach fragt,‘ dachte er. Im Augenblick, als die Ankündigung des Grafen Asseweeth ihm in die Augen schoß, trat der Inhaber des Kunstladens ein. Es war ein älterer Mann, der an der Gicht litt. Wie früher einmal Herr Mayer beobachtete, griff er sich vorwärts, als ob er mähe. ‚Er mähe auch,‘ meinte seinerzeit Herr Mayer, ‚freilich keine Halme, sondern Vermögen.‘ Er hieß Jonas. Bei seinem Eintritte sah Herr Mayer nicht von der Zeitung auf: er verschlang Buchstaben, die ihm Ungeheures verrieten. Jonas pflanzte sich vor ihm auf, indem er seine beiden Arme weit auseinander auf einen geschnitzten, schweren Tisch aus mittelalterlicher Zeit stützte. Sein Gesicht hing voller Falten; es lächelte; sein linkes Auge kniff er beim Lächeln zu.

Herr Mayer ließ die Zeitung fallen und schüttelte dem Kunsthändler die Hand. Er war außerordentlicher Laune. Die Notiz über die Versteigerung der Asseweethischen Güter bedeutete für ihn den Anfang eines neuen Riesengeschäftes, das er selbst seit langer Zeit durch kühne Gedankenoperationen in Fluß gebracht zu haben glaubte und wovon er den Hauptanteil als für sich bestimmt fest annahm. Seine größte Zeit müßte jetzt erst anbrechen. Heute noch würde er einen Brief zugreifenden Inhaltes an den Grafen Gerd schicken. Er würde seinen letzten Trumpf in dieses letzte, höchst günstige Stadium des Spiels werfen. Mit dem gichtischen Kunsthändler hätte er einen Freudentanz aufführen mögen. Er besann sich jedoch auf seine Würde und begnügte sich mit dem Wohllaut seiner Stimme und der Großartigkeit seiner Gebärde.

Er war gekommen, um alte große Ohrringe für seine Frau aufzukaufen; diese wollte er als altes Erbstück ausgeben und dadurch seinem Reichtum gewissermaßen Tradition verleihen. Während er dies Geschäft erledigte, ging ihm die nahende Versteigerung der Asseweethischen Güter nicht aus dem Kopfe. Er kam sich immer mehr als ein vom Schicksal mit Glück überschütteter Mensch vor, immer mehr als eine wachsende Größe, welche die Konjunkturen, die andere Gernegrößen höchstens mühsam ausnützten, selber schaffe. Seine Phantasie schwoll auf. Er sagte zum Kunsthändler: ‚Mein liebster Herr Jonas! Ich habe vor, mir eine Villa zu kaufen mit einer großen Diele. In dieser Diele will ich eine blendende Sache haben; etwas, was niemand in der Stadt sich leisten kann, verstehen Sie?‘ Seit der Zeit seines Aufstieges flocht Herr Mayer zur erläuternden Herablassung die Frage: ‚Verstehen Sie?‘ in seine Sätze, flocht sie häufiger hinein, bis daß es ihm zum barmherzigen Bedürfnis wurde. ‚Verstehen Sie vollkommen?‘ wiederholte er jetzt in seinem außerordentlichen Gespräche.

Jonas bewegte sein faltenreiches Gesicht und lächelte mit dem einen offen bleibenden Auge, und sein Lächeln war verächtlichste Ironie. ‚Noch nicht,‘ sagte er mit einer schleimigen Stimme, obschon er bestimmt wußte, daß sein bester und dümmster Kunde eine neue ungeheure Geschmacklosigkeit gebären würde. ‚Kann ich mir denken,‘ sagte Herr Mayer mit nachgeahmter näselnder Offiziersstimme, ‚das ist zu hoch selbst für Ihre dressierte künstlerische Phantasie. Hören Sie! Ich will für meine Diele einen kämpfenden, ringenden, siegreichen Germanen haben. Verstehen Sie, einen kolossalen Germanen, einen Riesenkerl aus Silber, aus reinem Silber. Kolossal, was? Ein Symbol unserer gigantischen Zeit.‘

Jonas riß die Augen so weit auf, daß auch das linke Auge sich öffnete. ‚Wer hätte das erraten können?‘ rief er im ehrlichsten Schleimtone. Die Stärke seiner Ironie spritzte ihm aus den grüngelben, feuchten Augen. ‚Nicht wahr?‘ frohlockte Herr Mayer, ‚eine kolossale Erfindung. In Münster hat man nur einen Germanen aus Holz vor dem Weinhause stehen, um ihn mit dem Gelde der Patrioten für die Hindenburgspende mit kupfernen Nägeln zu beschlagen. Den Kerl werde ich ebenso groß, nein, noch größer, aus echtem Silber haben. Können Sie mir den verschaffen — ich meine durch einen Bildhauer — einen ...‘ er suchte nach einem fachmännischen Ausdrucke. ‚Gewiß kann ich das,‘ meinte Jonas ernst, und rechnete, wie hoch er sich diese Barbarei des Kriegsgewinnlers bezahlen lassen müsse. ‚Oder noch besser ...‘ rief Herr Mayer jäh. ‚Halt, Herr Jonas, ich habe es ... Ich will einen Gott haben ...‘

‚Was?‘

‚Ja, so etwas haben Sie noch nicht geliefert, was! Ja, einen Gott will ich aus Silber, einen Germanengott, den alten Kauz und Sieger Donar, der den Hammer schwingt und alles damit zermalmt und auf seine Weise kolossale Geschäfte macht. Unten am Fuße muß stehen: „Deutschland im Jahre 1917.“ Das ist eine Idee? Großartig! Ha! In meiner Diele. Drei Meter fünfzig hoch; verstehen Sie, aus lauterem Silber. Sie können einen Batzen dabei verdienen. Leben und leben lassen; das ist meine Devise.‘

‚Welch einen Herrengeschmack Sie haben, Herr Mayer! Kolossal!‘ rief Herr Jonas aus und meinte es zum Spott. Herr Mayer fühlte sich durch das Lob eines Mannes, dessen Kennerschaft in Geschmacksachen er über alles lobte, außerordentlich geehrt.

‚Haben Sie, lieber Jonas,‘ sagte er vertraulich, ‚von der Versteigerung bei dem Grafen Asseweeth gehört? Nein? Lesen Sie die Zeitung! Der Graf ist ein Narr. Er ist jetzt ganz verrückt geworden. Aber er hat wundervolle Antiquitäten fabelhaften Wertes. Alles das soll unter den Hammer.‘ Seine Augen blinzelten wie die eines Betrunkenen. ‚Unter den Hammer Donars,‘ bekräftigte er

mit lautem Brustton und lachte hinterher. ‚Halten Sie sich mit mir gut Freund, lieber Herr Jonas! Verschaffen Sie mir baldigst, ich sage baldigst, verstehen Sie, einen jungen Künstler, der es verdient, von mir protegiert zu werden! Eine Zeichnung für meinen Gott Donar muß er gleich mitbringen. Verstehen Sie, baldigst! Ich bin ein Freund des Grafen. Bedienen Sie mich gut! . . . Verstehen Sie? . . .‘ Er nahm seinen Hut.

Der Kunsthändler verstand. ‚Sie können schon morgen auf meinen Besuch zählen, Herr Mayer!‘ sagte er. Er verbeugte sich mehrere Male tief, lief an die Türe, ohne sich dahin tasten zu brauchen, lächelte ohne jede Ironie und öffnete ihm die Tür weit. Dann stürzte er sich auf die Zeitung, las des Grafen Asseweeth Bekenntnis zu der Versteigerung seines Erbes, verkniff das faltige Gesicht und fing an, Herrn Mayers wahre Größe zu begreifen und zu bewundern.

— — — — — — — — — — — — —

Zu Hause schrieb Herr Mayer abermals an den Grafen Asseweeth. Er bot sich ihm als Vermittler für den großartigen Verkauf an. In höflicher Wendung drückte er die Gemeinheit aus, daß Graf Asseweeth glücklich handeln würde, wenn er Herrn Mayer Vertrauen schenke, weil Herr Mayer dann auch seinerseits ein Schild wäre gegen etwaige niedrige Angriffe wegen der Kölner Spielhöllenbegebnisse.

Als er den Brief geschrieben hatte, kam seine Frau gerade von einem Ausgange zurück. ‚Du Ahnungslose,‘ rief er aus: ‚Du kannst das große Glück noch zum erstenmal erleben.‘ Und er las ihr die Ankündigung Asseweeths vor und schloß mit den Worten: ‚Das bedeutet in meine Sprache übersetzt: Was ich vorausgesagt habe, trifft ein. Donar schwingt den Hammer über die Besitztümer des Asseweethischen Geschlechtes. Ich werde den Hammer schwingenden Gott Donar aus Silber herstellen lassen, in Riesengröße. Niemand wird solch ein Kunstwerk haben. Selbst der Kaiser nicht. Es wird auf der Diele meiner neuen Villa zu stehen kommen. Morgen wirst du Besitzerin einer neuen Villa sein, Christine!‘

Seine Frau Christine war gerade bei ihrem Liebhaber gewesen, den sie aushielt. Aus den Worten ihres genialen Mannes hörte sie nur, daß sie noch viel mehr Geld als bisher für ihr Vergnügen würde ausgeben können.

Sie hüpfte vor Freuden, sie lachte und schlang die Arme um ihren Mann, ein über das andere Mal rufend: ‚Ach, wie lieb ich dich habe, Männe!‘ Da ihre Freude so groß war, hielt sie diese für neu erwachte eheliche Zuneigung. Herr Mayer war gerührt über die starke Ergriffenheit seiner welkenden Frau und wiederholte mehrere Male großmütig ihre zärtliche Umarmung.

— — — — — — — — — — — — —

Der Kreuzhofbauer saß in seiner Tannenholzstube unter dem Bilde der Gräfin Asseweeth und las die Zeitung, las die Stelle über die baldige Versteigerung der Asseweethischen Güter. Er mußte sie zweimal lesen. Dann aber rief er seine Ehefrau herein, schloß, als sie bei ihm war, die Tür ab und gab ihr nun die Stelle zum Durchsehen. Alles, ohne ein Wort zu sagen. Als sie gelesen hatte, schaute sie ihn fragend an.

‚Verstehst Du nicht?' rief er und war verärgert.

‚Ja, was ist Großes dabei?' lachte sie breit, ‚dafür hast du mich gerufen? Meine Milch steht auf dem Herd, ich will sie nicht überkochen lassen.' Sie wollte fort. Da faßte er sie fest beim Arme. ‚Bleib!' sagte er heiser. Er brannte vor Leidenschaft. ‚Bleib, sag' ich. Du bist eine Gans. Bedenk,' und er drückte sie neben sich auf einen Stuhl. ‚Bedenk, da kann es wohl sein, daß ich einige hundert Morgen fetten Bodens billig erstehe. Ein neues Gut, ein größeres Gut — außer diesem Kreuzhof . . .' Er schnappte nach Worten. Die Kreuzhofbäuerin war verlegen, daß sie an so etwas nicht selbst gedacht hatte. Sie wollte sich rechtfertigen. ‚Glaubst Du denn, daß es wahr ist?' fragte sie, bemüht, ihrer Stimme einen spöttischen Ton zu geben. ‚Du sagst immer, die Zeitungen hätten vor dem Kriege nur selten wahr gesprochen. Seidem wir nun aber im Kriege die Wahrheit so notwendig wie unser täglich Brot brauchten, da hätten die Zeitungen uns nur Sand in die Augen gestreut.'

‚Diesmal, diesmal — ein Gut . . .' krächzte er.

‚Ein Bauer verkauft freiwillig keine Krume von seinem Land. Und erst ein Graf!'

‚Das habe ich auch gesagt, Frau. Mayer sagte aber schon gleich, es komme unter den Hammer. Alles von den Asseweeth komme unter den Hammer. Ich habe gesagt: „Nein.“ Er hat gesagt: „Ja.“ Und jetzt steht's in der Zeitung. Der junge Herr selbst hat es hineingesetzt. Mayer hat recht behalten. Mayer ist so schlau wie ein Jude, und der hat Beziehungen zum jungen Herrn. Ich will zur Gräfin Thea fahren. Und wenn es dann wahr ist . . .'

Er schwieg; die Stirn verdüstert, die Brauen gefährlich zusammengezogen, den Mund verbissen. Job Heben strengte sein Gedächtnis an, welche von den Asseweethischen Ländereien ihm am nächsten gelegen wären, wie hoch er sie bezahlen könne, wieviel Morgen Wiese, wieviel Morgen Ackerland, wieviel Wald er am besten nähme; ob er wohl auch Vieh bekommen könne. . . .

Von seinem Ernste wurde die Kreuzhofbäuerin ergriffen. Sollte es wahrhaftigen Gottes möglich sein? Langsam glaubte sie dem Ernste ihres Mannes. Da begann ihre schwere Phantasie sich ebenfalls zu regen. Sie neigte ihren gescheitelten Kopf und hielt den groben braunen Zeigefinger vor die vom Flaum beschatteten Lippen.

Draußen rief eine Stimme: ‚Die Milch, die Milch! Fräulein Gertrud sehen Sie nach der Milch! Die Mutter ist nicht da. Die Milch! Jetzt muß ich auch danach noch sehen!‘

Die Kreuzhofbäuerin vernahm es nicht; sie hörte nur auf die Stimmen ihrer Brust. Plötzlich rief sie: ‚Job!‘

Job Heben rührte sich nicht.

‚Jöbchen,‘ schmeichelte sie da. ‚Ich habe nachgedacht. Wenn der hohe Herr alles versteigern läßt und alles Geld abgibt, dann ist er ja ein armer Schlucker.‘

‚Du bist eine richtige dumme Gans in dieser Sache!‘ fuhr er sie an.

Beharrlich entgegnete sie: ‚Und wenn er ein armer Schlucker ist, dann ist er nicht mehr als wir auch.‘

‚Schweigst Du still mit deinen Dummheiten!‘ begehrte er auf. ‚Ein richtiger Graf bleibt immer ein Graf.‘

‚Ich dachte nur so,‘ fuhr sie etwas kleinlaut, aber doch zähe fort: ‚Wenn er nur soviel wäre wie wir, könnte er unsere Gertrud heiraten.‘

Ein Ruck! Der Kreuzhofbauer fährt aus seinen Träumen auf und fällt in etwas ganz Unsicheres, Grenzenloses. Seine Augen sind glotzig rund. Die Brauen stehen darüber wie Stacheldrähte. ‚Heiraten?‘ droht er jäh zornig.

Da fällt sie ihm schnell und entschlossen ins Wort. Sie erzählt ihm von Gertruds großer Liebe zum Grafen Gerd. Ganz kurz; ganz vortrefflich. Er ist verblüfft. Er wehrt sich gegen den Gedanken wie gegen ein Verderben. Aber wenn es möglich wäre.... Wenn Graf Gerd als verarmter Graf einwilligte..., dann könnte er, der Kreuzhofbauer, ihm wieder zu Hof und Reichtum verhelfen ... Wenn ... Wenn ....

Er richtete sich abwehrend auf. Er keuchte. Rauh höhnte er seine Frau an:

‚Un wenn man dem Ossen en Stall von Silver giwt,
Dat Misten lätt he nich; en Osse he bliwt.‘

Er stand hoch aufgerichtet. Seine mächtige Brust schwappte. Sein glattes Bauerngesicht war furchtbar; sein Blick düster. Er fühlte ein Heben um sich, ein ungeheures Wachsen. Einen Grafen würde er zum Schwiegersohn haben; einen Asseweeth. Seine Tochter würde die Mutter eines neuen Herrengeschlechtes werden, seine Tochter ... So groß, so riesenhaft war das, stieg das ... Es wurde ihm heiß, zu heiß, zu klein, zu dumpf in der Stube. Er lief hinaus. Über die lederne Backe rollte eine Träne.

Die Kreuzhofbäuerin, die die Hände gefaltet auf der Brust hielt, strahlte in seligstem Mutterlächeln.

— — — — — — — — — — — —

Auf Uhlenbrock konnte Job Heben Gräfin Tante Thea nicht sprechen, denn sie war auf die Hiobspost von Gerds Ankündigung nach Münster gefahren, um in ihrem Neffen den asseweethischen Verstand wachzurufen. Der Kreuzhofbauer fand darin eine gewisse Bestätigung der Zeitungsanzeige.

Da die alte Gesellschafterin und Sekretärin der Gräfin Asseweeth, die man nicht entlassen hatte, nun doch unter den neuen Umständen befürchtete, ihren Abschied nehmen zu müssen, war sie ein natürlicher Gegner von Gerds neuester Gesinnung. Sie schalt ihn hirngespinstig, verdorben, hysterisch, unter den Einfluß der Mönche geraten. Sie jammerte über das Verschwinden der Gräfin Mutter, über ihr hartnäckiges Verschwinden, beklagte es als Unehrerbietigkeit, daß der Sohn nichts unternommen habe, sie aufzufinden und zurückzurufen.

Job Heben glaubte, es könne nichts schaden, wenn er dieser klugen Gesellschafterin vom Plane einer Verbindung Gerds mit seiner Tochter spreche. Er glaubte, daß sie diesen Plan, wenn auch nur durch vorbereitendes Geschwätze zu fördern vermöge. Er deutete ihn also an, indem er ihn durch die außerordentliche Zuneigung der jungen Leute erklärte. Die Gesellschafterin ließ ihn schwätzen, verzog das Mündchen und sagte: ‚Idiot!‘

Sie sprach das Wort französisch aus, verschwieg demnach den Buchstaben t. Der Kreuzhofbauer hatte zu wenig Sprachkenntnisse mehr, um das bekannte Wort in dieser Form noch verstehen zu können. Etwas unsicher sagte er höflich: ‚Verzeihung, Fräulein Elli, ich habe nicht verstanden.‘

‚Espece d'idiot,‘ wiederholte diese mit spöttischem Geschmunzel. ‚Sie sind eine Art . . .‘

‚Und weiter?‘ fragte Heben ahnungslos.

‚Ein Glückspilz!‘ platzte sie heraus und lachte mit vollem rosigen Mündchen.

Job Heben fühlte sich in dieser Angelegenheit der Verheiratung seines geliebten Kindes durchaus nicht im Besitze seiner gewöhnlichen derb zufassenden Willenskraft. Eine merkwürdig zaghafte Beklommenheit regte sich in ihm, sobald er den Heiratsplan berührte. Deshalb folgte er jetzt nicht geradeswegs seinem Mißtrauen, das das leicht höhnische Lachen der Gesellschafterin allerdings erweckt hatte. Er glaubte, es wäre doch wohl Neid in diesem Lachen und in dem Wort Glückspilz wäre viel Wahrheit. Vorsichtig entgegnete er deshalb: ‚Meinen Sie?‘

Die Gesellschafterin stellte ihn darauf dem Verwalter, dem Pfarrer Haderloos und noch einigen anderen Personen als den Schwiegervater des Grafen Gerd so vor, daß jeder es als einen Jux auffaßte und nur der sonst so schlaue Heben nichts von der Aufzieherei bemerkte.

Job Heben begab sich in die Stadt zum Rechtsanwalt Reinshagen, der, wie er erfahren hatte, die Versteigerung durchführen sollte. Er wollte dort mal auf den Busch klopfen und horchen, ob sich jetzt schon etwas zur Erwerbung von einigen hundert Morgen Land machen ließe. Zu seiner Enttäuschung erklärte ihm Reinshagen ganz offen, daß sämtliche Güter, mit Ausnahme eines winzigen, beim ersten Zusammenbruche des Grafen Theo von Asseweeth, des Vaters von Gerd, übrig gebliebenen Fideibesitzes, sämtliche Ländereien in ganz kleinen Teilen an Kriegsteilnehmer verkauft werden sollten. Die Stadt übernehme den Ankauf und bürge dafür, daß Männern, die durch den Krieg verarmt oder stellenlos geworden wären, eine landwirtschaftliche Selbständigkeit und eine sichere Zukunft geboten werden würde. Job Heben mußte da die wahrhaft wohltätige Anordnung Gerds anerkennen; es ging aber zu sehr gegen seine Interessen und gegen Erwartungen, die ihm schon ans Herz gewachsen waren. Daher fiel seine Anerkennung etwas bitter aus. Er gab seine Sache aber nicht verloren. Da seine Heiratspläne durch die Aussprache mit der Gesellschafterin auf Gut Uhlenbrock eher zuversichtlicher als zweifelsvoller geworden waren, machte er dem Rechtsanwalt vorsichtige Andeutungen darüber und wies darauf hin, daß er hauptsächlich deshalb einen größeren Teil Ländereien ankaufen wolle, damit sein Schwiegersohn sich ordentlich schnell wieder emporarbeiten könne. Der Rechtsanwalt äußerte sein Erstaunen. Wie er erfahren habe, wolle der Graf wieder in den Heeresdienst treten. Seine Herzkrankheit und sein rechter gelähmter Unterarm solle nach Versicherung des kommandierenden Generals, den Graf Gerd in dieser Angelegenheit persönlich aufgesucht habe, kein unüberwindliches Hindernis bilden; ausschlaggebend würde des Grafen bisher bewiesene außerordentliche Tüchtigkeit sein. Job Heben hörte und erhielt einen Schlag, so schwer, als wäre Gerds Verlobung mit seiner Tochter schon ausgesprochen gewesen. Er rettete sich aus der Lage, indem er rätselhaft lächelte. Für ihn war es eine krampfhafte Verschleierung seiner so jäh zusammengebrochenen Hoffnungen; für den Rechtsanwalt bewirkte es eine gewisse Neusicht. Er beurteilte den Grafen Gerd nach seinen neuesten, so folgenschweren Entschließungen sehr scharf als einen Menschen, der nicht wie alle andern war, zu ungewöhnlich, zu seltsam entweder nach der phantastischen oder religiösen Seite. Er verstand ihn nicht. Je nach Laune verachtete oder belächelte er ihn. Er hielt ihn der tollsten Extravaganzen für fähig. So schien es ihm nicht unmöglich, daß Graf Gerd einerseits sich durch eine Verbindung mit der Tochter Hebens, den er als tüchtigen und erfolgreichen Mann schätzte, eine neue Zukunft als Landwirt im traditionellen Berufe seiner Ahnen anbahnen wolle, daß er aber auch andererseits die Wiederaufnahme seiner Offizierslaufbahn in Erwägung zöge.

Das rätselhafte Lächeln des Kreuzhofbauern bestärkte ihn darin. Aus dem Lächeln schloß er, daß Heben wohl mehr wissen möge, als er sagen wolle und dürfe. Deshalb ließ er sich von ihm auch bezüglich des Ankaufs einiger größerer Ländereien durch den mit erneuter Beharrlichkeit einsetzenden Versuch Hebens gewinnen. Der Rechtsanwalt glaubte sich des Grafen Gerd spätere Verbindlichkeit sichern zu können, wenn er jetzt gegen seine ausdrückliche Anordnung, aber wahrscheinlicher Weise für seinen Vorteil handelte. Obgleich der Kreuzhofbauer sich nicht alle begehrten Äcker, Wiesen und Wälder zu sichern vermochte, so ging er doch nicht ganz unverrichteter Dinge fort. Er brachte sehr nützliche Ankaufsverträge mit nach dem Kreuzhofe zurück; tief im Herzen aber auch die Trümmer eines wunderbaren, jäh zerbrochenen Zukunftsschlosses.

— — — — — — — — — — — — — —

Dieselbe Erfahrung wie der Kreuzhofbauer machte bei dem Rechtsanwalt Reinshagen Herr Mayer: Auch er mußte einsehen, daß die Ländereien nur für Kriegsteilnehmer bestimmt waren. Seine Versuche, trotzdem das eine oder andere Gut zu erhandeln, hatten keinen Erfolg. Da verschaffte er sich, den Ärger über seinen Mißerfolg in schlauere Angriffe umsetzend, Strohmänner, echte Kriegsteilnehmer, Leute, die auch in der Landwirtschaft zu arbeiten wüßten. Er veranlaßte sie, die erhältlichen Landteile in der vorgeschriebenen Weise zu kaufen und verpflichtete sie, ihm alles mit einem entsprechenden Gewinne wieder zu verkaufen. Die nötigen Gelder streckte er vor. Auf diese Weise bekam er zwar keine geschlossene große Güter in Besitz, doch genug Land, um sich daraus ein umfangreiches Gut zu bilden. Er bezahlte dafür den durch Gebühren nicht sehr erhöhten, unglaublich billigen Preis, der für die Kriegsteilnehmer zugeschnitten war. Er bekam ein Gut, das er nach einiger Zeit mit einem Riesengewinne abzusetzen mit Recht hoffen konnte. Sehr zufrieden war er damit nicht. Er hatte mehr erwartet. Dafür, daß Graf Gerd seinen Brief und folglich auch Herrn Mayers Dasein übersah, haßte er den idealen Irren, wie er ihn nannte. Er hütete sich aber, auszuführen, was er in seinem Erpresserbriefe angedroht hatte. Über sein Erlebnis in Köln erzählte er nur Weniges und erfand nichts dazu. Man weiß nie, wozu es nochmals nützen kann, dachte er. ‚Wenn ich nicht aus Hunger und aus Not für Weib und Kind das Äußerste zu wagen verpflichtet bin, kämpfe ich nur mit ehrlichen Waffen. Ich bin ein nobler Gegner. Auch als ich das Gerücht von der baldigen Versteigerung der Asseweethischen Güter verbreitete, war ich nur ein Vorläufer der Wahrheit.‘

Wenn Herr Mayer nun indessen sich mit den erschlichenen Landanteilen nicht begnügte, sondern seine schwere Hand auf viele andere Asseweethischen Dinge zu legen sich entschloß, so handelte er darin,

wie er sich vor seinem Gewissen rechtfertigte, nur seinem ‚Beruf‘ entsprechend. Er hatte es vornehmlich auf den Asseweethischen Besitz an Kunstgegenständen abgesehen. Die Zeit, so rechnete er, war für den Verkauf von solchen Luxusgegenständen ungünstig, wenn den Kriegslieferanten und den Snobs ihr Wert möglichst verringert würde. Das hatte er von dem Kunsthändler Jonas. Dieser sagte ihm sogar, daß dies Unternehmen um so leichter zu ‚schmeißen‘ wäre, je wahrhaft edler und vornehmer die zu versteigernden Kunstgegenstände wären. Die Snobs hätten nur Sinn zum barbarisch Prunkvollen und Kolossalen. Er kniff dabei ein Auge zu und blinzelte mit dem andern und dachte dabei an Mayers kolossalen silbernen Donar, der in Arbeit war. Herr Mayer blinzelte geschmeichelt wieder. Er hielt sich abermals für einen wahrhaftigen Kunstkenner. Beide ‚organisierten‘ im Einvernehmen mit gewissen Kunsthändlern von Berlin und Köln ein System, wonach sie mit Hilfe der Presse die Asseweethische Kunstversteigerung zu entwerten trachteten. Die wichtigste Waffe war für sie jedoch die Geschicklichkeit, womit sie die Versteigerung totschwiegen.

— — — — — — — — — — — — —

Merkwürdig erging es Pit Achterhuisen. Seitdem Gerd den Verkauf seines Erbes öffentlich angekündigt hatte, wurde Achterhuisen plötzlich in allen möglichen Familien ein gern gesehener Gast. Anfangs verwunderte er sich darüber. Als man ihn aber überall nach seinem Freunde Gerd ausfragte und sich dabei noch nach Einzelheiten des mannigfachen, schier grenzenlosen Erbes erkundigte, wurde er nachdenklich. ‚Sie benutzen mich als Auskunftei,‘ urteilte er gelinde.

Darauf erlebte er bei einem Jagdkaffee im Jagdschlosse Hülst, wohin er sich aus kindlicher Pflicht trotz seines künstlichen Beines begeben hatte, einen Auftritt. Wieder sprach man nur von der Asseweethischen Versteigerung. Plötzlich bemerkte sein eigener Vater, ein hagerer, eleganter, sehniger Herr mit striemigem Gesicht und einem goldenen Kneifer, daß man nicht verstände, warum er jetzt den Grafen Gerd vernachlässige, er besuche ihn ja nicht mehr. Pit errötete und stand innerlich vor seiner Schamhaftigkeit, sich Gerd während dessen großer seelischer Krise aufzudrängen. Er sagte etwas verlegen, daß er Gerd am besten ehre, indem er einem Freunde, dem er nicht nützen könne, nicht lästig falle. ‚Nicht nützen können?‘ fragten viele Stimmen. ‚Er braucht,‘ sagte wiederum der Vater etwas hüstelnd, da er etwas Zudringliches bemerken mußte, ‚er braucht einen Ratgeber beim Verkaufe seiner tausend Sachen. Er braucht es doch nicht zu verschleudern. Jetzt hat er nur seinen Rechtsanwalt.‘ Der Vater hustete stärker, als hätte er etwas im Halse stecken. ‚Auch wird ihm wahrscheinlich daran liegen, gewisse Gegenstände,

wie zum Beispiel alte Erbstücke, Gemälde, Möbel usw., in pietätvolle Hände gelangen zu lassen.‘

Pit war bestürzt. Da er dies aber höflich nur durch einen ernsteren Gesichtsausdruck und durch sein Schweigen verriet, glaubte man, er sinne über die Möglichkeiten nach, das Versäumte nachzuholen. Der Vater sprach daher eifrig weiter und entwickelte einen fertigen Plan, wie man diesen oder jenen Hof, dieses oder jenes Schloß mit Einrichtungen wohl in seinen Besitz übergehen lassen könne.

Pit dachte an Gerds Gemälde und gewisse alte Holzbildsäulen, wovon er eine kleine Muttergottes wegen des holden Liebreizes, womit sie das Jesuskind trug, fürs Leben gern gehabt hätte. Ja, daran dachte er plötzlich, und dann noch daran, daß er ja jetzt auf der Versteigerung das liebliche hölzerne Wunderstück des alten Kölner Meisters für sich erwerben könne. Zugleich empfand er den Ankauf aber auch als eine schmerzliche Beraubung Gerds.

Ganz unvermittelt zu der gehüstelten Rede des Vaters und nur seinen eigenen Gedankengängen folgend, sagte er bestimmt und etwas zu rauh: ‚Unmöglich! Ein Freund darf sich nicht da hinein mischen.‘ Gleichzeitig stand er vom Kaffee auf. Er gab aber in seiner Erregung nicht wohl acht auf sein schwer zu regierendes, neues, langes Gummibein. Er stieß an die Tischkante so stark, daß die Porzellantasse seiner Mutter vom Tische auf ihren Schoß und von dort unversehens auf den Teppich fiel und zerbrach, nachdem sie von ihrem Inhalt das Seidenkleid der Mutter genügend ärgerlich betropft hatte.

‚Enfant terrible,‘ rief die Mutter. ‚Er ist unerziehbar; nichts bringt man ihm bei,‘ schalt krebsrot der Vater ohne zu husten. ‚Eine Schande bei seinem Alter,‘ rief die Mutter, die Flecken in ihrem Seidenkleid prüfend. Pit sagte: ‚Wahrhaftig, richtige Unbucht ist nicht tot zu bringen.‘ Es sollte schlicht klingen; es kam aber, da Pit an seine kaum überstandene Versuchung dachte, sehr stockig heraus.

Die Familienglieder mitsamt den Gästen erschraken. Sie sahen sich an. Der Vater hustete laut und verbrummte das Wort ‚Frechheit‘. Die Mutter zischte: ‚Ironie.‘

Von da an vermied man es merkwürdigerweise auf Pit während seiner Anwesenheit zu schimpfen.

— — — — — — — — — — — — —

Graf Gerd hielt sich in diesen Tagen noch einsamer als früher.

Wegen der Versteigerung wollten ihn aufsuchen: Priester, Herren aus allen Adelskreisen, Bauern, Pächter, Kunsthändler, Vertreter öffentlicher Wohltätigkeitsanstalten, Genossenschaftspräsidenten, religiöse Prediger einer neuen kommunistischen Staatsordnung,

quietistisch veranlagte Damen, die sich ihm religiös verwandt fühlten und mit ihm in Seelenkonnex treten wollten; niemand empfing er.

Selbst seine Tante Thea nicht, die seinen assewerthischen Verstand aufzurütteln beabsichtigte. Tante Thea war über die Abweisung empört, lief in diesem Zustande zu Heinz Potthoff, erfuhr dort nur, daß der Doktor seit Tagen zum Sterben im Krankenhause liege, ward erschüttert, pflegte darauf eine vergebliche Rücksprache mit Rechtsanwalt Reinshagen und kehrte geknickt nach Gut Uhlenbrock zurück, nur noch entschlossen, wenigstens ihr Eigentum aufs äußerste zu verteidigen.

Gerd wies jeden Besucher ab. Selbst Oberrentmeister Pinnekamp wurde nicht zum Vortrag unmittelbar vorgelassen. Auch die Briefe öffnete er nicht; selbst die eingeschriebenen nicht; keine. Nur sein Rechtsanwalt kam jeden Tag zum Bericht. Alle Geschäfte Gerds waren Auflösungsgeschäfte; nur die Hand seines Rechtsanwalts sollte sie leiten.

Einsiedlerhafter als in seiner schlimmsten Verworrenheit lebte Gerd. Er fand aber keine Ruhe. Er hatte seinen idealsten Forderungen genügt. Sein ganzes Erbe, alles ohne Ausnahmen, sollte versteigert werden. Gut Uhlenbrock war für eine Pflegeanstalt kranker Stadtkinder bestimmt; die Wasserburg Starrenbeck war mit entsprechenden Ländereien und Kapitalien der Provinz Westfalen vermacht. Im Einvernehmen mit den großen Künstler-, Schauspieler-, Schriftsteller-, Gelehrtenverbänden sollte Starrenbeck jedes Jahr eine Anzahl jüngerer, mittelloser, aber ideal gerichteter Menschen zum nützlichsten Schaffen sorgenlosen Aufenthalt bieten; ein Flügel der alten Burg sollte dem Ruheabend der Invaliden des Idealismus dienen. Das Herrenhaus Münster schenkte er der Universität. Aus dem fernen Herrenhaus des Gutes in Ostpreußen machte er ein Krankenhaus für Blutarme, Bleichsüchtige und Schwächliche. Das alte, etwas vernachlässigte Schloß Hubertushausen sollte wieder hergestellt und Priester zu gemeinsamen Studien vereinen. Alles, was, wie Fabriken und Brennereien, nicht verkauft werden sollte, wurde aufs beste verteilt. Selbst, wenn Herr Mayer und auch Herr Heben sich etwas von dem ungeheuren Besitze eigensüchtig abrissen, so würde der überwiegend größte Teil in die Hände schaffensfroher armer Menschen aus dem Volke kommen, wofür er berechnet war. Keinen Stein, keinen Stuhl, kein Bild würde Gerd für sich behalten. Und dennoch beruhigte sich sein Herz nicht. Der Friede auf eine solch außerordentliche Handlung sühnender Gerechtigkeit begnadete ihn nicht.

‚Ist meine Gesinnung nicht rein?‘, stöhnte er. ‚Ich habe alles für und wider durchgegrübelt. Ist es unrecht, fremder Menschen Leidenschaften für sich auszunutzen, habgierig, wucherisch, vernichtend

auszunutzen, dann ist der daraus gezogene Gewinn verflucht und er gehört dem Erben so wenig, wie er dem Erwerber gehört; er gehört der Allgemeinheit. Mutter behauptete, es wäre ein Geschäft wie ein anderes. Mutter handelte vom Gesichtspunkte der Natur. Ich bin mir ganz klar geworden. Alles, was in der Natur vorkommt, ist an sich nicht Sünde. Sünde wird es erst durch die Wirkung. Da Mutter mit ihrem aus Leidenschaften erworbenen Vermögen nur Gutes wirkte und der Gesellschaft nutzte, war alles gut, was ihre Hände verbrachen. Sie sah nur auf Erfolg, Wirkung, Schaffen. Sie war blind gegen jede vornehme Gesinnung des Geistes, die nicht nur den Zweck, sondern ebenso das Mittel geadelt wissen will. Erst die Form erfüllt dies. Durch Form wird das Mittel heilig, erhält es Milde, Güte, Gerechtigkeit, Liebe, tiefste seelische Wirkung und Erziehung. Mutter behält immer Unrecht. Ich erhalte, je länger ich grüble, immer mehr Recht gegen sie. Und dennoch! Habe ich nicht vorbehaltlos gehandelt? Habe ich nicht alles von mir gegeben? Nach der Versteigerung bin ich arm wie der heilige Franz. Warum bin ich nicht fröhlich, wenn auch nicht wie der Heilige, warum nicht mal so ruhig, lustig, wie oft jene armen Kerle sind, die ich durch mein Erbe erst recht zu beglücken vorhabe? Warum bin ich unwirsch, verdrießlich, gallig, voller Liederlichkeit? Warum ist es mir, als ob ein Unglück auf mich niederbreche? Ich liege am Boden und sollte aufrecht in der neuen Sonne gehen. Ich krümele wie ein Liderjahn. Freiheit! Freiheit! Und bin um mein Glück und meine Haltung geprellt.‘

Wegen dieser Öde seiner Seele schloß er sich von allem Leben ab. Er hielt sich noch nicht für würdig, sein Werk auszuführen. Einen Augenblick hatte er die Versuchung, jene Schatulle zu öffnen, die er von Heinz selbst heimgebracht hatte und worin seine Mutter die Rechtfertigung ihrer Werke niedergelegt haben sollte. Nur der Gedanke an die Schatulle flog ihm zu, nur der Gedanke an die Rechtfertigung der Mutter schoß hinter her. Ein Ekel würgte ihn in der Kehle. Keine Rechtfertigung brauchte er; Kraft brauchte er, Reinheit, Munterkeit, Frohsinn! Das glaubte er so eine Weile. Er fastete, betete; er kasteite sich, indem er sich durch allerlei Entbehrungen schikanierte.

‚Und gäbet ihr alles den Armen, hättet aber die Liebe nicht; es wäre nichts nütze.‘

Ich liebe meinen Besitz mehr als die Gerechtigkeit. Ich kann von ihm nicht loskommen. Wenn ich ihn nicht mehr in den Händen habe, wird er mir ein Dorn im Herzen sein. Nie werde ich ihn vergessen. Die Freude am Besitze, am Reichtum, am Geld ist zum Hasse geworden. Und dennoch, kann ich das Erbe nicht losschütteln. Fluch! Fluch! Ich habe nur den Willen zum reinen, lieben Geiste.

Ich habe mich durch diese Weltansicht blenden lassen. Ich bin zu schwach, wahrhaft Gutes auszuführen. Ich habe mir Stärke vorgegaukelt. Trug! Trug! Schein auch hier. Ein Zwergriese bin ich. Mutter! Liebste Mutter, wie nah bin ich dir! Der Hammer unseres Geschickes zerschmettert jetzt auch mich. Unser Geschlecht soll vernichtet werden. Im rasenden Streben griff es maßlos zu hoch; zielte in einem Sprunge nach den Höhen, die vieler Geschlechter Mühen nach und nach mit bürgerlicher Fruchtbarkeit vielleicht zu besetzen vermögen. Durch nichts entrinne ich. Sühne, Opfer, Gebete sind machtlos. Schall und Rauch! Wer hört mich? Gott gibt keine Gnade. Gott ist taub. Gott ist nicht da. Liebe — Liebe. . . . Ich könnte dann von vorne anfangen. Warum habe ich die rechte Liebe nicht? Ich soll gänzlich zugrunde gehen.'

5. Kapitel.

Heimwege.

Vier Tage vor der Versteigerung seiner letzten Habe wurde Graf Gerd vom Wandertriebe ergriffen.

Zuerst fuhr er nach Uhlenbrock.

Auf Uhlenbrock lag eine sich steigernde Spannung der Angst, was mit dem prächtigen Besitze, was mit der Gräfin Tante Thea, mit dem Verwalter, dem Gesinde und dem lieben Vieh geschehen würde. Niemand wußte etwas Bestimmtes; jeder hoffte heimlich noch auf ein Wunder, daß alles beim alten bliebe, was ja so schön war.

Als Gerd plötzlich erschien, ging es wie ein Lauffeuer durch alle Herzen und zündete die stillen Hoffnungen zur Gewißheit an: Der Herr Graf ist da; er ist wieder gesund; kein Verkauf, nichts mehr von Versteigerung. Wir bleiben hier; wir bleiben zusammen.

Aber der Herr Graf trug ein finsteres Gesicht. Nicht mal Tante Thea wagte eine Frage. Gerd verbreitete eine schauerliche Stille um sich; so kalt, daß selbst die stärkste Hoffnung darunter zugrunde ging. Da legte sich Todesangst auf Uhlenbrock.

Graf Gerd nahm sich einen alten ausgedienten Ackergaul, den er gerade im Stalle fand, einen Grauschimmel mit dicken Gichtbeinen und ritt um alle Wiesen, Äcker, Wälder seiner Besitzung Uhlenbrock. Es sah aus, als wolle er sie abmessen; oft machte er sonderbare Bewegungen mit der Hand, als wolle er die Erde beschwören; ganz närrisch war sein Tun. Der eine oder andere beobachtete ihn dabei. Davon ging das Gerücht aus, der Graf gäbe sich mit Zauberei, Wünschelrutenversuchen und Geisterbeschwörungen ab. Seitdem fürchtete man ihn und seinen Namen.

Als die Dämmerung kam, war er an der Stelle, die er gesehen hatte vom Fenster jenes Zimmers, worauf er mit seiner Mutter

die schwere Aussprache gehabt hatte. Sein eigener Jammer überwältigte ihn da. Er warf sich besinnungslos vom Gaul auf die Erde. Er wälzte sich wie ein Bube im Grase herum. Er verbarg sein Gesicht, schloß die Augen, drückte sich an die Erde, wie an einen lieben toten Körper. Er erschauerte und schluchzte voll Heimweh nach dem, was vor kurzem sein Eigentum, seine Arbeit, seine Zukunft war und was er abgetreten hatte. Der alte Grauschimmel starrte ihn mit seinen tränigen Riesenaugen blöde an.

In der Nacht, als auf Uhlenbrock alles tief zu schlafen schien, stand Gerd auf. Er schlich behutsam scheu durch die Zimmer, die ihm so wohlbekannt waren und wo sich so Furchtbares und Rätselhaftes für sein Leben abgespielt hatte. Mit den Händen befühlte er die Rampe der Veranda, woran er gelehnt hatte bei jenem Festmahl, das ihm die Schuld seiner Mutter zum ersten Male näher rückte. Im Speisezimmer betrachtete er lange das Bildnis der ‚Jünger in Emmaus' und erlebte nochmals die gewaltsame Aussprache mit seiner Mutter über ihre verbrecherische Sorge zu ihm. Er schaute durch die Fenster auf den Park, den Hof, in die Weite, wo finstere Schatten wie apokalyptische Tiere des Weltunterganges bis in den lichtlosen Nachthimmel ragten und drohten. Bei dem fressenden Lichtlein seines Feuerzünders sah er sich ein Bildnis seiner Mutter an, strich liebkosend herüber und hinüber und küßte es. Er hob kleine Figürchen und schwere Stühle auf, um des Geräusches willen, das beim Hinstellen entstand. Er meinte, er müsse alles wegnehmen und es war doch noch sein eigen. Er litt unter der Bestürzung des ertappten Diebes.

Tief war die Nacht, durchweht von schwerem Atem, zurückgehaltenen Schreien finsterer Drohung — wildestem Begehren. . . .

Die Morgendämmerung begann ihr Schlitzauge in gräßlicher Langsamkeit zu öffnen. Fahle, kalte, erbarmungslose Lichtschimmer verflossen in finsteren Schattenknäueln.

Graf Gerd verließ Uhlenbrock wie ein Flüchtling.

— — — — — — — — — — — — — —

Schloß Hubertushausen war ein vierstöckiger Steinkasten, dessen eine Seite einen halb zerbröckelten Stufengiebel aus der deutschen Renaissancezeit trug, an dessen zweiter Nebenseite an der Ecke ein dicker, runder Turm, der erst in den 70er Jahren des neunzehnten Jahrhunderts erbaut war, wuchtete und wie eine schlechte mittelalterliche Maske aussah, dessen Längsseite Biedermeierfenster mit grünen, verstaubten und verfressenen Läden trug; die hintere Längsseite des Schlosses war von der Gräfin Asseweeth in den Formen des achtzehnten Jahrhunderts erneuert worden; sie trug ein Mansardendach mit einer Reihe koketter Dachfensterchen.

Als Gerd Schloß Hubertushausen das erste Mal mit seiner Mutter besuchte, mißfiel es ihm schrecklich. Diese verschiedenen baulichen Erneuerungen fand er greulich. Nie hatte er dann den frisierten Steinkasten, wie er ihn nannte, wieder aufgesucht. Auch jetzt, wo auch dieses Besitztum vor der Abgabe stand, wollte er es nicht wieder sehen. Schließlich hatte er sich doch dazu entschlossen. Und nun war er überrascht, welchen Eindruck es auf ihn machte. Er fand es ehrwürdig. Die schlechten Giebel, Dächer und den falschen Turm empfand er als eine Vergewaltigung und als eine Verhöhnung des alten, uralten Steinkörpers. Die Hauptseite beulte sich unter der Last des Stufengiebels aus, zeigte einen riesigen Zickzackriß, worin gelbliches Moos schmarotzte. Es schmerzte ihn wie die geheime Gebrechlichkeit eines lieben Greises, der sonst noch so rüstig scheint. Für ihn hatte Hubertushausen jetzt besonderes Ansehen, weil es so viel erfahren hatte: Tage des Glanzes und der Stärke, Tage des öden Aufputzes, faden Lärms, Prunkerei und Hochstapelei, Tage der Verlassenheit, der Verachtung und der Verkennung. Er mußte es lange ansehen. Er mußte es sich in die Seele einprägen. Es war, als ob eine unsichtbare Hand den Umriß dieses Schlosses ihm mit glühender Nadel ins Herzfleisch ritze. So weh und so süß zum nie vergessen, tat ihm sein Anblick.

Gerd meinte, er müsse jetzt auch noch die Brennerei und die Ländereien und was sonst noch dazu gehöre, kennen lernen. Er glaubte, auch dieses müsse zum Schicksal des alten Schlosses in irgend einer geheimen Beziehung stehen und auch die schmerzvolle Poesie des Unterganges an sich tragen. Er hatte Durst nach dieser Poesie. Sein Gemüt war ganz Heimweh, ganz Weichheit, ganz Wunde.

Bei der Brennerei redete ihn ohne viel Umschweife eine junge kräftige Frau an.

Es war die Frau des Brenners Heisterkamp. Ihr Mann war dreieinhalb Jahre ohne Unterbrechung im Felde gewesen, meist in den vordersten Linien. Dann war er am Kopf schwer verwundet worden. Man hatte ihn aber nach einiger Zeit auf ein Gesuch der Asseweethischen Verwaltung als arbeitsfähig für seinen ehemaligen Posten an der Brennerei entlassen. Er hatte im Lazarett einer kleinen Landstadt Ostpreußens gelegen und sich dort Freunde zu gewinnen gewußt. In diesem ostpreußischen Örtchen gab es noch Fleisch die Fülle, während an seinem Wohnorte alles Fleisch von Aufkäufern und Hamstern des nahen Industriebezirkes weggeführt wurde, weshalb es sehr teuer und sehr selten und für seine Verhältnisse unerschwinglich war. Auf ein Angebot aus Ostpreußen ließ er sich deshalb gern Fleisch zuschicken. Mit ihm zusammen wohnten noch zwei Familien im Hause. Diese waren in derselben Lage wie er. Da er vor ihnen seine Bezugsquelle kaum verbergen konnte und er auch

genügend Fleisch erhielt, teilte er sein Fleisch mit den zwei Familien, verkaufte ihnen ihren Anteil allerdings teurer, als durch die Höchstpreise vorgeschrieben war. Das ging eine Weile gut. Plötzlich wurde er von der Polizei auf frischer Tat ertappt. Das Gericht verurteilte ihn zu 400 Mark Geldstrafe. Seine Frau wußte gleich, daß eine der Familien, die seit kurzem kein Fleisch mehr bezog, weil sie sich im Orte selbst billiger etwas beschaffen konnte, den heimlichen Anstifter gespielt hätte. Sie warf dieser Frau ihren heimtückischen Verrat offen vor. Seitdem war die Todfeindschaft in das Haus an der Brennerei eingekehrt. Die Türen wurden nur mehr zugeknallt. Jeder Schritt der Frauen wurde zum Gepolter. Jeden Morgen brach man abwechselnd einen furchtbaren Redestreit, der die ganze Nachbarschaft in Atem hielt, vom Zaune. Eines Tages hatte sie ihrem Mann alles erzählt. Der hatte darauf den Mann der anderen durchgeprügelt. Dabei hatte dieser sein Messer gezogen. So war es zu einer Stecherei gekommen. Ihr Mann war mit Gefängnis bestraft. Gestern war er zu ihr zurückgekehrt. Heute früh hatte Heisterkamp aber einen Befehl erhalten, daß er sich morgen wieder bei seinem Ersatzbataillon zu stellen habe. Danach würde er kriegsverwendungsfähig gemacht und an eine Front geschickt werden. Davor sollte der Herr Graf die Frau bewahren. Der Herr Graf sollte zum Generalkommando in Münster gehen und die Wahrheit bezeugen, erstens, daß der Brenner Heisterkamp für die Brennerei unentbehrlich wäre, zweitens, daß er nie einem Menschen vorher etwas zu Leide getan hätte, daß alles Unglück nur durch die Verräterei und den Neid der Nachbarn käme.

So erzählte die Frau Heisterkamp, zog den Grafen Gerd in ihre Wohnung und unterbrach ihre Worte immer wieder durch die Beteuerung: ‚Was haben wir denn auch anders getan, als was jeder tut? Der Staat gibt uns nicht genügend Fett und Fleisch; wir besorgen es uns selbst. Wir müssen doch leben. Was soll sonst aus unseren Kindern werden! Wir geben das, was wir entbehren können, noch ab an Nachbarn in gleicher Not. Und dafür werden wir angezeigt, kriegt mein Mann blutigen Streit, kriegt er Gefängnis, muß er wieder in das Menschenschlachten an die Front.‘

Graf Gerd schmerzte die purpurne Wirrheit dieser Beweise. Er sagte, Brenner Heisterkamp solle am Nachmittage zu ihm auf das Schloß kommen; auch der Werkmeister solle mitkommen.

Da zog die Frau ein mißmutiges Gesicht. Graf Gerd erfuhr, daß Brenner Heisterkamp wohl nicht gern mit seiner Person spreche. Er hätte kein Vertrauen zu ihm. Vertrauen hätte nur sie, die Frau. Ihr Mann hielt den Grafen für einen Alldeutschen und Kapitalisten. Seine Güter verkaufe er nur, weil er müsse, nicht aus Gerechtigkeit, sondern aus Gerissenheit; er sorge schon, nicht

zu kurz dabei zu fahren. Ihr Mann hätte den Kopf verloren. Plötzlich horchte sie: ‚Er kommt,‘ flüsterte sie schreckenblaß. ‚Er singt das fürchterliche Lied ganz laut auf der Gasse vor allen Leuten und Kindern.‘

Die Frau horchte. Graf Gerd horchte. Es gröhlte dröhnend:

‚Vor euch der Feind,
Da ist der Tod.
Auf ihn vereint,
Heißt mein Gebot.
Hart es der Hauptmann gesprochen hat.
Nichts wie gehorchen muß der Soldat.‘

Die Frau sprach heiß: ‚Er ist besoffen. Er hat im „Goldenen Engel" die letzten Flaschen Wein leergetrunken. Mit den letzten Sparpfennigen muß ich sie bezahlen.‘ —

‚Für deinen Sieg
Sind wir der Preis
Im Bruderkrieg,
In Feuern heiß,
In Giftgasen, in Schlamm, Fäule, in Mördertaten,
Ohne Ruh', ohne Hoffnung, ohne Weib: nur Soldaten.‘

‚Hören Sie nicht hin, Herr Graf! Er ist kein böser Mann. Seit vier Jahren macht er den Krieg mit. Immer draußen! Immer gehorchen. Er hat den Kopf verloren!‘

Frau Heisterkamp fing an zu weinen, zu schreien: ‚Herr Graf, erkundigen Sie sich! Er war ein guter Mann. Retten Sie ihn und die Kinder! Aber Sie müssen jetzt gehen. Er kommt. Verschwinden Sie durch die Hintertür, den Garten! Herr Graf sehen dann schon. Er ist wie ein wildes Tier.‘

Graf Gerd war im Garten, fand dort eine Tür, trat in eine Nebengasse.

Seine Empfindungen, die sich in Schmerzen des eigenen Rechts verkrampften, hatten einen Stoß erhalten. Das Schicksal Heisterkamps hatten Tausende von Menschen im kleinen. Er sah, wie der jahrelang in unerhörtem Erdulden ins Herz gefressene Zwang, gehorchen zu müssen, zur Ungerechtigkeit wurde. Er hörte die Menschen dagegen aufschreien, immer lauter, sinnloser, rachgieriger. Schon zerbrach das gefühltiefste Volk, das russische, die Schranke der Gesittung. Besessen von Hunger nach Freiheit, Gerechtigkeit, Selbständigkeit, nach Liebe, nach Leben, stürzte es die Obrigkeit. In Österreich gärte es, in Italien, in Frankreich, England, überall im alten Europa. Der Krieg wird für den Sozialismus geführt: für Selbstbestimmung.

Die Gewissenserforschung, die er als Graf Asseweeth freiwillig angestellt hatte, die Genugtuung, die er der menschlichen Gesellschaft

zu geben sich selbst zwang, würde man morgen von allen regierenden Schichten heischen. Das Blut der Armen kommt über die Gewaltigen. Die Bangigkeit vor der neuen Zeit quälte ihn. Er flüsterte, als wäre jemand da, der höre, verstehe, tröste, liebe: ‚Die Hunde Gottes hetzten mich von Anbeginn. Ich bin nur einer von vielen. Es ist kein Ende.'

— — — — — — — — — — — — — —

Darauf reiste Gerd nach seiner Wasserburg Starrenbeck. Im Zimmer, worin er die furchtbaren Monate seiner Krankheit verlebt hatte, und im Speisezimmer, der Delfterstube mit der Geschichte der letzten Asseweeths in kleinen, blauen Kacheln an den Wänden, schloß er sich ein. Dort verbrachte er Stunden, ohne sich zu rühren. Er machte alle die darin erfahrenen seelischen Leiden und geistigen Erschütterungen noch einmal durch. Es war, als reiften sie erst jetzt in ihm, blähten auf, schmerzlich wie ein Geschwür, und lösten sich von ihm.

Als die Dämmerung kam, schlich er sich hinaus nach draußen. Jenseits der Gräfte setzte er sich auf einen Eschenstamm, den der letzte Sturm zu Boden geworfen hatte.

Die Wasserburg stieg mit ihren ungeheuren Grundfesten aus dem Wasserspiegel auf, gürtete sich drohend mit den zwei gewaltigen Rundtürmen und schien mit den langen, glatten Fensterreihen dazwischen eine eiserne Stirn ewig sicherer Wohnung zu erheben. Am Horizonte des grauen Himmels lagen ungeheure schwarze Wolkenrümpfe wie an einem fernen Ufer zerklüftet und gestrandet. Zwischen ihnen zackten seltsam weit große, unruhige Flächen aus dem stumpfen hellen Weiß eines Raumes, worin sich nichts befindet. Die Luft war unhörbar von jener stetig bohrenden, alldurchdringenden Schärfe, die alles Leben totfröstelt oder durchschneidet. Sie war gleichzeitig voll winziger, eiskühler Hauchbläslein. Diese füllten sich allmählich mit Finsternis. Und es war wie ein grauenhaftes Verschlingen, das über den Boden kroch, sich an die Waldmassen heranmachte, die Wasserburg umdräute: die grenzenlose Weite der Horizonte in den Schlund riß, lautlos mit der Grausamkeit des Entsetzens. Dann war die ganze Welt von Finsternis überschwemmt, einer Finsternis voll unsichtbarer Nebel, dick und gärend. Die Schatten des Schlosses und des Parkes lagen wie die ungeheuren Reste der Ruinen einer uralten Riesenstadt da. Eine Dohle schrie aus einer Totenstille. Es klang, als ob der Schrei in ihrem warmen Kehlchen erwürgt würde.

Gerd saß immer noch auf dem zerkrachten Eschenstamme. Geduldig, willenlos, pflanzenhaft saß er da, den Kopf wie horchend auf der Brust, den Blick wie irrsinnig nach innen gerichtet, die Seele von keinem bestimmten Gedanken, keinem besonderen Ge-

fühle, keiner Leidenschaft, keinem Schmerze deutlich und gründlich erfaßt; wesenlos und grenzenlos; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in brütenden Urwehen verschlungen; ins All zuckend, zerfließend; nichts besitzend, alles umfassend, als zerberste seine Zeit in ihm: als verquäle ihn das Erbe einer untergehenden Welt; als bräche in ihm das Chaos aus.

6. Kapitel.

Die Vase.

Die Versteigerung der Kunstgegenstände des Grafen Gerd fand in dem großen Saale statt, in dem seinerzeit auch das Wohltätigkeitsfest zwar zum Wohle der Armen, aber zu Ehren des Geschlechtes derer von Asseweeth eröffnet worden war. Wie damals war der Raum auf das prächtigste geschmückt. Der Leiter der Versteigerung wollte, daß auch das geringste der Kunstwerke vorteilhaft erscheine und damit einen umso größeren Ertrag erziele. Er meinte, daß auch bei seiner Versteigerung der Verkaufsvertrag wesentlich von der Aufmachung der Verkaufsgegenstände abhinge. Zwei Stunden vorher war der Saal dem Publikum geöffnet; ganz wie in einer Ausstellung. Einheimische und Fremde waren erschienen; Käufer, Wiederverkäufer, Neugierige, Schadenfrohe und einige stille Kunstliebhaber; auch Freunde Gerds. Die Wiederverkäufer aber und ihre Stimmungsmacher, hochelegante Lebeleute und Lebedamen, beherrschten, weil sie organisiert und planmäßig auftraten, die Lage.

Graf Gerd saß einsam im Garten. Alle Dienstboten waren schon entlassen. Die Versteigerung der Kunstgegenstände war das letzte Treiben, das unter ihm dieses stolze Haus beleben sollte. Danach würde es still darin sein, bis daß die Universität ein neues, fremdes, ganz anderes Leben in den Räumen seiner Vergangenheit erwecken würde. Die Stille des Vergehens wogte dick wie erstickender Nebel um ihn. Der Springbrunnen spritzte eintönig hohl klingende Wasser in das rote Marmorbecken. Er saß und lauschte und fühlte ohnmächtig das Liebste, das er besaß, wegrinnen. Nicht rühren wollte er sich von der Stelle, bis daß diese furchtbarste Station seiner Prüfungen vorbei wäre.

Jetzt begann die Versteigerung im großen Saale. Er hörte ganz deutlich Zahlen rufen. Sie trafen ihn wie Schläge ins Gesicht. Er errötete. Er wurde unruhig. Es drang Stimmengesumme zu ihm. Es war stärker, viel stärker als das wehmütige Geplätscher des Brunnens. Rufe schnitten ihm ins Herzfleisch. Er verfluchte die erbärmliche Empfindlichkeit seines Körpers. Er fluchte

darüber, daß die Seele im Aufruhr sich immer körperlich am heftigsten ausdrücke. Er stand auf, bummelte im Park herum, pflanzte sich fest an der Stelle, wo er auf dem Laubenfeste die Liebe Annis gefunden hatte. ‚Tot, alles ist tot,‘ rief es in ihm. ‚Aber da drinnen bringt man die letzten Zeugen des Lebens unter den Hammer und du stehst feige hier und willst nicht mal sehen, in wessen Hände jenes Bild, das deine Liebe heiligte, gerät; wessen Hände jene hölzerne Muttergottes, wovor du stets deinen Schmerz am schamhaftigsten und zartesten aushauchtest, berühren werden; wessen Hände jenes Kruzifix, vor dem du in furchtbarsten Nöten lagest, davontragen werden.‘

Da litt es ihn nicht länger im Fernbleiben. Da schlich er sich oben auf den Saalbalkon, wo bei Festen die Musik spielte, verbarg sich im Schatten einer Marmorsäule und blickte in das düstere Getriebe der Versteigerung.

Er wußte auswendig, wo jedes Bild hing. Deshalb wußte er auch, daß man von seiner Mutter sprach, als er eine leicht spöttische Stimme unter sich sagen hörte: ‚Sie hat es gewiß schon bereut. Was ist auch geschehen? Sie hat den Untergang ihres Geschlechtes besorgt. Das ist Selbstmord. Ihrem Sohne wird bald auch nur Selbstmord übrig bleiben. Das ist sein ganzes Erbe . . .‘

Ein Schwanken, ein Flimmern in heißer Finsternis. Ein Windzug. Der Körper ist das Spiel eines Gedankens. Herz und Hirn, Blutströme und Muskelspannkraft vergehen im Schwindel. Der feindliche Gedanke noch etwas schärfer formuliert und selbst der Tod erscheint als die Folge einer Vorstellung. Im Brausen der Vernichtung schießt ein neuer Begriff auf. Er ist der Inbegriff aller Lebenssehnsucht. Er ist der gewaltsame Zusammenraffer aller fliehenden Kräfte. Eine neue Spannung reißt den Körper hoch; die zerstörenden Gefühle erscheinen in der Sammlung lebensteigernd. Der Geist baut sich neu auf. Klarheit breitet sich aus, indem sie von außen Stärke anzieht wie ein Magnet. Gerd steht in züngelnder Lebensgier und lauscht.

‚Eine Vase!‘ ruft die tiefe, schnurrende Stimme des Versteigerers.

Was er ausruft, ist ein wunderbares Werk chinesischer Hände. Es ist eine Vase in Höhe von vierzig Zentimetern aus der Zeit des Khien-Long der Dynastie Thsing. Hat jemand im Saal eine Ahnung, was es für ein Wunderwerk ist? Hat jemand die Gnade, es zu sehen? Der Bauch der Vase ist so zart und schmiegsam geschwellt, als berge er einen seltenen Schatz; er schwingt sich auf in einen Hals von der unberührten Schlankheit einer Blüte. Die Grundfarbe ist weiches Hellgrün mit einem bläulichen Schimmer. Ein Strauch schwingt sich um die breite Wölbung des Bauches; die Stengel sind

nachtblau, das Laub ist braungrau mit gelblichen und silbrigen Flecken. Es ist ein Strauch im Sturm. Hilflos breitet er sich aus und sucht Ruhe. Was der Strauch begehrt, ist in der Vase erfüllt: es ist, als ob Sturm in ihren Linien gefangen und zur Schönheit der Ruhe ausgeschwungen sei; es ist, als ob schwere Farbenkontraste im Schmelze des Porzellans zur Harmonie der Leichtigkeit verschwebten.

Herrlich geformte Unruhe bedeutete die Vase für Gerd seit dem Augenblicke, da ein Zufall sie ihn in Paris kaufen ließ und seitdem er zum erstenmal in seinem Zimmer allein mit ihr war und sich ihm ihre Schönheit wie ein Geheimnis offenbarte. In tausendfacher Art zeigte sie sich im Laufe vieler Stunden je nach Beleuchtung, je nach dem Tageslicht und der Jahreszeit. Um den freien Schwung ihrer Schwellungen und Rundungen auch durch das Gefühl zu genießen, betastete er sie. Um die Makellosigkeit ihres Porzellans auch mit den Augen in sich aufzusaugen, ließ er im Innern ein kleines Licht aufbrennen und strahlen. Ihren Adel empfand er so stark, daß er sie nicht ansehen konnte, wenn er etwas Häßliches getan hatte. Im Glücke hatte er sich an ihr begeistert; im Unglücke hatte er sich oft an ihrem Schwunge aufgerichtet. Und wenn er in letzter Zeit auch Zustände kennen gelernt hatte, wo ihre Schönheit kraftlos und öde gegen seine Not blieb, so hatte er doch stets seine Hilflosigkeit zu ihr getragen. Es war ihm jetzt, als ob diese Vase in ihrem Innern alle Unruhe seiner Seele verberge und als ob ihre reine Form alle Schönheit seines Lebens verkörpere. Ihre Porzellanhülle war wie beseelt.

Ahnte jemand im Saale dieses Zauberwerk chinesischer Hände? Sie war das einzige Stück der Sammlung, das man nicht in das beste Licht gerückt, das man im Gegenteil in einem Winkel untergebracht hatte. Er hoffte, daß man das Edelwerk übersähe. Vielleicht reizte es niemanden zum Kauf. Vielleicht würde er es selbst für eine Summe, wie er sie sich jetzt noch leisten durfte, kaufen können?

‚Eine Vase!‘ rief der Versteigerer mit tiefer schnurriger Stimme, ganz so, wie er die anderen Stücke ausgerufen hatte. Nur sagte er nichts weiter, nichts von ihrem Zauber, nichts von ihrem Alter, nichts von ihrer vornehmen Herkunft. Es blieb still nach der Ankündigung. Gerd lachte lautlos. Würde es so kommen, wie er wünschte? Würde er in all dem auf ihn einfließenden Unglück jetzt ein bißchen, ein ganz klein bißchen Glück haben?

‚Eine Vase!‘ rief der Versteigerer zum zweiten Male, doch mit derselben schnurrigen Eintönigkeit: ‚Wer bietet?‘

‚Fünfzig Mark,‘ rief da eine frische, männliche Stimme etwas unsicher. Es war die Stimme Pit Achterhuisens. Er kannte den großen Wert der Vase für Gerd. Da sie zum Verkaufe stand, hatte

er sich entschlossen, sie zu kaufen, um sie Gerd als Geschenk seiner unwandelbaren Zuneigung anzubieten. Als das erstemal niemand bot, hatte er Hoffnung geschöpft. Er wußte aber nicht, was man als Preis für so eine Vase wohl bieten müsse. Er fühlte in etwa, daß sie sehr, sehr teuer sein müsse, und deshalb hatte seine Stimme ein wenig gezittert, als er zum ersten Male sehr, sehr wenig bot. Aber sehr viel Geld konnte er nicht ausgeben, denn er lebte noch von den Wechseln seines Vaters. Daher hatte er sein Angebot so niedrig begonnen.

Danach blieb es wieder ein klein Weilchen still. Bis daß eine Mädchenstimme jäh und entschlossen sagte: ‚Fünfundsiebzig Mark.‘

Es war Gertrud Heben, die Tochter des Kreuzhofbauern, die dieses höhere Angebot machte. Ihr Vater hatte ihr durchaus den Willen tun und sie auf die Versteigerung begleiten müssen. Als sie dann erlebte, wie so viele schimmernde Bilder, so viele herrliche Holzfiguren, so viele blinkende Teller, Becken, Gefäße verkauft wurden, wie man sich um einige riß, über andere witzelte, über alle krakehlte, da blutete ihr das Herz, als ob all die schönen Sachen ihr gehörten und als ob man sie ihr mit Gewalt wegnähme und höhnisch und ohne Ehrfurcht an den Mann bringe. Ihre großen, staunenden Blauaugen glänzten stark und feucht vor zurückgehaltenen Tränen. Als die Vase feilgeboten wurde, hatte ihr Vater gemurmelt: ‚Das ist die Blumenvase, womit der junge Herr immer so aapig war. Die hat er vor Abreisen immer selbst eingepackt. Er hat sie sogar jeden Morgen selbst abgestaubt. Fritz konnte es nicht gut genug machen. Auch war er bange, daß er sie ihm zerbräche. Er hatte sie zuletzt in einem Glaskasten stehen wie eine Reliquie. Und jetzt steht sie hier ganz ohne Kinkerlitzchen und man bietet auch nur fünfzig Mark. Der junge Herr aber tat immer so, als wäre sie ihm ein Vermögen wert.‘

Da reckte sich seine Tochter neben ihm und bot, über und über errötend, jedoch mit fester Stimme ihrerseits einen Preis für die Vase. Nach der ersten Überraschung dachte Vater Heben: ‚Aha, sie will ein Andenken an ihn haben. Mit der Heirat ist es ja Scherben geworden. Erst war die Vase für ihn eine Reliquie, nun soll sie für Trudchen eine sein. Ich will ihr dieses Pläsierchen als das Weihnachtsgeschenk gelten lassen. Wenn Kinner ihren Willen kriggt, dann schreit se nich.‘

Auch rechnete er mit keinem hohen Preise. Darin sah er sich aber getäuscht. Pit und Trudchen waren, ohne voneinander Namen und Verhältnis zu kennen, in Hitze geraten und waren im Angebot schon bis zu 500 Mark gestiegen. Jeder verfolgte hartnäckig seinen Zweck. Jeder wollte die Vase leidenschaftlich, weil sie für den Grafen Gerd von unbezahlbarem Werte war. Jeder ließ sich durch den Eifer des andern immer mehr anstacheln.

Auf den Wettbewerb der Beiden war man bald aufmerksam geworden. ‚Aha, ein Liebeshandel! Graf Asseweeth, der Gerechte, hat noch treue Freunde,‘ flüsterte Herr Mayer ansteckend und setzte auf diese Weise abermals ein böses Gerücht zum Laufen in die Welt. Man lachte, flüsterte es sich weiter. Herr Jonas fand ‚die Partie‘ famos und überbot auch einige Male, nicht, um den ‚Scherben‘ zu kaufen, sondern um ihn zu ‚forzieren‘.

Pit hatte jetzt 2000 Mark geboten. ‚Jetzt bist du still, Trudchen,‘ hatte Herr Heben zu seiner Tochter gesagt. Diese aber flüsterte bebend: ‚Ich habe ja eine Sparbüchse, Papa. Ich habe ja im Kriege so viel an meiner Butter verdient.‘ Und kühn bot sie 2500 Mark. Herr Heben unterdrückte einen Fluch und umpreßte Trudchens Handgelenk so, daß es blau wurde. Er war entsetzt über seine Tochter. Er stieß ein Gebet aus, daß der Gegner nur noch dies eine Mal überbiete und sei es auch nur um eine Mark. Aber Pit schwieg schamvoll still. Es war zu viel für ihn; es war längst zu viel für ihn. Er entschloß sich trübsinnig, etwas anderes Liebes für Gerd zu kaufen und er dachte an die Muttergottes-Bildsäule, die er selbst so gern gehabt hätte.

Die Vase wurde der Tochter Hebens zugesprochen.

‚Meine Vase geht in diese Hände!‘ ächzte Graf Gerd. ‚Es ist, als ob man eine Perle auf den Mist werfe. Schmach! Hohn! Ende! Mein bester mir bis jetzt gebliebener Freund hetzt sich um ihren Besitz. Er wollte sie haben, um sie bei sich aufzustellen als Erinnerung an mich. Versteht er nicht, daß dieses Werk im Besitze eines jeden Menschen außer mir eine Qual für mich sein muß? Er weiß es. Trotzdem wollte er sie kaufen. Er ist ein falscher Freund. Er hält meine mühsame Gerechtigkeit für einen Zusammenbruch; er will darüber triumphieren. Pit! Pit! Aber hätte er die Vase doch bekommen! Besser noch in seinen grausamen Händen, als sie im Besitze des Unverstandes wissen. Die freche Albernheit erhält sie jetzt, bäuerische Aufgeblasenheit trägt sie nach Haus. In einer Bauernstube steht sie wie ein Wesen am Pranger: „Wir kauften die Vase beim Bankerott des Grafen Asseweeth, dessen Mutter unsere frühere Herrschaft war,“ sagt man von ihr. Den Preis verschweigt man, weil er so hoch ist, daß jeder Bauer meinen würde, die Hebens hätten sich übertölpeln lassen. Die groben, schamlosen Hände dieser Gertrud gehen anfangs noch zeitweilig putzend über das lichtdurchstrahlte Porzellan hin. Bald schon kommt der Vase Glanz um im Staube des bäuerlichen Alltags. Schließlich haßt man das chinesische Wunder, weil man nichts damit anfangen kann. Überall stört das zarteste Werk, bis daß es eines Tages umgestoßen wird und zerschellt, nachdem es Jahrhunderte ein weihevolles Leben gehabt hat. Die arme Vase! Oh, warum kam sie nicht in

die ruchlosen Hände Pits! Sie würde doch wenigstens erhalten bleiben, gepflegt werden!“

Gerd schob sich, zog sich, torkelte in sein neues Heim am Bült, bestehend aus möbliertem Schlaf- und Wohnzimmer.

Gefangene Kälte fiel ihn an und schlug als Eisesfaust auf ihn ein. Ein Eindringling in eine fremde Welt war er. Finster schauten ihn an die Augen eines Majors, der in einem alten Goldrahmen hing. Das war der verstorbene Gemahl seiner Vermieterin, die nur aus Not die Zimmer abgetreten hatte. Unter der vergrößerten Photographie stand ein rotes, ausgesessenes Sofa mit zu gelb gestärkten Schutzdeckchen auf den Lehnen. Das Sofa trug eine Borte mit Spitzenfransen. Auf der Borte gab es auch noch Photographien, kleine und große, ebenfalls Angehörige der Vermieterin darstellend: Kinder, Schwestern, Brüder, Schwägerinnen. Warum nahm sie nicht die Bilder ihrer Liebe heraus aus dem Zimmer, das ein Fremder bewohnen soll? Diese Lieblosigkeit, diese Geschmacklosigkeit, diese Frechheit! Auf dem Klaviere stand ein Beethovenkopf, der aussah wie der Kopf Schillers. Darum her lagen Nippsachen aus schlechtem Porzellan: ein Elefant in Grasgrün; eine phosphorgelbe Schnecke; ein Hindenburg, die Weltkugel tragend. Nicht zum Aushalten für die Augen! An einer Wand prangte im Goldrahmen der Hochzeits-Myrthenkranz der Vermieterin; in einem schwarzen Rahmen der Silberkranz der Silbernen Hochzeit. Diese Fremdheit! Nicht mal mehr bei mir sein darf ich, nicht mal mehr allein sein. Wer saß nicht schon in diesem Sofa? Diese alten, gelbrot verschlissenen Farben des Teppichs, diese grüne, tintenbekleckste Farbe der Tischdecke! Dieses verblichene Rosa der Tapeten. Überall Gebrauchtheit! Überall altes, fremdes, feindliches Leben! Diese Landschaften aus getriebenem bronzierten Blech! Im fremden Geschmacke fremde Seelen, pöbelhafte Geister. Was blieb mir noch? Mutter, was habe ich nun von meiner Gerechtigkeit? Hohn! Gelächter! Wo ist ein Ausweg? Ein Ende! Ein Ende!“

Er sank gebrochen und fiebernd in das kreischende Sofa. Sein Auge fiel im heißen Aufschlagen auf einen Revolver, den er im Felde neben einem gefallenen Engländer gefunden und zu sich gesteckt hatte. Er war eines der wenigen Gegenstände, die er in seine neue Wohnung mitnahm. Er wiegte die schneidige Waffe in seiner Hand, prüfte sie, liebkoste sie. Er machte Übungen mit der linken Hand, kämpfte gegen die Müdigkeit, zielte, freute sich, daß seine Hand nicht zitterte, übte wieder im Kampfe gegen die Müdigkeit und freute sich immer mehr. Da lud er die Waffe, sicherte sie aber. Der Hahn sprang auf, knackte. Weh tat es ihm. Das Geräusch zerhackte seine Nerven. Er ließ es nochmals erschallen. Weh tat es. Er lachte über das Weh. Es machte ihm Spaß, sich zu peinigen.

‚Ich habe niemand mehr als dich, liebe Waffe. Mutter ging und stieß mich in die Finsternis. Anni wollte zwar bei mir bleiben, doch gewaltsam, wider meinen Willen, um über mich zu herrschen, mich zu martern mit ihrer Liebe. Heinz Potthoff ging und verriet mich. Pit Achterhuisen ging und verhöhnte mich. Ich habe als Freund nur dich.‘

Die Müdigkeit der vorher schlaflosen Nacht stand auf wie ein Riese und wehte heiß, daß es ihn schauerte. Er ging herum und kämpfte dagegen. Eine unsichtbare Riesenfaust drückte ihn in eine Sofaecke. Hohl höhnte er: „Ich entsichere!‘ Er entsicherte tatsächlich.

Aus dem Abenddämmern erschallten herrische Tritte. ‚Mutter,‘ schrie Gerd. ‚Geh weg! Ich wehre mich. Ich habe dein Erbe nicht verpraßt, wie Vater das seinige. Ich habe es nicht verspielt, wie Vater das seinige. Es war gestohlen Gut. Ich vertat es als Sühne für die Verbrechen an der Menschheit. Schrei nicht: „Hohn! Hohn!“ Es war Gerechtigkeit! Gott ist mein Zeuge. Grinse nicht! Lasse mich in Ruhe! Wirf mir nicht mehr vor, ich hätte mein Erbe nicht gehütet! Sag nicht, ich hätte Erd und Boden nicht genug geliebt. Ich weiß es: Du bist stärker als ich. Ich bin krank geworden, weil ich das Gute ausführen wollte. Du hältst dich gesund und lustig bei Verbrechen. Quäle mich nicht! Du hast ja recht behalten. Du bist das Leben, die Kraft! Ich bin die Ohnmacht, der Tod. Ich gestehe es: Ich bin deiner nicht wert. Ich will mich ja vernichten. Geh — geh — sieh — sieh! Alle gehen unter! Die ganze Welt ist verderbt. Die Sühne! Die Sühne! Sieh — — — !‘

Er fuchtelte mit der Waffe in der Luft herum. ‚Sühne!‘ lallte er. Er lachte wie im Traume. Ein Knochengerippe fiel mit tausend blutroten Armen ihm um Hals, Brust, Arme, Rumpf, Beine, schlang sich um ihn wie Schlangen, drückte, würgte. Ein Röcheln — Stöhnen — Ersticken . . . Gerd fiel mit dem Kopf auf die Tischplatte, mit der Stirn auf die Hand, die die Waffe hielt. Kein Schuß knallte. Er war zuvor von der Müdigkeit vieler schlaflosen Wochen darniedergeschlagen worden.

— — — — — — — — — — — — —

Graue Nebelmassen wallten schleierhaft um eine große, blutrote Sonne, die neben dem Martiniturm hing. Gerd war soeben erwacht. Es fröstelte ihn. Er richtete sich auf und sah die geladene, nicht abgeschossene Waffe. Der gestrige Abend fiel ihm ein. Es ließ ihn stumpf. Er schellte seiner Wirtin, bestellte Feuer und Morgenfrühstück, ging in sein Schlafzimmer, wusch sich, putzte sich. Als er fertig war, fand er sein Wohnzimmer behaglich warm. Er frühstückte mit frohem Anreiz.

Als sein Blick danach wieder auf die Waffe fiel, schämte er sich. Er war noch nicht zum Selbstmorde reif. Er lebte noch zu sehr!

Gestern döste er nur, faselte er nur, war er halb wahnwitzig in der Niedergeschlagenheit des Leids gewesen. Die Nähe des Wahnwitzes durchschauerte ihn in der Erinnerung. ‚Das Erbe,‘ dachte er; ‚der letzte Rest vom Erbe!‘ Die körperliche Müdigkeit hatte ihn gerettet. Die Frische und Leichtigkeit, so wie sie nach schwerer Krankheit sich erhebt und alles ergänzt, stieg in ihm auf, glühte, duftete. ‚Ich habe nichts mehr. Keine Mutter, kein Lieb, keinen Freund, kein Vermögen, keine Vase. Ich habe auch keine Sorge mehr um sie. Daher schlief ich diese Nacht am Tische wie seit Monaten nicht auf weichen Kissen, hatte wieder Hunger und bin jetzt begierig auf das Leben. Mein Eigen gab ich, um die ganze Welt zu erwerben. Ich besitze sogar schon dieses Zimmer. Ich verstehe die Freude, die der alte verstorbene Major an den schlechten, bunten Farbendrucken über den von Jagdhunden gestellten Hirsch empfand. Seine Freude bereitete meine Nachfreude. Der alte verschlissene Teppich verrät mir in seinen Greulichkeiten tausend Erlebnisse, tausend Bitternisse; die Flecken, die hier und da eine sorgfältige Hand anbrachte, verbergen viele heimliche Sorgen. Ich werde sie ahnen, ich werde sie alle erkennen und besitzen. Die scheußlichen Nippessachen auf dem Klavier tragen eine unsichtbare Schönheit. Die Liebe ist wie Geisterwehen um sie; die Liebe der alten Vermieterin. Jetzt finde auch ich das Häßliche schön. Jeder Mensch hat irgend etwas, was ihm das ist, was mir meine Vase war. Man muß gesellig fühlen, nach den seelischen Verbindungen suchen. . . .‘

‚Die Nebel sind gefallen! Wie herrlich steigt die Sonne über dem Lambertiturm in die blauen Weiten der Unendlichkeit. Ihre Strahlen erheitern mich und sind mein eigen. Mein ist die Welt.‘ Er drückte es halb ironisch aus, sich selbst verspöttelnd, wegen des Übermaßes seiner Freude, gestern Abend keine Dummheiten begangen zu haben. Er setzte sich ans Klavier und spielte Mozarts Frühlingssonate. Das Klavier war verstimmt, hatte aber einen reizenden, ganz mozarthaften Spinettklang. Er war selig. Jetzt war er frei. Seine Seele blühte jetzt endlich auf durch die Sühne des Fluchs all dessen, was er ererbt hatte. Das Leid, das er um seiner Gerechtigkeit willen bis zur Neige ertragen mußte, hatte ihn erlöst.

Gepriesen sei das Leid, jubilierte er in Tönen hinaus. Wie er vorhin mit der Ironie der Lebensfreude nicht genug tun konnte, so vermochte er diese auch im Spiel nicht genug auszudrücken; sie staute sich; er konnte sie nicht los werden. Glück! Glück! Plötzlich brach er ab. Da warf er das Gesicht in den über das Klavier gebogenen Arm und weinte, weinte sich die Freude aus.

— — — — — — — — — — — — —

An demselben Morgen ging Graf Gerd zum Generalkommando, um nachzufragen, wie es mit seinem Wiedereintritt in die Armee stehe.

Es schien ihm in seiner feinen Empfindsamkeit, als ob man ihn etwas kühl empfange und leere Höflichkeitsworte darbiete. Dadurch ließ er sich jedoch nicht bedrängen. Er hoffte wieder wie ein junger Mensch. Als er nach Hause zurückkehrte, fand er den langhaarigen Wachtelhund Sultan vor der Tür schweifwedelnd auf ihn warten. Gerd stieß einen Freudenschrei aus. Der Hund sprang an ihm auf, leckte ihm die Hand; Gerd streichelte ihn, Sultan sprang höher, kleffte lauter. Beide gaben sich der Freude, wieder beieinander zu sein, stürmisch hin. Sultan, das früher nur gern geduldete, dann zur Kurzweil gebrauchte, treue Tier, wurde in dieser Stunde Gerds Freund.

Oben auf Gerds Zimmer lag ein Paketchen mit einem Briefchen, das die Handschrift Pit Achterhuisens trug. Voll froher Neugierde öffnete Gerd zuerst das Paket und wickelte aus grauem Packpapier und weißen Seidenpapieren die bemalte Holzfigur einer Muttergottes, die, gestützt auf ihren runden Hüften, im linken Arm das Jesukind hob und über seine pralle Gesundheit eine mütterlich süße Freude im Neigen des Kopfes und im Lächeln der Lippen bezeugte. Gerd nahm dies Bildsäulchen auf, besah es von allen Seiten, befühlte es, bestreichelte es. Er staunte. Ja, es war seine alte liebe Muttergottes, vor deren kräftigem irdischen Körperbau und deren himmlisch wunderbarer Muttersorge er so oft mit geschwelltem Herzen gestanden hatte, um ihr Bild nassen Auges mit seiner eigenen Mutter zu vergleichen und an das zu denken, was er von der Mütterlichkeit seiner Mutter geerbt hatte. Und immer hatte er großes Leid empfunden nach dem Vergleich. Aber immer hinterließ der Schmerz eine Ruhe, still wie ein Grab und hoffnungsvoll wie ein Gebet: ‚Bändige die zerstörenden Gewalten des geistigen Erbes, pflege die guten Teile, die das schlechte Erbe hat! Muß es sein, so entsage! Die Entsagung ist eine Quelle der Erneuerung.' Und nun hielt er das heilige Werk wieder in der Hand und war tief bewegt. Er brach das Begleitschreiben auf und las:

‚Verweigere mir die Freude nicht, Dir diese mittelalterliche, bunte, heilige Holzfigur zu schenken! Du sollst daraus wenigstens erkennen, daß ich immer noch bin Dein alter und treuer

Pit.'

‚Und von diesem Menschen habe ich geglaubt, er wolle mich durch den Ankauf der Vase beleidigen. Vielleicht hatte er selbst die Vase für mich bestimmt und nur sein Taschengeld . . .' Der Gedanke verfloß im Aufquellen einer Freundschaft, wie er sie so heftig noch nicht empfunden hatte. Er trug die Bildsäule vorsichtig in sein Schlafzimmer. Der fremde Raum veränderte sich. Er wurde ihm plötzlich vertraut und lieb wie ein Gemach.

Da bellte Sultan, der sich vor dem warmen Ofen heimisch gemacht hatte. Es klopfte an seiner Wohnzimmertür. Auf sein

‚Herein‘ betrat der Kreuzhofbauer das Zimmer. Im Arm hielt er ein Butterfäßchen, das er umständlich auf den Tisch stellte, dann erst begrüßte er den Grafen und sagte, er hätte ihm etwas mitgebracht. Darauf holte er aus dem Butterfäßchen einen in Lappen eingewickelten Gegenstand. Er löste sorgfältig mit seiner schweren, rotbehaarten Hand die Lappen und siehe, was sich herausschälte, war die Vase.

Gerd prallte zurück und erbleichte vor Erregung. Er wollte sprechen. Seine Kehle schnürte sich zu. Feuchten Auges starrte er den Kreuzhofbauern an.

‚Ein Geschenk von diesem Bauern? Unmöglich, daß der ihm eine solche feinfühlige Liebe erweisen könne. Unmöglich! Aufgepaßt! Es ist vielleicht ein Kuhhandel, den der Bauer in seinem Schädel ausbrütet. Er will mich reinlegen. Aufgepaßt!‘

Der Kreuzhofbauer hatte geschwiegen. Jetzt sprach er:

‚Meine Tochter Gertrud schickt mich damit her, junger Herr. Ich habe aber immer gesagt: Du kannst dem gnädigen Herrn doch kein Geschenk anbieten. Ich habe immer gesagt: sie hat einen Fipps. Aber sie hat es trotzdem gewollt. Sie hat gesagt: Wir wollen dem Herrn Grafen die Vase, die er so gern hat, schenken. Er und seine Frau Gräfin Mutter waren, als es ihnen gut ging, immer sehr gnädig zu uns. Und da, ja und da habe ich mich schließlich überreden lassen. Die Weibsleute sind mit ihren Zungen immer die stärkeren. Ja, das sind sie nun mal. Und da — ja, nae nae. . . .‘

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und sah unruhig nach Gerd.

Dieser hatte die Vase auf einen kleinen Tisch gestellt und blieb davor stehen, Herrn Heben den Rücken zukehrend. Gerd konnte sich nicht fassen. Wie hatte er sich auch in diesem Menschen vom Kreuzhofe geirrt! Ganz so wie mit Pit. Sah er die Menschen zu einseitig nur nach seinen augenblicklichen Stimmungen an? Nur wie sie zu ihm paßten? Nicht wie sie selbst nach ihren Umständen waren? War seine Menschenbehandlung und sein menschliches Benehmen falsch? Man muß eben nicht nur persönlich fühlen, vielmehr gesellig — ah — ja man muß nach der Seele des andern, des andern . . . . . .‘ Ein Gedankenfunkengestöber; ein aufschäumendes Jubelgefühl. Neues Land, das dem Sucher plötzlich unvermutet wie eine Erscheinung aufblitzt und verschwindet.

Gerd sah und vergaß. Er fühlte dann nur die Tatsache des Geschenkes. Er hatte seine Vase wieder. Er sah sie an. Sie war es wirklich. Und dann erblickte er im Geiste, wie Gertruds kräftige Hände sie ihm reichten. So feinfühlig konnte sie sein. Was hatte sie nicht alles erraten müssen, um zu erfahren, daß ihm gerade diese Vase so lieb war! Das tiefsinnige, prächtige Kind! Nicht genug konnte er den Menschen vom Kreuzhofe dafür danken.

Er besann sich. Herrgott, den Bauern hatte er ohne ein Wort stehen lassen. Er schnellte um. Die Stube war leer. Herr Heben polterte unten schwer durch die Haustür. Gerd riß das Fenster auf: ‚Herr Heben, Herr Heben, aber laufen Sie doch nicht weg!‘ rief er. ‚Nae, Herr Graf, lassen Sie man, ich nehme das Ding doch nicht wieder mit. Nae, das will ich nicht. Guten Morgen, junger Herr!‘ antwortete er.

Gerd stand im Zimmer und lachte. Sultan bellte vor Mitfreude.

Im jauchzenden Lustgefühle schritt Gerd auf die Vase zu. Er umstreichelte sie, indem er den lieblich stolzen Schwung ihrer Form nachahmte. Doch er berührte sie nicht. Er wagte es nicht. Wie ein Heiligtum, das ein wunderbares Geheimnis mehr in sich birgt, kam sie ihm vor.

(Fortsetzung folgt.)

Nicht den Tod!

Nicht den Tod! Gott! Zünde neue Farben!
Greife Ströme Lichts aus dieser Nacht!
Gib, daß alle, die in sich verdarben,
Heilandshand zu deinen Kindern macht!

Nicht den Tod! Gott! Hülle mit Erbarmen
Jeden Arm, der seinen Bruder schlug,
Kaltes soll an deiner Glut erwarmen,
Fülle, ach, mit Liebe jeden Krug!

Fülle, ach, mit Güte jeden Scherben!
Überströme heiß — und ohne Maß!
Ausgestoßen irren deine Erben,
Und die Welt erstickt in ihrem Haß.

Elisabeth Greitsch.

Die österreichische Frage / Von Anton Chroust

III.

Gegen die Koalition der Slawen, von der sich nur die Ruthenen ausnehmen, der Klerikalen und des Feudaladels führt nun die deutsche und liberale Partei durch vierzehn Jahre, von 1879—1893, einen Kampf, der mit der Zeit zum Daseinskampf der deutschen Nationalität in Österreich wird. Im Mittelpunkt dieses Kampfes steht das böhmische Problem: der Anspruch der Tschechen, ihrer Sprache im ganzen Umfang des Königreichs Böhmen alleinige oder doch vorzugsweise Geltung zu verschaffen; sie wollen die Zusammensetzung des Landtages zu ihren Gunsten abändern, die Landesverwaltung von Wien und von der Zentralregierung unabhängig machen und, wenn möglich, den tschechischen Nationalstaat aufrichten, dem sich die drei Millionen Deutscher in Böhmen und Mähren einzugliedern hätten; sie wollen auch die wirtschaftliche Selbständigkeit der wohlhäbigen Länder, den ungeschmälerten Genuß ihrer reichen Erträge sichern, deren Überschüsse bisher von der Armut Tirols und Galiziens aufgezehrt worden waren.

Diesen Forderungen widersetzen sich aber die zahlreichen und selbstbewußten, auch wirtschaftlich kräftigen Deutschen Böhmens. Sie fordern ihrerseits innerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebiets Nordböhmens und in den größeren deutschen Sprachinseln Böhmens und Mährens ausschließlich deutsche Schulen und deutsche Beamte; sie verlangen in Prag, dessen tschechische Bevölkerung inzwischen mächtig herangewachsen war, wenigstens volle Gleichberechtigung der deutschen mit der tschechischen Sprache; sie begehren die Mitaufsicht und die Mitbestimmung über die Steuergelder des Landes; sie wünschen mit ihren Anliegen vor Amt und Gericht überall, auch in den tschechischen Landesteilen in ihrer Sprache gehört zu werden; sie lehnen jede Veränderung der ihnen bisher günstigen Landes- und Wahlordnung ab, die der deutschen Minderheit die Herrschaft im Landtage gesichert hatte; sie wollen die altehrwürdige Universität in Prag für sich allein besitzen. Auch materielle Interessen kommen bei den Deutschen zur Geltung: die Sorge, daß die von den Tschechen geforderte Zweisprachigkeit der Verwaltung und Rechtspflege und gar erst deren völlige Tschechisierung ihre Kinder bei der Bewerbung um die Beamtenstellen zurücksetzen würde; denn die Gewohnheit, die zweite Landessprache zu erlernen, war bei den Deutschen allmählich außer Übung gekommen, während die Tschechen, von denen jeder Gebildete deutsch versteht, dadurch einen Vorsprung vor den deutschen Mitbewerbern erlangten. Die Deutschböhmen wollen auch den wirtschaftlichen Einfluß auf das ganze böhmische Gebiet behaupten, aus dem die bedeutende deutschböhmische Industrie bisher ihre wohlfeilen Arbeitskräfte bezogen hatte, das für den Gewerbefleiß von Reichenberg und Leitmeritz das nächste und aufnahmefähigste Absatzgebiet gewesen war. Und nicht zuletzt fühlen sich die Deutschen in Böhmen zusammen mit den übrigen Deutschösterreichern als die eigentlichen Träger des österreichischen Staatsgedankens; sie setzen ihre besonderen Interessen denen des österreichischen

Staates gleich und wollen den alten Einheitsstaat erhalten, der durch die Entwicklung eines tschechischen Nationalstaates notwendig gesprengt werden mußte. Um ihrer selbst willen, aber auch um des Staates willen treten die Deutschen den Ansprüchen der Tschechen entgegen.

Dieser Widerstand gegen die allmähliche Auflösung der Monarchie in nationale Kleinstaaten hätte Aussicht auf Erfolg gehabt, wenn die Lage der Deutschen in den übrigen Teilen Österreichs eine wesentlich bessere gewesen wäre. Aber dieselben Verhältnisse wiederholen sich in den meisten anderen österreichischen Ländern: fast jeder Landtag ist Schauplatz nationaler Kämpfe, wobei die Deutschen hier Mehrheit, dort Minderheit sind. Daher die Verschiedenheit der nationalen Taktik in den verschiedenen Ländern, daher die Spaltung im deutschen Lager, daher die Unmöglichkeit, einen für ganz Österreich gültigen und zweckmäßigen Ausgleich unter den Nationalitäten zu schaffen, der auf alle Verhältnisse gepaßt hätte.

Auch die neue Regierung des Grafen Taaffe, eines Jugendgespielen des Kaisers, hatte zu dem großen Problem Stellung zu nehmen. Sie versuchte es zunächst im Sinne einer Vermittlung; sie bemühte sich um die Bildung einer Mittelpartei gemäßigter Elemente aus dem tschechischen und deutschen Lager, um mit deren Unterstützung extreme Forderungen abzuweisen und einen Ausgleich zunächst in Böhmen zu finden, der die beiden Völkerstämme, die zahlreichsten und wichtigsten der Monarchie, zu gemeinsamer fruchtbarer Arbeit am Staat heranführen könnte.

An der Lösung dieser Aufgabe mühen sich von nun an durch 30 Jahre alle österreichischen Regierungen in qualvoller Sisyphusarbeit. Noch waren die Aussichten auf Erfolg nicht ganz ungünstig. Die Tschechen, die ihre Schmollpolitik aufgegeben hatten und 1879 im Reichsrat erschienen waren, bequemten sich — ihrer Sache noch nicht sicher —, den Deutschen die gegenseitige Anerkennung des augenblicklichen nationalen Besitzstandes vorzuschlagen; im Landtag sollten nationale Kurien, in der jede der beiden Nationen ihre nationalen Angelegenheiten selbständig entscheiden konnte, eingerichtet werden, während die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen gemeinsam beschlossen werden konnten; dafür aber sollten die Deutschen die Einheit des Königreichs anerkennen, von jeder Teilung des Landes absehen und den Gebrauch der tschechischen Sprache auch im deutschen Gebiet Böhmens zulassen.

Eine Verständigung auf dieser Grundlage wäre damals wohl möglich gewesen, namentlich wenn eine starke Regierung die Bürgschaft dafür übernahm, daß jeder Teil den Pakt gewissenhaft beobachten werde, und Taaffe war durchaus geneigt, dafür einzustehen, wie er ja überhaupt nicht die Absicht gehabt hatte, gegen die Deutschen zu regieren, nur daß er eben die Slawen für seine Regierungsmehrheit brauchte und auf sie Rücksicht nehmen mußte.

Das Hindernis für eine Verständigung lag vor allem bei den radikalen Politikern beider Parteien, auch bei den deutschböhmischen, die sich nicht in

den Gedanken finden konnten, ganz Böhmen und den böhmischen Landtag künftig nicht mehr vom deutschen Kasino in Prag aus zu regieren. Es lag aber auch bei den Deutsch-Liberalen der anderen Länder, die mit Recht besorgten, es würden die Südslawen und die Italiener nunmehr entsprechende Forderungen an die deutschen Mehrheiten in Steiermark, Kärnten und Tirol richten, die die Gefahr hoch einschätzten, wenn überall slawischnationale Mittelschulen und da und dort nationale Universitäten erstünden, die ganz Österreich mit slawischen Beamten überfluten würden. Und nicht zuletzt wirkte bei dem Widerstand der Deutschen die Sorge um die deutschen Sprachinseln im slawischen Gebiet, die man nicht den Gegnern aufopfern wollte.

Diese Sprachinseln spielten überhaupt in den nationalen Kämpfen Österreichs eine große und verhängnisvolle Rolle.

Es gehört mit zu den Schicksalen des österreichischen Staates, daß er nicht nur Teile von neun größeren Nationen in sich birgt, sondern daß auch deren Sprachgebiete gegeneinander ganz und gar nicht scharf abgegrenzt sind und jedes Sprachgebiet tief in das des Nachbars eingreift. Vor allem ist der Besitz der Deutschen verstreut und ungünstig verteilt. Um die feste Masse bayerischer Siedlungen in den Alpenländern, fränkisch-bayerischer in Böhmen legt sich ein Gürtel von Einzelnsiedlungen im slawischen Gebiet, meist Städte mit ihrer unmittelbaren Umgebung, die entweder von den Deutschen gegründet oder mit der Zeit germanisiert worden waren; auch ganze Landschaften, wie die Gottschee in Krain oder die Gemeinden auf der Hochfläche von Folgheria-Vielgereuth haben, selbst ohne städtischen Mittelpunkt, ihr deutsches Wesen inmitten der fremden Umgebung bewahrt. Gerade in diesen Sprachinseln fühlt man den Wert der Zugehörigkeit zur großen deutschen Nation am stärksten; aus diesen Sprachinseln kommen der deutschen Partei die streitbarsten Vertreter, die den nationalen Gedanken und die nationalen Ideale mit besonderer Lebhaftigkeit pflegen. Früher hatten diese Sprachinseln die Führung der ganzen umgebenden Landschaft besessen, deren geistiger und wirtschaftlicher Mittelpunkt sie waren. Jetzt werden sie die ersten Angriffspunkte der slawischen Begehrlichkeit, zumal sie sich im Laufe der Zeit einer slawischen Zuwanderung doch nicht hatten erwehren können; slawische Minderheiten aus Gewerbegehilfen und Gesinde, das sich selbständig gemacht, aus kleinen und mittleren Beamten hatten sich gebildet, zu denen sich mit der Zeit auch Vertreter der slawischen Intelligenz, Ärzte, Rechtsanwälte u. a. gesellten; allmählich entstand auch hier eine slawische Partei, die sich wenigstens in der Gemeindeverwaltung zur Geltung zu bringen suchte, die jede wirkliche oder vermeintliche Zurücksetzung mit lauter Klagen in der Presse, bei den Parteiführern oder bei der Regierung beantwortete und nur ein Ziel im Auge hat, Mehrheit zu werden und die Sprachinsel, diesen Pfahl im eigenen Fleisch, zu slawisieren.

Während die Slawen die Eroberung dieser Sprachinseln in Böhmen und Mähren, in Südsteiermark und Krain auch als Kraftproben an-

streben, ist für die Deutschen deren Behauptung nationale Ehrensache; ihr Verlust wäre ein Zeichen verminderter nationaler Widerstandskraft gewesen. Namentlich um ihretwillen wurde der schon in Kremsier erörterte und immer wieder angeregte Gedanke der Neugestaltung der politischen Verhältnisse in Österreich durch Bildung national einheitlicher Verwaltungsbezirke, der Kreise, abgelehnt, da man damit jene Sprachinseln hätte hingeben müssen.

Heute wird man freilich die Erwägung anstellen dürfen, ob der Friede unter den Nationalitäten Österreichs und die Sicherung und Erhaltung des Staates, an dem die Deutschen doch starkes Interesse hatten, nicht höher zu bewerten gewesen wäre als das schmerzliche Opfer, das man durch Hingabe der Sprachinseln hätte bringen müssen. Aber vielleicht ließ sich sogar dieser Verlust vermeiden oder verringern, wenn man sich ernstlich bemühte, neue politische Formen für das Zusammenleben verschiedener Nationen in einem Staatswesen aufzusuchen, wenn man etwa die Gesamtheit aller Angehörigen eines Stammes als national einheitlichen Wahlbezirk aufgefaßt hätte, in dem keine deutsche Stimme dem Deutschtum verloren zu gehen brauchte und jeder, auch der Vereinzelte, unter dem Schutze aller Volksgenossen seines Landes stand. Einen solchen Ausgleich der nationalen Ansprüche bei starker nationaler Vermischung hatte man vor fast zwanzig Jahren in Mähren im sog. ‚nationalen Kataster' versucht und mit Erfolg durchgeführt und diesen Versuch in der Bukowina wiederholt. In Mähren entscheidet nicht mehr der zufällige Wohnsitz der Wähler, sondern die ausdrücklich erklärte Zugehörigkeit zu einer der beiden Nationalitäten im Lande und die Eintragung in ein ‚nationales Grundbuch' über die Verteilung der Mandate unter die nationalen Parteien nach dem Verhältnis der Zahl und über die Verwendung der Geldmittel des Landes für die Kulturzwecke der Deutschen und Tschechen.

Doch zu solchen Wegen hat erst die Ermüdung des Kampfes geführt, der ein Menschenalter lang weiterging, ohne einer Partei den Sieg zu bringen. Immer wieder wird der Versuch des Ausgleichs wiederholt; jede österreichische Regierung hat sich darum bemüht; keine will den Staat den Slawen völlig ausliefern, keine will gegen die Deutschen regieren, aber keine kann ohne die Slawen auskommen. Die deutsch-liberale Partei nimmt aber auf die schwierige Lage der Regierung nicht immer Rücksicht und bekämpft sie auch dann, wenn es klüger gewesen wäre, sie zu unterstützen. So drängt die Opposition der Deutsch-Liberalen Taaffe fast gegen dessen Willen immer weiter hinüber zu den Slawen und zu den mit ihnen verbündeten Parteien, festigt nur die parlamentarische Verbindung unter diesen, den ‚eisernen Ring', und erreicht damit endlich, daß die Deutschen Schritt für Schritt aus ihrer geschichtlichen Stellung in Österreich verdrängt und die Mittel des Staates, die Steuergelder, zum größten Teil von den Deutschen aufgebracht, der Begehrlichkeit der Polen und der Südslawen zur Verfügung gestellt werden. Für alle Ansprüche der nationalen Gegner, auch für die berechtigten, hat die deutsch-liberale Partei, die sich in die

neue Aufgabe einer wenn auch starken Minderheitspartei gar nicht zu finden weiß, nur ein starres Nein; ihre Taktik ist nur ein leidenschaftliches Ankämpfen, wobei sie ihre Kräfte verzehrt, an Vertrauen einbüßt, ohne der deutschen Sache zu nützen. Sie hat eben, neuen Ideen unzugänglich, nicht verstanden, daß es klüger gewesen wäre, den Aufstieg der Slawen, den die Einwirkung der deutschen Kultur ja selbst herbeigeführt, mit Wohlwollen zu verfolgen, Vertrauen zu erwecken und durch Berücksichtigung der berechtigten Interessen der Slawen namentlich in Bildungsfragen sich den Anspruch auf die geistige Führung der Völker Österreichs von neuem zu erwerben, da eine weitere politische Beherrschung der zum Bewußtsein der Macht und der Überzahl erwachten Gegner nicht mehr zu hoffen war.

Aber die deutsch-liberale Partei kennt nur eine einzige politische Betätigungsform, die des Herrschaftsanspruches, den sie noch dazu in schwächlicher Weise vertritt, der nicht einmal Furcht einflößt und mit der Sünde der Korruption befleckt, mit dem Makel der Unpopularität behaftet ist. Beides verdankt die Partei ihrer schon erwähnten Verbindung mit den Mächten der Börse und der Wiener Presse. Namentlich die letztere spielt auch im Völkerstreit eine verhängnisvolle Rolle, da sie immer wieder den Hader anfacht, neue Streitpunkte aufzeigt, Beschwerden übertreibt und die Gegensätze vertieft. Man gewinnt leicht den Eindruck, daß die Kreise, die hinter dieser Presse stehen — und das sind vor allem die des Großkapitals —, eine Einstellung des nationalen Kampfes gar nicht wünschen, auf ihn alle Aufmerksamkeit vereinigen wollen, um von ihren Geschäften abzulenken, um die Tatsache zu verhüllen, daß der Einfluß der großen Geldinstitute auf das öffentliche Leben immer stärker wird, daß Staat und Regierung in immer größere Abhängigkeit von den Bankkonsortien geraten sind.

Auf der anderen Seite ist es der Feudaladel, namentlich der böhmische, der ins Feuer bläst. Dieser Landsknechtadel, der meist erst in den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges aus der Fremde, aus Italien, Irland und Belgien, ins Land gekommen war und dort aus Beutegeldern reichen Besitz erworben hatte, fürchtete ernstlich, seinen politischen und wirtschaftlichen Einfluß zu verlieren, den er als Zünglein an der Wage zwischen den beiden Nationen in Böhmen übte, wenn sich Deutsche und Tschechen verständigen und in der Prager Landstube gemeinsame Front gegen ihn machen würden. Diese böhmischen Magnaten waren sich dabei wohl bewußt, viel Haß auf sich geladen zu haben, nicht nur durch persönlichen Hochmut, sondern mehr noch dadurch, daß sie sich den wirtschaftlichen Bedürfnissen der anderen Bevölkerungsschichten so oft entgegengestellt, das Wirken der Verwaltung gelähmt und auf ihren Latifundien, in ihren Zuckerfabriken, in ihren Kohlenbergwerken die Hintersassen, die Arbeiter, die Häuer in schamloser Weise ausgebeutet hatten. — Um die Gefahr einer nationalen Versöhnung zu beschwören, schlagen sich die Schwarzenberg, die Lobkowitz, die Thun, die Boucquoy usw. auf die Seite der Tschechen und bestärken sie in ihrem Widerstand gegen die Forderungen der Deutschen.

Leider steht auf der Seite der Gegner des Deutschtums auch die klerikale Partei, die — wie wir sahen — durch die kirchenfeindliche Haltung der Liberalen, vor allem ihrer Presse, die gerne auch in Österreich einen Kulturkampf herbeigeführt hätte, zu den Slawen hinübergedrängt worden war, aber bei ihnen auch dann noch aushielt, als es sich nicht mehr um den Gegensatz von liberaler und kirchlicher Weltanschauung, sondern um Sein und Nichtsein des Deutschtums in Österreich handelte. Die betrübende Erscheinung findet ihre Erklärung z. T. auch darin, daß unter dem österreichischen Klerus das deutsche Element überhaupt unverhältnismäßig schwach vertreten war, daß bei dem Mangel an deutschen Priestern deutsche Gemeinden unter den Einfluß ihrer slawischen Pfarrer gerieten und daß endlich der hohe und reiche Klerus in seinen Interessen vielfach mit dem Feudaladel übereinstimmte.

Erfolge einen, Mißerfolge zersplittern. In der Zeit der fast unbeschränkten Herrschaft war die deutsch-liberale Partei trotz ihrer Mängel eine achtunggebietende politische Erscheinung gewesen, von der nur wenige Außenseiter sich abzuschichten wagten: jetzt beginnt ein langsames Abbröckeln von ihr. Namentlich der Zusammenhang der Partei mit den großen Geldmächten stößt die jüngeren Volksgenossen, besonders aus den Alpenländern, ab; diese wünschen auch schon eine stärkere Betonung des deutsch-nationalen Gedankens und im Zusammenhang damit eine schärfere Gegnerschaft gegen die slawenfreundliche Regierung, der der Liberalismus zwar im offenen Parlament den Krieg ansagte, um dann im Kabinett des Ministers um so unterwürfiger Zugeständnisse und Gunstbezeigungen für die Wähler oder für den Wahlbezirk oder gar für die eigene Person zu erbetteln. In demselben Kreis der Jüngeren macht sich auch eine lebhafte Bewegung geltend, die den engsten Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich begehrt, mit dem in demselben Jahr 1879, das den Verlust der Vormachtstellung der Deutschen in Österreich gesehen, das Verteidigungsbündnis abgeschlossen worden war.

Man sollte denken, daß das Bündnis mit dem Reich den Deutschen Österreichs das vollauf ersetzen konnte, was ihnen durch die Bevorzugung der Slawen verloren gegangen war. Allein gerade das Gegenteil traf zu: in dem Augenblick, da die österreichische Regierung durch das Bündnis ihre Rechnung mit Preußen-Deutschland abschließt und die alte Rivalität begräbt, entfällt für sie der letzte Anlaß, deutsche Interessen zu fördern, auf die Gefühle ihrer deutschen Untertanen Rücksicht zu nehmen, schwindet auch die Besorgnis, daß das Reich sich unter den Deutschen Österreichs eine Partei großziehen, den Anschluß der deutsch-österreichischen Länder an das Reich vorbereiten könnte, wird es für die Krone sogar vorteilhafter, sich an die Slawen anzulehnen: denn ein Österreich, in dem fortab die Slawen den Ton angeben, kann auch einen Bismarck nicht locken. Andererseits scheint die Bevorzugung der Slawen geeignet, panslawistische Strömungen von den österreichischen Slawen fernzuhalten, den Tschechen jeden Vorwand zu nehmen, um nach Moskau zu pilgern; ja vielleicht konnte ein

slawisches Österreich selbst ein Sammelpunkt für alle westlichen und südlichen Slawen, insbesonders für die des Balkans, werden, zu denen man seit der Besetzung Bosniens in ein engeres Verhältnis getreten war.

Mit kurzen Worten: das deutsch-österreichische Bündnis von 1879 hat den Deutschen in Österreich nichts genützt, ja sogar den Wert der bisherigen moralischen Anlehnung an das Reich vermindert. Bismarck, der das Mißtrauen des Wiener Hofes nur zu gut kennt, vermeidet alles, was diesem Hof Grund zu Klagen geben konnte. Die nationale Bedrängnis der Deutschen wird von den offiziellen Kreisen im Reiche unbeachtet gelassen, ebenso alle nationalen Abwehrmaßregeln, die ganze Schutz und Schulvereinsbewegung. Die offiziöse Presse verschafft sich ihre Stimmungsberichte aus Österreich durch Vermittlung der Pressebureaus der Wiener Ministerien und hütet sich, ihre Leser über die wirklichen Zustände in Österreich aufzuklären. — Die Kenntnis von österreichischen Dingen und das Interesse daran nimmt im verbündeten Deutschen Reich in erschreckendem Maße ab. Es scheint in Berlin niemand beachten, niemand verstehen zu wollen, daß der österreichische Staat, an dessen Fortbestehen man nun so sehr interessiert war, ohne die Deutschen doch nicht dauern könne. — Aber auch Bismarck selbst hat Österreich nie gekannt, für den neuen Verbündeten niemals Sympathien besessen, und diese Verständnislosigkeit für österreichische Dinge hat er leider auf seine in solchen Dingen nur allzu gelehrigen Nachfolger vererbt.

Im Grunde hat das Bündnis von 1879 für die Deutschen in Österreich nur das vollendet, was 1866 eingeleitet worden war: es hat die Beziehungen Deutsch-Österreichs zum Reich noch mehr gelockert, die Stellung der Deutschen in Österreich nur noch schwieriger, noch hoffnungsloser gemacht.

Ohne Sorge vor einer Einwirkung von außen kann nunmehr Taaffe seine Wege wandeln, um zur Versöhnung der österreichischen Völker zu gelangen, und dabei für seine Freunde Riemen aus der Haut der Deutschen schneiden: der amtliche Gebrauch der tschechischen Sprache in Böhmen wird durch Sprachverordnungen ausgedehnt, die Südslawen erhalten Zugeständnisse wenigstens in Personalfragen; der kirchlichen Partei werden Wünsche auf dem Gebiet des Schulwesens erfüllt.

Diese kleinen Geschenke erhalten dem Ministerium die Freundschaft der Mehrheitsparteien, die dafür mehr oder weniger bereitwillig den Forderungen der Regierung zustimmen, die vorzugsweise aus dem Säckel der deutschen Steuerträger zu bezahlen waren. Selbst die zweite Erneuerung des Ausgleichs mit Ungarn im Jahre 1887 geht ohne besondere Schwierigkeiten vor sich, obgleich Mehrheit und Minderheit des Parlaments darin einig sind, daß die westliche Reichshälfte durch den Ausgleich zu stark belastet werde und daß die Leistungen der Magyaren für den Gesamtstaat in keinem Verhältnis zu den Ansprüchen und dem Einfluß stünden, den die östliche, die ungarische Reichshälfte schon damals auf die Politik des Gesamtstaates übte.

Freilich müssen diese Erfolge der Regierung Taaffes von Jahr zu Jahr mit steigendem Preis erkauft werden, und auch der scheint bald nicht mehr zuzureichen. So muß die Regierung nach neuen Helfern ausschauen: sie nähert sich den Arbeitern, die sich inzwischen organisiert hatten und auch in Österreich eine Macht zu werden beginnen; sie sucht auch die kleinen Steuerträger, namentlich in den Städten, heranzuziehen, bei denen sie konservative Neigungen voraussetzt, und erweitert durch Herabsetzung des Wahlzensus das Wahlrecht, wogegen die liberale Partei sich kurzsichtig und natürlich vergeblich sträubt.

Noch unter Taaffe beginnt die Politisierung des sog. kleinen Mannes, des Kleinbürgers und Kleinhandwerkers besonders in Wien, freilich nicht ganz mit der erwarteten Wirkung: denn die politischen Wünsche des Mannes aus der Vorstadt gewannen sogleich soziale Färbung, münden aber nicht in die Sozialdemokratie, sondern in den Antisemitismus aus, der die österreichische Form des Kampfes gegen das Großkapital und das Unternehmertum darstellt, das ja im wesentlichen jüdisch war. Es organisiert sich in Wien eine starke antisemitische Partei unter der Führung des Volksmannes Lueger, der zum Volk in dessen Zungen zu reden, der dessen Instinkten zu schmeicheln versteht; sie schafft sich eine eigene Presse, die der liberalen erfolgreich entgegentritt, setzt sich in der Wiener Gemeindevertretung, im niederösterreichischen Landtag und schließlich im Reichsrat durch und wird alsbald in ganz Deutschösterreich zu einer Macht, die dem Liberalismus und sogar der Sozialdemokratie das Wasser abgräbt, sich dabei als Trägerin eines spezifisch österreichischen Patriotismus aufspielt und die Anhänglichkeit an die Dynastie im Gegensatz zu der sich bildenden deutsch-nationalen Partei stark betont. Noch einflußreicher wird die Partei, als sie Beziehungen zur klerikalen gewinnt, ihr den bisher mangelnden Einfluß in den Städten eröffnet, sie dafür aber allmählich aus ihrer Verbindung mit den slawischen Parteien herauszieht. So hat die ‚christlich-soziale Partei', wie sich die Antisemiten nennen, namhaften Anteil daran, daß der eiserne Ring im Jahre 1893 endlich in die Brüche geht; die Deutsch-Klerikalen waren es allerdings wohl auch müde geworden, sich von den Slawen noch länger gegen die eigenen Volksgenossen vorschicken zu lassen und dafür den Vorwurf des nationalen Verrats zu ernten.

Damals, als die Klerikalen ins Schwanken kamen, bestand die Möglichkeit der Bildung einer großen Partei, die alle deutsch sprechenden Angehörigen des Staates umfaßt und der Regierung und den Slawen wohl mehr Respekt eingeflößt hätte als die bisherigen zersplitterten deutschen Parteien. Aber der günstige Augenblick wird nicht benützt; es kommt zu keiner Einigung zwischen den Deutschen. Die Deutsch-Nationalen, die inzwischen den alten Liberalismus aus den wichtigsten Stellungen geworfen, hatten von diesem doch die Kirchenfeindlichkeit geerbt und zeigten unter der Führung Schönerers der katholischen Kirche dieselbe Feindseligkeit wie die liberale Partei; vollends die ‚Los-von-Rom-Bewegung', die durch Verdrängung des Katholizismus aus Österreich ein Hindernis der Vereinigung

mit dem Deutschen Reich beseitigen möchte, hat die kirchlichen Kreise der nationalen Bewegung wieder entfremdet.

So wird, um einen Ausdruck Taaffes zu gebrauchen, in Österreich ‚fortgewurstelt' unter sinkender Teilnahme weiter Bevölkerungsschichten an den öffentlichen Angelegenheiten. Die parlamentarische Arbeit, die so oft ergebnislos bleibt, fällt in der Wertschätzung, das Gezänke im Reichsrat stößt die Wähler ab; an das Gelingen eines Ausgleichs zwischen Deutschen und Tschechen glaubt niemand mehr, hüben und drüben macht sich der nationale Radikalismus immer mehr geltend, der von Versöhnung, von Zugeständnissen durchaus nichts hören will und schließlich zum Mittel der parlamentarischen Obstruktion greift, bei der die Gegner sich durch Schreien und Lärmen unterbrechen, sich wohl auch tätlich angreifen und jedenfalls den Fortgang der Beratungen hemmen. Erfinder dieser neuen Kampfesart sind die Tschechen, die damit im Prager Landtag von 1893 vorangehen; aber nur zu bald wird sie von den Deutschen im Wiener Reichsrat nachgeahmt und damit der österreichische Parlamentarismus begraben.

Da Taaffe die Versöhnung der Völker in vierzehn Jahren auf dem Wege der Verhandlungen nicht zustande bringen kann, so ruft er nochmals die populären Gewalten zu Hilfe, indem er eine neue Erweiterung des Wahlrechts vorschlägt, die dem allgemeinen Wahlrecht schon sehr nahe kommt. Durch die neuen Wählermassen, vor allem durch die Arbeiter, die er an den nationalen Kämpfen nicht interessiert glaubt, hofft er die nationalen Parteien zu überwinden, an die Stelle der nationalen Kämpfe die wirtschaftlichen Auseinandersetzungen zu rücken. — Allein die im Besitz befindlichen Parteien der Mehrheit wie der Minderheit einigen sich nach vierzehnjähriger gegenseitiger Befehdung, um die ihnen allen gefährliche Absicht samt deren Urheber zu Fall zu bringen, und die Krone, die dem Experiment wohl von Anfang an mißtrauisch gegenübergestanden hatte, läßt Taaffe gehen.

Die nun rasch aufeinander folgenden Regierungen versuchen sich immer wieder an der gleichen Aufgabe, aber mit demselben Mißerfolg. Die Verständigung unter den Parteien rückt in immer weitere Ferne, die Kampfesstimmung steigert sich nur und hemmt die Besorgung der notwendigen Staatsgeschäfte. Schließlich kann wegen der parlamentarischen Obstruktion nicht einmal mehr der Staatsvoranschlag in regelmäßiger Weise erledigt werden; die Regierung muß sich mit dem Notverordnungsrecht, dem § 14, helfen, der ihr erlaubt, in Notfällen gegen nachträgliche Genehmigung die notwendigen Staatsausgaben auch ohne parlamentarische Bewilligung zu leisten.

Ein politischer Dilettant, der polnische Graf Badeni, dem die Verhältnisse außerhalb Galiziens ganz fremd sind, glaubt mit einer neuen Sprachenverordnung, die den Tschechen so ziemlich alle ihre Forderungen gewährt, die Zweisprachigkeit bei allen Behörden in ganz Böhmen und

den Gebrauch der tschechischen Sprache im Verkehr der Ämter untereinander, die sog. innere Amtssprache, die Quadratur des Zirkels gefunden zu haben. Er läßt sich einreden, daß es sich darum handle, vor allem die Tschechen zu beschwichtigen, die Deutschen würden sich vor der vollzogenen Tatsache beugen und nur mit papierenen Verwahrungen antworten. — Aber auch das ist eine Täuschung: Die Deutschen, auch durch das Überraschende dieses Schrittes ergrimmt, greifen zur schärfsten Form der Obstruktion, und als Badeni versucht, sie mit Gewalt zu brechen, führt er die parlamentarischen Kämpfe auf die Straße und muß schließlich vor dem allgemeinen Unwillen der Wiener zurücktreten, — eine politische Leiche mehr auf dem böhmischen Kriegsschauplatz.

Mit dem Minister fällt aber auch der österreichische Parlamentarismus; der Obstruktion und dem § 14 ist er erlegen. Weiten Kreisen der Bevölkerung ist er in seiner Entartung ohnehin kein Bedürfnis mehr, und die Regierung gewöhnt sich sehr bald daran, die Mitwirkung des Reichsrates nicht mehr als Notwendigkeit zu betrachten. Seit dem November 1897 tritt an die Stelle des Parlamentarismus ein verhüllter Absolutismus, der die parlamentarischen Formen nur noch als Feigenblatt benützt, den Abgeordneten wohl noch die Verantwortung zuschieben möchte, in Wahrheit aber ganz nach seinem Gefallen und den Umständen regiert.

Der Stillstand des österreichischen Parlaments wirkte auch auf das Verhältnis zu Ungarn zurück. Im Jahre 1897 war der Ausgleich zwischen den beiden Reichshälften zum drittenmal zu erneuern. Eben um dafür die notwendige Mehrheit zu gewinnen, hatte Badeni den Gewaltstreich versucht. Der Ausgleich kam aber diesmal nicht zustande, nur ein Provisorium wurde verabredet; denn es fiel den Magyaren, die nur auf ihren Vorteil, nur auf die Ausdehnung und die Vollendung ihrer staatlichen Selbständigkeit erpicht waren, nicht ein, der bedrängten österreichischen Regierung etwa durch Nachgiebigkeit zu Hilfe zu kommen. Lieber benützten sie die Verwirrung, um sich neue Vorteile zu sichern, die ihnen auch wirklich von der Krone bewilligt werden; denn dem Kaiser erscheinen die Magyaren als die zuverlässigsten seiner Untertanen. Ihr Verdienst in den Augen der Krone ist, daß sie ein isoliertes Volk sind; kein Volksteil von ihnen wohnt im Ausland; sie haben jenseits der Grenzen weder Brüder noch Verwandte; sie sind darum frei von dem Argwohn, im Ausland Helfer zu werben oder Hilfe von auswärts zu erwarten; eine magyarische Irredenta gibt es nicht, während die Deutschen verdächtig sind, über die Grenzen nach dem Reich zu schielen, die Italiener in Trient und Triest die Vereinigung mit ihren Brüdern im Königreich offenkundig anstreben, die Südslawen mit den Serben, die Ukrainer mit Rußland sympathisieren usw. Die Magyaren verdanken ihrer ethnographischen Sonderstellung das Zutrauen der Krone und einen Teil ihrer staatsrechtlichen Erfolge innerhalb der Monarchie.

Die Gunst der Umstände, die politische Schwäche der westlichen Hälfte der Monarchie und das wachsende Selbstgefühl führt aber die Magyaren

immer weiter. Die Nachgiebigkeit der Krone ermutigt, aufs Ganze zu gehen. Ungarn soll völlig von Österreich getrennt, der unabhängige magyarische Nationalstaat, wie er von 1848 auf 1849 bestanden hatte, soll wieder hergestellt werden, wenn auch unter dem Zepter der Habsburger; alle anderen mit Cisleithanien gemeinsamen Einrichtungen, insbesondere das gemeinsame Heer, sollen beseitigt werden.

Aber die Einheit und Geschlossenheit des Heeres zu erhalten, war Herzenssache der Krone. Kam doch fast nur noch im Heere die staatliche Einheit der verschiedenen Teile der Monarchie zum sichtbaren Ausdruck. Hier war man nicht deutsch, magyarisch, tschechisch, sondern einfach österreichisch, kaiserlich. Hier galt nur e i n e Sprache, die deutsche; kein Offizier, der sich nicht in dieser Sprache ausdrücken konnte, und selbst der gemeine Mann mußte sich einige Kenntnis davon verschaffen. Diese Einheitlichkeit war natürlich aus praktischen, militärischen Gründen unerläßlich; wie hätte sich sonst ein nur tschechisch sprechender Truppenteil mit einem magyarischen über ein gemeinsames Unternehmen verständigen können! — Mit der Zeit wurde aber auch diese Einheitlichkeit des Heeres in Frage gestellt. Zunächst waren es wieder die Magyaren, die, um einen Kern für ihre künftige nationale Armee zu sichern, für ihre Landwehr, die Honveds, die hier wie in Österreich eine besondere Formation neben der Linie bildet, sich die magyarische Kommandosprache und nationale Abzeichen ausbedangen. Auch die Slaven kamen mit ihren Forderungen und verlangten, daß jeder Offizier die Sprache der Mannschaft seines Regiments verstehen müsse. So kommt der neue Begriff der besonderen Regimentssprache neben dem der Armeesprache auf, und bald erscheint jener als der wichtigere; die Kenntnis der deutschen Sprache beginnt sich in der Armee zu verlieren. Von da war kein weiter Weg mehr zu ihrer völligen Nationalisierung und zu der Erscheinung, daß die Offiziere sich nicht mehr als Österreicher, sondern als Tschechen, Magyaren usw. fühlten. — Es war allerdings ein Ergebnis, das bei der Einrichtung der allgemeinen Wehrpflicht nicht zu vermeiden war; bei der ganzen Entwicklung des Nationalitätenproblems war nicht zu erwarten, daß der nationale Kampf vor den Toren der Kasernen halt machen werde. — Die Folgen der nationalen Zerklüftung des Heeres haben wir aber jüngst mit Händen greifen können.

Noch ein Wort über die P o l e n in Österreich. Sie waren die Jüngsten in der großen österreichischen Völkerfamilie. Die polnischen Teilungen des 18. Jahrhunderts hatten sie ungefragt dem ihnen fremden österreichischen Staate zugewiesen, der ihnen auch weiterhin fremd geblieben ist. Auch in Wien hat man sich die längste Zeit nicht um die Verhältnisse der neuerworbenen großen Provinz Galizien bekümmert, hat von den dortigen Zuständen, von den Gegensätzen zwischen Polen und Ruthenen, zwischen dem adeligen Gutsbesitzer und dem fast rechtlosen Bauern keinen Begriff gehabt, bis die polnischen Aufstände von 1846 und 1863 sich Aufmerksamkeit erzwangen. Eine Zeitlang hat man in Wien, wo alles, was revolu-

tionär war, tiefstes Mißtrauen erregte, die Polen kurz gehalten und ihre nationalen Gegner, die kaisertreuen Ruthenen, bevorzugt. Allein der weltgewandte polnische Adel wußte sich zunächst bei Hof Gehör und Geltung zu verschaffen; er erklärte seine Bereitwilligkeit, seinen Einfluß der Regierung zur Verfügung zu stellen, wenn man ihn dafür daheim nach seinem Gutdünken schalten ließ. So bringen es die Polen mit der Zeit zu einer fast vollständigen Landesautonomie, die die Zentralregierung in Galizien beinahe ausschaltet; dafür sind sie in Wien Regierungspartei und oft genug Zünglein an der parlamentarischen Wage. Obgleich ebenso nationalistisch gesinnt wie die Tschechen und im Grunde nur von dem Bestreben erfüllt, ihr altes nationales Königreich wieder herzustellen, sind sie doch viel gewandtere Politiker als die Tschechen, machen der Regierung keine überflüssigen Schwierigkeiten, verstehen zeitweilig auch ein kleines Opfer zu bringen, betonen mit beredten Worten ihre Dankbarkeit für den Staat, der ihnen auch wirklich nichts in den Weg legt, unterstreichen ihre Anhänglichkeit an die Dynastie, wissen den nationalen Gegensatz gegen die Russen, die Hauptfeinde des österreichischen Staates, geschickt zu verwerten und tragen dabei wertvolle Zugeständnisse für das ganze Land und für die materiellen Wünsche des einzelnen aus den Taschen der übrigen Steuerzahler heim. Franz Joseph hat neben den Magyaren die Polen vor allen anderen Völkern seines Reiches bevorzugt. Welche Früchte das getragen hat, ist heute nicht mehr zweifelhaft. Schärfer Blickende sind allerdings nicht überrascht worden; denn wer sehen wollte, mußte sehen, daß der Gegensatz zwischen den katholischen Polen und den orthodoxen Russen sich immer mehr verflachte, daß sich von der alten Adelspartei demokratische Elemente loslösten, die sich für den Neoslawismus interessierten, zu den russischen Revolutionären und selbst zu den Ruthenen Brücken fanden und eine Versöhnung zwischen Russen und Polen einleiteten, die für Österreich nichts Gutes bedeuten konnte.

Gleich den Magyaren fanden auch die Polen beim deutsch-tschechischen Streit ihre Rechnung, und sie haben wohl auch in das Feuer geblasen; ein Zusammengehen der Deutschen mit den Tschechen wäre ihrem Einfluß ebenso verhängnisvoll geworden wie dem der Magyaren.

Und ähnlich steht es mit den anderen Nationen. Wahrhaftig, man muß sich wundern, daß das österreichische Wappentier, der Adler, nur zwei Köpfe aufweist, die gegeneinander schauen; er hätte deren neun haben müssen, um das sprechende Symbol des Staates zu sein.

IV.

So geht dieser Staat im 20. Jahrhundert seiner letzten und schwersten Krisis entgegen, im Innern geschwächt durch den Streit der Völker, nach außen hin durch das Schwinden seiner Macht im Ansehen herabgekommen. Die Freunde schüttelten den Kopf, wenn sie von den Schlachten lasen, die man sich im Wiener Parlament mit Aktenbündeln und Pultdeckeln lieferte;

die Feinde aber rechneten mit Bestimmtheit auf die Auflösung der Armee, auf die immer mehr wachsende Hinneigung der slawischen und romanischen Volksteile zu den Stammesbrüdern jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle.

Diese sorgfältig gepflegten nationalen Beziehungen, die alle Nationen Österreichs — die Magyaren ausgenommen — mit den Völkern des benachbarten Auslandes verband, dieses Hinausstreben aller Slawen und Romanen aus den Grenzen, um in den unbeschränkten Genuß der nationalen Freiheiten zu kommen, diese allgemeine Irredenta, die Österreich an allen Grenzen bedrohte, ist hauptsächlich Österreichs Verhängnis geworden. Wären alle die Völkerschaften, die von den Habsburgern zu einem Reich vereinigt worden waren, nur innerhalb der österreichischen Grenzen vertreten gewesen, gäbe es nur in Österreich Serben, Kroaten, Rumänen, Ruthenen, Italiener, so wäre die Gefahr, die in der Vielheit und Verschiedenheit der österreichischen Nationalitäten lag, nicht allzu groß gewesen, da das Ausland dann an deren nationalen Kämpfen nur geringen Anteil genommen hätte, und die Aussichtslosigkeit, von außen her unterstützt zu werden, hätte die Streitenden zu einem Waffenstillstand, zu einem Frieden mit dem Nachbar, mit dem man doch durch so viele materielle Interessen verbunden war, geneigt gemacht. In Wirklichkeit wußte aber jede der in Österreich vertretenen Nationen nur zu gut, daß sie im Ausland Freunde, Helfer, Brüder besitze, denen sie ihr wirkliches oder vermeintliches Leid klagen konnte, von denen sie Hilfe erwarten durfte und oft genug auch empfing.

Man sieht, wenn von der Irredenta gesprochen wird, in der Regel nur auf die italienische, die seit fünfzig Jahren sich um die Vereinigung Triests mit dem Königreich Italien bemühe. Aber in gleicher Weise wurde seit langem die Vereinigung der Rumänen Siebenbürgens und der Bukowina mit dem Königreich Rumänien vorbereitet, die der ungarischen Serben in der Wojwodina und in Kroatien mit dem nationalen Königreich, der Ruthenen, der österreichischen Ukrainer, mit den Brüdern im russischen Reich, der österreichischen Polen mit denen im russischen Kongreß-Polen. Die Tschechen und die ihnen verwandten Slowaken in Ungarn haben zwar jenseits der Grenzen keine unmittelbaren Stammesbrüder; aber sie fühlten sich erst recht als Zweig der großen nordslawischen Völkerfamilie, als Vorposten des ganzen Slawentums, als nächste Verbündete der Russen, zu denen sie seit 1848 enge Verbindung unterhielten zu dem schließlich offen eingestandenen Zweck, die Vereinigung aller Slawen vorzubereiten, nicht nur die kulturelle Vereinigung, wie sie der Neoslawismus Maścharyks und Kramarsch' anzustreben schien, sondern auch und hauptsächlich die politische Vereinigung der Macht aller Slawen, um den deutschen Erbfeind niederzutreten, den österreichischen Staat aufzulösen und auf dessen Trümmern den tschechischen Nationalstaat aufzurichten; ihre Feindschaft galt bald nicht mehr den Deutschen allein, sondern dem ganzen Staat.

Im Grunde ist ja auch die Lage der Deutschen in Österreich keine andere als die der Slawen: auch sie sind nur ein Teil des großen deutschen

Volkes, dessen Hauptmasse jenseits der österreichischen Grenzen sitzt, und auch sie haben den Zusammenhang mit dem Ursprungslande nie vergessen. Aber bei den Deutschen in Österreich ist das Bewußtsein, das staatsgründende Volk zu sein, stets so mächtig gewesen, daß alle irredentistischen Bestrebungen, jede Versuchung, sie mit den Brüdern im Reiche zu einem Staatswesen politisch zu vereinen, nur bei einer kleinen Minderzahl, bei dem äußersten linken Flügel der Nationalen, der von Schönerer geführt wurde, Anklang gefunden hat. Die übrigen Deutschen Österreichs haben stets ihr nationales Interesse mit dem des Staates gleichgestellt und sind immer bereit gewesen, für diesen Staat gegen jeden seiner Gegner einzutreten, wie sie auch im Jahre 1866 ohne Zögern gegen Preußen die Waffen ergriffen haben. Immerhin haben die Bestrebungen Schönerers, mit großem Geräusch unternommen und zugleich auch gegen die Dynastie gerichtet, die Wirkung gezeitigt, daß der unberechtigte Argwohn der Krone gegen die Zuverlässigkeit der Deutschösterreicher verstärkt wurde. — Den Deutschen hat ihre Loyalität überhaupt keine Früchte getragen, und es wäre für sie und vielleicht auch für den österreichischen Staat besser gewesen, wenn sie sich entschlossen hätten, gleich den andern Volksstämmen ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen. Kraftvolles Auftreten flößt immer Achtung ein. — Das hätten die Deutschen von den Magyaren lernen können, die, obgleich mit ihrer nationalen Existenz ganz auf Österreich angewiesen, durch ihre Rücksichtslosigkeit die Dynastie von einem Zugeständnis zum andern zu drängen wußten.

Im ganzen stehen aber die Dinge so, daß, abgesehen von den Deutschen und den Magyaren, kein Volksstamm sich in Österreich zu Hause fühlt, daß jeder aus dessen Grenzen hinausstrebt oder vielmehr seine Genossen im Auslande auffordert, auf dem Boden des alten Österreich Platz zu nehmen. Das Ende davon mußte der Zerfall Österreichs sein, das sich vor unseren Augen in jene Bestandteile aufgelöst hat, aus denen es vor Jahrhunderten so kunstvoll zusammengesetzt worden war, die Aufteilung Österreichs unter fast alle Nationen des mittleren und östlichen Europas.

An dieser Zerstörung Österreichs haben alle Nationen mit Ausnahme der deutschen gearbeitet, erst recht die Magyaren, so viele Ursache diese auch gehabt hätten, sich das schützende Dach zu erhalten, das der habsburgische Gesamtstaat über ihre kleine isolierte Nation gespannt hatte. Aber gerade sie haben durch ihre Politik der Selbstsucht und der Rücksichtslosigkeit die Entwicklung, die zum Untergang Österreichs führte, beschleunigt. Sie schritten auf dem Weg, den unabhängigen magyarischen Nationalstaat aufzurichten, unbeirrt fort, unterwarfen ihm alle nichtmagyarischen Völkerschaften und verschmähten dabei nicht die Gewalt, da bei ihrer Minderzahl die Güte keine Aussicht gehabt hätte und da bei diesen Steppensöhnen mit ihrer primitiven Kultur, über der nur eine sehr dünne Schichte abendländischen Firnisses liegt, die geistige Überlegenheit nicht in Frage kommen

konnte. Der magyarische Staat unterdrückte langsam die deutschen, rumänischen, serbischen Schulen in Ungarn; er verdrängte den Gebrauch der nichtmagyarischen Sprachen, indem er sie vom öffentlichen Leben ausschloß und jede Amtshandlung in magyarisches Gewand kleidete. Er verstand es auch, durch eine beispiellos willkürliche Wahlgeometrie die nichtmagyarische Bevölkerung fast ganz aus der Volksvertretung auszuschalten. Ein Wahlbezirk, natürlich ein magyarischer, entsandte bei 158 Wählern schon einen Abgeordneten, während in einem anderen Bezirk mit rumänischer Bevölkerung erst 5275 Wähler das gleiche Recht üben durften. Und wo auch solche Vorsicht nicht zureichen wollte, da griff man zur nackten Gewalt und hielt die unwillkommenen Wähler durch ein Militäraufgebot vom Wahlort fern oder ließ von Gendarmen in die Wählermassen hineinschießen. Ungarische und galizische Wahlen waren in Österreich von jeher gleichbedeutend mit Korruption, Wahlbetrug und Blutvergießen.

Und zu dieser nationalen Rücksichtslosigkeit die wirtschaftliche: die magyarische Landwirtschaft, in den Händen von einigen hundert überreichen Magnaten und einer kleinen Zahl von Spekulanten und Börsenbaronen, sah die westlich gelegenen Länder, vor allem Österreich, aber auch Süddeutschland, als sein Ausbeutungsgebiet an. Österreich und hauptsächlich Wien mußten den ungarischen Weizen und das ungarische Fett zu jenen Wucherpreisen bezahlen, die der ungarische Landwirt diktierte und die der Zwischenhändler noch in die Höhe trieb. Darum mußte jede Konkurrenz ferngehalten werden, vor allem die aus den Balkanstaaten. Die serbischen Ochsen und Schweine, der Weizen und der Mais aus Rumänien waren für den magyarischen Staat genau so gefährliche Feinde wie die nationalistische Propaganda aus diesen Ländern, und sie wurden mit der gleichen Wut bekämpft wie die rumänische Irredenta. Man erließ belästigende Seuchenvorschriften, um den Übertritt auch des gesunden Schlachtviehs unmöglich zu machen; man ließ die ungarischen Eisenbahnen vor der Grenze blind endigen oder hinderte jeden vernünftigen Anschluß, um die fremden Erzeugnisse fernzuhalten; die prächtige Verkehrsstraße der unteren Donau war fast verödet, und dazu kamen noch alle die Spitzfindigkeiten und Plackereien des Zolltarifs, der die Einfuhr erschweren sollte. Zwischen der Monarchie, die hierin ganz dem ungarischen Einfluß unterlag, und den Balkanstaaten war ein ewiger Zollkrieg, der bei den Nachbarn keine politischen Sympathien für Österreich-Ungarn aufkommen ließ. Der serbische Bauer, der die Erzeugnisse seines Fleißes nicht verwerten konnte, haßte darum in den Österreichern, den ‚Svabas‘, worunter er alle Bewohner der Monarchie versteht, nicht nur die Gegner seines Nationalstaates und seines Volkstums, sondern auch diejenigen, die ihn in wirtschaftlicher Abhängigkeit erhielten.

Der Nationalismus und der wirtschaftliche Egoismus der Magyaren hat darum an der Entfesselung des Weltkrieges seinen vollgemessenen Anteil, und der furchtbare Haß der Serben gegen Österreich, der sich in der Mordtat von Sarajewo entlud, ist nicht nur durch die Annexion Bosniens,

nicht nur durch die panslawistische Agitation auf dem Balkan ausgelöst worden, sondern ebensosehr durch die Nationalitäten- und Wirtschaftspolitik der Magyaren, durch die Herrschgier und die Geldgier einer wenig zahlreichen Klasse skrupelloser Politiker und Geldmänner, deren wahres Wesen im Deutschen Reich nur zu sehr überschätzt worden ist.

Diese Politiker sahen nach dem Jahre 1902 die Zeit gekommen, die Maske der Loyalität gegenüber der so nachsichtigen Krone endlich abzuwerfen und ganz unverhüllt auf die völlige Lostrennung Ungarns von Österreich loszusteuern, um derentwillen sie schon längst die Einheitlichkeit des Heeres bekämpfen. — Aber an diesem Punkte stießen die Vertreter des Unabhängigkeitsgedankens immer wieder auf den Widerstand des Königs, der verstand, daß bei einer völligen staatlichen Trennung die bisherige Großmachtstellung Österreich-Ungarns für keinen der beiden Teile mehr behauptet werden könnte.

Entgegen dieser Gruppe von Politikern, die Ungarn und dessen öffentliche Meinung beherrschte und diese Forderungen immer nachdrücklicher erhob, wandte sich die Krone an die breiten Schichten der Bevölkerung, und zwar nicht nur an die magyarische allein, und rief sie gegen die oligarchische Unabhängigkeitspartei zu Hilfe, indem sie ihnen das allgemeine Wahlrecht in Aussicht stellte, das mit dem Ende der Magnaten- und Bankenherrschaft, aber auch mit dem Ende der Vorherrschaft der Magyaren über die anderen Völker in Ungarn gleichbedeutend gewesen wäre. Die Drohung, im Kampfe um die Einheit der Monarchie, namentlich des Heeres hingeworfen, wirkte aber Wunder: die Vertreter des Trennungsgedankens besannen sich und schlossen mit der Krone einen Frieden, der die Einheitlichkeit des Heeres noch einmal sicherte, dafür aber das allgemeine Wahlrecht begrub. Doch der Gedanke der W a h l r e f o r m ließ sich nicht mehr austilgen; er schlug Wurzeln, zwar nicht in Ungarn, wohl aber in — Österreich.

Seitdem die sozialistische Bewegung anschwillt, steht auch hier die Wahlrechtserweiterung auf der Tagesordnung der öffentlichen Erörterungen. Die Gegner der Wahlreform sind hauptsächlich in den freilich sehr gelichteten Reihen der ehemaligen liberalen Partei zu suchen, die mit dem Einzug der Arbeiter in das Parlament, in die Landtage und Gemeindestuben die letzten kümmerlichen Reste ihrer Macht und ihres Einflusses zu verlieren fürchtet. Die österreichischen Regierungen seit Taaffe sahen dagegen in der Erweiterung des Wahlrechts — vor der Gewährung des allgemeinen Wahlrechts schreckte man damals noch zurück — ein Mittel, die liberal-bürgerliche Opposition zurückzudrängen. Man hatte mit der Herabsetzung des hohen Wahlzensus begonnen, dann die Mandate vermehrt, das Kuriensystem zwar nicht beseitigt, aber verbessert und den bisherigen vier Kurien (der Großgrundbesitzer, Städte, Landgemeinden und Handelskammern) eine fünfte allgemeine Wählerkurie angeschlossen. In dieser wurde einem sehr erheblichen Teil der erwachsenen männlichen Bevölkerung das Wahlrecht

zugestanden; freilich durften auch die Vertreter der schon mit dem Wahlrecht begabten privilegierten Stände mitwählen und waren so in der Lage, ein Pluralwahlrecht auszuüben. Natürlich wurde diese Abschlagszahlung nicht für ausreichend befunden; sie stärkte nur die Agitation für das allgemeine Wahlrecht, bis die ungarischen Verhältnisse Franz Joseph nötigten, das, was er den Ungarn in Aussicht gestellt, auch den österreichischen Völkern zu gewähren.

Es kann überraschen, daß die im Besitz befindlichen politischen Parteien insgesamt dieser umstürzenden Neuerung nur geringen Widerstand entgegensetzten. Die Slawen verstanden sofort, daß das allgemeine Wahlrecht ihnen eine Vermehrung ihrer Mandate und ihrer Macht eintragen werde; aber auch die Deutschen, denen das bisherige Wahlsystem eine stärkere Vertretung gesichert hatte, als ihrer Volkszahl zukam, glaubten, sich dieser Entwicklung nicht entgegenstellen zu dürfen. Nur wenige unter den deutschen Abgeordneten wagten, ihren Bedenken und ihrer Besorgnis Ausdruck zu geben, daß das allgemeine Wahlrecht die Deutschen in Österreich für immer in die Rolle einer hoffnungslosen Minderheit versetzen werde. Einer der feinsten Köpfe der liberalen Partei, der Nationalökonom Menger, hatte schon in den Anfängen der Wahlrechtsbewegung prophezeit, daß, wenn der Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Österreich nicht ein verständiges Nationalitätengesetz vorausgehen würde, das den Besitzstand der einzelnen Nationen sichere und gegen Zugriffe der anderen schütze, das Deutschtum in einer Reihe von Orten niedergetreten werden würde, an denen zu existieren die Deutschen ein wohlbegründetes Recht hätten; daß das allgemeine Wahlrecht ohne eine Reihe vorbereitender Gesetze überhaupt zu einem Schiffbruch der inneren Verhältnisse in Österreich führen würde.

Aber obwohl diese Meinung auf deutscher Seite in der Stille von vielen geteilt wurde, wagten nur wenige, gegen den Strom zu schwimmen, und mit einer eindrucksvollen Mehrheit wurde im Jahre 1906 für das westliche Österreich das allgemeine gleiche und geheime Wahlrecht eingeführt, nachdem auch die Regierung geltend gemacht hatte, daß sie von demselben die Überwindung der parlamentarischen Obstruktion erwarte, daß das Eintreten neuer Wählerklassen in das politische Leben von dem unfruchtbaren nationalen Hader abführen und die Lösung wirtschaftlicher Aufgaben in den Vordergrund stellen werde, an denen alle Bevölkerungsschichten interessiert seien, besonders die bisher nicht vertretenen Klassen.

Nur schade, daß sich diese Hoffnungen nicht erfüllten. Das neue Haus des allgemeinen Stimmrechts, das 1907 zusammentrat, stieg noch eine Stufe unter das alte Kurienparlament herab. Es zeigte sich ebenso unfähig zur parlamentarischen Arbeit und wurde ebenso wie jenes von dem Lärm der nationalen Kämpfe und der Obstruktion durchtobt. Es zeigte sich, daß die Macht des nationalen Gedankens in Österreich stärker war, selbst als die des sozialen, wenigstens bei den nichtdeutschen Völkerschaften. Die Erwartung, daß die Sozialdemokratie alle Nationalitäten zu einer

großen Arbeitspartei vereinigen und die nationalen Heißsporne zwingen werde, sich den wirtschaftlichen Fragen zuzuwenden, ging nicht in Erfüllung. Nur die deutschen Sozialdemokraten unter der Führung von Adler und Pernerstorfer wären dazu bereit gewesen und traten dazu sogar mit der Regierung in Verbindung, so daß sie bald als Regierungspartei geschmäht wurden; die tschechischen, polnischen und südslawischen Sozialisten standen aber in allen nationalen Fragen zu ihren Landsleuten.

Es ließ sich auch nicht lange verbergen, wie sehr das geistige Niveau im neuen Hause herabgesetzt worden war. Die Gebildeten zogen sich in heller Flucht aus dem öffentlichen Leben zurück und überließen das parlamentarische Schlachtfeld oft genug zweifelhaften Persönlichkeiten, die nicht der Wunsch, eine politische Idee zu vertreten, der Sache der Allgemeinheit zu dienen, in die Arena führte, sondern die Hoffnung auf materiell verwertbaren Einfluß und selbst auf den Bezug der Tagegelder, die viele schon im voraus ihren Gläubigern verpfändet hatten. Die moralische Kraft eines so zusammengesetzten Hauses war nicht hoch einzuschätzen, in dem Uneigennützigkeit, Selbstlosigkeit, Rückgrat gegen Beeinflussung oder gar Bestechung keine Selbstverständlichkeiten mehr waren. Sehr bald stellte sich sogar die offenkundige Korruption ein, zu der die Regierung selbst den Anstoß gab.

Schon unter den früheren Ministerien, unter Körber und Beck, war es eines der kleinen Mittel der Verwaltung gewesen, jedes Zugeständnis, jede Gefälligkeit, die die Regierung zu erweisen Macht hatte, die Gewährung einer Mittelschule für den Wahlort, die Konzession einer Eisenbahnlinie im Wahlbezirk, aber auch die Besetzung einer kleinen Beamtenstelle an parlamentarische Gegenleistungen des interessierten oder fürsprechenden Abgeordneten zu binden. In den Bureaus der Ministerien, in den Wandelgängen des Abgeordnetenhauses entwickelte sich eine förmliche Stellen- und Konzessionsbörse, wobei das Versprechen der Abstimmung im Sinne der Regierung das Zahlungsmittel war. Es kam schließlich so weit, daß ein Bewerber um eine wichtigere Staatsstelle kaum irgendwelche Aussicht auf Gewährung seines Anliegens hatte, wenn er sich nicht der Fürsprache eines einflußreichen Abgeordneten versicherte, der dafür wieder mit seiner Abstimmung gefällig sein mußte.

Da diese Dinge ganz offen getrieben wurden, so schwand sehr bald die Achtung der Wählerkreise auch vor dem neuen Parlament wie vor der Regierung, vor den Ministern und vor dem Beamtenkörper des Staates, dessen Unbestechlichkeit nicht außer Zweifel stand, seitdem nicht mehr Tüchtigkeit und Unbescholtenheit bei der Besetzung der Stellen den Ausschlag gaben.

Bedenklich war auch die Verbindung, die sich zwischen einzelnen Banken und dem hohen Beamtentum herstellte. Es wird immer häufiger, daß große Geldinstitute, die mit dem Staat Geschäfte abschlossen, ihre wohlbezahlten Direktoren- und Aufsichtsratsstellen an hohe Beamte des Staates vergaben. Mochten auch diese Beamten dann aus dem Staatsdienste scheiden, so erwuchs doch der Argwohn, daß die bloße Aussicht auf eine so glänzende

Versorgung die Beamten schon vorher allzu nachgiebig gegen die Wünsche des Großkapitals machte. Diese Korruption wußte auch neuen Einfluß auf die Presse zu gewinnen, nicht mehr durch plumpe Bestechungsgelder wie in der Gründerzeit, sondern durch wohlbezahlte Texteinschaltungen, wofür wichtige Geschäfte der Banken, auch solche mit dem Staat, dem Publikum mundgerecht gemacht oder nach Umständen verschwiegen wurden. Daß die Verderbnis, die mit dem Drang zu gesteigerter Lebensführung und gehäuftem Genuß Hand in Hand geht, auch das Offizierskorps ergriffen hatte, lehrte der Verrat des Generalstabsobersten Redl, eines Polen, der wichtige Festungspläne und Aufstellungen über die Heeresgliederung an Rußland verkauft und dabei eine Reihe von Genossen gefunden hatte. Auch andere betrübliche Erscheinungen stellten sich in diesem Kreise ein, die ein Sinken der moralischen Eigenschaften anzeigten: man wird sich an den Fall jenes jungen Offiziers erinnern, der, um rascher emporzusteigen, seine Vordermänner zu vergiften suchte.

Und gerade auf das Heer, in das ohnehin schon der Nationalismus eingedrungen, kam es mehr denn je an, da sich der politische Horizont für Österreich immer mehr verdüsterte, seitdem dieser Staat es im Jahre 1908 gewagt hatte, die vor dreißig Jahren erfolgte Besetzung Bosniens in die endgültige Einverleibung zu verwandeln. Es hatte sich dabei um die Gefühle Serbiens nicht gekümmert, dem damit die Hoffnung auf einen Ausgang zur Meeresküste, zu den Straßen des Welthandels endgültig verschlossen wurde; es hatte auch auf Rußland nicht Rücksicht genommen, das sich hinter seinen Schützling in Belgrad stellte. Seitdem mußte Österreich unausgesetzt seine Hand am Schwertgriff halten. Aber es war für die Eingeweihten kein Geheimnis, daß die Waffenrüstung Österreichs keine ausreichende war. Die parlamentarischen Schwierigkeiten hatten seit einer Reihe von Jahren nicht mehr erlaubt, ausreichende Mittel für die zeitgemäße Fortentwicklung der gemeinsamen Armee aufzuwenden; in Wien hinderten die tschechischen Abgeordneten jeden derartigen Versuch, in Ungarn war es die Unabhängigkeitspartei, die für die Heeresverstärkung keinen Heller bewilligen wollte — beide im wohlverstandenen Interesse des feindlichen Auslandes. Noch im Jahre 1911 betrug die Präsenzstärke der gemeinsamen österreichisch-ungarischen Armee nicht ganz 300 000 Mann, wozu dann noch die beiden Landwehren kamen. Die Kompagnien rückten mit sechzig Mann aus; für die Manöver mußte man zu den Kriegsbeständen greifen; für die notwendige Erneuerung der Festungen in Galizien fehlten die Geldmittel; die Ausstattung der Artillerie mit verbesserten Geschützen wurde immer wieder hinausgeschoben; die österreichische Marine, die 1866 den größten Seesieg seit Trafalgar erfochten hatte, war eine Sammlung alter Kasten oder schlecht konstruierter Särge geworden. Seufzend rief einmal der österreichische Kriegsminister aus: ‚Die Armee verdorrt!‘

Wohl regte der Bundesgenosse die Behebung dieser Mängel an, die den Wert des Bündnisses herabsetzten; aber vollen Einblick in die wirklichen

Verhältnisse haben leider auch die Vertreter des Reiches nicht gewonnen, sie hätten sonst den gemeinsamen Krieg an der Seite Österreichs wohl widerraten müssen. Wohl war der Thronfolger Franz Ferdinand um die Ertüchtigung der Armee persönlich bemüht; aber die Widerstände waren stärker als sein Wille und seine Macht.

So durften die Feinde des österreichischen Staates und des mit ihm verbündeten Reiches schon lange vor dem Weltkriege frohgemut auf den Sieg über Österreich und auf dessen Auflösung rechnen. Sie kannten die Kräfte, die dazu am Werke waren; hatten sie diese doch selbst gerufen und gestärkt. Das tschechische Böhmen war seit Jahren unterwühlt, dessen Führer standen in engster Beziehung zu Rußland, eine ganze Reihe von Organisationen bereitete in der Stille den Abfall von Österreich, die Fahnenflucht der tschechischen Soldaten, den Eidbruch der Beamten vor. Ähnliche Bestrebungen wirkten in den südslawischen Gebieten, in Laibach und Agram. In der österreichischen Ukraine wurde fast die ganze ruthenische Inteliigenz für die Sache Rußlands gewonnen, und selbst die gehätschelten Polen begannen den Frontwechsel vorzubereiten, seitdem sich die Zeichen mehrten, daß die Wiederherstellung des polnischen Reiches unter dem weißen Adler mehr als ein bloßer Traum sein könnte.

Nicht daß die Dinge so gekommen sind, wie wir sie nunmehr vor unseren Augen sehen müssen, sondern daß die Krisis so lange verzögert werden konnte, die Katastrophe erst nach vier Jahren des Krieges hereingebrochen ist, mochte auch den überraschen, der die österreichischen Verhältnisse zu kennen glaubt. Daß der Zusammenbruch so spät eingetreten ist, das ist aber so gut wie ausschließlich das Verdienst der Deutschen in Österreich, die in der Stunde der äußersten Gefahr die erlittenen Kränkungen vergaßen und der Rettung des Staates, den sie ja gegründet, zur Blüte gebracht und aufrechterhalten, ihre letzten Kräfte und ihren letzten Blutstropfen geweiht haben. Die deutschösterreichischen Regimenter haben an der Weichsel und am Isonzo die alte Treue und die alte deutsche Tapferkeit bewahrt. Wenn ihnen nicht größere Erfolge beschieden waren, wenn die Sache Österreichs auch militärisch verspielt wurde, so haben sie das denen zuzuschreiben, die in hellen Haufen zum Feinde übergingen und ihm die Stellungen verrieten, wie sie längst den Staat verraten hatten.

Das Ende war, daß Österreich in jene fünf Stücke auseinandergefallen ist, aus denen es so künstlich in jahrhundertelanger Arbeit zusammengesetzt worden war; die Nähte des gemeinsamen Interesses und der gemeinsamen Tradition, die den habsburgischen Kaisermantel so lange zusammengehalten hatten, waren brüchig geworden; das schwache Band, das die Teile noch zusammenhielt, zerriß, und die lothringische Dynastie, die den alten Namen der Habsburger sich angeeignet, trat ab. Fünf nationale Staaten teilen sich nun in das verringerte Erbe der alten Monarchie und hoffen, ihre Geschicke unabhängig von einander bestimmen zu können, obgleich sie kaum

ein selbständiges Wirtschaftsgebiet besitzen. Dabei sind auch diese neuen Staaten nicht reine Nationalstaaten, am ehesten noch der verkleinerte ungarische Staat; Südslawen haben mit den Italienern der Adriaküste und mit den deutschen Sprachinseln im Inland zu rechnen; der tschechoslowakische Staat würde sich nicht ungestraft die drei Millionen Deutscher einverleiben; eine reinliche Scheidung zwischen Polen und Ukrainern ist kaum ausführbar. — Die einfache Vergewaltigung dieser nationalen Minderheiten wird auch bei dem übelsten Willen hier noch weniger Aussicht auf Erfolg haben wie im großen Österreich; sie könnte nur zu einer neuen Irredenta führen, zu fortgesetztem Hader mit jenen Nachbarstaaten, die sich aus nationalen Gründen der Unterdrückten wieder annehmen würden. Dazu sind diese neuen Staaten wirtschaftlich viel stärker aufeinander angewiesen, als sie im Augenblick, da noch der ganze angesammelte Stammeshaß gegen den Nachbar entfesselt ist, sich eingestehen mögen. Ungarn bedarf der Bodenschätze Deutschösterreichs und Böhmens, Deutschösterreich wieder der landwirtschaftlichen Erzeugnisse Ungarns und Böhmens und für seine Industrie aller möglichen Rohprodukte aus beiden Ländern; der südslawische Staat wird das Erz, die Kohle und das Steinsalz der Steiermark kaum entbehren können; derselbe Staat sowohl als Ungarn sind zudem vorzugsweise ackerbautreibende Länder, und beide sind mit ihrem Bedarf an Erzeugnissen des Gewerbefleißes wieder auf das deutsche Gebiet und auf Böhmen angewiesen. Und wer soll die reichen Kornernten Ostgaliziens verzehren, wenn nicht die alten Abnehmer an der mittleren Donau und in den Alpen? — Das gehört ja mit zu den Sünden derer, die jahrzehntelang in ihrer gedankenlosen Art Politik in Österreich getrieben haben, daß sie die wirtschaftlichen Beziehungen unter den einzelnen Teilen Österreichs keiner Überlegung wert erachteten, daß sie niemals darüber nachgedacht haben, daß ihre Semmel zum Frühstück aus ungarischem Weizen gebacken war, daß das Rindfleisch auf dem Mittagstisch aus Galizien, der Zucker zum Kaffee aus Böhmen stammte und daß ohne die Zufuhr aus diesen Ländern Wien und das ganze deutsche Österreich, das in seinen Bergen nicht die notwendige Brotfrucht für seine Bevölkerung erzeugen kann, hungern muß. — Rechtzeitige Betrachtung und gehörige Würdigung dieser Abhängigkeit hätten vielleicht zu einer Abänderung der nationalen Taktik, zu versöhnlicher Rücksichtnahme auf die Wünsche der Tschechen und der Südslawen führen können, zu einer Zeit, da die Brücken noch nicht abgebrochen waren.

Diese wechselseitige wirtschaftliche Abhängigkeit der nun durch Stammes- und Nachbarhaß verfeindeten Gebiete hätte aber selbst jetzt noch bewirken können, daß, wenn die Erregung des Kampfes ruhiger Überlegung Platz gemacht haben würde, die getrennten Teile des alten Österreich, wenn auch ohne Galizien, sich auf dem Boden einer gemeinsamen Wirtschaftspolitik, ja vielleicht sogar eines Wehrbündnisses wieder zusammengefunden hätten. Aber die brutale Rücksichtslosigkeit der Tschechen gegenüber den unglücklichen hungernden Deutschböhmen, die wucherische Habsucht, mit der Ungarn schon

während der vier Kriegsjahre seinen Überfluß an Nahrungsmitteln den darbenden Alpenländern und der Stadt Wien vorenthalten hat, die Treulosigkeit, mit der derselbe Staat denen gedankt hat, die ihm dreimal in höchster Not beigesprungen waren, die Härte, mit der die Südslawen gegen Bewohner rein deutscher Städte und Bezirke in Steiermark verfahren sind: das alles läßt die Aussicht auf die Bildung eines ‚Donaubundes' dahinschwinden, der den größten Teil des alten Österreich umfaßt hätte, der auch von unseren Feinden so lebhaft empfohlen wird und der im Klerus, im Adel und auch in der Großindustrie Deutsch-Österreichs seine Anhänger hat, die schon von Naumanns ‚Mitteleuropa' nichts hatte wissen wollen und die bei einer Vereinigung des deutschen Österreich mit dem Deutschen Reich dem Wettbewerb mit der deutschen Industrie zu erliegen fürchten, ihren Besitz, ihr Absatzgebiet in Böhmen bedroht sehen.

Aber diese Gegnerschaft, ja selbst die Erwägung, ob das wichtiger Ernährungsgebiete beraubte Deutsche Reich auch das deutsche Ostland werde ernähren können, wird nicht mehr stark genug sein, um das Ereignis aufzuhalten, das als Lichtpunkt das trübe Gewölke unserer Tage durchbricht: die Heimkehr der lange entfremdeten Tochter zur Mutter, die Vereinigung Deutschösterreichs mit dem Reich, die Erfüllung des Traumes, den noch unsere Großväter vor siebzig Jahren geträumt, als sie versuchten, ein neues Großdeutschland auf dem Grunde des alten Deutschen Bundes aufzubauen.

Für diese Vereinigung spricht in der Tat vieles; der erste und beste Grund bleibt aber, daß die Deutschösterreicher und die Deutschen im Reich eines Stammes, einer Sprache und einer Kultur sind und gleich allen andern Völkern das Recht der nationalen Selbstbestimmung und der Vereinigung in einem nationalen Staatswesen haben. — Und Deutschösterreich würde in diese Vereinigung nicht mit ganz leeren Händen treten: es bringt die tiefen, rauschenden Wälder der Alpen, das Eisen des Erzbergs, das Salz von Hall, Hallein und Aussee, die meilenweiten Kohlenfelder der Steiermark und Nordböhmens, die reichen Wasserkräfte, die in den Bergen Tirols und Salzburgs ihren Ursprung nehmen; es bringt zehn Millionen einfacher, lebhafter Menschen deutschen Stammes, wenige angekränkelt von den Übeln unserer Scheinkultur, begabt und geschickt zu den Werken der Hand und des Kopfes, die im großen Kampf unter den ungünstigsten Bedingungen fast Übermenschliches geleistet haben; es bringt uns unsere Brüder, die wir nicht immer verstanden und nach Verdienst gewürdigt haben!

Denn gestehen wir es offen: unsere Sympathien für die Deutschösterreicher sind eigentlich immer ein wenig platonisch gewesen und haben lange einer tieferen Anteilnahme an deren Geschick und Wohlergehen entbehrt. Im Grunde ist seit den Tagen Bismarcks Alldeutschland recht gleichgültig geworden gegen die Schicksale derer, die es einst ausgeschickt hatte, um den fernen Osten für das wachsende deutsche Volk zu erobern, zu kolonisieren, ihn auszubauen zu einer Vormauer des alten Deutschen Reichs, zu einer Schutzwehr gegen

alle Gefahren aus dem Osten. Die Bedeutung Österreichs als des ältesten und wertvollsten Koloniallandes Deutschlands ist daselbst seit langem nicht mehr gehörig gewürdigt und verstanden worden und ebensowenig der Sinn des Kampfes, den das deutsche Volk in Österreich siebzig Jahre lang mit der slawisch-magyarischen Umwelt geführt hat, so gut wie ohne Unterstützung aus dem Mutterlande, höchstens verständnislos belächelt von dessen Politikern und Staatsmännern oder von der hohen Warte eigener Selbstsicherheit mit mildem Ernste gerügt. Erst der Weltkrieg hat weitere Kreise darüber aufgeklärt, daß der Streit der Nationen in Österreich etwas mehr war als ein häuslicher Krieg, daß an dessen Ausgang das Schicksal Österreichs, aber auch Deutschlands geknüpft war. Inzwischen wird wohl manchem, der über den böhmischen Frosch-Mäusekrieg gewitzelt, klarer geworden sein, wie groß die Übermacht gewesen ist, gegen die sich das Deutschtum in Österreich im Interesse dieses Staates, aber auch im Interesse der Gesamtnation bis zum Rande seiner Kräfte gewehrt hat, und mancher wird jetzt, wenn auch reichlich spät, bedauern, daß den Stammesbrüdern in diesem Kampfe aus dem Reich weder moralische noch materielle Hilfe zuteil geworden ist. Hat man doch sogar übersehen, daß es den Deutschen in Österreich zu danken ist, wenn jahrhundertelang die ansehnlichen Kräfte der Slawen und der Magyaren den Interessen Deutschlands dienstbar gemacht, wenn die deutschen Befreiungskriege vor hundert Jahren auch mit slawischem, magyarischem und italienischem Blute geschlagen und entschieden werden konnten. Es wäre im Interesse des Reiches gewesen, alles daranzusetzen, um durch Unterstützung der Deutschösterreicher uns so lange als möglich diesen Vorteil zu sichern.

Wahrhaftig, es hat sich bitterlich auch an uns gerächt, daß fünfzig Jahre und länger die Angelegenheiten Österreichs von uns als etwas Nebensächliches und minder Wichtiges abgetan worden sind, von unserer Presse, von der Regierung, selbst vom deutschen Kapital, das ungezählte Millionen im Wüstensande Mesopotamiens hat verrinnen lassen, sich aber den wirtschaftlichen Bedürfnissen Österreichs gegenüber spröde verhielt und es versäumte, als Geldgeber sich und dem Reich stillen, aber um so wirksameren Einfluß auf die inneren Angelegenheiten Österreichs zu sichern. — Wie sticht dagegen die weitsichtige Politik Frankreichs ab, das die Milliarden seiner Ersparnisse durchaus nicht vergeblich den Russen geopfert hat!

Hoffentlich werden wir aus unseren Fehlern gelernt haben, auch in der Beachtung des besonderen Wesens der Deutschösterreicher. Als Randvolk haben sie in jahrhundertelangem Verkehr mit den Nachbarvölkern, mit den Slawen, Magyaren, Romanen, manche von deren Eigenschaften angenommen: Weichheit, Sentimentalität, Nachgiebigkeit gegen sich selbst. Wie ihre Sprache in weicheren Tönen redet, so empfindet ihr Ohr den harten Laut des Befehlstons als etwas Fremdes, wie ihnen Liebenswürdigkeit gegen ihre Mitmenschen Bedürfnis ist, so erwarten sie im Verkehr Entgegenkommen gegen sich, verständnisvolles Eingehen auf ihre Art, die im Grunde

doch nur unsere süddeutsche ist. Darum wäre auch nicht der letzte Gewinn aus dem Eintritt der Österreicher in das Reich, daß dadurch das so notwendige Gleichgewicht zwischen Nord und Süd besser gesichert, süddeutsches Kulturwesen wieder stärker zur Geltung gebracht werden könnte. Daß dies nicht zum Schaden des Reiches ausschlagen würde, das lehrt ein Vergleich der Haltung der hungernden Millionenbevölkerung der Stadt Wien mit der von Berlin in den abgelaufenen Wochen.

Der Deutschösterreicher mag in guten Tagen ein zu großes Maß von Lebenslust und leichtem Sinn verraten haben; in den schweren Zeiten der Gegenwart hat er seinen Ernst, seine Würde, seine Haltung gefunden. Den langen Streit der deutschen Parteien in Österreich hat das gemeinsame Unglück begraben, und trotz äußerster Not streben alle nur nach einem Ziel: ihren Kindern eine neue Heimat aufzubauen, größer und herrlicher, als die alte gewesen ist, ein großes Deutsches Reich, das uns alle umfassen soll. — Die österreichische Sache ist damit zur deutschen geworden!

Würzburg, im Februar 1919.

Die Krise der Universität
Von Doctor Libertus

Wir haben dem, was moderne Bildung nennt, allzeit kritisch gegenübergestanden und glauben daher, daß der kritisch gewordenen Lage der Universitäten heute mit vermittelnden Halbheiten nicht gedient ist. Der hier unternommene Vorstoß soll gerade in katholischen Kreisen die Selbstbesinnung wecken und die Erörterung der so wichtigen Frage in Fluß bringen. Die Redaktion.

Wie alle Institute, die zum Aufbau unserer zentraleuropäischen Kultur gehören: Staat, Nationalkirche, Heer, Parlament, Unternehmen, so wankt auch heute der Bau der deutschen Universitäten im Sturm der Zerstörung. Hatte die katholische Universität ihre Hochblüte etwa 1275, so erreichte die protestantische ihre Vollreife unter Kants Einfluß gleich nach 1800. Von dem damals über sie ausgegossenen Glanz zehrt sie noch heute. Gerade so nun wie die Träger der anderen großen Kulturinstitute sind auch die Träger der Universität in eine gedämpfte Bewegung geraten, weil die von ihnen zu Versorgenden, die Studenten, ihnen geistig die Gefolgschaft aufkündigen. Wie dem Beamten angst wird vor dem ‚Untertan‘, dem Landesklerus vor seinen ‚Laien‘, wie der Unternehmer den Arbeiter, der Abgeordnete seine Wähler nicht mehr hinter sich hat, um vom Verhältnis zwischen Offizier und Mann zu schweigen, so ahnt die Lehrerschaft, daß ihr die Schüler nicht mehr glauben. Was tut sie also? Sie tut wie alle, die sich fürchten: sie schaut nicht auf die Wunde, sondern beschäftigt sich mit ‚Reformen‘. Wie die Juristen in Weimar ahnungslos das Vaterland durch Proporz und Verfassungsreform retten, obschon weder Vaterland noch Parlament mehr lebendig sind, wie die evangelischen Pfarrer sich auf die Trennung von Staat und Kirche stürzen, während nur noch alte Weiblein in dieser Kirche sitzen, wie die Großindustrie ‚sozialisiert‘ wird, während ihr auf Export gegründetes Dasein längst dem Untergang geweiht ist und die Jugend aus den Großstädten herausstrebt, so ‚reformiert‘ sich die Universität heute krampfhaft, obschon sie keine Studenten mehr hat.

Sie hat keine Studenten mehr: d. h. die aus dem Krieg heimgekehrte Jugend ist unwiderruflich herausgebrochen aus dem Zauberbann, den die idealistische Hochschule seit 1800 auf sie ausgeübt hat. Sie besucht die Universität, um rücksichtslos auf dem schnellsten Wege zu Brot zu kommen. Das Gros jagt in wahrhaft erbarmenswerter Angst dem ‚Beruf‘ nach. War das auch schon vor dem Kriege so, jetzt hat sich dieser Mißbrauch des herrlichen Wortes Beruf potenziert. Die wenigen aber, von denen die Seele jeder Einrichtung lebt, hoffen nicht — wie vor dem Kriege —, durch die Kathederweisheit während der Studentenzeit einen andern Menschen anzuziehen, sondern heute ist es diesen wenigen Zufall, daß sie die Jahre ihrer geistigen Wiedergeburt zu Füßen des Katheders verbringen. Nicht aus dem Born der Universitätswissenschaft quillt der erquickende Tau auf diese durstigen Seelen. In offener Feindschaft vielmehr erwehren sich diese

des wissenschaftlichen Materialismus, den die Fakultäten heute insgesamt produzieren.

Denn unsere Geisteswissenschaften allesamt sind heute verstofflicht, mögen sie die Etikette irgend eines —ismus noch so schamhaft vor sich hertragen: die Philosophie ist uferlos geworden, denn sie ist Philosophenbiographie und Einzelexperiment. Die Geschichte zerzupft das Nervensystem der Kultur in Billionen Anmerkungen. Die Jurisprudenz ist am kränksten; sie hat den Staat und das Corpus juris beide innerhalb zweier Jahrzehnte verloren. So ist sie ihrer tragenden Requisiten beraubt. Sie ist reine Vorratsarbeit für die Gerichte geworden; statt Recht produziert sie Entscheidungen. Sie verhält sich zu einer Wissenschaft vom Recht wie die Brückenbautechnik zur Physik, sie ist verkäufliche Technik.

Die ‚Freischar‘, die ‚sozialistischen‘ Arbeitsgemeinschaften der Studenten, die Münchener Zeitschrift ‚Der neue Weg‘ des begabten Alfred Kurella: sie grollen alle der Universität.

Die Universität selbst aber ‚beschäftigt sich‘, wie gesagt, mit ‚Reformen‘, da sie dumpf fühlt, daß etwas geschehen muß. Am meisten diskutiert wird dabei die Reform des Privatdozententums.* Der Kern der Universitätslehrfreiheit ist ja bisher die Art, wie sich der Lehrkörper jedem jungen Gelehrten zu einer Lehrtätigkeit auf eigene Gefahr, zur Habilitation als ‚privatim docens‘, öffnet. Jeder kann kommen, der gewillt ist, zu lehren und zu forschen, jedem öffnen sich Katheder und Bibliothek. Dieses Institut ist heute krank, denn es ist auf Gebiete übertragen worden, auf die es nicht paßt: auf die Naturwissenschaften und auf die vielen Spezialfächer, für die es überhaupt keinen andern Lehrenden, keinen ‚berufenen‘ Professor neben dem bloß ‚habilitierten‘ Doktor gibt. Weder in den Naturwissenschaften noch in den Spezialfächern kann heute die Universität ihre Studenten ohne Hilfe und Mitarbeit der Privatdozenten versorgen. Hier gewährt sie also nicht bloß Spielraum für das Training des jungen Doktors, sondern sie spannt ihn bereits ins Joch vollausgenutzter Mitarbeit. Er wird aus einem Minister ohne Portefeuille zum mitproduzierenden Gesellen unterhalb des Meisters und — teilt oft, sehr oft das Los des Handwerkergesellen, zeitlebens Geselle bleiben zu müssen.

Diese Art von Privatdozenten verlangen mit Recht eine wirtschaftliche und verfassungsmäßige Sicherstellung ihres bisher hoffnungslosen Daseins. Denn hoffnungslos ist ein männliches Dasein, dem nicht von außen ein

---

* Vgl. Bernhard Schmeidler, Grundsätzliches zur Universitätsreform. Erörterungen und Vorschläge z. akad. Laufbahn. 1919. Eduard Meyer, Die Privatdozenten und die Zukunft der deutschen Universitäten. Preußische Jahrbücher 1919, Januarheft. Zscharnack, Die Privatdozenten und die Zukunft der deutschen Universitäten. Eine Antwort, ebenda Märzheft. Eduard Meyer, Replik, ebenda. Hochschulreform. Organ der Vereinigung d.-ö. Hochschuldozenten. Eine Monatsschrift. Wien 1919. (Bisher erschien ein Aufruf.)

Siegel aufgeprägt wird der Rezeption, der Aufnahme in die Gilde oder Zunft. Der Mensch braucht diese Beruhigung seines bloß individuellen Strebens durch eine ihm zugewandte ‚Entsprechung' des Kreises, dem er sich zugewandt hat. Diese ist aber immer erst mit der Einräumung wirtschaftlichen Anteils am Brotbeutel, an der Kasse dieses Kreises ausgesprochen. Kein Titel, kein Rang als ‚Professor' kann diese moralische Seite der Gehaltszahlung ersetzen. Denn erst wer mit bei Tisch ißt, zählt als volles Mitglied einer jeden Hausgemeinschaft. Der Kampf um das ‚Existenzminimum' des Privatdozenten ist also für diese neue Art des Privatdozenten tief begründet. Die alte Art des Privatdozenten wird dafür durch ihn tödlich bedroht. Denn an jedem Tisch ist nur für eine begrenzte Zahl gedeckt. Entlohnung des Privatdozenten in irgendwelcher Form (Stipendium, Vergütung, Existenzminimum: man hat nämlich tausend Namen gesucht, um sich über diese Konsequenz hinwegzutäuschen) bedeutet i m m e r das Ende der unbegrenzten Habilitationsfreiheit, bedeutet den numerus clausus für die Privatdozenten und damit die Verbeamtung ihrer Lage. Jedem Privatdozenten das Recht auf Gehalt zusprechen wird heute ein wahres Kettestehen hungriger Akademiker bewirken; es ihm verweigern, bedeutet eine schreiende Ungerechtigkeit gegen den naturwissenschaftlichen und den spezialistischen, überhaupt gegen jeden bereits jetzt zur Mitarbeit ‚ausgenutzten' Privatdozenten.

Der preußische Referent für Universitätswesen, Professor Becker, hat daher in einem sehr diplomatischen Vortrag vorgeschlagen, man solle doch dem Staat Einfluß auf die Habilitation einräumen; denn dann könne dieser auch fiskalisch etwas für den jungen Mann jeweils tun. In der Dozentenschaft selbst redet man aneinander vorbei, da die beiden Arten Privatdozent nicht nur selbst entgegengesetzte Interessen haben, sondern ihrerseits nur Symptome eines klaffenden Risses in der angeblichen Einheit der Universität sind. Hier liegt der Kern des Leidens, an dem alles geflissentlich vorbeischleicht! Man will einen Körper einheitlich reformieren (Zscharnack) oder einheitlich konservieren (Eduard Meyer), der keine Einheit mehr hat. Keiner der Reformfreunde oder -gegner umfaßt heute mit seiner Liebe die g a n z e Universität, weil keiner sie heute mehr als Ganzes umfassen k a n n. Die idealistische Universität von 1810 mit ihren Fakultäten und die heutige spezialistische leben nur noch äußerlich unter einem Dach. Es geht ein ähnlich endgültiger Riß durch sie hindurch, wie ihn neuerdings Kaftan für die evangelische Landeskirche dargetan hat.

Ein überlegener Geist wie Harnack hat darauf in einem von Altersweisheit gesättigten Aufsatz hingewiesen,* der sich mit einem weiteren Reformproblem, dem Schicksal der theologischen Fakultäten, beschäftigt. Er kommt zu dem paradoxen Ergebnis, daß die theologische Fakultät viel-

* Die Bedeutung der theologischen Fakultäten, Märzheft 1914 der Preußischen Jahrbücher.

leicht auch heute noch die fruchtbarste und lebenspendendste für das Gesamtleben der Universität sei. Er hat recht damit. Ohne die theologischen Einflüsse wäre das geistige Quodlibet einer modernen Universität längst als Höllenkonzert offenbar. Aber wohl mag die Erhaltung der Theologenfakultäten, wenn sie gelingt — und sie wird gelingen —, nochmals auf zwei oder drei Generationen über den Zerbruch der Universitas litterarum hinwegtäuschen.

Aber während dieser erwärmende und dem Rationalismus imponierende Abglanz aus dem christlichen Glauben, soweit er in einer theologischen Fakultät — sie sei nun evangelisch oder katholisch — in einzelnen Trägern jeweils durchbricht, allerdings noch einen menschlichen Reif um die übrigen Fakultäten zunächst legen mag, ist ihre innere Unverträglichkeit eben doch am Tage. Der Schematismus der Geisteswissenschaften, ihr statistisch-klassifizierendes Gebaren, erregt mit Recht das immer wachsende Unbehagen der Naturwissenschaftler. Wissenschaft fließt aus dem Glauben ans Wissen, daran, daß wir wissen können und sollen. Diesen naiven, handfesten Köhlerglauben wenigstens hat der Naturwissenschaftler, und das ist heute seine Überlegenheit gegen den Vertreter der Geisteswissenschaft. Denn dieser hat dem Köhlerglauben nur ein müdes ‚Vielleicht', nur tausend Einzelhypothesen entgegenzuhalten, kein gewaltiges Unisono vom Beweise des Geistes aus der Kraft. Die Naturwissenschaft nimmt alle Erscheinungen als Funktionen und Phänomene der Materie. Das Gegengewicht könnte ihr darum nur eine Wissenschaft bieten, die alle Phänomene des Geisteslebens ebenfalls symbolisch und als Ausdrucksform nimmt. Statt dessen sieht sie, wie der Jurist, der Philologe, der Nationalökonom die Erscheinungen ‚zerkennt', und so wird der Graben zwischen diesen beiden Hälften: dem abergläubischen, aber doch immerhin gläubigen Naturwissenschaftler, der in Bildern denkt, auch wenn er nicht weiß, daß er es tut, und dem ungläubigen Geisteswissenschaftler, der in Begriffe zerlegt, immer tiefer. Wir wissen den Fall, daß ein Anatom und ein Ethnologe im selben Semester ‚Anthropologie' lasen, ohne auf den Gedanken zu kommen, miteinander zu reden; beide waren auf Befragen über diese Anregung betroffen und fest überzeugt, voneinander nicht das geringste lernen zu können! D e n n d e r I n h a l t i h r e r V o r l e s u n g e n b e r ü h r t s i c h j a g a r n i c h t! So entwertet ist die Sprache durch die Zweiteilung bereits, daß der selbe Name Unversöhnliches, Unverbundenes ausdrückt. Und doch trieb den Anatom in Wahrheit ein eminent universales Problem: er behandelte in seinem Kolleg ausschließlich die Vererbungslehre! Der Fall gewährt eine unerschöpfliche Ausbeute für die Erhellung der heutigen Lage der Universitas litterarum. Sie ist buchstäblich zu einer bloßen d i v e r s i t a s herabgesunken.

Symptom dessen ist die Erkrankung der äußeren Lehrmethode: des sogenannten Kollegs, der Vor-lesung. Ich sehe vom Diktat und dem Raffhunger des heftschmierenden Studenten ganz ab. Der gute Dozent gibt ein buchähnliches System im Gerippe, das er mündlich erläutert. Das

war gut, solange man an das Buch glaubte und über ein Buch las (daher ja Vor-lesung). Heute ist mit dem Zerfall des Buchglaubens das Einsperren des lebendigen Wortes in Paragraphenkästchen sinnlos geworden. Denn gerade das Beste ist damit dem Worte geraubt und den Begriffen überwiesen: die Funktion der Fortführung des Gedankens. Das heutige Pflichtkolleg verhüllt vor dem Schüler eifrig die innere Bewegung, die den Dozenten zum Weiterdenken treibt. Es ist — vierhundert Jahre nach Erfindung des Druckes — darum noch immer Übermittlung des Buches, mag es nun mehr oder minder glänzend mündlich glossiert werden. Daher nützt es auch nichts, daß der oder jener Dozent innerlich begeistert, gläubig, fromm, kirchlich sein mag. Auch er ist als Dozent durch die Uniform der Vorlesung zu einem ungläubigen, schriftgelehrten Dozieren gezwungen. Daher ja Katholik, Protestant oder Jude als Dozenten sich kaum unterscheiden. Notwendig ist der Aufbau einer vierstündigen Vorlesung buchgeleimt statt geistgestaltet. Dagegen kann kein Seminar helfen. Helfen kann nur, wenn der Dozent aufhörte, aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen, wenn er die Uniform des Pflichtkollegs ablegte und den Studenten laut vordächte, wie wir Menschen allein dürfen, nämlich sprechend, antwortend, sich verantwortend im Gespräch.

Man braucht nur die heutige Dozentenschaft zu betrachten, um zu wissen, daß sie solche brutale Zerstörung ihrer Kollegheftunternehmung durch eine völlig unerhörte Betriebsform bis aufs äußerste hintanhalten und zu bekämpfen wissen wird. Der Brotstudent wird desgleichen tun; denn er will technische Griffe erlernen. Beide zusammen also werden dafür sorgen, daß die Universität eine Fachschule — verbunden mit spezialistischem Raritätenkabinett — bleibt. Sie ist das jetzt schon. Gewisse Verbesserungen im Lehrbetrieb lassen sich noch anbringen. Aber das Geheimnis der Universität, die Einheit der Dozentenschaft in einem Geiste, ist dahin. Gerade die besten Dozenten sind heut krasse ‚Individualitäten', die sich selbst, aber nicht eine überindividuelle geistige Person verkörpern. Die mittelmäßigen Dozenten haben die Kollegialität unter sich, die jede Fachschule entwickelt, eine äußerliche Konvention, die in dem Satze gipfelt: Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. Aber nicht zwei Dozenten haben den selben Geist, so daß jedem nur übrig bleibt, mit Kreide wie weiland Luther das eigene Losungswort vor sich hinzuschreiben, um in dem geistigen Hexensabbath standzuhalten.

Um so eifriger wird die Universität die Maske der Einheitlichkeit vor dem Gesicht behalten. Sie wird z. B. nicht den Mut haben, die Privatdozenten der verschiedenen Fakultäten verschieden zu behandeln, obwohl das sachlich der einzige Ausweg ist. Denn dieser Mut der ‚Libertas in dubiis' fließt immer nur aus der ‚Unitas in necessariis'. Heute sind die Namen und der Stand ja fast die letzten Einheitsmomente; damit sind sie necessaria geworden, an deren Einheit niemand rütteln möchte, weil dahinter das Nichts gähnt statt der tragenden Karitas in omnibus.

Wer es unternimmt, starken Glaubens an die Gotteskraft der Vernunft und ihre Aufgabe der Verherrlichung Gottes, die lebendige Wahrheit ohne allzu reiche Verzweigung wissenschaftlich einfach wieder zu verfassen, der muß mit gleicher Liebe allen Weisen und Wegen des Geistes vertrauen, der muß den Mut haben, die Spezialissima allesamt erst einmal untergehen zu lassen, dieweil sie heute sinnlos geworden sind, und muß einen neuen Grundstein legen, nicht der Universitas litterarum — denn das Jahrtausend der Schriftlichkeit des Wissens ist unwiderruflich dahin, — sondern der einheitlichen Anschauung der Geisteswelt, des Makrokosmos, wie die Heiden sagen. Man wird aber nicht von der Universität verlangen dürfen, daß sie anderes tue, als eifersüchtig ihre Spezifikation zu konservieren. Es wäre unbillig, von ihr jene neue Frucht zu verlangen, die aus ganz anderen Grundkräften erwachsen soll. Die Griechen haben auch nur Athen und Alexandria erzeugt. Begnügen wir uns also mit dem Paris von 1250, dem Jena von 1800. Die Universitäten werden fossile Horte der Reaktion werden, soweit sie nicht schon jetzt die Vergeudung ihres Ansehens durch die rabies professorum während des Krieges zu büßen haben werden.

Das neue Wissen aber wird christliche Anschauung sein oder es wird nicht sein. Das natürliche Wissen ist ein ‚Gesehenhaben' mit natürlichen Augen; die Wissenschaft der Schule — mag sie christliche oder weltliche Inhalte haben — ist dem gegenüber ein ‚Gelesenhaben'. Die dritte Stufe der Wissenschaft kann weder aus den natürlichen Augenblicken einzelner Menschen noch aus den scholastischen Bemerkungen zu Büchern entstehen. Sie wird sich organisch entfalten aus der Schau, mit der der lebendige Christus alles anschaut. Welches Perfectum aber entspricht dieser Anschauung? Es ist das Perfectum des leidenden und schöpferischen Menschen, der da sprechen darf: ‚Es ist vollbracht!' Über das Gesehenhaben des leiblichen Auges, über das Gelesenhaben der gelehrten Brille steigt herauf das Erlebthaben des inneren Gesichts.

Kleine Bausteine

Anschluß an Deutschland?*

Von Richard Schaukal

Muß wirklich, wer nicht für Deutschösterreichs Anschluß an Deutschland eintritt, als Feind und Verräter der deutschen Sache gelten, gar, wie es die Sozialdemokraten behaupten, seine Gründe gegen die ‚einzig mögliche' Lösung der Frage unserer Zukunft von schnöder Selbstsucht bestimmt sein lassen? Vielleicht billigt man in minder unbedingten Kreisen doch auch einer Erwägung Verständnis zu, die weder von ‚monarchisch-klerikalen' noch von ‚schwerindustriellen' Wünschen geleitet, sondern, was immerhin deutschösterreichischem Empfinden nicht ganz fernliegen dürfte, von ‚österreichischer' Anschauung bedingt wird. Oder meint man etwa, daß, da das ‚alte Österreich' als Inbegriff alles Übels in Gedankenbann getan worden sei, auch die österreichische Gefühlswelt mit Stumpf und Stil auszurotten verfluchte Pflicht und Schuldigkeit jedes von der Doktrin zum ‚Deutschösterreicher' ernannten deutschen Österreichers sei? Ich meinerseits, Deutscher aus Mähren, durch Beamtung nach Wien zuständig und in Österreich daheim, lehne mich mit aller Entschiedenheit gegen solche Vergewaltigung meines naturhaften Empfindens auf und begehre, daß ich als ehrlicher und treuer Deutscher auch dann erachtet werde, wenn ich mich gegen eine ‚Logik' sträube, die mir zumutet, mich meiner selbst zu entäußern.

Das berühmte ‚Selbstbestimmungsrecht der Völker' hat doch, wenn überhaupt, nur dann einen Sinn, wenn der Volksangehörige seinem Inhalt beipflichtet. Der ‚grundlegende Beschluß' einer — übrigens in ihrer Volksbevollmächtigung einigermaßen fraglichen — ‚provisorischen Nationalversammlung' kann mir die Staatsform vorschreiben, mich, indem er Tatsachen Rechnung trägt, zum Republikaner machen, nicht aber mich ohne weiteres auch von meinen lebendigen Wurzeln abreißen. ‚Majorisierung' ist immer eine üble ‚Lösung' gewesen, weil sie dem Edelsten, das der Mensch bekennt, der Freiheit der Überzeugung, Unrecht antut; wenn es sich aber um mein Vaterland handelt, um die heiligen Quellen, die mein Wesen unerschöpflich speisen, da bedeutet ein ‚Beschluß', dem ich nicht zustimme und den ich unwidersprochen hinzunehmen gezwungen werde, Vernichtung meines seelisch-sittlichen Selbstbewußtseins, rohe feindliche Zerstörung meines Ichs. Ich kann aus freiem persönlichen Entschluß meine Staatsbürger-

---

* Wir geben diesen Ausführungen Raum, um auch die andere Gruppe der Deutschösterreicher zu Worte kommen zu lassen; wir selbst teilen den von Prof. Chroust vertretenen Standpunkt. Die Redaktion.

schaft ändern: was mich dazu bestimmt, mein Vaterland aufzugeben, habe ich mit mir selbst auszumachen; vor meinem Gewissen werden nur unüberwindliche Gründe als Nötigung bestehen. Aber ich räume niemand das Recht ein, mich ungefragt zum ‚Bestandteil' eines Ganzen zu erklären, das mein Einheitsbewußtsein nicht anerkennt (bloß der Eroberung muß ich mich überwältigt unterwerfen, äußerlich!).

Es bedarf wohl nicht der ausdrücklichen Bekräftigung, daß auch mich die Vorstellung mit freudigem Stolz erfüllt, dem großen deutschen Volke anzugehören. Aber stärker als diese Vorstellung ist mein Selbstbewußtsein. Und mein Selbstbewußtsein erkennt sich als österreichisch. Daran kann die bloß politisch-historische Tatsache, daß es seit vorgestern ‚Österreich' nicht mehr gibt, nichts ändern. Die Doktrin, die Lehrmeinung, versagt gegenüber dem Wirklichen. ‚Österreich' hat als ‚Staat' aufgehört, ‚Österreich' als ‚unsichtbares Königreich' ist unzerstörbar.

Nur die ‚Vernünftigen', die Unmusikalischen, die Gehörlosen, die Menschen ohne Seele können das ‚bestreiten'. Ihnen hat ja auch sonst ‚Österreich' nicht ‚bestanden', weil sie mit seinen Einrichtungen nicht ‚einverstanden' gewesen sind! Als ob es auf die Billigung ankäme, damit ein organisches Verhältnis ‚sei'! Als ob ich meine Mutter erst ‚anzuerkennen' hätte! Ich bin das, was ich geworden bin; ich werde, was ich bin. Ich kann mir nicht ‚entgehen'. Und zu meinem ‚Ich' gehört, was es ‚ausmacht'. In mir sind meine Ahnen, in mir ist die zeitlose Fülle der Jahrhunderte, durch die, was mich ‚gemacht' hat, zu mir gegangen ist. Mein Tonfall, meine Gangart, meine ‚Auffassung' alles dessen, was an ‚mich' gelangt, ist von den in mir enthaltenen, mich ‚angebenden' Faktoren unablösbar.

Ich, Richard Schaukal, bin nicht ein ‚Wiener', weil ich seit vielen Jahren nach Wien ‚zuständig' bin, sondern ich bin ein von einer deutschen Mutter meinem von einer tschechischen Mutter stammenden Vater in Brünn in Mähren geborener ‚Österreicher', ‚Österreich', dieses ehrwürdige Lebendige, hat mich geschaffen: wie könnte ich ihm entrinnen?

O ich kann mir's denken, daß ich ein Deutscher ‚werden' könnte, aber ebensogut ein Engländer (sicherlich nicht ein Franzose oder ein Italiener), das heißt: ich, der ich durch und durch arischen Blutes und in deutscher und englischer Geisteskultur heimisch bin, vermöchte es, aufzugehen in einem größeren germanischen Einheitsbereiche; mein physisches und geistiges Wesen würde, da die organische Verwandtschaft gegeben ist, sich ohne Schaden also verpflanzen lassen, aber — meine österreichische ‚Seele' ginge mit, ich würde, möchte auch alles Äußerliche, Sprache, Sitte, Staatsbürgertum, sich ohne sonderliche Gewaltsamkeit durch Übung und Gewohnheit dem ‚Adoptivvaterlande' fügen, einen österreichischen ‚Sauerteig' in die neue Bildung hineintragen, der sie individualisierte. Ich kann mir eben nicht entgehen. Bei meinem etwa in der neuen Heimat geborenen Kinde wäre dem Österreichischen bereits etwas Neues beigemengt, aus ihm unentwirrbar, in der neuen Einheit, sie durchdringend, enthalten.

Warum aber soll ich um der ‚Logik' willen, die just die ‚internationalen' Sozialdemokraten im deutschen Nationalbewußtsein entdeckt haben, eine Staatsbürgerschaft über mich ergehen lassen, die mir, nachdem sich die Nichtdeutschen von Österreich losgesagt haben, sozusagen als ‚die einzige Konsequenz' übrigbleibt? Wie wenn solche Logik nichts zu sagen hätte? Wenn ich mich, geborener Feind aller Gleichmacherei wie aller Macherei überhaupt, Deutscher, das heißt ‚Individualist', gegen die mir von den Sozialdemokraten verheißene ‚große deutsche Republik' genau so wehre wie gegen das ‚große Deutschland', das die Deutschnationalen mit dem meines Erachtens größeren Deutschtum verwechseln? Das ‚Deutsche Reich' hatte mir immer nur die ‚Lösung' einer ‚Aufgabe' dünken wollen, nicht das Ergebnis einer Entwicklung; um nichts erhebender ist mir die Vorstellung der ‚Zusammenfassung aller Deutschen' zu einem Staatswesen, das sich als sogenannte ‚zwingende Notwendigkeit' daraus ergeben soll, daß Österreich ‚zusammengebrochen' ist. Österreich ist nicht etwa deshalb zusammengebrochen, weil das Zusammenleben seiner verschiedensprachigen Völker sich als Unmöglichkeit erwiesen hatte, sondern weil ein unglückseliges System — Unwahrhaftigkeit, Schlendrian und Ratlosigkeit —, in dem man ‚Österreich' zu erblicken und zu hassen allen Grund zu haben meinte, die Völker, statt sie als selbständige Glieder eines vielfältigen Ganzen zusammenzufassen zu einem großen Lebendigen, gegeneinander hetzte und erbitterte. Wenn die Orchestermitglieder auseinanderlaufen, weil der stümperhafte und gewissenlose Dirigent keinen Begriff von seiner Aufgabe, keine Ahnung von dem ihm anvertrauten Reichtum an Klängen besitzt, ist die Aufführung vereitelt: es ist damit aber nicht gesagt, daß das Orchester schlecht sei. In Österreich kam zu der Unfähigkeit der rasch wechselnden Dirigenten die den ‚Stimmen der Völker' unangemessene Partitur, zu der sie wider besseres musikalisches Empfinden sich gezwungen sahen: der ‚Dualismus'.

Nicht nach der Unabhängigkeit hatten sie begehrt, sondern die Selbständigkeit innerhalb eines gemeinsamen Rahmens, den in einer der Klangfarben vom Bundesstaat bis zum Staatenbund im Einvernehmen mit den zu Rahmenden festzustellen einer einsichtigen Reichsregierung obgelegen hätte. Die vom Standrecht zur ängstlichen Duldung notorischer Staatsfeinde hin und her schwankende ‚Staatskunst' serviler und frivoler Ratgeber der Lakaiensinn mit ‚Loyalität' verwechselnden Krone hat im Bunde mit einer ebenso unwahrhaftigen wie ziellosen und vergeuderischen äußeren Politik selbst zuwegegebracht, was sich die radikalsten Nationalisten in ihren kühnsten Träumen nicht erhofft haben: die Gelegenheit zu einer Reichsflucht, wie sie überstürzter und gewalttätiger der ärgste Pessimist sich vorzustellen nicht imstande gewesen war.

So steht es um ‚Österreich', das angeblich ‚gewesen' ist, dem aber weniger rot angelaufene Völkerpsychologen und Geschichtsphilosophen die Zukunft abzustreiten keineswegs Ursache zu haben glauben. Dermalen freilich sieht es (für Kurzsichtige) so aus, als wären die neuen National=

staaten (mit ‚Deutschösterreich‘ als einem sattsam ‚schäbigen Rest‘ inmitten) auf die Dauer begründet. Man muß jedoch gar nicht so weit schauen wollen wie der unmaßgebliche Schreiber dieser unzeitgemäßen Betrachtung, der im Nationalismus überhaupt, so toll er sich eben jetzt gebärdet, ein jugendliches Stadium des Völkerlebens zu erblicken meint, sondern es genügt völlig, sich zu vergegenwärtigen, was die neuen Nationalstaaten an notwendiger Entwicklung zu sich selbst noch nachzuholen haben, um den Eindruck des Vorläufigen sich zu bestätigen, das jede Revolution in ihren ersten Anläufen als Ergebnis zeitigt. Der politischen Revolution hatte die nationale folgen müssen — sie gehen bei gewissermaßen rückständigen Völkern neben- und durcheinander —, die soziale ist die nächste Etappe. Deutschland als die unter den revolutionierenden am weitesten vorgeschrittene Gesellschaft hält schon bei dieser, während z. B. in Jugoslavien noch nicht einmal die Auseinandersetzung zwischen den ethnographischen Elementen dieser politischen Demonstrationsbildung begonnen hat.

Vor dem deutschen Österreicher aber erhebt sich, befreit von den bisherigen in seiner österreichischen Staatlichkeit gegebenen Hemmungen, das alte, das eigentlich österreichische Problem des ‚größeren Deutschland‘. Nüchtern betrachtet, wie es die Sozialdemokraten vom Standpunkt ihres ihnen drüben lockenden Zieles, der sozialistischen Republik, sehen (und sehen wollen, sehen müssen), löst es sich ‚spielend‘: Vereinigung aller Teile einer ‚Nation‘ zum großen Ganzen. Für den aber, dessen Wunsch nicht den Gedanken zeugt, sondern der sich über sich selbst gebeugt nach dem aus seinem Tiefsten, dem im Blute gegebenen ‚Mütterlichen‘, heraufsteigenden Wollen befragt, ist die in die politische Formel zu fassende Antwort nicht so einfach zu finden. Ihm, dem ‚Österreicher‘, scheint ‚Deutschland‘ ein historisch geographischer Begriff, ‚Österreich‘ ist ihm ein in ihm unaustilgbares Erlebnis. Wenn er sich auf die erfühlte Verwandtschaft des ‚Österreichers‘ besinnt, ist ihm zwar der demselben Stamm entsprießende Süddeutsche, der Schwabe, der Bayer unmittelbar als Vetter gewiß, aber fremd steht er dem Sachsen, feindlich fast dem Preußen, nichts weniger als vertraut dem Franken gegenüber, während er sich in der Nähe des Slowenen, des Kroaten, des arischen Tschechen (denn es gibt auch einen ‚hunnischen‘, schwarzen, gehässigen) wie in Brudersnähe erwarmen fühlt. Nicht im Kampf um das Politische liegt das Trennende dessen, das sich historisch-geographisch, sozial-ökonomisch durch Jahrhunderte ‚zusammengelebt‘ hat; im Gegenteil: wenn die gegenseitigen politischen Ziele durch Auseinandersetzung, die in Streit auswachsen mag ohne Gefährdung des Gemeinsamen, klar und scharf ausgedrückt worden sind, wird, ungestört durch eigensüchtige ‚vermittelnde‘ Dritte, die Vereinbarung reinliche Scheidung des Unvereinbaren bewirken; wenn Ehrlichkeit, Besonnenheit und Klugheit nicht mehr durch die Leidenschaftlichkeit in ihren Bestrebungen gehemmter Unzufriedener um den Erfolg betrogen werden können, muß der Erfolg sich einstellen. Der österreichische Deutsche hatte bisher als der

seinen ‚Besitzstand‘ verteidigende ‚ältere Bruder‘ dem vorwärtsdringenden Slawen gegenübergestanden; die gewaltsame Losreißung der ‚Länder der böhmischen Krone‘ einer-, der südslawischen Hoheitsgebiete anderseits vom innerösterreichischen Kernlande hat die Tatsache der Unzertrennlichkeit deutsch-slawischen ‚Randgebietes‘ klar herausgestellt. Die Tschechen, die ihr ‚Staatsrecht‘ im Konflikt mit dem ‚Selbstbestimmungsrecht‘ der Völker, dieses territorial gefaßt, erkennen, geben, als derzeit von Mächtigeren an der Macht gehaltene ‚Sieger‘, die von Doktrinären gehaltene papierene Devise preis, die Deutschen steifen sich auf dieses ‚Selbstbestimmungsrecht‘, es zur Selbstbestimmung der deutschen Nation erweiternd: ist es nicht am Tage liegend, daß — abgesehen von der unlogischen und grausamen Aufopferung der ‚Enklaven‘ — nur der größere Rahmen des ‚Nationalitätenstaates‘, die höhere Einheit, die auseinanderstrebend unversöhnlichen doktrinären Gegensätze im Zusammenklange ‚auflöst‘? Muß die natürliche Entwicklung nicht, wenn die Übergangsepoche der heißhungrigen ‚Nationalstaatlichkeit‘ ausgebraust hat, zur Zusammenfassung des bloß im Gedanken, in der Staatstheorie Zertrennlichen, in der Wirklichkeit nur Ineinanderlebendigen zum selbstverständlichen Ganzen führen? Der deutsche Österreicher, der den österreichischen Staatsgedanken nicht ‚aufgeben‘ kann, ohne sich selbst, sein österreichisches Selbstbewußtsein zu verleugnen, empfindet es nicht als mißlich, daß der Anschein gegen seinen österreichischen Glauben spricht oder schreit; er billigt besonnen dem Slawen zu, was er, ehrlich gesinnt, selbst einst besessen zu haben eingesteht, den souveränen Staat. Aber er weiß, daß die Idee höherer Staatlichkeit den Verzicht aller einzelnen Eigensucht gegenüber dem Gemeinsamen einschließt; er hat, wie oft schon, die nackte Gewalt am Werk gesehen und das Unrecht als nicht fruchtbar erkannt. Er läßt geschehen, was er nicht hindern kann, tröstet sich damit, daß Übermaß und Übermut an sich selbst zuschanden werden. Aber kann er unter solchen nachdenklichen Umständen das ‚ganze Deutschland‘ ernstlich wollen? Wende man ihm nicht das ‚ganze Frankreich‘, das ‚ganze England‘ ein. Frankreich hat die geographisch gegebene Entwicklung zum Nationalstaat vor Jahrhunderten vollzogen; die Insel England hat eine Rasse herangebildet, die fremde Völker unterwarf und die Unabhängigkeit des eigenen amerikanischen Ablegers hat hinnehmen müssen: eine andere, die ‚amerikanische‘ Nation ist dort entstanden, wo die äußeren und inneren Bedingungen es ermöglicht hatten (und Irland ist trotz jahrhundertealter Gewaltpolitik auch heute noch nicht ‚England‘). Der Deutsche hat in zwei Jahrtausenden immer wieder den deutschen Einheitsstaat zergehen sehen. Kann er, dessen ethnische Kraft im Stamm, dessen geistige Macht in der deutschen Idee liegt, wähnen, der politische Traum, den die mächtigsten deutschen Persönlichkeiten vergebens auf die Dauer in Wirklichkeit zu verwandeln bemüht gewesen sind, werde durch ‚Beschluß der Mehrheit‘ das werden, wogegen sich das deutsche Wesen, sich selbst überlassen, nicht von Politik beirrt, auflehnt? Nein, der Deutsche verzichte endlich auf das,

was den Theoretiker in ihm stets aufs neue verführt: die Konstruktion des ‚Deutschen Reichs' (ganz abgesehen von seiner undeutschen ‚sozialistischen' Gestaltung); er lerne sich, den Unerschöpflichen, endlich sich selbst gemäß behandeln: irrational. Die große Einheit des ‚Deutschen' ist Deutschtum, nicht die ‚restlose' deutsche Nation, dynamische Endlosigkeit ist seine Funktion, nicht Feststellung der Summe des Vorhandenen kann sie erreichen. Und er wird dann auch den deutschen Österreicher vielleicht begreifen, den Österreicher, der seine Besonderheit nicht als einen durch neudeutsche Reichsmethode zu kurierenden Mangel, sondern als nicht zuletzt der Reibung an den undankbaren anderssprachigen Brüdern verdankte Differenzierung erachtet, die er als seinen nicht verächtlichen Beitrag zur Unendlichkeit deutschen Wesens aufrechterhalten will im aus sich selbst zu sich zu erneuernden alten Österreich.

Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Man gewahrt in der Literatur selten das schöne Schauspiel einer mit dem steigenden Alter Schritt haltenden Reife. Den einen verdirbt die Nichtanerkennung, den andern der Erfolg, wenn nicht gar fehlender dichterischer und menschlicher Charakter eine endgültige Entwicklung unmöglich macht. Bei Ernst Zahn ist es an seinen letzten Büchern deutlich geworden, daß er mit ruhigen und gelassenen Schritten zu einer seinem Wesen gemäßen Vollendung emporsteigt; seine Menschen, die immer schon ihre besonderen Wege gingen, vertiefen sich immer mehr nach innen, sein allen Überraschungen spröde ausweichender Stil, der oft an das Hölzerne streifte, erhält eine deutlich spürbare innere Wärme; er wird melodiös, indem er gleichzeitig monumental wird. Das alles ist Zeichen einer inneren Reife, die eigentlich selbstverständlich sein sollte, in Wirklichkeit aber immer seltener wird. Zahn hat in seiner Einsamkeit von Göschenen sich das unbedingte Gefühl für das Wesentliche bewahrt, die Einsamkeit, die den meisten zum Verhängnis geworden wäre, ist ihm zum Segen geworden: er hat in anderem Maße wie Segantini die großen Linien der Berge in sein Wesen aufgenommen. Daß er mit seinen Büchern immer durchaus innerhalb der Aufnahmefähigkeit eines guten menschlichen Mittelschlages bleibt, ist eher ein Vorzug wie ein Mangel; der hochentwickelte Mensch wird sogar in den Zahnschen Gestalten und ihren Aufgaben mehr Tiefe finden als in so vielen zeitgenössischen Besonderheiten, die sich gewaltig spreizen.

Zahns letztes Buch ist eine Erzählung, die ‚Das zweite Leben‘ heißt; er hat ihr einen schönen Vorspruch mitgegeben, der in die Worte ausklingt: ‚Für ein klein Restlein Vertrauen ist keiner zu gering.‘ Ein Jüngling hat die Ehre seiner heranwachsenden Schwester von ihrer beider Vormund angetastet geglaubt und hat in einem dunklen Sturm des Zornes diesen Mann getötet. Von der lebenslänglichen Kerkerstrafe sind fünfundzwanzig Jahre abgebüßt; er wird begnadigt und beginnt als reifer Mann sein ‚zweites Leben‘. Er ist zu einem innerlichen Menschen geworden, der ganz frei von Groll ist, dafür erfüllt von einer edlen Demut, die nichts von Sichducken und Verstecken an sich hat. Die Schwester, mit einem kleinen Geschäft allein lebend, hat ihn zu sich eingeladen ohne Freudigkeit. Im Zusammenleben mit ihrem Bruder bleibt sie karg und spröde; sie kann aus ihrem Wesen nicht heraus. Eine Aussprache findet nicht statt. Der Mann tritt als Gehilfe bei einem Gemeindeschreiber ein und tut still seine Pflicht. Die Menschen seiner Umwelt meiden ihn; vom leisen Mißtrauen bis zur gehässigen Verunglimpfung wird ihm alles zuteil, was Menschen in solchem Fall gemeinhin zu geben haben; nur die reife Tochter des Gemeinde-

* Ernst Zahn, ‚Das zweite Leben.‘ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, M. 5.50.) Karl Hans Strobl, ‚Seide Borowitz.‘ (Leipzig. L. Staackmann, M. 6.—.) Karl Adolph, ‚Haus Nummer 37.‘ (Wien, Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky, M. 6.—.) Friede H. Kraze, ‚Die von Brock.‘ (Leipzig, E. F. Amelangs Verlag, M. 6.—.) Marie von Hutten, ‚Des Weges Ende.‘ (Köln, J. P. Bachem, M. 6.—.)

schreibers bringt ihm Freundlichkeit entgegen, die sich zu Freundschaft, ja zu Liebe steigert. Der Mann, obgleich er ihre Gefühle dankbar erwidert, vermag zu keinem Entschluß zu kommen, indem er die Konflikte bedenkt, die dieser Entschluß für das Mädchen zur Folge haben wird. Es ist aber — von Zahn vorsichtig angedeutet — ein leis-mystisches Gefühl in ihm, daß er zu seinem Glücke nichts tun darf, und schließlich verläßt er, von den feindlichen Verhältnissen halbwegs gezwungen, das Dorf und versucht in der großen Stadt unterzutauchen. Aber auch an seiner neuen Arbeitsstätte steigt die Vergangenheit auf; Konflikte drohen sich zu ergeben, der Mann weicht willig aus. Indessen hat **er** in der Stadt ein blutjunges, unstätes Ding wiedergesehen, das auf dem Dorfe als Tochter einer herumziehenden Kesselflickergesellschaft schon einmal seinen Weg kreuzte. Das unruhig-leidenschaftliche Blut droht das Mädchen in die Abgründe der Großstadt zu stürzen; der Mann nimmt sich ihrer selbstlos an, die verirrte ‚Taube' spürt das warme Herz, aber ihre Unrast treibt sie immer wieder in die Gefahr. Da sie von einem fremden Mann Mutter werden soll, der es ablehnt, sie zu seinem Weibe zu machen, tut der ehemalige Zuchthäusler den letzten Schritt und heiratet die Verführte. Von der ungewöhnlichen Kunst Ernst Zahns zeugt die unpathetische, unsinnliche Art, mit der dies alles geschieht. Kein Gedanke des Lesers kann abirren; er **glaubt** dem Manne seine Tat. Da diesem vor einiger Zeit ein kleines Kapital zufiel, kauft er einen ländlichen Besitz, auf dem ein totes Kind geboren wird, und die Mutter, kaum genesen, von der alten Unruhe und der Sehnsucht nach der Welt wieder befallen wird. Sie flieht und kommt nach geraumer Zeit als Sterbende wieder, von dem Mann in ihren letzten Tagen liebevoll behütet. Sein ausgeglichenes Wesen, sein freudiges Wohltun gewinnt ihm schließlich auch die Herzen der Umwohnenden.

Das ist die Erzählung, die mystische Tiefen des Menschenherzens aufdeckt. Die große Liebe, das große Verzeihen des geächteten Mannes erscheint in der Darstellung so echt und selbstverständlich, daß der Leser mit seinen Augen zu sehen beginnt. Mit einem Male ist die Welt verwandelt: die Liebe hat das Wunder getan. Einen besonderen Reiz vermochte Zahn der kleinen ‚Taube' zu geben; dieser Wildling erscheint so, daß ihr gegenüber niemand den Mut zu einem Urteil aufbringen wird. Menschliche Verworrenheit ist nur Anlaß zur Liebe, nicht aber zur Verdammung. Das Buch ist ein ausnehmend schönes, voll bester Menschlichkeit, dazu ungewollt eine innige Mahnung in einer Zeit des Unheils, der das Herz abhanden gekommen zu sein scheint. Es ist auch ein christliches Buch; an ihm wird beschämend offenbar, daß Nächstenliebe eine Welt erneuern könnte.

* * *

Karl Hans Strobl hat auch schon beinahe soviel Bücher wie Zahn geschrieben, 16, unter denen keines war, für das man sich rechtschaffen einsetzen konnte. Eine gewisse Betriebsamkeit und Fixigkeit war ihnen allen eigen, womit weder ein humoristischer noch ein historischer Roman, deren je einer im Publikum Erfolg hatte, gemacht werden kann. Das, was den guten Schriftsteller und um wieviel mehr den Dichter schließlich macht, das Herz, fehlte bisher allen Stroblschen Büchern, und wenn ich heute seinen neuen Roman erwähne, so geschieht es, weil in ihm — unter der verruchten ‚flotten' Darstellung — etwas Tieferes aufzutauchen scheint. Ich will sogar annehmen, daß der Erfolg, den die jüdische Mystik neuerdings als Stoff in der Romanliteratur gehabt hat, nicht den entscheidenden Anstoß zu dem Roman ‚**Seide Borowitz**' gegeben hat, sondern daß Strobl in Kopf und Herz von dem geheimnisvollen, halb jenseitigen Geschick des jungen Seide

erweckt und entzündet war. Dieser Mensch ist freilich seltsam genug. Als letztes Kind unter einer großen Geschwisterschar, die von ansteckender Krankheit fortgerafft ist, war seine Seele ebenfalls schon auf dem Wege ins Jenseits; ein weiser Rabbi hat ihn zurückgeholt, und damit der Tod an ihm vorübergehe, hat er den Knaben umgetauft: ein Betrug, der ebenso verschmitzt wie feierlich gehandhabt wird. Seide bleibt infolgedessen am Leben, aber er hat ‚drüben' schon zu viel geschaut; das Jenseits hat ihn schon mit geheimnisvollen Kräften erfüllt, und alles das bestimmt nun ebenso sein ferneres Leben wie das niedrige, in einer scheußlichen Mißgestalt sich offenbarende Körperliche. Mit erheblicher Kunst hat Strobl diese Zweiheit ausgestaltet, und da, wo diese Zweiheit eine Einheit wird, wenn das Triebleben die gesteigerten magischen Kräfte dieses halben Revenant für seine Ziele anspannt, glüht eine echte Dämonie auf. Man hat nie den Eindruck, daß es sich um etwas Erdachtes handelt, sondern nimmt an einem wirklichen Leben teil. Die treibende Kraft ist Liebe, zuerst wilde Geschlechtsliebe zu einem zarten jüdischen Mädchen; der Trieb rast sich sukkubisch aus, zu gleicher Zeit aber treten die höheren geistigen Beziehungen in Wirksamkeit; der Trieb verfeinert und ätherisiert sich, so daß, als das Mädchen stirbt, Seide Borowitz ihr nachstirbt: das Scheußliche wandelt sich in zwar seltsame, aber echte Poesie. Man darf anerkennen, daß Strobl sein aus Diesseits und Jenseits, aus Nacht und Licht kunstvoll gewebtes Gebilde zu etwas nicht Alltäglichem gemacht hat. Wenn nur der Stil mehr Charakter hätte! Es bleibt bei einer geleckten Glattheit, es fehlt die persönliche Note, an der unter hunderten anderen ein Satz als Stroblscher Satz erkannt werden könnte. Strobl schreibt auch diesen Roman, wie er jeden anderen geschrieben haben würde, kurz, der Journalist muß erst heraus, ehe das Dichterische rein wirksam werden könnte.

Stil, in dem sich, soll er anders seinen Namen in Ehren führen, die ganzen vielfältigen Erfahrungen, Eigenschaften und Neigungen eines Menschen ausdrücken — Stil hat ein anderer Österreicher, K a r l A d o l p h, schon in seinem ersten Buche gezeigt, dem Roman ‚Töchter', der vor mehreren Jahren an dieser Stelle besprochen wurde. Auch sein neuer Wiener Roman ‚H a u s N u m m e r 37' hat diese besondere Art, die einmal von allem bisher gekannten Österreichischen gründlich abweicht und darüber hinaus den Naturalismus überhaupt in einer merkwürdig eigenartigen Nachblüte zeigt. Es ist ein Naturalismus mit Ironie gemischt, die Objektivität eines durchaus subjektiven Empfindens. So kann nur ein Mensch schreiben, der unter der Hefe der Großstadtbevölkerung aufgewachsen ist, sich darüber hinaus entwickelt hat, mit seinen Wurzeln aber bewußt da unten geblieben ist. Denn seine Ironie ist keine Ironie des Verstandes, sondern des Herzens. Da es aber eine ganz persönliche Ironie ist, die nur eben diesem Karl Adolph eigen ist, so hat das Verstehen und Verzeihen nichts Sentimentales, sondern nur Liebevolles. Diese Liebe bewirkt auch, daß sie da greuliche Schwächen sieht, wo oberflächliches Gefühl ‚Wiener Gemüt' finden würde, und daß sie da noch Perlen im Schmutz entdeckt, wo Moralisten nichts wie Schmutz sehen. Letzten Endes ist die Art, so zu sehen, Humor, der den Leser zwar nicht zum Lachen bringt, aber zum Lächeln, trotzdem der Stoff das Krasseste darstellt, was denkbar ist. Mord, Wucher, Raub, versuchte Notzucht, käufliche Liebe und das alles mit Humor gesehen und dargestellt! Man wird zugeben, daß, wenn man den Humor glaubhaft finden soll, eine ganz ungewöhnliche menschliche und darstellerische Kraft am Werke sein muß. Und das ist, nach meiner Überzeugung, bei Karl Adolph der Fall. Dafür zeugt auch sein geringer Erfolg, der mit keinen Auflagehöhen protzen kann. Wäre der Stoff nicht gewandelt, so wären Leser in Massen da, weil der

Stoff aber durch die Darstellung aufgehoben wird, bleiben sie aus; die zarten Gemüter aber werden sich von Adolph immer mit Entsetzen abwenden, weil er auf einem Menschenknochen Flöte spielt.

Mit dem Titel ist eigentlich der Inhalt des Romans erschöpft, wenn man ihm nur noch den Namen irgendeiner im Entstehen begriffenen Vorstadtstraße voranstellt. Der Großstadtwanderer kennt diese in schuttvoller Einöde, umgeben von Stacheldrahtzäunen und Bauplanken, einzeln aufragenden Neubauten, bis zu denen noch keine elektrische Bahn und keine Straßenbeleuchtung reicht. Er kennt auch, vom Ansehen wenigstens, die Insassen solcher Häuser, die ‚Trockenwohner'. Solch ein Haus also ist der Held des Romanes, und man kann sich denken, was so ein Held alles erlebt. Bedenkt man noch, daß solch ein Haus nicht abgeschlossen bleibt, sondern Beziehungen zur nahen Großstadt unterhält, so ist der Plan weit und breit genug, daß eine originelle Erfindung ihn mit mannigfachen Gestalten bevölkern kann. Der Reichtum an Gestalten in dem Adolphschen Roman erscheint auch wirklich unerschöpflich, was um so erwähnenswerter und erstaunlicher ist, als jede dieser Gestalten voller Mensch ist, jeder mit eigenen Gesetzen, Leidenschaften und Zielen. Der jüdische Schnapshändler, der Wiener Volkssänger mit seinem unverwüstlichen Leichtsinn, der brave junge Arbeiter, die Säuferfamilie — alle bis hinunter zum Kutscher, der nur durch ein paar Sätze fährt: man hat den Eindruck, eine ganze Großstadt zu erleben. Wer Mut und Neigung hat, diesen Roman zu lesen, möge besonders auf diesen Eindruck achten und sich von ihm Rechenschaft geben.

* * *

Von zwei Frauenbüchern zum Schluß. Von Friede H. Kraze habe ich ‚Die Sendung des Christof Frei' in guter Erinnerung; ihr Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege, ‚Der Kriegspfarrer', litt an dem massigen, nicht bewältigten Stoff. Die Hände waren zu zart, ihn zu meistern. Dem neuen Roman ‚Die von Brock' kommen gerade diese zarten Hände zugute; besonders in seinem ersten Teil ist Veranlagung, Stoff und Darstellung zu einer feinen Harmonie geworden. Es wird von einer baltischen Familie erzählt, die in einer Kreisstadt an der Grenze zwischen Weißrußland und Großrußland lebt; der Mann als Professor, die Kinder heranwachsend, sich als Deutsche fühlend, aber ihrer Pflicht dem neuen Vaterland gegenüber sich vollbewußt. Einen Leitgedanken sucht man in dem Buche vergebens, es müßte denn der sein, daß Deutsche in Rußland nicht Wurzel schlagen können. Nach der Verbannung des ältesten Sohnes und dem mittelbar durch sie herbeigeführten Tod des Mannes geht die Familie denn auch ins Baltenland zurück. Aber fehlt es auch an einem eigentlichen Rückgrat, so enthält das Buch doch eine Fülle köstlicher Einzelheiten, ja diese Einzelheiten machen es erst recht liebenswert. Eine gehobene Innigkeit beseelt das Familienleben und strahlt noch auf alles hinüber, was zu ihm in Beziehungen tritt. Nur die große russische Sphinx nimmt dieses Leuchten nicht an, sondern bleibt starr, eisig und fremd. Dagegen dehnt sich und atmet Russe und Russin, sobald sie dem niederen Volke angehören, wohlig in der Wärme, die von dem deutschen Hause ausstrahlt. Die Szenen und Vorgänge, in denen das Volk eine Rolle spielt, sind überhaupt die hübschesten und besten des Buches. Da, wo die russischen Gebräuche und Feste, von der Familie Brock liebevoll gepflegt, sich entfalten, wird eine Poesie offenbar, die im Empfinden des Lesers lange nachwirkt. Dagegen wollen Unklarheiten, wie sie zum Beispiel um die Figur Gori sind, nicht allzu schwer wiegen. Sie helfen die geheimnisvolle Stimmung verstärken, die mit Lebenswundern, mystischen Naturstimmungen,

tiefinnerlichen Geschlechterbeziehungen im ersten Teil des Buches zauberhaft wittert. Dann kommen freilich — ich denke da an die folgenden dramatischen Konflikte, in Sibirien gipfelnd — Stellen, die weniger gedichtet wie geschrieben sind. Die Natur der Kraze ist nicht allzu kräftig; es wäre gut, wenn sie ihr keinen Zwang antäte, sondern fortan ihr Wesen erkennte, das ganz in Stimmung, Hauch, Empfindung und Träumerei beschlossen ist: echt weiblich. Weshalb die schreibenden Frauen nur immer über ihr Wesen hinaus wollen? Beschränkung ist fast nie Verengerung! Wie viele sind in Gefahr, an ihrer besten Vollendung vorbeizugehen!

Das gilt auch für Marie von Hutten, einem Talent, das in sich alle Vorbedingungen für den dichterisch gehobenen Roman trägt. Über ihr erstes Buch ‚Der Erbe' habe ich mich an dieser Stelle früher ausgesprochen. Ihr neuer Roman ‚Des Weges Ende' zeigt, daß sie meine Bedenken gewürdigt hat und zunächst einmal stilistisch mit der abgegriffenen Schreibart des landläufigen Romans entschlossen aufgeräumt hat. In ihrem neuen Buch ist fast durchgängig ein guter Ton der empfundenen Wahrheit. Es schwingt die Empfindung mit, die Satz und Seite nicht mehr vorüberfließen läßt wie etwas Gleichgültiges. Ohne daß eine besondere Vollendung erreicht wäre, die immer erst die Frucht langjähriger Mühen ist, stellt das Äußere des Buches schon jetzt etwas durchaus Achtenswertes dar. Nun heißt es Lebenstiefen selbstschöpferisch meistern, damit eine wohlabgerundete Einheit zustande komme. Marie von Hutten erzählt von einer Frau, die nach kurzer Ehe den genießerischen, in Liebhabereien dilettantisch sich zersplitternden Mann verliert und nun sich gelobt, ihre beiden Jungens durch die Erziehung in der Erkenntnis von Pflichten zu verankern. Da ist ein Gut, das heruntergewirtschaftet ist; sie unternimmt es, es in asketischen Mühen zu festigen; ihre Söhne sollen es später von ihr übernehmen. Aber diese Söhne entwickeln sich von dieser Pflicht fort. Den einen treibt es zur Malerei, den andern zum ärztlichen Beruf. Nach einem langen Leben der Arbeit, das alle Lebensfreude mordet, muß die Frau erkennen, daß sie auf dem falschen Wege war, und sie entsagt — freilich fast zu spät für alle. Aus dem Stoffe wäre dann etwas zu machen gewesen, wenn die Frau von vornherein auf das Dämonische gestellt wäre, ein in Willen und falsch verstandenem Egoismus gesteigerter Mensch.

Dieses Geschick konnte und mußte ins Tragische gesteigert werden! So, wie die Frau im Roman sich gibt, ist sie lediglich lebensfremd, unfruchtbar und nutzlos, und man würde es den Söhnen nicht verdenken, wenn sie mit ihrem starken Willen den letzten Endes haltlosen und unverwurzelten Willen der Mutter weggewischt hätten. Das Recht der Jugend ist allemal das stärkere. Schließlich aber braucht man keinem Verfasser Vorschriften zu machen; die Hauptsache ist, daß man seine Menschen ihm glaubt, mögen sie nun angelegt sein, wie sie wollen; aber das fehlt eben in diesem konkreten Fall. Diese Menschen mit all ihren Konflikten wirken letzten Endes erdacht. Das gilt natürlich nur für hohe Ansprüche. Im allgemeinen wird man den Roman passieren lassen.

Rundschau

Zeitgeschichte

Das Schicksal der Konfessionen. Als im 17. Jahrhundert unter mehreren Christen, die um ihres Glaubens willen in Kleinasien den Tod erlitten, sich auch ein protestantischer Handwerksgeselle aus Wittenberg befand, hat die katholische Kirche ihn ebenfalls in die Zahl derjenigen aufgenommen, die sie der Ehre der Altäre würdig hält. Seinem Namen St. Henrikus Saxo hat sie den Satz beigefügt: errorem martyrio expiavit. (Er hat den Irrtum durch das Martyrium gesühnt.) An diese Tatsache erinnert Joseph von Radowitz in einem heute mehr als je zeitgemäßen seiner ‚Fragmente' (Gesammelte Schriften, 5. Bd., S. 101, Berlin 1853), das ‚Gemeinschaft im Leiden' überschrieben ist. Es enthält eine in die Zukunft weisende Betrachtung über die Leidensgemeinschaft der christlichen Konfessionen, die einst erzwingen werde, was weder die Polemik noch die bestgemeinten irenischen Bestrebungen vermocht hätten: ihren Streit wo nicht zu schlichten, so doch zurücktreten zu lassen. Sein Wort ist so zeitgemäß, daß wir es ohne weiteren Kommentar hierhersetzen:

‚Wenn der Unglaube überall siegreich geworden und zum Regimente gelangt ist, wenn er dann, wie unausbleiblich, die gläubigen Katholiken und die offenbarungsgläubigen Protestanten auf denselben Scheiterhaufen versammelt oder vielmehr, wie es die Zeit mit sich bringt, sie in gemeinsamen legalen Verfolgungen umfaßt, dann wird der Hadergeist und Hochmut, der mehr wie alles die Spaltung bewirkt hat, verstummen. Wenn niemand mehr in der Widersetzlichkeit gegen die Kirche innere und äußere Befriedigung zu erlangen vermag, so muß die Quelle versiegen; zwei Menschen, die um gemeinsamer Ursache leiden, können selbst, wenn sie wollen, nicht hadern.' -th.

Von der neuen Hochschule. Eine Neuordnung der Hochschule erreichen wir vielleicht durch Revolutionierung und Diktatur. Aber nicht die neue Hochschule. Und darauf kommt es doch an. Was ist geholfen mit dem Erstens, Zweitens und Drittens auch der besten Diktatoren? Ein neues Paragraphen- und Verordnungssystem. Ein neues Schema. Aber auch nur ein Schema.

Diktatur kann nichts sein als Mittel zum Zweck. Das Neue muß von unten herauf wachsen: erst der neue Hochschüler. Durch ihn die neue Hochschule. Hier muß man alles rein Rationale opfern, jeden Gedanken an den rationalen Zweck. Hier wie überall liegt das Summum bonum letzten Endes im Irrationalen. Was nützt es, die ganze Welt zu gewinnen? Auf die Seele kommt es an. Erst durch das Verneinen der Welt wird die Welt überwunden.

Die alte Hochschule hat den faßbaren Zweck zu ihrem einzigen Inhalt gemacht. Hier muß eine neue Wertung Leben und Gestalt gewinnen. Die Tragik der Zeit hat die alten Tafeln zerschlagen. Wir sehen jetzt, daß es auf den Menschen, auf die Seele, nicht auf die Sache ankommt. Ist die Seele gesund und heil, dann ist es die Sache ganz von selbst. Sie ist nichts als ein selbstverständlich und notwendig abfallendes Nebenprodukt des Menschlichen.

Und auf dem lebendigen Menschen muß die Hochschule stehen. Ihr Ziel ist kein rationales: Dissertationen und Bücher, Examina und Versorgungen zu

schaffen. Ihr Weg ist kein mechanischer: die wissenschaftliche Methode. Ihre Wahrheit keine theoretische — sondern tätiges Leben im Geist und in der Wahrheit. Aufbau neuen Menschentums ihr Ziel, lebendige Strahlung von Mensch zu Mensch ihr Weg.

Der neue Hochschüler muß also zunächst die rationale Auffassung vom Wesen der Hochschule als eines Zweckverbandes überwinden. Er muß lernen, den Gedanken als ein lebendiges Wesen anzusehen, muß den Mut finden, den alten Wahn von der Zweckhaftigkeit der Wahrheit aufzugeben. Jede Wahrheit, jeder Gedanke muß ein fressendes Feuer, eine brennende Liebe sein, empfunden, erlebt für den Bruder.

Von hier aus gewinnt das evangelische Gesetz von der Nächstenliebe eine neue Wucht. Die armen Brocken herkömmlichen Wohltuns sind eher eine Umgehung als ein Erfüllen dieses Gesetzes. Christus, den Logos, in jeder Seele sehen, ihn lebendig machen in jedem Herzen — das erst ist Nächstenliebe. In dem Gebot des Meisters ein kosmisches Gesetz erleben — das ist erstes und letztes; und das heilige Wissen um die Brüderschaft aller Kreatur im ewigen Logos.

So begründet sich tief im Reinmenschlichen die Fruchtbarkeit für all unser Tun. Und auf Fruchtbarkeit kommt es an.

Unsere neue Hochschule muß also vom soziologischen Standpunkte aus geschaffen werden. Nicht im Sinne eines sterilen Objektivismus, der für die Wissenschaft zu arbeiten vorgibt, in Wirklichkeit aber reaktionär gegen den Kommunismus der Seele impft. Aber ebensowenig im Sinne des landläufigen wirtschaftspolitischen Sozialismus. Unser Sozialismus ist Religion und Apostolat.

Was damit von dem Hochschüler und nicht minder vom Hochschullehrer gefordert wird, ist: entweder ein brennendes Herz, eine Religion — oder daß er die Hochschule verläßt. Es ist hohe Zeit, daß wir die Händler aus dem Tempel treiben!

Die neue Hochschule soll ja ein Tempel werden. Und aus dieser Forderung ergibt sich ein bedeutender Grundzug für ihre innere Organisation. Dabei lasse ich den rationalen Zweckgedanken ganz außer acht. Man erreicht diesen Zweck ja so spielend, daß man vom Gebirge des im Soziologisch-Religiösen Erreichten lächelnd auf ihn zurückblicken wird. Und dann: eine Wissenschaft hat nur Daseinsberechtigung, insoweit sie dem lebendigen Logos dient. Fällt da nicht ein neues Licht auf den verpönten alten Satz: philosophia ancilla theologiae —?

Das erste, was gefordert werden muß, ist eine lebendige Gemeinschaft unter allen Studierenden und Lehrern und hierin zugleich ein Hinausleben über jeden unmittelbaren Zweckgedanken. Das Band, das alle zusammenhält, muß ein irrationales sein, etwas Unausgesprochenes. Eben nichts als die blühende, brennende Gemeinschaft junger, frischer Seelen. Keine Kneipvereine, aber auch keine philologischen Kränzchen. Sondern rein menschliche Freundschaft und Liebe von Seele zu Seele. Natürlich wird sich diese neue Bruderschaft in immer kleinere Gruppen differenzieren. Aber das darf nie den lebendigen Zusammenhalt im Ganzen zerreißen. Von einem muß der Gedanke auf den andern flammen, dem Pfingstfeuer gleich, und alle müssen eine Seele in tausend, eine Familie, eine große weltliche Bruderschaft sein. Jeder Gedanke dort muß Gemeingut, jedes Erlebnis ein contagium sein. Und diese neuen Konventualen, dieser neue Ritterorden wird sich zu einer religiös-sozialen Aristokratie entwickeln. Von hier aus allein werden die staats- und kulturbildenden Gedankenformen ausgehen.

Aber erst: treibt die Händler aus dem Tempel! Oder müssen wir die Schmach erleben, daß der eiserne Besen

des Bolschewismus diese Herkules- oder Christusarbeit übernimmt? Aber das eine ist sicher: die erbärmliche Lüge und Antinomie vom Selbstzweck der Wissenschaft und andererseits der materialistischen Zwecksetzung des Brotstudiums, diese ‚doppelte Moral', wird überwunden werden. Das Wie ist schließlich etwas Nebensächliches. Schon das künftige wirtschaftliche Grundgesetz: die Verpflichtung eines jeden Menschen zur Arbeit, und die Gewißheit, daß jede Arbeit jedem Arbeiter sein ausreichendes Brot sichert, wird genügen, der Hochschule ein neues Gesicht zu geben. Denn eines jeden Arbeit wird dann Beruf werden und braucht nicht mehr Stellung oder Gewerbe zu sein. Und Beruf packt einen ins Herz, nicht nur ins Hirn.

Welche Einzelheiten sich aus dieser geistigen Revolution ergeben — das gehört nicht hierher. Nur auf das eine kam es mir an: ich wollte darauf hinweisen, daß in der neuen Hochschule keiner am andern vorbeileben darf. Daß lebendige Freundschaft, Sicheinswerden mit dem ewigen Logos walten muß. Und daß so alle rationale Zweckgemeinschaft durch den irrationalen Eros und irrationales Ethos abgelöst werden muß.

Der Geist der alten Pythagoreerschulen soll hier vorbildlich sein: lebendige Einheit im Arbeiten und Erleben zwischen allen Schülern und Lehrern. Kein papierner Verkehr. Herrschen muß das lebendige Wort, der Logos.

W. Matt.

Die Weltfriedensidee vor 400 Jahren. Der Weltfriedensgedanke ist keineswegs ein Produkt der allerneuesten Zeit. In vergangenen Jahrhunderten hat er schon hin und wieder die Gemüter von Philosophen und Staatsmännern beschäftigt und sie zu mehr oder minder ehrlich gemeinter Vertretung desselben veranlaßt. Ein Beispiel dafür ist die Proklamierung des Weltfriedens durch den ungemein kriegerischen König Franz I. von Frankreich nach seinem siegreichen Feldzug gegen die Schweizer vor nun mehr als 400 Jahren. Einer der meisterhaften Briefe des berühmten Humanisten Desiderius Erasmus von Rotterdam gibt uns von dem Weltfriedensgedanken Franz I. Kunde. Dieser Brief liest sich für uns, die wir den kriegerischen Werdegang dieses französischen Königs abgeschlossen vor uns sehen, wie ein Kabinettstück feinster Ironie. Der Brief, in dem sich der abgöttisch verehrte Geistesfürst des Humanismus vor dem Könige von Geblüt verbeugt, um ihm unter einer Wolke von Schmeichelei das Skeptikerlächeln in den feingeschnittenen Zügen zu verbergen, lautet:

‚Wenn das berühmte und nach der einstimmigen Ansicht aller in herrlichster Blüte stehende Königreich Frankreich auch zahlreiche Fürsten hervorgebracht hat, die sich durch Frömmigkeit und Kriegsruhm hervortaten, so scheinst Du mir, Franz, der Du an ihrer Seite ein ganz besonders guter König bist, vor allem den herrlichen und den französischen Königen eignenden Beinamen eines „allerchristlichsten Königs" zu bewähren. Weil nämlich Christus selbst, der König der Könige, der Fürst der Fürsten, die Seinen an keinem andern Kenn- und Wahrzeichen ausfindig machen wollte als an ihrer Eintracht, hast Du nach dem Kriege gegen die Schweizer, trotzdem es Dir nicht an Mut, noch an Kriegsmitteln gebrach, doch lieber mit allem Nachdruck angestrebt, daß sich die vorzüglichsten Fürsten der Christenheit nach Beilegung der Kriegswirren für immer zu ewigem Frieden vereinigen möchten. Du machtest ohne Zweifel die kluge Beobachtung, daß durch den Hader der Könige für alle Lebensgüter Verderben und Untergang und für die Menschheit das größte Leid und Unheil hereinbreche, und daß — wenn erst einmal Frieden und aufrichtige Freundschaft ihr Denken und Handeln verknüpfen würde — bald wie

im goldenen Zeitalter auf einmal Frömmigkeit, gute Gesetze und alle schönen Tugenden emporblühen würden, die immer Begleiter und Folgen des Friedens zu sein pflegen.

Dein wahrhaft königlicher Geist erkennt, erwägt und weiß, daß Du dann ganz vorzüglich ein glücklicher und hervorragender Fürst sein wirst, wenn Du nicht über die zahlreichsten, sondern über die besten und glücklichsten Menschen herrschst. Je besser das Deiner fürsorglichen Majestät, die in ihrem Reiche so viele Männer besitzt, die in jeder Beziehung durch Tüchtigkeit und Wissen ausgezeichnet sind, gelingt, desto mehr wächst allenthalben reich belohnt Dein sowieso schon ruhmgeschmücktes Reich, das durch solche Zierden noch mehr an Glanz gewinnt. Ist doch Deiner Majestät bekannt, daß man durch solche Ehrentaten seine Macht weit wahrer und schöner erweisen kann als durch Reichtum, Siegeszeichen, Pyramiden und Fundamente anderer Art.

Da nun aber Deine Gnade unter diesen auch mich gewürdigt und durch ehrenvolle Geschenke gerührt hat, so bin ich mir wohl bewußt, wie viel ich Deinem gütigen wie erhabenen Geiste schulde. Besäße ich nur so viel Geisteskraft und Gelehrsamkeit, daß ich wenigstens in etwa den Erwartungen eines so großen Fürsten entsprechen könnte, soviel Beredtheit, daß ich Deine heldenhaften Fähigkeiten und Deine einzigartigen Ruhmestaten durch eine ihrer würdige Verherrlichung der Nachwelt überliefern könnte, vor allem aber Dein Verdienst um die Wiederherstellung des Friedens, das Du Dir durch Deine vorzüglichen Bemühungen um die Christenheit erworben hast.

Ich bete zur Güte und Allmacht Gottes, daß er die edlen Anstrengungen Eures Herzens fördern und mit Glück segnen möge, da es ihm gefallen hat, Euch dazu den Ansporn zu geben. Treffend fürwahr schrieb jener friedsame König: das Herz der Könige ruhe in der Hand Gottes, und nach seinem Willen werde es zu diesem oder jenem angespornt. Denn wer könnte Zweifel hegen, daß Euch durch seinen Anhauch dieser Gedanke geschenkt wurde? Es steht daher zu hoffen, daß der, der dieses neue Glück der Christenheit und zwar durch Euch zu schenken unternommen hat, seinem Werke durch Eure Frömmigkeit und Beharrlichkeit Dauer und Bestand geben will. Er möge Deine Majestät, erhabenster und edelster König, Deinem Reiche, ja dem ganzen Erdkreise fruchtbringend und blühend erhalten und Dich schützen, dem ich mich anvertraue und weihe. — Antwerpen, am 20. Februar 1516.‘

Daß Franz I. diese friedlichen Regungen seines Herzens sehr bald vergaß und das Schwert bis zu seinem Ende selten in die Scheide steckte, ist allbekannt. Immerhin kam zwischen Frankreich und der Schweiz am 29. November 1516 ein sogenannter ‚Ewiger Friede‘ zustande, der bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (1798) Dauer haben sollte. Der Weltfriedenstraum ist seit Franz I. seiner Verwirklichung nicht näher gerückt und wird auch nach menschlichem Ermessen niemals in Erfüllung gehen. Adolf H. Braun.

Die Frage ‚Kirche und Staat‘ schließt in sich diese: Ist Religion Privatsache, nur Privatsache oder auch und erst recht eine öffentliche Angelegenheit? Ist Religion nur verborgenes Herdfeuer, heimlicher Ampelschein des Herzens oder auch und eigentlich allstrahlende, allwärmende, allbefruchtende Sonne? Auch viele für ihre Person Gläubige, zumeist auf protestantischer Seite, treten dafür ein, daß die Religion den politischen Kämpfen fernbleibe, sich von sozialen Zusammenhängen loslöse und auf Kirche und Privatleben beschränke, weil sie in jener Vermischung mit dem Weltlichen eine Entwürdigung des Heiligen erblicken.

Aber schädigt und verunreinigt sich die Sonne, wenn sie alles Irdische durchbringt, mit Nebelschwaden kämpft und selbst in Sümpfe leuchtet? Ja kann die Sonne ihr Licht so zu sagen unter den Scheffel stellen? Ebensowenig die Religion. Ebensowenig kann der Gläubige seine religiösen Grundsätze als lediglich eigene Angelegenheit in seines Herzens Kämmerlein verschließen und sich nach außen hin ‚neutral' geben.

Zu dem Ergebnis, daß die Religion sich auch im sozialistischen Staate sicherlich nicht darauf beschränken werde, Privatsache zu bleiben, kommt auch Dr. Richard Müller-Freienfels, wenn er objektiv eben die Frage ‚Religion und Politik' vom psychologisch-soziologischen Standpunkt aus beleuchtet (‚Die Grenzboten' Nr. 11 und 12 vom 14. März 1919). Er stellt fest, ‚daß historisch die Religion fast immer, wo sie lebendig gewesen ist, auch stark politisch gefärbt war', und sagt weiter: ‚Durch kultusministerielle Erlasse . . . läßt sich vielleicht eine gewaltsame Scheidung vollziehen, aber eine Entscheidung der hinter dem Gegensatz Politik und Religion sich drängenden Probleme ist damit nicht erbracht. Der Streit wird nicht zur Ruhe kommen, weil der Begriff Religion, über den entschieden werden soll, unendlich wandelbar ist und, wenn er in der einen Form ausgeschaltet wird, in neuer Form wieder erwächst. Denn die Sachlage ist nicht so, daß die Religion bloß darum stark oder schwach ist, weil sie mit der Politik sich verbindet, sondern umgekehrt kann man auch sagen, daß dort, wo das religiöse Leben von sich aus stark und lebendig ist, es auch auszustrahlen sucht auf andere Kulturgebiete und auf die Politik. Es läßt sich gegen diejenigen, die eine reinliche Scheidung wollen, erwidern, daß diese sich vielleicht zeitweilig machen, aber nicht dauernd halten läßt, da die einzelnen Kulturbestrebungen der Menschen untereinander so eng verbunden sind, daß sie immer wieder ineinander gerinnen, so sorgfältig man sie auch abdämmen mag . . . Und wenn das eintritt, was manche hoffen, daß infolge der Loslösung der Religion vom Staate ein neues und stärkeres religiöses Leben erblüht, so wird die Folge sein, daß es auch von neuem stark an die Pforten des verschlossenen Gebietes pochen und Einlaß begehren wird, so daß der alte Zustand nur in neuer Form sich wieder einführen würde. Aus allen diesen Gründen müssen wir zur Erkenntnis kommen, daß Religion und Politik dauernd gar nicht zu trennen sind, daß vielmehr nur neue Arten ihrer Verbindung entstehen werden.' Nach bemerkenswerten Worten über die wahrscheinlichen Folgen einer Trennung von Staat und protestantischer Kirche und deren Rückwirkung auf die allgemeine Kultur und nach einem Hinweis auf die Verhältnisse in Frankreich und Amerika betont er dann, ‚daß das ganze Problem unpsychologisch gestellt ist, daß es überhaupt gar nicht möglich ist, diese Trennung durchzuführen, daß vielmehr überall, wo es Religion gegeben hat, sie auch in der Politik mitzureden gestrebt hat, und schließt: ‚Gerade von unserem nur beobachtenden Standpunkte aus läßt sich ja erkennen, daß eine gewaltsame Scheidung von Staat und Kirche vielleicht das Gegenteil erzielen würde von dem, was diejenigen erhoffen, die sie durchführen würden . . . Diese radikale Trennung der beiden Mächte ist weder so natürlich, noch so historisch gerechtfertigt, noch so leicht ausführbar, noch so berechenbar und empfehlenswert in den Konsequenzen, wie die meisten Rufer im Streit heute meinen.'

Die Frage der Trennung ist eben doch nicht so einfach, daß es mit einem glatten Schnitt getan wäre, wie die Draufgänger der Revolution es sich dachten. Inzwischen mag wohl auch manchen jenes

Unbehagen beschlichen haben, von dem der Berliner Kirchenrechtler Karl Holl in seinem Aufsatze ‚Das Verhältnis von Staat und Kirche im Lichte der Geschichte' (‚Deutsche Rundschau', April 1910) spricht. ‚Man ahnt dunkel, daß es sich nicht um die Lösung eines rechtlichen Bandes, sondern um die Zerschneidung eines in der Geschichte festgewachsenen Lebenszusammenhanges handelt.' Die unvermeidliche neue Regelung jenes Verhältnisses mag in vielem sich als Trennung darstellen. ‚Würde sie bei uns', warnt Karl Holl, ‚im Sinn der Kirchenfeindschaft oder der Kirchenverachtung erfolgen, so wäre das nicht nur für unser Volk, sondern zuletzt auch für einen etwaigen sozialistischen Staat das schwerste Unglück.' A.

Literatur

Josef Hofmiller. Gewiß, die *ἀνιστορησία*, die Geschichtslosigkeit, kann das Zeichen einer im tiefsten Mark gesunden Zeit sein. Solche glücklichen Jahrhunderte kennen kein Werden, nur das Sein. Aber auch das Heute, das greifbar Gegenständliche empfängt für diese Blickeinstellung sein besonderes Licht einzig von dem Ewigen und nicht von dem Diesseitigen. Der mittelalterliche Mensch leugnet Entwicklung und Geschichte also nicht aus logischen Bedenken, sondern aus dem beherrschenden religiösen Gedanken. In Gott, über Raum und Zeit, schrumpfen die Maßstäbe des Endlichen in nichts zusammen. Das einzige Maß ist hier Ewigkeit, in Zeit und Raum. Diese unhistorische Geistesverfassung hat einen wundervollen, fast hymnischen Schwung, sie überwindet das einzelne im All, die Zeit im Ewigen, den Menschen in Gott.

Unsere Zeit ruft nach *ἀνιστορησία*. Alt, hergebracht — also falsch und wertlos: der erste und letzte Schluß, der dem ‚Neuaufbau' durchweg zugrunde liegt. Das ist Geschichtslosigkeit im schärfsten Sinne. Aber auch eben nur das, *ἀνιστορησία* raumzeitlich gemacht; nicht religiös erlebt. Denn das möchte uns heute schwer fallen.

Kultur läßt sich äußerlich vielleicht wegdiktieren. Aber die Umwandlung unseres Erlebens durch die geistige Entwicklung der Jahrhunderte, die Verfeinerung und Verästelung allen inneren Lebens bleibt bestehen. Und wird der Mensch von heute aus der Vergangenheit seiner Rasse und Kultur gerissen, wird ihm die Tradition hinwegdiktiert, dann haben wir eine neue Tragik, die Tragik der Seele im Zeitalter der Revolution.

Doch Hofmiller? Wenn ich ihn auch noch mit keinem Wort nannte, — ich sprach schon eine ganze Weile von ihm. Und könnte weiter noch diesen stillen und doch so lebendigen, zeitwirksamen Geist beschwören, ohne ihn zu nennen. Aber es ist bei Hofmiller nicht nur das eine, daß man beim Lesen seiner paar Büchlein* mit unmittelbarster Wucht die ‚Gewordenheit' unserer Kultur erlebt, ihre Verwurzelung in der fruchtbaren Erde der Vergangenheit, und so auch ein Ohr bekommt für das wunderliche und wundervolle Raunen in den Kronen dieses uralten Baumes Yggdrasil. Auch darauf will ich hier keinen besonderen Nachdruck legen, daß Hofmiller als Kunstkritiker über ein unheimlich sicheres Urteil verfügt. Die vielen Aufsätze über Gerhard Hauptmann und Wedekind (in ‚Zeitgenossen') sind dafür glänzende Zeugen. Das hat eben seinen tiefsten Grund in der Gebundenheit und dem Verwachsensein seines Geistes im Gewordenen. Das erste bei Hofmiller ist die innere Fruchtbarkeit dieses humanistischen Geistes. Er ist eben nicht bloß Theoretiker. Sein Wissen ist zugleich Tat, unerhörte Tat fast in unserer Zeit. Und doch — wenn ich für diese Tat die

---

* **Versuche.** München 1909. — **Zeitgenossen**, ebd. 1910. — **Vom alten Gymnasium. Englisch oder Französisch. Laiengedanken zum Religionsunterricht. Drei Aufsätze zur Schulreform.** Ebd. 1917.

logische Begriffserklärung hersetze, dann klingt das so lächerlich einfach. Ich sage eben nichts als das: er schreibt ein ausgezeichnetes Deutsch. Eine Kleinigkeit . . . Aber gerade in Kleinigkeiten liegt oft das Kernhafte, das Wesen und die Seele einer Sache. Und in dem einfachen ‚guten Deutsch' beschließt sich die Gesamtheit innerlich erarbeiteten Kulturgutes, das Fleisch- und Gestaltwerden der Gedankenwerte unserer Vergangenheit. Die Sprache ist eben mehr als eine logischgeistige Banknote. Sie ist Form und Inhalt des Geistes selbst, und dabei bleibt es ganz nebensächlich, was eigentlich gesagt wird. Ist doch jedes Wort eine selbständige Individualität, in der sich die gesamte Geschichte des Geistes kristallisiert. Aber Ehrfurcht vor dem Worte — wer kennt heute noch dieses Gefühl? Wer erlebt es in der ganzen Schwere seiner Verantwortung? Wort für Wort mag man der Sprache entnehmen: an jedem kann die ganze Geistesgeschichte der Sprachgemeinschaft, die das Wort besitzt, entwickelt werden, vom Augenblick der geistigen Geburt eben dieses Wortes an. ‚Wort', ‚Ehrfurcht', ‚Inhalt', ‚Wesen', ‚ist' — eben so viele Titel zu Werken über die Geistesgeschichte der deutschen Sprach- und Kulturgemeinschaft.

Diese Werte, von Jahrtausenden erarbeitet, stehen heute auf dem Spiel. Darum ist es kein Zufall, daß ich gerade jetzt auf einen Mann hinweise, dessen Schriften in ihrer Form schon ein Bekenntnis von wuchtiger Überzeugungskraft zum geschichtlich Gewordenen bedeuten. Hier ist jedes Wort von unmittelbarem Leben erfüllt. Nirgend spenstern blutleere Schatten. In jedem Satz brennt die Kraft und Schönheit des Selbsterlebten, während in dem Sprechen — den Ehrennamen Sprache verdient es nicht — das Phantom der ἀνιστορησία umgeht: die Worte werden wie Kriegsgeld ausgegeben, hinter dem keine Deckung steht: Scheinwerte. Weil aber bei Hofmiller die ganze Vergangenheit bewußt in die Sprache hineingearbeitet ist, mit ihrer ganzen Größe Geist und Inhalt bestimmt, bekommen all seine Worte einen wundervollen Glanz, werden immer wieder neugeboren und mit mächtig gewichtiger Bedeutung erfüllt.

Man sieht, das sind keineswegs lediglich — im alten Sinne — formale Werte. Sie wachsen sich gewaltig zum Inhaltlichen aus. Dieses ‚Formale' zieht das bereits in seinem Organismus tätige Gegenständliche auch von außen her geheimnisvoll an. So sehr, daß man fast a priori sagen könnte, worüber Hofmiller schreibt: über Nietzsche, Emerson, Katharina von Siena, über den Religionsunterricht, über Ibsen, das humanistische Gymnasium. Doch diese Titel sind nebensächlich. Denn sobald ein Mann, in dessen Geist die Geschichte erlebt und lebendig ist, etwa über Gerhart Hauptmann spricht, dann ist das kein Festhangen am Gegenstand mehr. Dieses Gegenständliche vielmehr steht sofort im Lichte der Entwicklung. Und so rückt von einem einzigen Gipfel aus gleich ein ganzes Gebirge in unser Gesichtsfeld.

Das ist es, was zu allem andern Hofmiller über den Kreis der Schriftsteller von gestern und heute hinaushebt. Man mag Dilettantentum darin sehen. Doch glaube ich, daß es nicht zuletzt die Frucht auch von Hofmillers stiller Arbeit ist, wenn sich diese kleinen handwerklich-fachlichen Maßstäbe überlebt haben und nur noch für akademische Dissertationen gelten, vielleicht auch gegolten haben. Die Revolution zieht eben alles in ihre Strudel, Schlimmes und Gutes. Und nicht, um zu retten, was noch zu retten ist, weise ich auf Hofmiller hin. Die Kulturentwicklung mag erbarmungslos ihren Gang gehen. Nur das müssen wir bedenken, daß eine Entwicklung, die nicht auf den Werten des Geschichtlichen gegründet ist, die willkürlich abschneidet, wo sie aufbauen müßte, in sich selbst gerichtet ist. Hofmiller steht

da an der Scheide zweier Welten. Man erlebt das mit unmittelbarster Macht, wenn man sein äußerlich so anspruchsloses Hundert-Seiten-Büchlein ‚Vom alten Gymnasium‘ liest. Gewiß, zahllos sind die Druckbogen, die sich für das Humanistische Gymnasium einsetzen. Aber nirgendwo ist das humanistische Ideal der abendländischen Kultur mit solch zwingender Gewalt aufgezeigt worden als von Hofmiller. Und nirgendwo fühlt man es mit solch blitzartig aufleuchtender Erkenntnis, daß es sich hier um unendlich mehr handelt als um Schulreform. 1917 geschrieben, sind diese drei Aufsätze erst im höchsten Sinne zeitgemäß, wo es sich, wie heute, um die Entscheidung handelt: Abendland oder Osten. Hofmiller spricht mit keinem Wort von diesen Gegensätzen. Und doch empfinden wir's und erleben wieder in tiefster Seele, wie ‚abendländisch‘ unser innerstes Herz ist. Wie wir mit allen Fasern im Erdreich unserer Vergangenheit eingewachsen sind, in der heiligen Scholle, die wir uns nun selber abgraben sollen. Doch ebenso deutlich steht über Hofmillers Seiten die Einsicht in die noch heute neue und lebensvolle, ungeheure geistige Kraft dieser alten Kultur, für deren Wertvollstes die Kirche die Vermittlerin war. Denn auch diese Erkenntnis drängt sich aus Hofmillers Schriften auf, mag man nun ‚Vom alten Gymnasium‘ lesen oder den Aufsatz über Fogazzaro oder Katharina von Siena. Ich denke hier an die schöne Strophe, des Prudentius (Peristeph h. II. V. 113 ff.):

‚Est dives‘, inquit, ‚non nego,
Habetque nostra ecclesia
Opumque et auri plurimum
Nec quisquam in orbe est ditior.‘

Diese Werte lassen sich nicht wegdiktieren. Denn die Schätze, von denen hier St. Laurentius spricht, sind längst sozialisiert. Aber sie müssen in den Händen der einzelnen aus toten Schmuckstücken zu lebendiger Frucht reifen. Und wer da die ‚Laiengedanken zum Religionsunterricht‘ liest, weiß auch das: vielleicht würde gerade dadurch, daß die Kirche wieder in Katakomben flüchten muß, die Religion zur Seele des Lebens, vielleicht könnte gerade dadurch wieder die wahre anima christiana geist- und entwicklungsbestimmend für den Gang der Geschichte werden.

Wilhelm Matthießen.

Isolde Kurz. Das wahrhaft Gelebte wird immer denkwürdig bleiben und durch keine irgendwie geartete Dichtung, die, wenn sie vollkommen ist, immer Spiel bleibt, ersetzt werden können. In der Jugend sucht man das Anfeuernde großer Taten und das Ehrfurchtgebietende großer Menschen, später, nach dem Erreichen einer gewissen Reife, die sich gleichmäßig aus Vollendetem und Verpfuschtem zusammensetzt, sucht man mehr das Menschliche überhaupt mit dem harmonischen Wunsche gewahr zu werden, wie dieses Leben wurde. Für diese Art rückblickende Reife sind die drei Erinnerungsbücher von Isolde Kurz* geeignete Betrachtungsobjekte; man erkennt in ihnen das Gesetzmäßige des Werdens und Geschehens und selbst die Tragik, die im Leben von Hermann Kurz, dem Dichter, wirksam ist, erscheint als eine gesetzmäßige Tragik.

Anlaß, des ganzen, in der Beschränkung weitgespannten Erlebens von Isolde Kurz sich zu erinnern, bietet ihr kürzlich erschienener Band ‚Aus meinem Jugendland". Die Dichterin ist 1853 geboren; sie wuchs in Obereßlingen, Kirchheim oder Teck und Tübingen auf; in einer Zeit, da geistig regsame Menschen noch von den Ideen von 1848 glühten, indessen der Bürger in einer behaglich-

---

* Isolde Kurz, ‚Aus meinem Jugendland‘. (M. 6.—.) ‚Hermann Kurz‘, Beitrag zu seiner Lebensgeschichte. 2. Aufl. (M. 6.—.) ‚Florentinische Erinnerungen‘, 3. Aufl. (M. 6.—.) Alles: Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

engen, selbstzufriedenen Philisterei hinlebte. Wer die Geschichte jener Zeit sich etwas näher angesehen hat, wird nicht erstaunt sein, wenn er aus der Kurzschen ganz und durchaus unbeabsichtigten Darstellung eine schlechthin aus der ganzen Intelligenz glühende Begeisterung für eine freiheitliche Orientierung der inneren Politik Deutschlands steigen sieht. Und man darf nachdenklich werden, wenn man nachsinnt, wie wohl Deutschlands Art und Geschick sich gestaltet hätte, wenn diese mächtige geistige Bewegung sich hätte auswirken dürfen. Alle rückschraubenden Maßregeln, so drakonisch sie waren, konnten sie ja doch nicht töten, wohl aber verwandelte sich in dem nach 1870 einsetzenden Machtrausch diese geistige Bewegung der Besten in eine materielle der Vielzuvielen; sie vergröberte, verrohte, bis die Ereignisse von 1919 die beste Entwicklung Deutschlands um Jahrzehnte zurückwarfen. Für einen Kulturhistoriker tiefen Blickes würde die Geschichte der letzten Jahrzehnte ein wundervolles Ausgrabungsfeld sein, wobei auch dem rächenden Schicksal der nach Amerika Geflüchteten nachzugehen wäre!

Hermann Kurz, der glühend deutsch empfindende Freiheitsmann, hat das Jahr 1870 mit Jubel begrüßt und konnte damals nicht ahnen, daß eine ganz andere Macht hier gesiegt hatte, als die war, für die er glühte. Sein hochgestimmter Liberalismus hat aber seinem ganzen Hause die besondere Atmosphäre gegeben, die noch zuweilen von dem leidenschaftlichen Freiheitssinn seiner Frau, der ehemaligen Aristokratin von Brunnow, jäh durchleuchtet wurde. Aus den Jugenderinnerungen von Isolde ersteht diese von den Philistern bespöttelte und gehaßte Familie wieder, in der es keine Erziehung gab, es sei denn die durch das Beispiel der Eltern. Ein so radikaler Idealismus im Glauben an das Gute im Menschen hat wohl noch in keinem Hause geherrscht wie damals im Kurzschen. Die Kinder wuchsen auf wie wilde, junge Füllen, und die Pädagogen mag es überraschen und bestürzen, zu sehen, wie später aus jedem der Kurzschen Kinder etwas Besonderes und weitwirkend Wertvolles wurde. Der dumpfe Haß der Umwelt war indessen schon den Kindern spürbar, da sie oft genug auf den Tübinger Gassen Beleidigungen und Tätlichkeiten hinnehmen mußten. Die Eltern und besonders der Mann war natürlich mit seinem ebenso bestimmten wie naiven Idealismus in einer immer materialistischer werdenden Welt verraten und verkauft. Da er mit der Welt nicht paktierte, so paktierte sie nicht mit ihm. Die Folge war fehlendes Verständnis für den Dichter und oft bittere Sorge für den ganzen Hausstand. Im Leben ihres Vaters erzählt Isolde Kurz mit dem ganzen Schmerz der verstehenden Tochter von diesen bösen geistigen und materiellen Kämpfen. Nur die Mutter, von der man zu glauben geneigt ist, daß sie mit den Füßen die Erde überhaupt nicht berührte, ging aus diesen Kämpfen unverletzt hervor, voll unzerstörbarer Lebenskraft bis in ihr hohes Alter. Hermann Kurz indessen zerbrach früh, und wer die reinen und vollendeten Werke dieses feinen Geistes gelesen hat, mag in die Klage der Tochter um sein Geschick einstimmen.

Nach seinem Tode brach das Hauswesen auseinander. Die Enge Tübingens war schon längst verhaßt. Die beiden Söhne Edgar und Alfred waren Mediziner geworden; Isolde, schon seit ihrem zwölften Jahre mit ernsthaften Übersetzungsversuchen beschäftigt und am Krankenbette des jüngsten Bruders zur Erzählerin geworden, sah ebenfalls ihre Lebensaufgabe klar vor sich. Die Brüder gingen zuerst nach Italien, die übrige Familie folgte nach; an diesem Zeitabschnitt schließen die Erinnerungen ‚Aus meinem Jugendland‘ und setzen die ‚Florentinischen Erinnerungen‘ ein. Die beiden Bücher aber bilden mit dem

Lebensbuche ‚Hermann Kurz' ein unteilbares Ganzes. Wenn sie einzeln wohl mit Genuß gelesen werden können, so laufen doch so viele hundert Fäden hinüber und herüber, wird so oft hier ergänzt, was dort erst angedeutet war, daß, will man von diesem Familienleben den erschöpfenden Eindruck haben, man eben die drei Bücher als eine Einheit betrachten und lesen muß. Am abgerundetsten und menschlich reichsten sind jedenfalls die Erinnerungen aus dem Jugendland, schon weil sie am persönlichsten gehalten sind. Der Zauber, der über einer Wiedergabe des an eigener Seele und am eigenen Leibe Erlebten liegt, steigt aus diesem Buche mit besonderer Gewalt. Dafür ist das Buch ‚Hermann Kurz' eines der schönsten Denkmäler, die Kindesliebe einem Vater je setzte, und die ‚Florentinischen Erinnerungen' sind wertvoll durch die Lebensbilder der Brüder Edgar und Alfred. Der Älteste, Edgar, hat in der Darstellung seiner Schwester wohl ungewollt ganz die Züge des Genies angenommen, eines medizinischen Genies, das nicht nur den eigentümlichen Hellblick des großen Arztes hatte, sondern vor allem eine geradezu fanatische Hilfsbereitschaft und Menschenliebe, die unbedingt und freudig den eigenen Leib für die Leidenden opferte. So mädchenhaft zart dieser Körper war, so erfüllte ihn eine sausende Flamme, und es läßt sich begreifen, daß bei seinem frühen Hinscheiden Florenz zu Tausenden seine Kinder schickte, um zu klagen. Auch der andere Bruder starb früh, in Venedig, wo er ebenfalls segensreich praktizierte, in Seuchen aushielt und das Letzte mit dem teilte, der nichts hatte. Man erkennt in diesen beiden Brüdern den Geist der Eltern wieder, diesen reinen und flammenden Geist, der eben immer mehr gilt als alle Erziehung.

Den Lebensbildern der Nächsten schließen sich die Erinnerungen an den Bildhauer Hildebrandt, an Stauffer-Bern, an Theodor Heyse würdig an, und nicht zuletzt gibt dieses alles mittelbar auch ein schönes Bild von Isolde selber. Ihre Darstellung kann man schlechthin adlig nennen. Charakter und frühzeitige Beschäftigung mit den klaren Sprachen der Alten und der Romanen haben eine Darstellung möglich gemacht, die, ohne des warmen Lebenshauches zu entbehren, mit schönen Schritten über Niedriges und Widerwärtiges hinweggeht. Daß deutsche Art und deutsches Wesen nicht zu kurz kommen, ist bei der Tochter von Hermann Kurz selbstverständlich. **Herwig.**

Fridolin Hofer. Knapp bevor das Waffengetöse des Weltkriegs anhub, zeigte uns dieser Schweizer Dichter seine stille Welt ‚Im Feld- und Firnelicht'.* Jetzt, da uns, heimgekehrt, die Heimat schier zur Fremde geworden ist, lädt er wiederum zu Gast in sein ‚Daheim'.** Er darf es tun, sich bewußt, etwas bieten zu können, was manchem im dunklen Da draußen mangelt; er tut es unaufdringlich, bescheiden als einer, den das Herz drängt, der großen Not mit zwar kleinen, aber lieben Gaben für sein Teil zu steuern. Können sie indes dem brennenden Heißhunger namenloser Leere wirklich mehr sein als augenblickliches Labsal, das uns die eigene Auszehrung gleich nur um so herber empfinden läßt? — Er weiß sich, wo immer, in seliger Nähe beschneiter Gipfel und vom Odem ihrer heiligen Firne umflossen, aber er zählt nicht zu dem Geschlecht verführter Sänger, denen der Alpen stäter Schnee den Busen erkältet. Wohl läßt er, keusch verschlossen, uns wenig teilhaben an den Kämpfen, die ihm den eigenen herben Frieden bereiten mußten. Wenn andere in dutzend Büchern ihre Schmerzen zur Schau und zu Markte tragen, wagt er, einsamscheu, kaum ein paar Versen sein vielleicht echteres Leid anzuvertrauen. Wenn andere ihre weltweiten Visionen in

* Kempten und München, Jos. Kösel, 1914.

** Luzern, Eugen Haag, 1918.

die Wolken projizieren, läßt er uns in den hoch über Erdenwildnis und Seespiegel verschwebenden Sommerwölkchen die vordem in Stunden der Prüfung sturmgepreßt tief sich dahinwälzenden winterlichen Wolken nur ahnen. Seine besinnliche, mit leiswehem, auch wohl schalkhaftem Lächeln entsagende Art weicht mit einer gewissen Ängstlichkeit den aufwühlenden Fragen starken Lebenswillens und Erkenntnisdranges aus. Nur wenige Töne des brausenden Menschheitsliedes widerhallen von seinen Saiten. Von seiner Kelter kommt kein heißdunkler, berauschender Wein. Stimmen aus der Stille zumeist sind es, die sein Ohr haben. In durchsichtig kühler Reine bietet sich sein Trunk, der doch würzig eingeht, weil er kräuterreichem Alpengrund entquoll. Und unverächtlich ist der erdwarme, goldhelle Apfel, den er seinem Gaste bricht, feierlich ‚die Sprossen hinan wie auf Tempelstufen' steigend, ‚derweil die Stirne frei über Gärten und Feld
fließendes Licht der Ewigkeit umwellt.'

So ist er — ‚Wer sich nicht selbst zum besten haben kann . . .?' — doch nicht ein mager Äckerlein im Bergrevier, wie er in einem toten Stündlein selbstquälerisch grübelnd meint. Er ist auch kein Apparat für anschauliche Wiedergabe von Impressionen, wenn das abgegriffene, zudem irreführend an Naturalismus gemahnende Schlagwort wiederholt werden soll. Manche und nicht die schlechtesten Gedichte gehen freilich zurück auf äußere Eindrücke, die aber erst gedanklich und gemütlich umgeformt als Eigenes wieder zutage treten. So, wenn dem harten Rhythmus der nüchternen Arbeit eines kiesladenden Alten die mild vergoldende Umdeutung des mit den Augen eines Hebel zuschauenden Dichters sich eint. So, wenn der flockende, alles in stille Reinheit hüllende Schnee alsbald zu singen anhebt von dem ersten Aufruhr im Menschenherzen, vom ersten Mord, der die Erde befleckte, und von der jahrtausendalten Sehnsucht nach Entsühnung. So, wenn zwei abendlich durch zartgrüne Osterlandschaft Wandernde wie die Emmausjünger erscheinen, denen sich nun, ‚wie die Wolke aus der Landschaft wächst', der Meister gesellt. So, wenn die aus der Glockenstube singenden und sirrenden Avetöne zu Häupten der Betenden auf dem Felde sich zum wallenden Silberschleier der Jungfrau verweben. Der im nebelgetrübten Herbstzwielicht wie endlos sich dehnende Acker wird unter dem Pflüger und seinem Gespann zu pechschwarz starrender Meeresflut, der Pflug zum Schiff mit wasserstampfenden Rossen; und schon streift das Fahrzeug schütternd ein Felsenriff. Der Eindruck von der im Mondlicht lesenden Verliebten zerfließt alsbald zu geisternder Schelmerei, die unsern meist herb innerlichen Dichter aufs beste von der schalkhaften Seite zeigt, wie es der ungebundene Humor in dem grobschlächtigen, auch in Klang und Takt wohlgelungenen ‚Dreschen' und der verhaltene in ‚Mutter und Sohn' tut. ‚Erlebnis', ‚Träumerei am Kamin', ‚Menschentrümmer' u. a. sind hingegen Beispiele weher Lebenskunde, die, wortkarg, tief gründet.

Im ganzen könnte man des Märkers Wort, um es auf Hofer anzuwenden, ins Schweizerische übertragen:

‚Ick bin mihr för allens wat lütt un still,
en beten Beschriewung, en beten Idill,
wat läuschig is, dat wihr so mine Oart,
dat Best' bliewt doch ümmer dat Menschenhart.'

Dem versteckten Leben in der Kleinwelt der Natur geht er besonders liebevoll nach. Zu dem Perlen und Rinnen, dem Weben und Wühlen, dem Kribbeln und Krabbeln, dem Schmiegen und Gleiten hat er vermöge seines kindlich-helläugigen, feinhörigen Wesens ein persönliches Verhältnis; vom raunenden Revier der tauenden Firne hoch droben bis hinunter ins stumme Reich der Wurzeln und Wasserpflanzen darf er als Gut-

freund Mutter Natur in den Haushalt horchen und lugen, darf auch dem Alten der Tage über die Schultern schauen, wenn die Berge geboren werden und die hohe Alpe sich begrünt.

Nach Friede schreit es in allen. Mit dem äußeren allein wäre noch wenig getan. In der stillen Klause zu Römerswyl sitzt und sinnt einer, der zur Frage des inneren etwas zu sagen weiß. Er ist gewiß kein Sturm- und Drangpoet; seine Pulse klopfen stät und sanft. Aber dem echten Empfinden versagt sich die Ausdrucksfähigkeit nicht. Wer sich auf engeren Bezirk bescheidet, ist darum noch nicht eng, wie einer, dessen Wollen in alle Winde und dessen Wünschen auf alle Herrlichkeiten der Welt steht, darum noch nicht weit und reich ist. Unser Dichter gibt sich, wie er ist, und gibt, was er hat; nehmen wir ihn wie er ist, und danken wir ihm seine Gabe. Wer ihn vergleichsweise zwischen etwa eine M. Herbert und einen Max Dauthendey stellt, wie es unlängst hier geschah, der wird ihm nicht gerecht, weil er ein anderes Maß braucht. Fridolin Hofer ist seiner Gebieterin, der Muse, treu ergeben, er macht sich's auch nicht leicht mit der Arbeit. Unerschöpftes Lob wird ihm vom Munde der Herrin zwar nicht fließen, aber sein Herz gab ihm Kindesrecht an ihr.

Bernhard Achtermann.

Theater

Die Reiter der Apokalypse lautet der Gesamttitel von drei Einaktern Leo Weismantels,* die unlängst am Würzburger Stadttheater zur Uraufführung gelangten. Hunger, Pest und Krieg sind die Rosselenker. Erster Akt: Wall einer mittelalterlichen Stadt. Die Not der ‚Belagerten' wächst schon in die Formen des Grauens. Kinder nagen einander wie Ratten an. Die Greise sehen irr nach den Steinen, ob sie nicht zu Fleisch erweichen. Das Weibsvolk klagt und sinkt. Die Krieger murren. Die Empörung schwillt ans Gezelt des Stadthauptmanns. Doch er, der die Schlüssel bedingungslos zu übergeben hat, verharrt taub und stumm. Und wenn des treuesten Freundes Sohn, sein Pflegling, die Übergabe von ihm heischte, er sticht den Aufrührer, den Verräter im Zweikampf nieder. Und wenn ihn die Lebensgenossin mütterlich beflehte, und wenn ihm sein eigen Kind hinstürbe, die Tore bleiben verriegelt. Und zuletzt befiehlt er, was die Sage ähnlich von Schloß Greifenstein und manchen anderen deutschen Städten und Burgen erzählt, daß in einer hohlen Granate das letzte Schwein bekränzt zum Feind hinübergeschossen werde. Zugleich sollen Bauernwägen mit Säcken, Kisten und Kästen an den Rand der Bastei aufgefahren werden. Daß sie leer sind, weiß außer ihm nur sein Weib. Als der Pöbel hinter den Trug kommt und die Stadt öffnen will, ist der Feind abgezogen. Die List, die Fülle vortäuschte, ist also geglückt. Und der Sieger? Ein verkrochener Löwe, liegt er vom Hunger tot gestreckt. Er hat von keinem mehr gefordert, als er selbst an Leib und Seele zu geben bereit war.

Das ist die sittliche Idee des Stücks. Herb, hart, groß, oft in einer griechisch epigrammatischen Kürze herausgemeißelt. Zum Beispiel das Gespräch der Gatten. Sie, die Bittende: ‚Ich erlebe wohl noch den Abend, aber nicht mehr den Morgen des kommenden Tags.' Er: ‚Bis zum Abend wirst du leben — sei bedankt für diese Kunde, — dann ist alles gut;' denn — er sagt es nicht, er schweigt es — dann kündet doch ein Mund für Stunden seinen Willen weiter, dann erfüllt sich vielleicht gar noch ein Herz mit seinem größten Triumph. ‚Ich muß dort ins Zelt, du darfst nicht nach mir sehen, nicht nach mir fragen bis

* Privatdruck der akademisch-literarischen Gesellschaft zu Würzburg. Frankenwarte-Verlag 1919.

in höchster Not, — und wenn ich dann — wenn ich stumm am Tisch säße und nicht zu dir aufsähe und dir keine Antwort gäbe, — dann sollst du wissen, daß ich nichts neues zu dem Alten zu sagen habe.' Ist das nicht redende Plastik? Ja, das ist das Maß zu Robert Guiskard. ‚Der Heilige' ist dieser letzte Auftritt überschrieben. Und so mag man auch an Schopenhauers Brevierandachten ebenso wie an die Helden und Heiligen des Wagnerschülers Heinrich von Stein denken. Für den Ernst, aus dem diese Szenen geschaffen sind, zeugt es sonderlich, daß nicht einmal der Aufzug mit der Festsau seinen Ursprung aus der Bürgerschnurre verrät. Wirkte er irgendwie pfiffig lustig, wäre er verfehlt, denn es handelt sich hier nicht um eine ‚komische Tragödie gotischer Erfindung', wie Lessing derlei Mischkunst genannt hat, sondern um eine einheitlich strenge Darstellung des sittlichen Herrschers, um einen Begriff seines Imperativs. Du kannst den andern, denn du sollst dir selber gebieten. Ob sich aber die Anekdote mit der Bühne ganz restlos verschmilzt, ist dennoch erst zu fragen. Ein balladesker Witz braucht nichts als Kürze. Er ist spitz, ist Pfeil, er steckt, er wird geglaubt. Derselbe Witz in der Breite des detailliert gegenwärtigen Bühnengeschehens ausgeführt, auf ihn das Schicksal und die Erlösung von Tausenden gebaut, auf ihn noch die kritische Sinnenspannung von uns Mitschauenden gelastet, ich weiß nicht, ob das zusammenhält. Immerhin ist hier ein Zieldrama mit äußerer und innerer Handlung.

Und dadurch scheidet sich dieser Einakter in der Technik von den andern, denn schon der nächste, ‚D e r S i e g e r', ist episch, teils Moralität, teils Mysterium, eine Bilderfolge, eine Bilderflut, noch nicht so sehr im Traumstil wie der dritte, aber schon voller Sinnbilder, voller Unterdeutungen, allegorienhaft. Schiller sagt vor der ‚Braut von Messina', daß das Poetische gerade im Indifferenzpunkt des Ideellen und Sinnlichen liege, daß also weder das eine noch das andere vordrängen dürfe, sondern beides innig verbunden zusammenwirken müsse. Der Indifferenzpunkt ist im ‚Sieger' kaum erreicht. Nicht daß die bunte Außenwelt gegen das Geistige zurückträte. Im Gegenteil, hier wogt auf den Straßen aller Strom der Massen und der hohen Tage mit Tuben und Fahnen, mit Zimbeln und Waffenblitzen, der Bußprediger und die Geißler, der Verpestete und die Blütenweiße der Maidscharen, die Buhlschaft und der Gottesstaat. Ich habe es schon am Anfang des Expressionismus hervorgehoben, daß er die Bewegung direkt vom Kino nimmt. Weismantel ordnet nun diese Bewegung durch den Kontrast. Dort Rauhes, hier Zartheit, dort Lust, hier Seelenstille, dort Krieg, hier Liebe, dort Bestie, hier Mensch, dort Menschliches, hier Göttlichkeit. Der Gegensatz ist bei ihm eigentlich das einzige dramatische Mittel, das er anwendet. Steigerung hat er noch bisweilen. Willenskonflikt, Kampfaustrag und damit innerliche Schicksalsverstrickung nirgends. Durch den scharfen Gegensatz spricht er nun seine Lehren aus, überspricht sie um etwas, das heißt doziert sie, und trifft den Indifferenzpunkt nicht.

Was er sagt, ist freilich edel, wahr und schön wie das Christentum und aus der Erschütterung unserer Zeit. Oder ist es nicht der Kreuzessieg, zu dulden, zu leiden, sich demütig bis in den letzten Atem zu verschenken? Darum erhält hier die Heldenkrone nicht der Eroberer von Marigliano, der durch sechs Meere gesegelt ist. Ein Mädchen, das für einen Aussätzigen den Opfertod stirbt, ist Sieger. Ein Mädchen löscht den Krieg. Ein Mädchen heiligt die Herzen. Wahrscheinlich ist, daß von der ‚Verkündigung' Claudels ein Goldstrahl herüberglitt. Merkbarer sind die Anklänge an ‚Jedermann': Ein Reicher, der mitten von der

Tafel gerissen wird. Im übrigen ist das Gefüge aus den verschiedenen Fabeln, zu denen auch ‚der arme Heinrich' gehört, ganz locker, ohne Kausalität, selbst ohne den Kitt der Psychologie.

Was Weismantel statt ihrer setzen will, offenbart der folgende Einakter ‚Die sündhaften Krieger' noch eher: die Transzendenz des Charakters wie des Schicksals. Friedrich Schlegel schreibt einmal an seinen Bruder August Wilhelm: ‚Ein Mensch hat so viel Wert als Dasein, das heißt Leben, Kraft und Gott in ihm ist.' Hätten die sich bekriegenden Renaissancegeschlechter von Cuma und Neapel Gott, könnten sie je die Ehe brechen, könnte der Bruder dem Bruder mißtrauen, der Sohn den Vater hassen! Eine einzige Frau ist da, wohlgemerkt wieder eine Frau. Die besitzt jene transzendente, überirdische Kraft. Und wenn sie nicht Hauptgestalt ist, sie eben hat die Transparenz des Göttlichen im Menschen, genauer, des Heilands, der Jesusschmerzen, der Jesusglorie zu zeigen. Unter lauter Verlorenen. Es ist gewiß kein Untergang im dramatisch-tragischen Schulsinn, wenn plötzlich das Meer seine Grenzen verläßt und Wasser, Erdspalt, Bergwurf und Feuer fast alle verschlingt. Aber es ist wie ein Wetterleuchten des letzten Gerichts. Strindbergisch, nordisch, unheimlich mystisch, wie ein Gedanke schon morden kann, wie dann Gespenster gehen. Hier scheint mir auch der Indifferenzpunkt getroffen; denn das Wort ist Schau geworden, ist schon schauend empfangen. Von Hebbel, auch von Otto Ludwig weiß man, daß ihnen ihre Gesichte gleichsam unter einem Farbenzwang zuflossen: die Genoveva als Herbstmorgen, der Herodes im durchweg brennendsten Rot. Solch ein Licht schwebt auch über den ‚Sündhaften Kriegern', bald Dämmer-, bald Blutschein, verzuckend, wolkenschwer, ausbrechend wie Dampf, wie Donner, wie grüngelbes Gift. Kein Zweifel, derlei Farbenspiel birgt künstlerisch auch Gefahren. Dem dramatischen Gestalter zunächst. Wo man Körper fassen will, ist ein Zurückschwinden, wo Tränen schimmern, sonnenwässerige Luft. So sehr die Menschen bei Weismantel oft in einer transzendenten Kraft erstehen, unter anderem eben weil sie transzendent sind, leben sie nicht der Erde, von der Erde, auf der Erde. Sie haben mehr Bewegung als Existenz. So kommt es, daß ihr Dialog, der zumeist kein Dialog ist, viel mit den Motiven, mit dem, was sie augenblicklich treibt, nichts mit einem runden Sein zu tun hat. Und es treibt sie in eine Ferne: Ab- und Hinwendige, Erwartende, Prophetische, die indessen verstanden sein wollen. Was sie nämlich weissagen, was sie ersehnen, wonach ihre Guten glühen, woran die vielen Kalten und Toren sterben, wozu ihre Besten berufen sind: das ist zwar das Gottesreich, aber doch ein Reich diesseits. Vielleicht zwischen Himmel und Erde. Jedenfalls muß es erst in uns, von uns geboren werden. Wenn ihr nicht seid wie die Kinder . . . Das ist der Sinn und Glaube der Schlußszene, wo nach der Schreckensnacht des allgemeinen Todes im Erwachen der Helle ein Vöglein wieder sein Lied findet, und der jungen Frau an der Gartentüre entzückt die Hände in den gesegneten Schoß fallen. Joseph Sprengler.

Kunst

Fritz Böhle. Als am 20. Okt. 1916 in Frankfurt a. M. im verhältnismäßig jungen Alter von 43 Jahren der Maler, Radierer und Bildhauer Fritz Böhle verschied, waren auch die, die nicht unbedingt Fühlung zu seiner Kunst hatten und sich der Punkte ihrer Unzulänglichkeit stets bewußt geblieben, der Empfindung, das Herz eines groß Denkenden im Reiche des Geistes habe aufgehört zu schlagen und das Echo der Teilnahme müsse um so lauter auf-

rauschen, je einsamer und schlichter, abseits von den Spekulationen des Marktes das Leben des Verstorbenen sich vollzogen: denn wenn irgendwie, so hätte allein darin er in einer Zeit aufdringlicher Reklamehaftigkeit und des skrupellosen Strebens nach erborgtem Eintagsruhm den jungen Künstlern dieser Tage ein Vorbild sein können. — Es kam anders. — Neben den Ehrungen der Stadt Frankfurt blieb es im Reiche empfindlich still; aus dem Kreis der Berühmtheiten bezeigte allein der Münchener Hildebrand dem Gesinnungsgenossen ehrende Teilnahme, und Leute, die sonst jeder Mittelmäßigkeit alter und jüngerer Richtung mit gleich lauten Tönen den Nachruf schreiben, fanden beim Heimgang einer so ungewöhnlichen Erscheinung keine wärmeren Worte, begnügten sich bei der Schätzung der Leistung des Verblichenen mit einer Anerkennung des graphischen Teiles und der Ablehnung des malerischen seines Werkes. — Nun läßt sich unzureichender Wert und Wesen des Frankfurter Meisters nicht gut umschreiben. — Zwar begann er als Graphiker, umfaßte dieser Teil seiner Produktion bis zu seinem Tode vorläufig die Hauptzahl seiner Arbeiten und gab dem flüchtigen Beobachter die Merkmale an die Hand, die zur schlagwortmäßigen Beurteilung der angeblichen Eigenart des Künstlers führten, d. h. der eines erdgebundenen Schilderers urwüchsigen Bauerntums, der keine eigentliche Fühlung zur Zeit habe und dem so das modern-malerische Erlebnis abgehe. — Nun war er jener gewiß; aber vielleicht nicht einmal in wirklich unmittelbarer Art. Denn wer in sein innerstes Wesen eindringt, erkennt bald, daß dessen treibende Grundkraft nicht jener nach Darstellung drängende Empfindungskomplex ist — dem er durch Geburt und Blut verwandt —, daß wir es vielmehr in Böhle mit einem Künstlerverstand ersten Ranges zu tun hatten, der, im Gleichgewicht mit einem unbeugsamen sittlichen Ernst, von Jahr zu Jahr sich seiner Schaffensart weitere Gebiete erschließend, sich fortschreitend entwickelte, um beim rein plastischen Denken zu enden, in dessen Gesetze er wie wohl neben Hildebrand kein Zweiter eingedrungen war und das ihn schließlich vor das Wesen und die Aufgaben echter Monumentalität geführt hatte: er suchte die Daseinsform an Stelle der Erscheinungsform; vielleicht aus einem Mangel an sinnlicher Erlebniskraft, der bei ihm ersetzt wurde durch ein Überwiegen gedanklicher Konstruktionsfähigkeit, so daß wohl ein Zweifel berechtigt ist, ob er in der Lage war, jene letzten Vorsätze mit pulsenden Lebensinhalten zu füllen. — Es fehlte ihm im Grunde wohl an schöpferischem Temperament — ein Mangel, der durch seine geistige Zeitlosigkeit nicht aufgehoben ist — und dadurch häufig auch an der letzten zeichnerischen Energie und organischen Gliederung der Einzelgestalt; seine Figuren geben dann mehr nur die Hülse ihres Aufbaus, es gebricht ihnen an innerer Statik. — Wer von diesen Gesichtspunkten aus sein Werk in der Uranlage seines Schöpfers und seiner Entwicklung nach erfaßt, macht keinen sonderlichen Unterschied zwischen dem Charakter seiner Graphik und der Malerei und erkennt, trotz bestechender Eigenschaften jener, Vorzüge wie Mängel in beiden von gleicher Art; stets aber auf Grund der hohen sittlichen Eigenschaften, die diesen Mann beim Schaffen leiteten und im Verein mit der seltenen Schärfe seines Kunstverstandes beglichen, so daß man ihm die Anerkennung weniger versagen darf als weitaus dem meisten, das in einer Zeit der geistigen Verarmung und der sittlichen Verwilderung eine breite und ungeschulte Mittelmäßigkeit lärmend auf den Markt wirft. Und ist es denn in der Tat so viel kompromittierender, was das äußere Kunstkleid angeht, aus ehrlichem Triebe bei den altgermanischen Geistern denn bei den Negern und Az-

teken in die Schule zu gehen? — Böhle begann unpersönlich in der Art der Akademiker der Münchner Diez-Schule, was ja einem Mangel an künstlerischer Lebensunmittelbarkeit gleichkommt, pflegte dann eine Zeitlang als weitere Stufe der Geschmacksbildung den Stil einer Atelier-Romantik unter Heterichs Einfluß, um mit zunehmender Einsicht des wachsenden Intellekts unter Führung der altgermanischen Meister den Weg zur Natur selbst zu suchen, davon dann der größte Teil seiner Graphik mit wechselnder Selbständigkeit in teilweise starken Stilproben ein beredtes Zeugnis gibt. Es finden sich Blätter, in denen die Fülle des Beobachtungsinhaltes und die Kraft der Darstellung die übernommene Form sprengt; andere wieder, in denen jene die lautere Sprache redet. — Das Bild, das wir hier wiedergeben, zeigt den Künstler in einem Übergangszustand, indem er sich noch nicht restlos entschieden hatte zwischen dem, was wir oben mit der Bezeichnung Erscheinungsform und Daseinsform auseinanderhielten; es neigt noch dem ersten Inhaltskomplex zu. — Je mehr ihn sein Denken dem zweiten zuführte und somit trieb, die Anschauungswelt in einem reinen Stilbild auszuformen, nahm der Künstler italienische Formelemente in sein Ausdrucksmaterial auf — da die Kunst des Südens der des Nordens nach dieser Richtung stets überlegen — und versuchte sich nun auf dem Gebiete der monumentalen Malerei, in der sein Kunst-Denken immer weiteren Spielraum mit oft glücklichen Lösungen der verschiedenartigsten Vorwürfe gewann. Leider standen ihm keine Wände zur Verfügung, wurden ihm keine Aufträge zuteil und mußte er sich mit dem engen Raum des Tafelbildes begnügen. — Gleichzeitig betätigte er sich als Bildhauer, als welcher er für sein Form-Denken den geklärteren Ausdruck fand. — Für Böhle war das ‚Deutsche‘ oder ‚Deutschtümelnde‘, wie manche lobend oder wegwerfend meinen, kein Ziel, vielmehr nur Ausfluß des Menschlichen. So hingen an den Wänden seines Ateliers, das er vor Jahren im Deutsch-Ordenshaus am Main hatte, nicht etwa Vorbilder germanischer Kunst, was doch nahe läge, vielmehr einzig ein paar Nachbildungen nach Michel-Angelo, diesem größten Formen-Denker der nachantiken Zeit, wie ferner der Künstler gesprächsweise äußerte, daß er von neueren deutschen Malern von Marées am höchsten stellte. — Von den Franzosen hielt er nicht viel, auch von Rodin nicht. Desgleichen von der modernen Literatur. Er las Cervantes und war von Neueren bis Jeremias Gotthelf vorgedrungen.

Rudolf Klein Diepold.

Unsere Kunstbeilagen

Zu „Heimkehr“ von Fritz Böhle wird auf den Rundschauartikel über den Künstler von Rudolf Klein Diepold verwiesen.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Univ.-Prof. Dr. Eugen Schmitz, Dresden, Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöppel in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.



Graf Leopold von Kalckreuth / Alexander Schnütgen



Sechzehnter Jahrgang Juni 1919

Bolschewismus und Christentum

Von Eugen Rosenstock

Eduard Stadtler,* der mehrere Jahre in russischer Gefangenschaft Land und Leute gründlich kennen gelernt hat, der auch die Episode Helfferich in Moskau persönlich beteiligt erleben konnte, hat in großzügiger Weise eine Propaganda ‚zum Studium und zur Bekämpfung des Bolschewismus' eingeleitet. Es ist bezeichnend, daß ein Mann wie er von keiner einzigen der alten Parteimaschinen aufgenommen worden ist, sondern bereits einer parteiüberwindenden Zukunft angehört. Ob sein eigner Versuch, der aus Berlin gemeldet wird, die Vereinigung zur Überwindung der Parteipolitik, in diesem Moment, wo die Periode der großen Revolte vorerst abschließt, noch Frucht tragen kann, muß offen bleiben. Die alten Parteien jedenfalls haben sich das Todesurteil gesprochen, in denen sich für einen politischen Kopf wie Stadtler keine Stelle finden wollte.

Es ist freilich eine Politikergeneration neuen Schlages, die Stadtler als einer der ersten in Deutschland verkörpert. Sie glaubt an die Wirksamkeit elementarer geistiger Kräfte im Volksleben, die Innen- und Außenpolitik einheitlich durchpulsen. Sie leugnet, daß die Staaten Politik machen oder

* Den Lesern des ‚Hochland' ist Dr. Stadtler bekannt durch seine Beiträge: ‚Deutsche Gedanken über das französische Revolutionsideal', April 1916. ‚Kriegsliteratur zur politischen Neuorientierung,' August und September 1916. ‚Der revolutionäre Geist in Rußland,' November 1918.

machen können. Denn sie hat erkannt, in fürchterlichen Erlebnissen hat sie es durchschaut, daß vielmehr die Politik die Staaten formt und gestaltet. Daß wir in Deutschland nur politische Kräfte innerhalb des Staats hatten, solche, die den Staat naiv voraussetzten und sich von ihm — in Zustimmung oder Ablehnung, das gilt gleichviel — abhängig fühlten, das hat das Reich zugrunde gerichtet. Noch Bismarcks Reichsgründung war abhängig gewesen von politischen Voraussetzungen des Volkslebens. Man vergißt heut immer wieder, daß die Paulskirche von 1848 Bismarck die Marschroute diktiert hat. Seitdem trat das Gegenteil ein; seitdem hat der blinde Racker Staat allen, auch und gerade den Sozialdemokraten und dem Zentrum, ihre Marschroute mehr und mehr diktiert. Der Zufluß unmittelbaren Erlebens, auf den der Staat angewiesen ist, versiegte; Deutschland hat sich in 30 Jahren in seinem Staatsstolz immer mehr isoliert, bis das Schiff ohne Instinkt, ohne seelischen Kompaß in den Abgrund fuhr.

Hiergegen beschwört Stadtler die entfesselten Rohkräfte des Volkslebens, wie sie der Zusammenbruch freisetzte, und möchte sie über Gegenwartsvorteile fortreißen zu einer Politik, die eine geistige Solidarität aller in den Krieg verstrickten Völker zur Grundlage nimmt. Der Bolschewismus ist ihm zweierlei: einmal die Selbstzersetzung und damit die Fortsetzung des Weltkriegs. Dies ist seine elementare Seite. Als solches Elementarereignis ist er Weltbolschewismus. Zum anderen ist er Sache und Werk jener winzigen Gruppe um Lenin, die ihn bewußt zu meistern hofft als Vorstufe eines nach ihren Plänen aufzuführenden Neubaus.

Stadtler zeigt in seiner Flugschrift ‚Der einzige Weg zum Weltfrieden'* die Charakterbilder der Männer, die heut in der Politik stehen. Als der schlimmste, als ein bloßer Macher, enthüllt sich ihm Erzberger. Wenig höher im Rang erscheinen Clemenceau und Lloyd George, aber immerhin haben sie einen geschlossenen Gesichtskreis, der folgerichtig zusammenhängt. Es ist nicht Willkür — wie bei Erzberger — sondern Flachheit, was er ihnen vorwirft. Sie verkennen, daß ihr französisches, ihr britisches Problem isoliert nicht mehr gelöst werden kann, weil der Weltkrieg ungeheure Fliehkräfte in der ganzen Welt entfesselt hat, die ihre eigenen politischen Horizonte unterminieren und illusorisch machen. Auch Wilson wird der Lage nicht gerecht, weil er das europäische Chaos zwar gern meistern möchte, aber ohne die Spontaneität der erkrankten Massen selbst erwecken zu können. Männer können eben die Politik nicht machen, sondern nur den Kräften der Oberfläche die zur Zukunft drängenden unterirdischen entgegenstellen, indem

* In der Sammlung: ‚Revolutionäre Streitfragen', hrsg. vom Generalsekretariat zum Studium und zur Bekämpfung des Bolschewismus, Berlin W 35, Lützowstr. 107, woselbst auch die anderen Propagandaschriften Stadtlers: ‚Der Bolschewismus und seine Überwindung', ‚Die Ursachen der russischen Märzrevolution', ‚Der kommende Krieg', ‚Ist Spartakus besiegt; der Bolschewismus als Weltgefahr', ‚Bolschewismus und Wirtschaftsleben' und ‚Weltkrieg, Welttragödie und Weltbolschewismus' erschienen sind. D. Red.

sie diese unterirdischen Kräfte adeln. Stadtler verkennt vielleicht, daß ein Mann wie Wilson die unterirdischen Volkskräfte Amerikas — flach und naiv, wie diese sind — immerhin würdig verkörpert. Wilson treibt eine geistige Politik des Unsichtbaren, aber eine amerikanische.

Die Tiefe der europäischen Geisteserschütterung kann das amerikanische Volk nicht durchleben. Dazu ist es zu unfruchtbar und primitiv zugleich. Billigerweise kann, ja darf auch ein amerikanischer Staatsmann nicht über sein Volkstum hinaus.

Den Umfang des Geschehens erfassen von nationalen Staatslenkern nur die Russen. Sie kennen die letzten Zusammenhänge dieses Erdbebens. Die großen Dichter haben nicht umsonst prophezeit. Aber nationale Politik, auch die russisch-nationale Politik Lenins, bleibt unfähig, ein internationales Problem, die Befriedung der Kulturmenschheit, zu lösen. Auch Lenin ist in seiner Denkweise russisch gebunden; mag er auch — wie Wilson, wie schließlich sogar Clemenceau — Weltpolitik für alle Völker zu betreiben versuchen.

So versucht Stadtler irgendwie zu einer Weltsolidarität gegen den Weltbolschewismus aufzurufen; diese Politik müßte alle Sieges-, Gerichts- und Vorteilsabsichten bewußt fahren lassen, nicht aus irgendwelcher Weichmütigkeit heraus, nicht um unserer schönen Augen willen, sondern aus nüchterner Erwägung der Gefahren, die aus der Tiefe durch den Bolschewismus drohen. Gewiß: die Entente kann sich ihre Zimmer auf unsere Kosten besser tapezieren. Was nützt es ihr, wenn das ganze Haus abbrennt? So spricht Stadtler auch zu den Deutschen, daß sie innerlich den Weg in die internationale Politik zurückfinden müssen.

Die Not hat uns ja inzwischen über Erzberger hinausgedrängt. Brockdorff steht den Stadtlerschen Gedankengängen gewiß nicht unsympathisch gegenüber. Aber weshalb kommt es, daß sein Auftreten keinerlei Stoßkraft aufweist? Weshalb können wir Stadtlers Wirken, so hohen Ruhms es wert ist, keinen sichtbaren Erfolg versprechen? Es liegt wohl an zwei Dingen. Einmal ist, wie Stadtler ja selbst predigt, Politik nur auf Grund tiefer geistiger Wellen des Völkerlebens möglich. Aber die Gegenbewegung gegen den Bolschewismus hat heut noch keinen Tiefgang. Das deutsche Volk ist noch nie geistig so leer gewesen wie heut. Es hat seine letzten ältesten wie jüngsten Requisiten vom Soldaten (Ludendorff) bis zum Edelanarchisten (Landauer) binnen einem Jahre restlos verbraucht. Kein Mann, der vor dem Krieg schon aktiv Politik trieb, ist heut noch brauchbar für die neue Art von Politik. Hinter Brockdorffs, hinter Stadtlers Ansichten und Rufen steht kein glaubendes, beseeltes Volk, nicht einmal eine fanatisierte Menge wie hinter Trotzki in Brest. Der Herzschlag des Volks zwingt den Führer zu großherzigen Handlungen. Die mattherzigen, wenn auch noch so wahren und schneidenden Worte (Brockdorffs in Versailles) fallen nicht ihm persönlich, sondern dem Zustand des Volkskörpers zur Last; freilich ist es dann auch wieder kein Zufall, daß das Volk zu einem

bloßen diplomatischen Fachmann greifen mußte, um nur überhaupt irgend einen Schein von Vertretern zu finden.

Das zweite ist aber, daß Stadtlers Gegenbewegung unbenannt in die Welt tritt. Gegen den Bolschewismus will er eine gleich elementare Bewegung entfesseln. Weder die Angst des Bourgeois, noch die Hingabe des pfleglichen Erhalters und Vaterlandsfreundes ist aber fähig, elementar zu wirken. Der Bolschewismus entfesselt die Leidenschaften des Bauchs und der Sinne. Weder Vernunft noch Reinheit können gegen die entfesselte Bestie angehen. Das vermag nur eine ebenso unbändige Leidenschaft, die Leidenschaft des Herzens der Sünder, die Buße tun. Nur da, wo die tiefsten Leidenschaften selbst entfesselt sind, wo sie aber in der Umkehr des Herzens gebunden werden zum Dienst, nur da wachsen die Menschen, die im Kampf mit wilden Tieren bestehen und überwinden. Die Gegenbewegung gegen den Weltbolschewismus kann nur das Christentum sein, kein Konfirmanden- und Goldschnittchristentum, sondern eine wirklich entnationalisierte, weil übernationale Schar von Gottstreitern aus aller Herren Länder, die den einen Herrn erwählt haben. Nicht der internationale Klerus genügt heut, sondern ein internationales Laienkorps tut not, um die Bestie Mensch wieder an die Kette zu legen. Ich weiß nicht, ob Stadtler nicht selbst diese Ansicht hegt, ob er aber vielleicht glaubt, auf breitester Basis Namenschristen, Heiden und Christen sammeln zu müssen. Er kennt die Gefahr; er kennt die Aufgabe. Aber sein Mittel wird blaß und unpersönlich bleiben, weil es den einzelnen Menschen nicht bei seinem vollen Namen und mit seiner vollen Person aufruft. Insofern ist auch er noch in alten politischen Vorstellungen befangen. Für den Augenblick mag es keinen anderen Weg geben. Und als Aufklärung ist darum seine Arbeit unschätzbar. Aber sie bleibt in der Sphäre des Intellekts stecken. Zur Bekämpfung des Bolschewismus reicht sein Programm nicht aus. Nach fünf Jahren der Kriegsfurie ist eben heut eine sofortige Gegenwehr aus der letzten Tiefe verfrüht. Unmerklich, in kleinen Gruppen, muß sich die Streiterschar zusammenschließen. Wer weiß, wieviele Jahrzehnte das dauert, bis die neuen Christen Einfluß gewinnen werden! Aber sicher ist eins, kein anderes Land ist so berufen, die Haupttruppe in diesem Heer zu stellen, wie Deutschland, das entseelte, zerbrochene, ermordete Deutschland, an der Wasserscheide gelegen zwischen den Herden des oberflächlich-optimistischen Westlertums und des slavischen Bolschewismus. Wenn irgendwo, ist wahrlich bei uns das Erlebnis tief und allseitig genug, um die Wiedergeburt zu erzwingen. Aber diese Wiedergeburt ist nur um den Preis erhältlich, daß die Gegenwart nicht leichtfertig zu sofortigem Wirken und Buhlen um Erfolg verführt. Zum ‚Studium' und zur inneren persönlichen Überwindung des Bolschewismus sagen wir darum ja. Seine Bekämpfung in organisierter Form mögen die Deutschen und müssen sie einstweilen den nationalen Gegenspielern der Russen, d. h. der Entente, überlassen, gerade wenn das Christentum, unter der Decke der Tagespolitik unterirdisch wachsend, dereinst die Solidarität der Völker soll wieder aufbauen können.

Briefe von Onno Klopp an Johannes Janssen / Von Ludwig Freiherrn von Pastor

Unter den großdeutschen Historikern des 19. Jahrhunderts, die sich als ebenso begeisterte Freunde Österreichs wie unerbittliche Gegner Preußens bekannten, ragen hervor: Der Rheinfranke Johann Friedrich Böhmer, der Westfale Julius von Ficker und der Ostfriese Onno Klopp.

Alle drei sahen ihre Hoffnungen auf ein Wiedererstehen des alten Reiches unter habsburgischem Szepter scheitern. Österreichs Niederlage auf den Schlachtfeldern Italiens im Jahre 1859 durch die mit Frankreich verbündeten Piemontesen schnitt Böhmer ins Herz.* Durch ein gütiges Geschick blieb es ihm, der Preußen als ‚den Pfahl im deutschen Fleische' bezeichnete, erspart, den mit Hilfe Italiens errungenen Triumph der Bismarckschen Politik, die Verdrängung Österreichs aus Deutschland und die Umwandlung des freien Frankfurt in eine preußische Provinzialstadt zu erleben.

Ficker, der anfangs der sechziger Jahre gegen Heinrich von Sybel den berühmten literarischen Kampf über die Bedeutung des alten römisch-deutschen Kaisertums geführt hatte, ergriff 1866 die Waffen, um als Offizier der Innsbrucker Akademischen Studentenlegion gegen die Italiener in Südtirol zu fechten. Mit echt westfälischer Zähigkeit hielt er auch nach den Ereignissen von 1870 an seiner Feindschaft gegen das Preußentum fest.**

Er sagte damals den Fall des Hohenzollernstaates voraus. Der Innsbrucker Archivdirektor David Schönherr, ein naher Freund Fickers, hat dem Schreiber dieser Zeilen darüber folgende bedeutsame Mitteilung gemacht: Am Abend des Tages, an welchem die Nachricht von der Gefangennahme Kaiser Napoleons III. und der Kapitulation der französischen Armee in Sedan in der Tiroler Hauptstadt einlief, herrschte dort allgemeiner Siegesjubel. Nur Ficker stimmte darin nicht ein. ‚Jubelt nur,' sagte er, ‚jetzt ist Preußen doch verloren, denn Frankreich wird diese Niederlage niemals vergessen, auf Rache sinnen und sich mit Rußland verbünden.'***

Bekannter noch als die Preußenfeindschaft Böhmers und Fickers ist die Klopps. Es erklärt sich dies teilweise dadurch, daß der hannoveranische Historiker auch als politischer Schriftsteller auftrat und sich im Gegensatz zu den beiden anderen das Mittelalter erforschenden Gelehrten der neueren Geschichte widmete, in welcher die Haltung Preußens zu Österreich eine so große Rolle spielt.

Bei Böhmer wie bei Ficker wirkte auf ihre Stellungnahme neben ihren

---

* Vgl. Johann Friedrich Böhmers Leben, Briefe und kleinere Schriften durch Johannes Janssen. 1. Band (Freiburg im Breisgau 1868) S. 391.

** Vgl. Julius Ficker 1826—1902. Ein Beitrag zur deutschen Gelehrtengeschichte von J. Jung (Innsbruck 1907) S. 395 ff.

*** Bismarck glaubte 1867, daß wegen der Polen an eine Allianz zwischen Russen und Franzosen nicht zu denken sei. Vgl. Jung a. a. O. S. 396.

historischen Studien auch das Milieu mit, in dem sie aufwuchsen, denn die Bevölkerung der Mainstadt wie die Münsters stand dem Preußentum durchaus ablehnend gegenüber. Anders lagen die Verhältnisse bei Klopp, der 1822 in Leer geboren, in seinem ganzen Wesen ein echter Ostfriese war. Seitdem dieses Land im Jahre 1744 nach dem Erlöschen des Mannesstammes der Cirksena von Friedrich II. in Besitz genommen worden war, wurden seine Bewohner gute Preußen. Sie blieben dies auch, als Ostfriesland durch den Frieden von Tilsit an das Königreich Holland kam und 1810 als Departement der Ostems mit Frankreich vereinigt wurde. Da sie keine Kenntnis davon hatten, daß Friedrich Wilhelm III. von Preußen schon in der Konvention von Reichenbach im voraus seine Ansprüche an Ostfriesland dem Prinzregenten Georg von England und Hannover abgetreten, meinten sie im Befreiungskrieg für Preußen sich zu erheben und zu kämpfen. Auch Klopps Vater Wiard hatte im Jahre 1813 zu den Waffen gegriffen und den Feldzug gegen Napoleon als freiwilliger Jäger unter der Fahne des ostfriesischen Landwehrbataillons mitgemacht und war im Jahre 1814 mit der Medaille ‚Preußens tapferen Kriegern' auf der Brust aus Frankreich zurückgekehrt.

Die Gründe, aus denen sein Sohn Onno zu ganz verschiedenen Anschauungen über Preußen gelangte und die ihn auch in religiöser Hinsicht auf ganz andere Wege führten als seine lutherischen Eltern, hat dieser sehr anschaulich in einer kleinen Selbstbiographie geschildert, die er anfangs der achtziger Jahre niederschrieb. Diese sehr bemerkenswerten Aufzeichnungen werden am besten die nachfolgende Publikation einleiten.*

‚Geboren zu Leer in Ostfriesland am 9. Oktober 1822, machte ich zuerst die lutherische Konfessions- oder Volksschule durch, welche durch den täglichen oft mehrstündigen Religionsunterricht Anlaß gab zu einer aus-

* Die Aufzeichnungen wurden auf die Bitte des österreichischen Historikers Alexander Freiherrn von Helfert verfaßt, der sie als Einleitung zu einer Rezension von Klopps Werk ‚Das Jahr 1683 und der folgende große Türkenkrieg bis zum Frieden von Carlowitz 1699' benutzte, die in der Freiburger ‚Literarischen Rundschau' 1883, Nr. 3 und 4 erschien. Ich verdanke die Mitteilung des vollständigen Manuskriptes dem ältesten Sohne Klopps, dem Oberfinanzrat Dr. Wiard von Klopp in Wien, der mir auch sonst mit größter Liebenswürdigkeit einschlägige Notizen und Angaben zur Verfügung stellte. Wiard von Klopp hat den Lebenslauf seines Vaters mit ebensoviel Fleiß wie Pietät im 16. Bande des ‚Jahrbuches der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden' (Emden 1907) S. 1—181 geschildert. Zu vergleichen ist auch die von demselben Verfasser in Anton Bettelheims ‚Biographischem Jahrbuch und Deutscher Nekrolog' Band 8 (Berlin 1905) Seite 117—123 gelieferte biographische Skizze. Von sonstigen Nekrologen siehe noch diejenigen der ‚Kölnischen Volkszeitung' vom 11. August 1903, der ‚Germania' und der ‚Koblenzer Volkszeitung' vom gleichen Tage, der ‚Niederrheinischen Volkszeitung' vom 15. August 1903 und den wertvollen Artikel der Historisch-Politischen Blätter 132 (1903) S. 599—614.

gebreiteten Bibelkenntnis. Nach Errichtung eines Progymnasiums in meiner Vaterstadt besuchte ich dasselbe, und darauf von 1838—41 das Gymnasium in Emden. Den Lehrern desselben verdanke ich namentlich Übung in scharfer Methodik.

‚Von 1841—1845 studierte ich auf den Universitäten Bonn, Berlin, Göttingen protestantische Theologie und Philologie. Ich blicke auf die Zeit nicht mit Befriedigung zurück. Indem ich jeglicher Führung entbehrte, irrte ich oft von einem zum anderen, ohne in die Dinge tiefer einzudringen.

‚Im Herbst 1845 ward ich am Staatsgymnasium zu Osnabrück angestellt und lag für die ersten Jahre dem pädagogischen Berufe mit großem Eifer ob. In liberalen Strömungen erzogen und erwachsen begrüßte ich das Jahr 1848 mit Freude und betätigte mich in diesem Sinne.

‚Der Wendepunkt in meinem Leben trat ein mit der Geburt meines ersten Kindes im Jahre 1850, nicht auf einmal, nicht nach festem Entschlusse, sondern allmählich. Ich wurde konservativ und wendete mich dem eingehenden Studium der Geschichte zu, zunächst derjenigen meiner engeren Heimat Ostfriesland, namentlich von der Zeit der Kirchenspaltung an. Die Landstände von Ostfriesland kamen meinen Wünschen nach einer Subvention entgegen. Der erste Band erschien 1854, der zweite 1856. Dieser erstreckte sich bis zur Besitznahme des Landes durch Friedrich II. von Preußen im Jahre 1744.

‚In dem Studium dieser meiner Heimatsgeschichte liegen die Keime zu meinen späteren wissenschaftlichen Arbeiten. Ich fand Aktenstücke, welche mir dartaten, und zwar anfangs zu eigener Verwunderung, daß Tilly auf dem Boden meiner Heimat gerecht und milde gewaltet hatte. Konnte er anderswo anders gewesen sein? Diese Frage beschäftigte mich. — Ich fand im Archive des Rathauses zu Emden die Aktenstücke, welche mir dartaten, daß Friedrich II. bald nach seiner Thronbesteigung, bei Lebzeiten des noch fast jugendlichen Fürsten Carl Edzard, den Magistrat von Emden zum hochverräterischen Einverständnisse mit ihm für den Fall des Todes von Carl Edzard verleitet hatte. Carl Edzard starb im Mai 1744 in Aurich und einige Stunden später sah man an den Toren von Emden den preußischen Adler als Symbol der Besitzergreifung. Diese Verleitung des Magistrats von Emden zum Hochverrat durch Friedrich II. nahm mich sehr wider diesen König ein, und es entwickelte sich daraus die Frage, wie dies stimme zu dem übrigen Verhalten des sogenannten großen Königs.

‚Endlich aber entwickelte sich aus dem Studium meiner Heimat die wichtigste Frage: Wie stand es mit der sogenannten Reformation? Ich trat an die Sache mit der Erwartung, im 16. Jahrhundert Begeisterung für dieselbe zu finden.

‚Ich war in der Tradition einer solchen Begeisterung aufgewachsen. Ich fand nicht die Bestätigung derselben. Ich zweifelte und dennoch konnte ich mich nicht von der Tradition lossagen. Ich wandte mich zu den Schriften Martin Luthers. Ich machte fast die ganze Reihe der Quart-

bände der Walchschen Ausgabe durch mit der Feder in der Hand. Ich kam zu keinem Abschlusse. Aber das Ergebnis meines damaligen Schwankens habe ich dargelegt in der anonymen Schrift: „Studien über Katholizismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit." (Schaffhausen, Firma Hurter, 1857.) Nur sehr wenigen wurde mein Name als der des Autors bekannt. Aber diese wenigen haben sich fortan mir immer als Gönner und Freunde erwiesen.

‚Inzwischen arbeitete ich den dritten Band meiner Geschichte von Ostfriesland fertig, der von 1744—1815 sich erstreckte. Aber ich hatte durchwegs den Charakter Friedrichs II. als Regenten konform mit jener ersten Anknüpfung in Emden gefunden. Ich zeichnete seine Regierung in Ostfriesland nach bester Überzeugung. Aber diese Überzeugung entsprach nicht der dort herrschenden Tradition. Der Ausschuß der Landstände, die für den zweiten Band mir einstimmig ihren Dank votiert, wollte mir im Jahre 1858 die Subvention für den dritten nur mit angehängtem Tadel gewähren. Ich wies den Tadel als unbegründet und unbewiesen zurück und damit auch die Subvention.

‚Hier trat König Georg V. für mich ein. Nachdem er sich über den Hergang der Dinge hatte unterrichten lassen, ließ er mir den Betrag der Subvention aus seiner Schatulle zahlen. Inzwischen war ich meiner Stellung am Gymnasium zu Osnabrück müde geworden. Ich gab sie auf im Juli 1858 und zog nach Hannover, um dort wissenschaftlichen Arbeiten zu leben, und unternahm ein Geschichtswerk über die erste Hälfte des Dreißigjährigen Krieges mit Tilly als dem Mittelpunkte. Diese Arbeit nahm mich für mehrere Jahre in Anspruch. Inzwischen brach der Krieg von 1859 aus. Unmutig wie alle patriotischen Hannoveraner über das Nichteintreten Deutschlands für Österreich, meinte ich die Ursache dessen in der Tradition zu finden, die durch Friedrich II. in Preußen aufgewachsen sei. Ich suchte also diesen König zu charakterisieren in der Schrift „Der König Friedrich II. von Preußen und die deutsche Nation" (Schaffhausen 1861). Ich hielt damals ein einträchtiges Zusammenstehen von Österreich und Preußen gegen Osten und gegen Westen für möglich und daraufhin ist die Tendenz dieser Schrift gerichtet. Als eine lediglich wissenschaftlich historische Schrift habe ich sie nicht betrachtet. Wie ich die Dinge damals kannte, unterschied ich nicht genug, daß das agressive, das revolutionäre Prinzip gegen die alten Ordnungen des Reiches und der Kirche im Hause Hohenzollern nicht erst mit Friedrich II. begann, sondern in ihm gipfelte, daher meine allzu günstigen Meinungen über seine Vorfahren.

‚Im Jahre 1860 mußte ich erkennen, daß meine Mittel nicht reichen würden, dies rein wissenschaftliche Leben auf die Dauer fortzuführen. Ich nahm daher eine mir angebotene Stellung an einer höheren Töchterschule an. Wenige Monate später faßte Seine Majestät der König Georg V. den Entschluß, eine Gesamtausgabe der Werke von Leibniz zu veranstalten, dessen Manuskripte sich in der Königlichen Bibliothek zu Hannover befinden, und

übertrug mir diese Sache. Ich begann mit der Reihe der historisch politischen Schriften. Während meines ferneren Aufenthaltes in Hannover bis zum Jahre 1866 erschienen die ersten fünf Bände.

‚Inzwischen hatten jene zwei Arbeiten „Friedrich II. und die deutsche Nation" (1860 bei Hurter in Schaffhausen) und „Tilly im Dreißigjährigen Kriege", erschienen 1861 bei J. G. Cotta in Stuttgart (zwei Bände), sowie verschiedene Publikationen kleinerer Art derselben Richtung, in Zeitschriften mir Zustimmung und Widerspruch zugezogen, den letzteren namentlich von seiten preußischer Geschichtsprofessoren. Eine Kritik der ersten Arbeit von Professor L. Häußer, die, wenn ich nicht irre, in den „Preußischen Jahrbüchern" erschien, war derartig gehalten, daß ich mich entschloß, in einem offenen Sendschreiben darauf zu antworten. Diese Schrift ist damals viel gelesen worden, denn obwohl die Auflage 2000 stark war, so wurde doch nach einigen Monaten eine gleich starke nötig.

‚Desgleichen verfaßte ich eine Schrift gegen Sybel, von welcher ich jetzt auch nicht ein Exemplar vorfinde. Sie hieß: „Die gothaische Auffassung der deutschen Geschichte und der Nationalverein. Mit Beziehung auf die Schrift des Herrn Sybel: Die deutsche Nation und das Kaisertum." — Der Grundgedanke für mich war immer das enge Zusammengehen aller Deutschen mit Österreich. Ich gehörte also derjenigen Richtung an, die man als die großdeutsche bezeichnete, in der sich die verschiedensten Bestrebungen des süddeutschen Liberalismus, auch des sog. Ultramontanismus zusammenfanden, alle zusammen krankend an dem einen Fehler, die wahre Natur der österreichischen Monarchie sehr wenig zu kennen.

‚Die Opposition, in der ich mich zu dem preußischen Professorentum wußte, reizte mich an, einige derselben besonders zu charakterisieren, kritisieren und ihre Parteilichkeit gegen Österreich und die katholische Kirche darzulegen. Dies geschah in einer Reihe von Aufsätzen über Häußer, Sybel, Droysen. Die Redaktion der „Historisch-politischen Blätter" gab diesen Aufsätzen die Überschrift: „Kleindeutsche Geschichtsbaumeister." So entstand dieser Name. Unter diesem Titel sind die sämtlichen Aufsätze vermehrt noch um einen über Bluntschli, bei Herder in Freiburg in Separatabdruck als Buch erschienen (1863).

‚Der eigentliche Mangel an diesen Arbeiten war, daß dadurch nichts Positives geschaffen wurde. Ich hatte jedoch dies Ziel im Auge. Von 1862 an arbeitete ich für eine Übersicht der deutschen Geschichte unter dem Titel: „Deutschland und das Haus Habsburg." Als die Katastrophe von 1866 einbrach, hatte ich dasselbe fertig bis zum Tode Karls V. Das Werk muß ein Torso bleiben.

‚Mit dieser literarischen Tätigkeit von 1861 an war die politische eng verbunden. Ich gehörte dem Auswärtigen Ministerium in Hannover nicht an, wurde aber dennoch von dorther oft beschäftigt. Besonders erfreulich war mir dabei die Stellung zu dem k. k. Gesandten Grafen F. Ingelheim.

„Im Jahre 1865 faßte der König Georg V. den Entschluß, die sämtlichen älteren Archive des Königreiches, diejenigen der ehemals selbständigen Landesteile, unter einheitliche Leitung zu bringen. Er übertrug die Direktion dieser Archive von dem Ministerium des Inneren an dasjenige des Königlichen Hauses und ernannte mich bei demselben zum Referenten für das gesamte Archivwesen. Nach einer eingehenden Besichtigung der Archive zu Aurich, Hildesheim, Osnabrück, Stade legte ich meine Vorschläge in einer ausführlichen Denkschrift dar. Aber darüber brach die Kriegsverwicklung des Jahres 1866 herein.

„Ich habe, auch ohne, wie sich für damals von selbst versteht, den preußisch-piemontesischen Einbrechervertrag vom 8. April 1866 zu kennen, niemals meine Ansicht verhehlt, daß die preußische Politik auf die Annexion von Hannover ausgehe, daß sie seit dem Baseler Frieden von 1795, wo sie zum ersten Male mit dieser Gier hervorgetreten, dieselbe immer bewahrt habe. Ich habe daher, wo immer ich meine Ansicht aussprechen durfte, sie dahin formuliert, daß man zu wählen habe zwischen Habsburg und Hohenzollern, daß es ein Drittes nicht gebe. Ich stand allein wie eine Kassandra, wurde vielfach gehaßt und gemieden. Ein Bürger aus Hannover hat mir das in Wien später offen gesagt mit den Worten: „Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich in Hannover Ihnen gram war, daß bei Ihrem Anblick sich in mir der Zorn regte wegen Ihres Eifers gegen Preußen. Aber nehmen Sie selbst dafür meine Anerkennung, daß Sie uns alles vorausgesagt haben, wie es ja leider über uns gekommen ist."

„Am Abend des 15. Juni 1866 kamen mehrere Freunde zu mir und rieten mir dringend, zu flüchten, bevor die Preußen einrückten. Ich wußte nicht wohin. Ich legte mich zu Bette. Aber einer hatte mich nicht vergessen — mein König. Im Morgengrauen des 16. Juni schlug jemand an die Fenster meines ebenerdigen Schlafzimmers und rief mir zu: „Der König ist soeben nach Göttingen abgefahren und hat auf dem Bahnhofe mir den Befehl gegeben, Ihnen zu sagen, daß Sie mit dem nächsten Zuge sich zu ihm ins Hauptquartier begeben sollen." Ich habe dann den kurzen Feldzug des Jahres 1866 mitgemacht. Die Erlebnisse desselben gehören nicht hierher.

„Für längere Zeit blieb mir wenig Muße, wissenschaftlichen Studien obzuliegen. Erst 1868 nahm ich sie mit vollem Nachdrucke wieder auf. Ich verlangte von dem preußischen Statthalter in Hannover, auf Grund des Vertrages, den ich 1861 mit der Königlich Hannoverischen Regierung geschlossen, die weitere Benutzung der Leibnizpapiere. Der Statthalter Graf Stolberg Wernigerode erwiderte, daß er bei dem Ministerpräsidenten Bismarck anfragen werde. Dieser schlug die Antwort ab ohne jeglichen Versuch einer Entschuldigung oder Rechtfertigung dieses Abschlagens. Dennoch hatte ich namentlich in den ersten Monaten des Jahres 1866, wo die Besorgnis vor den kommenden Dingen mich trieb, soviel abgeschrieben und abschreiben lassen, daß ich imstande war, noch mehrere Bände der

historisch-politischen Reihe zu geben. Das Manuskript für den sechsten Band lag druckfertig bei meiner Abreise aus Hannover. Band sieben, acht, neun brachte dann die Korrespondenz zwischen Leibniz und der Kurfürstin Sophie Charlotte von Brandenburg, von 1701 an Königin in Preußen, mit den dazu gehörigen Aktenstücken über das Verhältnis von Leibniz zu der Berliner Sozietät der Wissenschaften. Band elf, noch nicht gedruckt, wird die Korrespondenz von Leibniz mit der Prinzessin Karoline von Ansbach, dann Gemahlin des Kurprinzen Georg August, des nachherigen Königs Georg II., enthalten.*

‚Im Zusammenhange mit diesen Arbeiten begann ich 1869 die Vorstudien zu meinem ausführlichen Werke: Der Fall des Hauses Stuart und die Sukzession des Hauses Hannover in Großbritannien und Irland im Zusammenhange der europäischen Angelegenheiten von 1660—1714; bis jetzt zehn Bände.**

‚In Betreff der Religion habe ich noch nachzufügen, daß ich vom Jahre 1863 an meine sämtlichen Kinder katholisch erziehen ließ. Dies erregte, obwohl meine Frau von Hause aus katholisch ist, die Gemüter in Hannover heftig wider mich, namentlich der Geistlichen. Manches andere kam dazu. Ich hatte Tilly gelobt und gepriesen, den Gustav Adolf als den Verderber hingestellt. Ich hielt eben damals in einem historischen Verein den Vortrag über die kirchlichen Reunionsbestrebungen von Leibniz und mit dem Bischof Christoph Spinola von Wiener Neustadt. So lächerlich es klingt, so muß ich es doch sagen, daß im Publikum die Rede ging: Ich wolle Hannover katholisch machen.

‚Nachdem ich dagegen die Studien der Reformationszeit, die ich von 1855 bis 1858 eifrig betrieben, wieder zurückgeschoben, fühlte ich für mich selber noch für längere Jahre nicht die Notwendigkeit, auch positiv zur Kirche zu treten. Erst während meines Aufenthaltes hier habe ich mich davon überzeugt und dann in möglichster Stille diesen Schritt vollzogen.'

Die Konversion fand im Dezember 1873 statt. Über die Motive des Schrittes, dem auch Johann Friedrich Böhmer einst nahe gewesen war, gibt erwünschten Aufschluß ein Schreiben Klopps vom 4. September 1873. Dieses ist zwar bereits in dem durch Wiard von Klopp veröffentlichten Lebenslauf seines Vaters S. 120 ff. veröffentlicht, jedoch gleich dieser in einer wenig verbreiteten Provinzialzeitschrift erschienenen Arbeit in weiteren Kreisen nicht bekannt geworden. Es darf hier trotz einiger Wiederholungen um so weniger fehlen, weil es auch die Stellung Klopps als Historiker näher beleuchtet.

‚Meine Eltern beiderseits waren lutherisch, und so bin ich erzogen. Aber mein Großvater mütterlicherseits war katholisch gewesen, meine Mutter war katholisch getauft und bis zum Tode meines Großvaters katholisch

* Erschienen 1884.

** Band 11—14 erschienen 1885—1888.

erzogen. Dies Verhältnis, sowie andererseits eine konziliatorische Richtung meines Vaters hatte für uns Kinder die Konsequenz, daß wir nicht, wie es häufig in meiner Heimat geschieht, mit Haß gegen den Katholizismus erzogen wurden. In meinen Universitätsjahren 1841—45 allerdings wandelte sich das. Denn ein großer Teil der deutschen Professoren diente ja bereits damals dem Liberalismus in Staat und Kirche. Erfüllt mit solchen Ideen, mehr noch kirchlich als politisch, trat auch ich mit in das Jahr 1848 ein. Dasselbe wurde mir zum Heile; namentlich vor der preußischen Kaiseridee kehrte ich um. Ich wandte mich widerwillig ab von der Gegenwart und flüchtete mich in das Studium der Geschichte, und zwar vermöge des starken Heimatgefühles, welches allen Ostfriesen eigen ist, in dasjenige der Geschichte dieser meiner Heimat. Die Erziehung des elterlichen Hauses gewann in mir wieder die Oberhand über die äußerlich angelernte Doktrin.

‚Die Idee, die ich fortan als die für mich leitende erfaßte, war diejenige der Vertretung des Rechtes in der Geschichte ohne Ansehen des Erfolges. Ich suchte im ersten Bande meiner Geschichte von Ostfriesland unter anderem darzustellen, wieviel das Land, auch noch in seinen heutigen Einrichtungen, den einstigen katholischen Vorfahren verdanke. Ich führte den Nachweis, daß mit sehr wenigen Ausnahmen in den Städten der Bestand der Kirchengemeinen, der Pfarrdotationen, zurückweise auf die Zeit vor der Reformation, ja daß sogar das Recht der Wahl der Pfarrer durch die Gemeinde, welches man als die Folge der Reformation anzusehen pflegte, beim friesischen Stamme in katholischer Zeit gegolten habe. Mein Buch wurde von den Ostfriesen günstig aufgenommen. Jedoch vernahm ich bereits den Vorwurf, nicht von dorther, sondern in deutschen Blättern, hauptsächlich wegen einer kurzen ungünstigen Kritik der hohenstaufischen Kaiserzeit: meine Ansichten seien unprotestantisch, also undeutsch. Auf diesem Wege der Vertretung des Rechtes bin ich weiter gegangen. Aus den Aktenstücken der Archive meiner Heimat lernte ich Tilly kennen als einen edlen braven Mann und warmen Patrioten, als Vertreter des korporativen Rechtes, des Föderalismus seiner Zeit und suchte als solchen ihn geschichtlich zu beleuchten. Mein Streben koinzidierte mit dem des Grafen Villermont. Ich besuchte ihn 1859 auf seinem Landgute Couvin und wir markierten unsere Standpunkte gegeneinander ab: Ich feiere, erklärte er mir, den Katholiken Tilly. Und ich, erwiderte ich, den Patrioten Tilly.

‚An der Geschichte meiner Heimat lernte ich ferner den König Friedrich II. kennen als den Unterdrücker jeglichen Rechtes und faßte von daher den Entschluß, der Glorifikation dieses Fürsten entgegenzuwirken. Eben von demselben Standpunkte aus mußte ich mich wenden gegen die früheren Vertreter desselben Prinzipes des Unrechtes, der Unwahrheit, der Gewalt, gegen Gustav Adolf von Schweden, gegen den Kurfürsten Moritz von Sachsen, und mußte verteidigend auftreten für diejenigen, welche litten unter diesem Unrechte und dieser Gewalt, also namentlich für die katholische Kirche. Infolgedessen vernahm ich bereits von 1860 an mündlich,

schriftlich und gedruckt oft die Äußerung: ich sei entweder katholisch oder müsse es werden. Ich habe erwidert, daß mein höchstes Streben sei, als Historiker die Wahrheit zu reden.

‚Ich hatte mich 1848 mit einer Katholikin verheiratet. Aber meine Frau übte in dieser Beziehung auf mich keinen Einfluß, zumal da sie in den ersten Jahren gar nicht einmal recht kirchlich war. Sie hat mir später gesagt, daß sie sich ihrer Kirche erst wieder zugewandt habe infolge meiner Schriften. So auffallend das klingt, weiß ich doch aus manchen Einzelheiten, daß es Wahrheit ist.

‚Ich selber dagegen glaubte meine Unparteilichkeit wahren zu können und zu müssen. Es war mir daher eine große Freude, daß lutherische und katholische Geistliche sich in gleicher Weise mit meinem Buche über König Friedrich II. einverstanden erklärten, und ebensosehr, als lutherische Geistliche meine Auffassung des Schwedenkönigs Gustav Adolf sich aneigneten.

‚Unteredessen wuchs mein ältestes Kind heran zum Alter der Konfirmation. Meinen Grundsätzen gemäß sprach ich dem Kinde aus, daß die Wahl des Entschlusses ihm völlig freistehe. Sie erwiderte, daß sie mit ihrer Mama zur Kirche gehen wolle. Ich habe keinen Einwand erhoben. Die anderen Kinder sind dann dem Beispiele des ersten gefolgt.

‚Die Frage für mich selbst ruhte dann längere Jahre. Erst das Jahr 1866 und die Erfahrungen desselben riefen sie wieder hervor. Seitdem hat der Hohenzollernstaat seine wahre Fahne entrollt: diejenige der Vernichtung aller kirchlichen Autorität, als der Vertretung der Rechtsideen, der Errichtung dagegen einer Nationalkirche, deren Rechtsätze biegsam sind nach den Erfordernissen des preußischen Staates. Ich bin der festen Überzeugung, daß ungeachtet der manchen äußerlichen Erfolge, die Preußen vermöge seiner Machtmittel noch zu erringen vermag und ohne Zweifel erringen wird, dennoch zuletzt, wenn auch nicht so bald, das Wort des Herrn von Bismarck von 1849 sich bewahrheiten wird: „Ich hoffe es noch zu erleben," sagte er im Frankfurter Parlament, „daß das Narrenschiff der Zeit zerschellen wird am Felsen der Kirche." Seitdem hat er selber durch seine Angriffe die Kirche zur Vertreterin des Rechtes gemacht.

‚Die lutherische Kirche ist dem Kampfe nicht gewachsen: nur die universelle Kirche ist es. Ich möchte teilnehmen an demselben. Die Frage, ob ich dogmatisch es kann, glaube ich bejahen zu dürfen. Mein Standpunkt der Unparteilichkeit, den ich fest zu halten strebte, ist nach und nach mir entwunden. Indem ich selber das Prinzip der Notwendigkeit der Autorität verkündete, kann ich mich der Konsequenz nicht entziehen, welche von mir kirchlich die Unterordnung unter eine Autorität fordert. Aber welche: Ich für mich kann nicht stehen bleiben bei der Augsburger Konfession, und zwar deshalb nicht, weil der Eingang der Augsburger Konfession Berufung einlegt an ein allgemeines christliches Konzil. Das Konzil ist gehalten worden. Ich kann für mich persönlich nicht anders als anerkennen, daß dasselbe die in der Augsburger Konfession gestellte Bedingung erfüllt hat. Indem

ich daher die Notwendigkeit einer Autorität in Glaubenssachen anerkenne, finde ich für mich individuell keinen anderen Halt als denjenigen der Anerkennung der universellen Autorität.

‚Andererseits übt die kirchliche Haltung meiner Frau und meiner Kinder ihre Konsequenzen auf mich.* Ich kann Gott nicht genug danken für den stillen Frieden meines Hauses, für die treue Anhänglichkeit, den Pflichteifer, die Opferwilligkeit meiner Kinder gegeneinander. Und frage ich: Was ist die Ursache dieses häuslichen Glückes? — so muß ich mir selbst erwidern: Es ist die warme katholische Religiosität, die mein ganzes Haus durchzieht. — Ich allein nehme daran keinen direkten Anteil. Die Kinder fragen mich nicht, aber ich lese auf ihren Gesichtern die Frage: Warum, da du doch lutherisch nicht bist und nicht sein kannst, gehst du nicht mit uns zur Kirche? — In wenigen Wochen werden es fünfundzwanzig Jahre, daß meine Frau und ich vereinigt sind. Sie und die Kinder wünschen eine stille kirchliche Feier, nicht hier im Orte, sondern irgendwo anders in der Nähe, um unbemerkt und ohne Aufsehen Gott zu danken für das Gut der Gesundheit, der Eintracht und des Friedens, dessen wir uns erfreuen. Ich habe es ihnen zugesagt. Aber ihr stiller Wunsch geht weiter. Sie wünschen, daß ich mit ihnen kommuniziere.

‚Meine zweite Tochter hat mir ihren Wunsch eröffnet, den sie seit Jahren gehegt und der jetzt zum Entschlusse gereift ist, in die Kongregation des Sacré Coeur einzutreten. Ich kann mit voller Wahrheit sagen, daß das Kind in den achtzehn Jahren seines Lebens niemals mich betrübt hat, wenn nicht durch diesen Entschluß, mich verlassen zu wollen. Ich kann auch nach meinen Grundsätzen die Erlaubnis nur verzögern, nicht verweigern. Aber man wird es für unmöglich halten, daß ich eine solche Erlaubnis gebe, ohne selbst katholisch zu sein.‘

* * *

Der Briefwechsel Klopps mit Johannes Janssen umfaßt drei Jahrzehnte. In das erste fällt der mit größter Leidenschaftlichkeit geführte politische Streit zwischen den Groß- und Kleindeutschen, in die beiden letzten der nicht minder heftig geführte sogenannte ‚Kulturkampf‘. Kein Wunder, daß scharfe und schärfste Äußerungen fallen. Man erinnere sich dabei, in welcher Weise Klopp von kleindeutscher Seite angegriffen wurde. Ein Beispiel mag genügen. In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 5. September 1862 kam Professor von Sybel darauf zu sprechen, daß man vielfach nicht wisse, wer denn der neuere Gelehrte sei, der seine Forschungen über den Basler Frieden seziert und widerlegt habe. ‚Ich habe aus diesen Fragen‘, so fuhr Herr von Sybel fort, ‚schließen müssen, daß dieser Gelehrte

* Eingehende Mitteilungen über Klopps hochbegabte, im Oktober 1893 verstorbene Gemahlin und ihren religiösen Entwicklungsgang, der sie zu einem begeisterten Kinde der katholischen Kirche machte, hat A. Rößler in der Zeitschrift ‚Die christliche Frau‘, 1916, gegeben.

den Herren unbekannt war und daß deshalb vielleicht das Gewicht der Einwendung unterschätzt werde. Ich beeile mich deshalb zu erklären, daß dieser große Unbekannte keine unbedeutende Person ist: es ist keine geringere Person, soweit meine Kenntnis reicht, als der berühmte protestantische Gelehrte und Königlich Hannoversche Staatshistoriker, der Mitarbeiter an den Historisch-politischen Blättern, der kritische und peinliche Richter König Gustav Adolfs, der Vernichter Friedrichs II., Herr Onno Klopp. Sie sehen also, daß ich von einer bedeutenden Autorität seziert worden bin und daß ich mich nur trösten muß mit der guten Gesellschaft, in der ich mich dabei befinde. Ich erkläre übrigens, daß ich mich durch die Rücksicht auf diese Schriften bei meinem Votum über den § 2, Nr. 2, wo von Lumpen und sonstigen Abfällen zur Papierfabrikation die Rede ist, nicht influieren lassen werde.'

Klopp begnügte sich im Einverständnis mit Janssen, den er zu Rate zog, bei Herausgabe seiner ‚Kleindeutschen Geschichtsbaumeister' damit, diesen Angriff durch Abdruck im Vorwort niedriger zu hängen, und fügte nur hinzu: ‚Ich lege von diesen Worten des Abgeordneten und Professors Herrn von Sybel Berufung ein an das Rechtsgefühl und das Urteil eines jeden Deutschen, der die folgenden Aufsätze lesen wird.'

In seinen Briefen tut Klopp natürlich seinen Empfindungen keinen Zwang an. Ich nehme keinen Anstand, seine Urteile auch da, wo ich ihnen nicht beistimmen kann, mitzuteilen, und das um so mehr, weil die darin berührten Vorgänge und Kämpfe sehr weit zurück liegen; besonders nach den jüngsten Katastrophen gehören sie nur mehr der Geschichte an, so daß die vorliegenden Briefe rein historische Dokumente geworden sind, die eine Zeit erbitterten Streitens mit packender Anschaulichkeit beleuchten. Streichung unbedeutender oder rein persönlicher Mitteilungen, die für weitere Kreise kein Interesse besitzen, bedarf keiner Rechtfertigung. Einige unparlamentarische Expektorationen, zu denen Klopp sich hinreißen ließ, glaubte ich um so mehr weglassen zu sollen, weil er selbst in allem, was er zum Druck beförderte, derartiges vermied und demgemäß auch sein eigener Sohn in der Biographie seines Vaters eine solche Äußerung gestrichen hat.

Klopp hatte zu Beginn des Jahres 1861 die erste Verbindung mit Janssen angeknüpft, indem er diesem seinen Vortrag über ‚das Verhältnis von Leibniz zu den kirchlichen Reunionsbestrebungen in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts' zusandte. Janssen antwortete im April durch Widmung eines Exemplares seiner hochpatriotischen Schrift über ‚Frankreichs Rheingelüste und deutschfeindliche Politik in früheren Jahrhunderten'. Er fügte später eine im ‚Katholik' veröffentlichte Anzeige der neueren Arbeiten über Friedrich II. von Preußen mit besonderem Bezug auf Klopps Werk hinzu. Dieser Sendung ließ er dann am 24. August 1861 ein Schreiben folgen, mit welchem der briefliche Verkehr der beiden Gelehrten begann. In diesem Schreiben sprach der Frankfurter Historiker seine Freude und seinen Dank aus für die ‚schönen historischen Arbeiten, mit

denen Klopp in den letzten Jahren die Geschichtsliteratur bereichert habe. Es sei ihm nicht bloß aus der ‚Geschichte Ostfrieslands‘, sondern auch aus den trefflichen Leistungen ‚Katholizismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit‘, ‚Wird Deutschland wieder katholisch werden?‘ in hohem Grade Anregung und Belehrung geworden. Der sehnliche Wunsch, den er bei der Lektüre gehabt habe, den Verfasser einmal persönlich kennen zu lernen, sei durch die Publikationen über Friedrich II. und Tilly noch verstärkt worden. Er hoffe sehr, daß Klopp einmal nach Frankfurt komme. ‚Ich bin‘, fügt Janssen hinzu, ‚katholischer Geistlicher und denke deshalb über manche Dinge anders wie Sie. Aber wo ein Protestant so unbefangen und aufrichtig, so treu und bescheiden und so warm patriotisch mir entgegentritt wie Sie, da reiche ich gern die Hand und verstärke meine Überzeugung, daß doch noch einmal eine Wiedervereinigung der getrennten Konfessionen möglich ist. Wenn auch unser gegenwärtiges Geschlecht vergessen zu haben scheint, was, wie Sie so schön auseinandergesetzt, zu Zeiten von Leibniz geschah. Non credo inimicitias aeternas!‘

An diese schönen Worte anknüpfend, entwickelte dann Janssen einen Plan, den er und mehrere Freunde schon lange hegten. Er betraf die Herausgabe einer historischen Quartalschrift, ‚die sich vorzugsweise mit deutscher Geschichte beschäftigen, mit Ausschluß konfessioneller Polemik den nationalen Standpunkt bei ihren Arbeiten festhalten sollte und deshalb auch Protestanten und Katholiken zu den Mitarbeitern zählen kann‘. Daran reiht sich die Frage, ob Klopp sich an dem Unternehmen beteiligen wolle, und ferner die zugleich im Namen von Ficker vorgebrachte Bitte, Klopp möge seine Gedanken über Plan und Ausführung des Unternehmens mitteilen. ‚Jedes Heft sollte‘, sagt Janssen, ‚nach unserer Absicht wenigstens eine rein wissenschaftliche Arbeit erhalten, dann Aufsätze nach Art der jetzt beliebten Essays und Rezensionen.‘

Die weitere Korrespondenz betraf zunächst die geplante historische Zeitschrift. Klopp machte den Vorschlag, mit Gleichgesinnten darüber mündlich auf der großdeutschen Versammlung zu beraten, die im September 1862 in Frankfurt stattfand. Als einer der eifrigsten literarischen Vorkämpfer der großdeutschen Bewegung auf politischem und historischem Gebiet entschloß sich Klopp, sonst kein Freund von Reisen, zu dieser Versammlung nach der Mainstadt zu fahren. Damit erfüllte er den Wunsch Janssens nach einer persönlichen Bekanntschaft mit Klopp.

Die geplante historische Zeitschrift kam, hauptsächlich weil sich kein geeigneter Redakteur fand, nicht zustande. Aber Janssen und Klopp blieben trotzdem in eifrigem Briefwechsel. Dieser betraf hauptsächlich die eigenen historischen Arbeiten, daneben aber auch die politischen Verhältnisse. Hier zeigt sich ein Unterschied zwischen den beiden Freunden. Klopp behandelt die politischen Dinge erheblich eingehender als Janssen, der weder damals noch auch später ein eigentlicher Politiker war.

Da Janssen den Winter von 1863 auf 1864 in Rom zubrachte, trat

eine Unterbrechung der Korrespondenz ein. Bald nach seiner Rückkehr aus Italien schrieb Janssen am 14. Juni 1864 wieder an Klopp. Dessen Antwort ist nicht erhalten. Da Janssen 1865 schwieg, brachte sich Klopp am 27. November dieses Jahres wieder in Erinnerung. Janssens Antwort vom 4. Dezember 1865 ist nur durch einen Vermerk erhalten, der sich auf dem Schreiben Klopps befindet.

Die Ereignisse des Jahres 1866 überraschten Klopp nicht. Mit der ihm eigenen Klarheit hatte er schon länger das kommende Verhängnis vorausgesehen. Er konnte aber nur warnen, denn seine amtliche Stellung war nur diejenige eines Archivrates mit dem Referate über die Landesarchive, wozu er dann noch im Auftrage des Königs Georg V. die Herausgabe der Werke von Leibniz zu besorgen hatte. Wenn er auch von dem Grafen Platen zu politischen Diensten benutzt wurde, so ist er doch damals vom hannoverschen Könige zu einer politischen Beratung nicht zugezogen worden. Die Verwendung durch den Grafen Platen und dessen Politik schildert Klopps gutunterrichteter Sohn in der Biograpie also: ‚Wenn die Schwankungen der hannoverschen Politik mehr nach der österreichischen Seite sich neigten, so berief der Minister den Archivrat Klopp, einen Leitartikel für das offiziöse Blatt, die „Nordsee-Zeitung", zu schreiben; war die Schwankung preußisch, so schrieb Meding den Leitartikel. So sehr auch der Graf Platen unter dem Eindrucke der Meinungen des Staatsrates Zimmermann stand, so faßte er doch abweichende Ansichten niemals persönlich auf, sondern hörte sie willig an. Im April 1866, gerade damals, als Bismarck den Köder der Verhandlungen über die Neutralität hinwarf, fand Klopp in dem anderen offiziösen Blatte, der „Neuen Hannoverschen Zeitung", einen preußenfreundlichen Leitartikel. Er schrieb unter den Titel des Blattes die Worte: Offizielle Zeitung für die preußische Provinz Hannover. Beim Minister angekommen, schob er die Zeitung schweigend auf dessen Mappe. Der Graf sah Klopp fragend an und sagte dann: „Sie sehen aber doch wahrlich zu schwarz. All mein Streben geht ja nur dahin, das Vaterland gegen eine Okkupation sicherzustellen; denn wenn ich die verschuldete, so würden die Hannoveraner mir noch im Grabe fluchen." — „Exzellenz," erwiderte Klopp, „es ist nach meiner Ansicht sehr zu besorgen, daß Bismarck sich mit einer Okkupation nicht begnügen würde." — Platen wiederholte: „Sie sehen zu schwarz."' (S. 75.)

Auch Janssen gegenüber sprach Klopp am 26. Mai 1866 seine düsteren Ahnungen aus. Seit Beginn des Jahres war es ihm nicht mehr zweifelhaft, daß Bismarck auf den Krieg gegen Österreich hinarbeite und daß man in Berlin die Annexion Hannovers plane.

Der Verlauf der Ereignisse gab ihm recht. Er spielte bei denselben eine Rolle, deren Wichtigkeit später Herzog Ernst von Koburg anerkannt hat. Die Absicht Preußens, durch schnelles Einrücken mit militärischer Macht in Hannover dort jeden Widerstand zu erdrücken, mißlang, weil König Georg V. rasch entschlossen sich nach Göttingen begab und dort

seine Getreuen um sich rief. Fünf Tage nach dem Aufbruche aus Hannover stand der König in Göttingen an der Spitze von neunzehntausend Mann. Es kam nun alles darauf an, daß die hannoversche Armee sich mit den Süddeutschen, zunächst mit den Bayern, vereinigte. Da mit dem Tage der Kriegserklärung (16. Juni) der Post- und Telegraphenverkehr zwischen Hannover und dem Süden aufgehört hatte und man daher in Frankfurt, München und Wien nichts Sicheres über die hannoversche Armee wußte, erbot sich Klopp zur Überbringung der nötigen Mitteilungen. Mit vollem Rechte betont Klopps Sohn, daß es eine gefährliche Mission war, denn sein Vater konnte unterwegs auf preußische Truppen treffen. Es gelang indessen Klopp, am Abend des 18. Juni glücklich nach Frankfurt zu kommen, wo er dem Bundestagspräsidenten, Baron Kübeck, die nötigen Mitteilungen überbrachte. Kübeck riet, die hannoversche Armee möge durch das Werratal auf Fulda marschieren. Dort könne sie mit dem achten Bundesarmeekorps und der bayerischen Armee Fühlung und Vereinigung gewinnen. Klopp war sieben Uhr abends eingetroffen. Um elf Uhr verließ er mit diesen Nachrichten Frankfurt und eilte auf dem gleichen Wege zurück. Von einem Besuch bei Janssen war natürlich unter diesen Umständen keine Rede. Schon am 23. Juni erhielt Klopp abermals eine Mission, diesesmal nach Wien. Die Gefahr war jetzt viel größer, denn auf dem Wege von Langensalza nach Koburg mußte er die preußischen Vorposten passieren. Die Sendung, zu der Klopp sich freiwillig erbot, war also eine ‚Fahrt auf Leben und Tod'. Wie es ihm gelang, durch die feindlichen Posten zu gelangen, wird wohl für immer Geheimnis bleiben. Während meiner Wiener Studienzeit 1877—1878 hat er mir wiederholt die damaligen Vorgänge in all ihren Einzelheiten mit großer Anschaulichkeit geschildert. Wenn er jedoch auf diesen Punkt kam, zog er den Vorhang dicht zu. Nur einen, nämlich seinen Sohn Wiard, scheint er später in das Geheimnis eingeweiht zu haben, denn dieser sagt in seiner Biographie, ‚über die Einzelheiten der Ausführung dieses Planes kann der Schreiber dieser Zeilen nicht frei sprechen' (S. 81). Übrigens war Klopp jedenfalls nicht so naiv, wie es die Meinung des Herzogs Ernst von Koburg gewesen zu sein scheint, der in seinen Memoiren* berichtet, Klopp sei am hellen Tage im Wagen mit Kutscher in königlich hannoverischer Livree durch Gotha gefahren.

Es war nachts, als Klopp die Stadt passierte, und der Wagen, in dem er fuhr, war sicher kein königlicher.

In der Biographie Klopps hat sein Sohn eingehend berichtet, wie die Mission seines Vaters im bayerischen Hauptquartiere scheiterte, da der Chef des Generalstabs, von der Tann, und der Kommandierende Prinz Karl klar zu erkennen gaben, daß ihnen die Absicht einer Vereinigung mit den Hannoveranern fernliege. Die beiden vernahmen die Meldung, daß König Georg

* Aus meinem Leben und aus meiner Zeit, Band 3 (Berlin 1889) S. 565.

mit neunzehntausend Mann bei Langensalza stehe, mit auffälliger Mißstimmung, nicht ohne Tadel der Unentschlossenheit des hannoverschen Generalstabes. Klopp selbst hat später zugegeben, daß der Tadel nicht ungerechtfertigt war, denn der hannoversche General, Alexander von Arentschildt, sah Feinde ringsum, wo keine waren, und benutzte daher die durch die Lage gegebenen Vorteile nicht, bis es zu spät war. Freilich konnte der hannoversche Generalstab mit vollem Recht dem bayerischen Hauptquartier den Tadel zurückgeben.*

Weil sowohl von bayerischer wie von hannoverscher Seite die eine volle Woche andauernde, durch König Georgs Truppenkonzentration geschaffene günstige Lage nicht benützt wurde, kam es zur Kapitulation der Hannoveraner bei Langensalza. Das ist auch die Ansicht des Herzogs Ernst von Koburg, der in seinen Memoiren schreibt: ‚Zwischen Gotha und Eisenach hatten in jenen Tagen (vom 23. Juni) 1866 Kommandierende und Truppen nur die Überzeugung, daß wir nicht anders als durch ein Wunder zu retten seien. Denn wären die Bayern auch nur mit ihren fünftausend Mann am 25. Juni weitermarschiert, so hätten sie sich, wo es nur immer ihnen beliebte, im Thüringer Walde ruhig festsetzen und uns im Rücken so bedrohen können, daß von einem Angriffe und einer Umschließung der hannoverschen Armee nie die Rede sein konnte.'**

Klopp war am 26. Juni von Bamberg nach Wien gefahren; dort am 27. eingetroffen, hatte er am 28. Audienz bei Kaiser Franz Joseph, der ihm mitteilte, er habe dem hannoverschen Gesandten, dem General v. d. Knesebeck, den Auftrag erteilt, sich ins bayerische Hauptquartier zu begeben, um auf die Vereinigung mit den Hannoveranern zu dringen. Klopp schloß sich dem General Knesebeck an und erlebte nun nochmals, daß die Bayern ablehnten. Da inzwischen durch die Kapitulation von Langensalza Klopps Sendung endgültig erledigt war, beschloß er, nach Frankfurt zu gehen und sich dem Baron v. Kübeck zur Verfügung zu stellen, bis weitere Befehle für ihn einträfen. Auf der Fahrt begegnete ihm in Aschaffenburg ein Abenteuer, das er gern erzählte. Ein eifriger Polizist glaubte, in ihm einen preußischen Spion zu erkennen. Der Bürgermeister, der nie den Namen

* Vgl. Klopp, König Georg (Hannover 1878), wo das mutige Verhalten des hannoverschen Königs hervorgehoben ist, den der Mangel des Augenlichtes außerstande setzte, selber das Kommando zu führen. Klopp betont mit Recht die Schuld des Kommandierenden Generals von Arentschildt, der mit der Meldung des am 27. Juni erfochtenen Sieges die andere verband, daß dennoch bei der Übermacht der von allen Seiten anziehenden Preußen die Armee verloren sei: ‚Im Unmute über die traurige Haltung des sonst verdienstvollen Mannes erwiderte der König dem besorgt fragenden Kronprinzen in englischer Sprache die Worte: He is mad.' Mündlich hat mir Klopp mitgeteilt, daß Arentschildt während der Schlacht so entmutigt war, daß er die Äußerung tat: ‚Säße ich doch auf der Lüneburger Heide und pflanzte Kartoffeln.'

** A. a. O. S. 567.

Klopp gehört, geriet in große Verlegenheit und telegraphierte nach Frankfurt an Baron Kübeck: ‚Ist Dr. Klopp, Archivrat aus Hannover, bekannt? Mann mittlerer Größe, Augengläser, Schnurrbart, schwarzbraune Haare. Derselbe reist eben 3 Uhr 5 Minuten nach Frankfurt und gibt an, im bayerischen Hauptquartier gewesen zu sein. Im Falle der Beanstandung bitte Mitteilung an Polizeiamt, Stadtmagistrat Vogler.' — Die Antwort Kübecks lautete: ‚Bitte, den Herrn nicht nur nicht anzuhalten, sondern ihm jeglichen Vorschub zu gewähren.'

Nachdem Klopp in Frankfurt Baron Kübeck, der ihm lachend die Aschaffenburger Anfrage überreichte, berichtet hatte, war sein erster Gang zu Janssen. In den folgenden Tagen sahen sich die beiden Freunde sehr häufig: gemeinsam erlebten sie die Kunde von der Schlacht bei Königgrätz.

In jenen Tagen zeigte sich insofern bereits eine Verschiedenheit des politischen Standpunktes der beiden Historiker, als Janssen kein Hehl daraus machte, daß er schon längere Zeit das Vertrauen auf Österreich verloren habe. Janssen sagte damals zu Klopp: ‚Ihre Treue für Österreich ist rührend, aber Österreich verdient sie nicht. Es hat weder im allgemeinen noch speziell für Sie dies verdient.' Die Wahrheit dieser Worte sollte Klopp sehr bald in Wien selbst erfahren.

Da sich in der ersten Juliwoche die Kriegslage rasch so verschob, daß auch Frankfurt vor den preußischen Truppen nicht mehr sicher war, verließ Klopp am 8. Juli die Mainstadt. Er hat sie und auch seinen Freund Janssen niemals wiedergesehen, denn Bismarcks Gesinnung kennend, wagte er es zeitlebens nicht mehr, den Boden des neuen Deutschen Reiches zu betreten.

Seit dem September 1866 befand sich Klopp an der Seite seines unglücklichen Königs, der die volle Schwere des vae victis empfand, im Exil zu Wien. Er wohnte dort zuerst in Hietzing, später (1872) kaufte er, die Aussichtslosigkeit der Widerherstellung Hannovers einsehend, in dem nahegelegenen Penzing Grundbesitz und baute sich dort ein eigenes Haus, das er bis zu seinem am 9. August 1903 erfolgten Tode bewohnte.

In den Jahren 1867, 1868 und 1869 entfaltete Klopp im Dienste seines königlichen Herrn, der ihm das größte Vertrauen schenkte,* eine

* Das aus Wien, den 2. Juli 1866, datierte Handschreiben des Königs von Hannover an den König von Preußen, das mit den Worten beginnt: ‚Lieber Wilhelm! Das Kriegsglück hat gegen Mich entschieden. Aber vor Dir als Besiegter zu erscheinen, gereicht mir nicht zur Unehre. Darum reiche Ich im Vertrauen auf Dein Gefühl für Recht und Billigkeit Dir die Hand zum Frieden, den Du selber willst,' wurde von Klopp entworfen und mit einigen Aenderungen genehmigt. Wie mir Klopp mitteilte, hat er auch den am 30. März 1869 wegen der Vermögenssache von Georg V. an König Wilhelm gerichteten Protest (mitgeteilt in der Schrift Die Vermögenssache des Königs von Hannover S. 215 ff.) verfaßt. Das am 28. Juli von seinem Flügeladjutanten nach Nikolsburg überbrachte Handschreiben Georgs V. wurde bekanntlich von König Wilhelm I. nicht angenommen, so daß es der Adjutant seinem Könige zurückbringen mußte.

ausgedehnte publizistische Tätigkeit. Damals entstanden die Schriften ‚Rückblick auf die preußische Annexion des Königreichs Hannover', ‚Der Berliner Hochverratsprozeß gegen den Grafen Platen-Hallermund', die Flugschrift ‚Wer ist der wahre Erbfeind von Deutschland?', das Sendschreiben an den koburgischen Minister von Seebach über ‚Die Hannoveraner bei Eisenach am 24. Juni 1866' und die aktenmäßige ‚Beleuchtung des preußischen Verfahrens in Vermögenssachen des Königs von Hannover'. Daneben fand der rastlos Tätige noch Zeit, eine zweite Auflage seines ‚Friedrich II.' zu verfassen, deren Schlußkapitel ‚Die preußische Politik des Friederizianismus nach Friedrich II.' in einer besonderen Schrift erschien. Außerdem war Klopp auch noch Mitarbeiter von Zeitungen und Zeitschriften, namentlich von Warrens Wochenschrift. Daß unter diesen Umständen wenig oder fast keine Zeit zur Korrespondenz blieb, ist leicht begreiflich. Klopp nahm den brieflichen Verkehr mit Janssen erst wieder auf, als ihm dieser im Spätsommer 1868 sein großes Werk über Böhmer zusandte.

Während des ereignisreichen Jahres 1870 ruhte der Briefwechsel zwischen Janssen und Klopp vollständig. Auch die beiden folgenden Jahre vergingen, abgesehen von einem im September 1871 von Klopp verfaßten Empfehlungsbrief für einen jungen, nach Frankfurt reisenden Wiener, ohne jeden Verkehr. Diese Unterbrechung des Briefwechsels ist nicht zufällig. Janssen, der schon früher in dem Großdeutschtum nicht das alleinige Heil gesehen, hatte seinen politischen Standpunkt Ende der sechziger Jahre verändert. Überaus friedliebend und gutmütig söhnte er sich immer mehr mit den neuen Verhältnissen aus. Ein weiterer Kampf gegen die Kleindeutschen, die Gothaer, schien ihm aussichtslos. Da der Liberalismus in Wien wahre Orgien aufführte und die preußische Regierung in manchen Fragen den Katholiken entgegenkam, wurde Janssen preußenfreundlich. Diese Wandlung machte noch bedeutende Fortschritte während des siegreichen Kampfes gegen Frankreich. Mit begeisterten Worten begrüßte Janssen die Erhebung König Wilhelms zum Deutschen Kaiser in einem schwungvollen Gedicht, denn er setzte auf das neue Reich die größten Hoffnungen. Ich habe diese Wandlung bereits kurz in dem Artikel angedeutet, welchen ich in der ‚Allgemeinen deutschen Biographie', Band 50 (1905), S. 737, meinem unvergeßlichen Lehrer gewidmet habe. Näheres darüber wird die von mir vorbereitete und demnächst erscheinende Ausgabe der Briefe Janssens bieten, welche auch die von dem großen Frankfurter Historiker an Klopp gerichteten Schreiben, soweit sie erhalten sind, bringen soll.

Es war Janssen nicht unbekannt, daß Klopp unentwegt an seinem früheren politischen Standpunkte festhielt, ja diesen noch schärfer ausprägte. Er vermied deshalb eine Auseinandersetzung, wie es überhaupt nicht in seiner Art lag zu streiten. Er scheute davor zurück, neben den nicht ganz zu vermeidenden politischen Disputen mit seinem alten Freunde Eduard von Steinle, der durchaus auf dem Standpunkte Klopps stand, noch andere zu führen; auch kannte er die zähe, harte, unbeugsame Natur Klopps hinläng-

lich, um zu wissen, daß er mit Darlegung seines abweichenden Standpunktes gar nichts erreicht haben würde.

Eine literarische Anfrage gab Klopp zu Ende des Jahres 1873 Anlaß, den brieflichen Verkehr mit Janssen wieder aufzunehmen. Es war gerade zur Zeit seiner Konversion, die er jedoch in seinem Schreiben mit keinem Worte erwähnt. Er wollte alles Aufsehen vermeiden, und selbst seine tief fromm gewordene Gemahlin, die nichts mehr ersehnte, als auch im Glauben mit dem geliebten Gatten eins zu sein, erfuhr erst später, daß dieser in die Hände des Ortspfarrers von Penzing, Anton Wayß, das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt hatte. Nach außen sickerte die Kunde von dem Schritte des Historikers erst viel später durch. So erklärt es sich, daß Janssen erst in einem Schreiben vom 24. November 1874 Klopp gratulierte. Die Korrespondenz der beiden Freunde wurde nun wieder sehr rege. Sie hatten sich auch politisch wieder zusammengefunden. Die Schlag auf Schlag folgenden Maßregeln Bismarcks gegen die katholische Kirche stimmten Janssens Hoffnungen auf das neue Deutsche Reich sehr herab. Er wurde immer mehr ernüchtert und in die schärfste Opposition gegen die preußische Politik gebracht. Zudem bot die Abfassung der ‚Geschichte des deutschen Volkes‘ einen besonderen Anlaß, die gegenseitigen Ansichten brieflich auszutauschen. Das Verhältnis der beiden Gelehrten wurde mit der Zeit immer inniger, da Janssen in seiner liebenswürdigen Art auch an dem Geschick der Kinder Klopps lebhaften Anteil nahm. Wenn sich aus den Jahren 1890/1891 in Janssens Nachlasse keine Briefe von Klopp vorfinden, so ist dies rein zufällig.

Der briefliche Verkehr dauerte bis zuletzt fort. Noch am 17. Februar 1891 schrieb Janssen an Klopp: ‚Verehrtester Freund! Herzlichen Dank für den trefflichen Band; ich schreibe Ihnen näher darüber — ach Gott, oft wollte ich Ihnen schon schreiben, sobald ich einigermaßen mit der Regelung des Nachlasses meines verstorbenen Freundes Münzenberger, durch den ich vollständig in Anspruch genommen bin, in Ordnung gekommen. Noch bei keinem einzigen Bande meiner Geschichte habe ich so unerwartete Störungen gehabt als seit Jahr und Tag bei meinem siebten Bande, der leider nur langsam voranschreitet. — Herzlichste Grüße an Sie, Ihre liebe Frau und Kinder. In alter Treue Ihr Johannes Janssen.‘

* * *

Hannover, 2. September 1861.

Hochgeehrtester Herr! Ihr freundliches Schreiben vom 24. vorigen Monats hat mir viele Freude gemacht. Ich sage Ihnen meinen herzlichsten Dank für die Gesinnungen, die Sie gegen mich hegen. Ich wußte längst von Ihnen durch unseren früheren Minister, Herrn Windthorst,* und darum

* Über die Beziehungen Klopps zu Windthorst vergleiche die sehr interessanten Mitteilungen in dem wichtigen Aufsatze ‚Aus Windthorsts Korrespondenz‘ von Pfülf in den ‚Laacher Stimmen‘ 80 S. 11 f., 136 f., 252 f., 367/507 f., wo auch zahlreiche Briefe Klopps mitgeteilt werden.

erlaube ich mir, Ihnen die kleine Abhandlung über Leibniz* zuzusenden. Auch Ihre Zusendungen habe ich erhalten, und die Schrift über die französischen Rheingelüste** hat in der Lokalpresse von Hannover Gelegenheit zu verschiedenen Erörterungen gegeben. Allein Sie wissen, wie es mit solchem Streite in Lokalblättern gemeiniglich abläuft. Es wird nur so viel erreicht, daß das Publikum aufmerksam gemacht wird, wenn man es nicht gar abschreckt. Mit dem Gedanken einer solchen Zeitschrift, wie Sie melden, bin ich durchaus einverstanden. Nur möchte ich eine Frage erheben wegen des Satzes, daß eine rein wissenschaftliche Arbeit in jedem Hefte sein solle. Da dieselbe im Gegensatz zu den anderen Aufsätzen, Essays und dergleichen gestellt wird, so scheint es mir, daß damit gemeint werde: eine eigentlich gelehrte Abhandlung, die mithin nur wenigen verständlich sein würde. Ist dies der Fall, so müßte ich Sie verweisen auf Ihre eigene Auseinandersetzung in der neulichen Zusendung S. 29, daß die Form einer Schrift so überaus wichtig ist für ihre Geltung. Schiller liefert den handgreiflichen Beweis. Obwohl die Historiker des Gothaismus über ihn als Zunftgenossen die Nase rümpfen, so hat er dennoch mittelbar den Boden vorbereitet für ihre Saat, hat unendlich mehr gewirkt als sie und wirkt immer noch fort, und sowohl für den Dreißigjährigen Krieg als für den Aufstand der Niederlande steht das ganze Historikertum dieser Leute auf seinen Schultern. Die Form ist wichtiger als der Inhalt, nicht bloß bei dem großen Haufen des ungebildeten Publikums, sondern bei allen.

Ich will nicht der Unwissenschaftlichkeit das Wort reden. Ich glaube sogar, daß nicht ein Aufsatz aufgenommen werden dürfte, der nicht für jedes auffallende Wort womöglich seine Quelle beibringt. Also nicht wie die englischen Essays. Allein auf der andern Seite müßte meines Erachtens mindestens ebensoviel Gewicht gelegt werden auf die Form. Ja, ich glaube sogar die Behauptung aufstellen zu dürfen, daß die Mitarbeiter sich verpflichten müßten, darin der Redaktion freie Hand zu lassen. Ähnlich machen es auch die ‚Preußischen Jahrbücher'.

Ferner glaube ich, dürften nicht Spezialforschungen besonders hervortreten, sondern nationale Momente der Geschichte oder wenigstens müßte die Erörterung der Spezialforschungen so gehalten werden, daß der großdeutsche Hintergrund, die großdeutsche Basis stark zutage tritt. Ich halte es für ein Unglück, daß so viele großdeutsche und katholische Arbeiten sich verteidigend verhalten. Man sollte nicht verteidigen, vielmehr ist der

* ‚Das Verhältnis von Leibniz zu den kirchlichen Reunionsbestrebungen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Vortrag im Historischen Verein für Niedersachsen. Abdruck aus der Zeitschrift des Vereins.' Hannover 1861.

** ‚Frankreichs Rheingelüste und deutschfeindliche Politik in früheren Jahrhunderten. Von Dr. Johannes Janssen.' Frankfurt am Main 1861. Die Zusendung, von der Klopp spricht, ist Janssens Aufsatz ‚Neue Gegner und Freunde Friedrichs II. mit besonderen Bezug auf Onno Klopp' im Mainzer ‚Katholik' 1861 II, 1—29.

Angriff die beste Verteidigung. Um zum Beispiel einen Namen zu nennen: ‚Hurter' verteidigt viel zu sehr. Der stolze Hochmut des Gothaismus findet darin immer eine gewisse Anerkennung. Sie sehen ja die Breitspurigkeit dieses Hochmuts an Ihrem Nachbarn Häusser* in Heidelberg, der die deutsche Geschichtschreibung in sich verkörpert. Dem Manne vor allem könnte geholfen werden.

Bei dem allem glaube ich, daß doch eine ziemliche Zahl von Mitarbeitern nötig sein würde, die Zeitschrift zu erhalten. Sie werden indessen erwogen haben; auf wen und wie viele Sie rechnen können. In Norddeutschland wüßte ich kaum einen zu finden. Der Gothaismus in verschiedenen Modifikationen wurzelt hier zu tief. Es ist sehr trostlos hier die Menschen reden zu hören.

Einen wesentlichen Teil der Schuld tragen unsere Regierungen. Sie wollen großdeutsch sein, mit Österreich halten; allein sie denken nicht daran, daß unsere Bildungsstätten sämtlich im Sinne des Preußizismus geleitet werden. Seit Jahrzehnten wächst unsere Jugend heran, unterrichtet nach preußischen Lehrbüchern, in preußischem Sinne; wie sollte sie nicht nationalvereinlich werden? Der König Georg V. hat gern vernommen, daß ich mein Buch über Friedrich II. geschrieben, und wegen desselben Buches hat mich der Vorstand des hannoverschen Schulwesens mit den herbsten Vorwürfen überhäuft. Eben wegen desselben Buches hat der betreffende Referent im Ministerium des Kultus einem Freunde erklärt, daß ich niemals in Göttingen Aussicht haben würde, eine Stelle dort zu erhalten. Das sind die Zustände eines Staates, dessen Haupt in ganz besonderem Sinne großdeutsch ist. Ich kann nun freilich nicht sagen, daß mein Wunsch nach Göttingen gerichtet ist. Das Ziel, das ich wünsche, ist in Sicherheit eine Geschichte der drei letzten Jahrhunderte schreiben zu können, namentlich der Reformationszeit. Die Erfüllung dieses Wunsches darf ich auf dem Boden eines kleinen Staates nicht hoffen.

Ich bin mit meinem Buch Tilly usw. bis an die Grenze des Möglichen gegangen; wenn ich die Reformatoren besprechen wollte, so wäre hier meines Bleibens nicht mehr. Ich habe es vor einigen Jahren geglaubt.

---

* Ludwig Häusser, geboren 1818, gestorben 1867, war seit 1849 Professor der Geschichte in Heidelberg; Führer der Kleindeutschen Partei in Baden und leidenschaftlicher Verfechter des Liberalismus, brachte er durch seinen Einfluß beim Großherzog das Konkordat zum Scheitern. Klopp unterzog Häussers ‚Geschichte der rheinischen Pfalz' in den ‚Kleindeutschen Geschichtsbaumeistern' S. 24—57 einer sehr scharfen Kritik, an deren Schluß er bemerkte: ‚Die Tendenz des fanatischen Hasses bei dem Herrn Häusser und der ganzen Partei von Gotha gegen Österreich ist das Schüren des Mißtrauens und des Zwiespaltes in Deutschland, und zwar darum, weil dieses Mißtrauen und dieser Zwiespalt dem Gothaertume als eine Vorbedingung erscheint für dasjenige Preußen, in welchem jene Genossenschaft ihren Staat der Zukunft erblickt, den Staat, der uns andere Deutsche moralisch erobern soll.'

Ich habe ein volles Jahr darauf verwendet, sämtliche 24 Bände der Walchschen Ausgabe zu exzerpieren; allein bei reiferer Überlegung habe ich es für besser gehalten, es zurückzulegen. Ich wage jetzt nicht einmal eine Kritik der Rankeschen Geschichte zu schreiben. Man würde mich erkennen und dann wäre der Sturm unausbleiblich.

Doch ich irre in Besonderheiten hinein. Ich komme auf dieselben nur, weil hier niemand ist, mit dem ich auch nur annähernd solche Gedanken besprechen könnte, welche mich ganz erfüllen. In Wahrheit ist das mein Ziel: Ruhe und Muße, um eine deutsche Geschichte von der Reformation an zu schreiben, und zwar ein ausführliches Werk. Ob ich jemals dahin komme, wer weiß es? So gern ich eine Reise nach Frankfurt machte, so bezweifle ich dennoch, ob mir das möglich sein werde. Ich danke Ihnen nochmals für Ihren freundlichen Brief, und es freut mich, mit Ihnen in diese Beziehung getreten zu sein; allein auf den schriftlichen Austausch unserer Gedanken werde ich einstweilen mich beschränken müssen. Leben Sie wohl und gedenken Sie ferner mit Wohlwollen meiner.

Hochachtungsvoll

Onno Klopp, Emmerstraße 3b.

Hannover, den 21. März 1862.

Verehrtester Herr! Ich glaube nicht daran zweifeln zu dürfen, daß ich Ihnen vielen Dank schuldig bin, indem die Vertretung der großdeutschen Sache, mit der sich der Lage der Dinge nach meine eigene persönliche Sache identifiziert, durch die Presse Ihrer Gegend nicht ohne Ihre Mitwirkung geblieben ist. Wollte Gott nur, es sähe bei uns hier ein wenig besser aus! Aber die jetzige Generation ist zuerst gemacht durch die in Norddeutschland allein gültige preußische Auffassung der deutschen Geschichte, und diese Auffassung gilt bis in die obersten Spitzen. Demgemäß trifft mich persönlich eine fast allgemeine Abneigung, und mit Anschluß des offiziellen Blattes hier haben fast alle Blätter hier zulande meine Persönlichkeit fortdauernd im Auge. Das bekümmert mich natürlich nicht sehr; denn es wird nun einmal nichts anderes vorgebracht als die ewige Wiederholung, daß ich der schreckliche Mensch sei, der Friedrich den Großen tadle und Tilly lobe. Allein ich sehe, daß ich auch in der Sache sehr wenig ausrichte.

Hoffentlich wird nun mein Nachtrag zu dem offenen Brief von Häusser*

---

* Klopps ‚Offener Brief an den Herrn Professor Häusser in Heidelberg betreffend die Ansichten über den König Friedrich II. von Preußen' erschien in Hannover 1862. Am Schlusse beklagt er den durch die Eroberung von Schlesien durch Friedrich II. in Deutschland geschaffenen Dualismus zwischen Oesterreich und Preußen und hebt hervor: ‚Ich wünsche Versöhnung des Dualismus der Macht durch gegenseitige Eintracht der beiden Mächte unter sich und demgemäß mit allen kleineren, die Eintracht, welche unsere deutsche Nation sichern würde gegen jeden Feind. Eine solche Eintracht — ich wiederhole es — ist nur möglich durch Festhalten am gegebenen Rechte und damit durch den Verzicht auf jegliche Eroberung

etwas wirken. Ich habe dem Menschen nicht antworten wollen, aber um der Sache willen mußte ich beim zweiten Abdruck des offenen Briefes etwas sagen, und dies geschieht nun in einem Nachtrage von zwei Bogen, den der Verleger auch gesondert abgibt, da ja der offene Brief ungeändert abgedruckt ist. Ich werde mir die Freiheit nehmen, Ihnen diesen Nachtrag zu schicken.

Sie haben mir einmal von einer großdeutschen historischen Zeitschrift gesprochen. Wie steht es denn damit? Nach meiner Ansicht sind die deutschen Regierungen, die österreichische voran, in ihrem eigenen Interesse verpflichtet, uns die Mittel zu einer solchen zu gewähren. Können Sie nicht diesfallsige Vorschläge machen? Wenn die Regierungen so viel zusicherten, daß die Druckkosten für etwa 2000 Exemplare einer Zeitschrift von 48—60 Druckbogen jährlich gesichert wären, so ließe sich schon etwas machen, und ich sollte meinen, das wäre doch nicht gar schwer. Dann könnte auch ein anständiges Honorar gegeben werden und ohne Honorar geht es doch nun einmal nicht. Überlegen Sie es sich einmal. Die Sache scheint mir reif, und in Frankfurt, meine ich, in der Schule von Böhmer wird es ja an Mitarbeitern nicht fehlen. Wir müssen den Gothaismus erbarmungslos in seiner ganzen Hohlheit aufdecken, wir müssen ihn wissenschaftlich und eben darum auch moralisch vernichten. Diese Subjekte wollen es nicht anders und ihr Hochmut erleichtert die Sache bedeutend.

Sind wir unserer zehn oder zwölf, so kann schon etwas gemacht werden. Es braucht vielleicht nicht so viel, wenn nur jeder sich verpflichtet etwas zu tun, damit die Redaktion nicht unreife Sachen zu bringen hat. Aber vor allem müßten wir angreifen, nicht verteidigen. Der Angriff ist die beste Verteidigungsart. Wir dürfen die Gegner nicht ignorieren, sondern müssen sie aufsuchen, sie herausfordern. Glauben Sie nicht, daß das möglich sei? Überlegen Sie sich das, verehrtester Herr, und teilen Sie mir gelegentlich einmal mit, was Sie davon denken. Es verharrt in aufrichtigster Hochachtung

Ihr ergebenster

Onno Klopp.

Hannover, 18. Mai 1862.

Mein lieber Herr Professor! Es ist doch in der Hauptsache mir

---

in Deutschland.‘ In dem Nachtrage zu dem Offenen Briefe, ebenfalls Hannover 1862, hält Klopp daran fest, daß die für die Geschichte und das Schicksal der deutschen Nation wichtigste Seite des Unglücks der Regierung Friedrichs II. der Dualismus gewesen sei: ‚Die Einheit der deutschen Nation war gesprengt. Sie hatte den Krieg gegen die Macht Ludwigs XIV. im wesentlichen mit vereinter Kraft bestanden. Napoleon fand sie geteilt. Der Norden sonderte sich ab, um in der Erbschaft der Erinnerungen Friedrichs II. große Politik zu treiben auf eigene, freie Hand. Die Saat Friedrichs sproßte auf im Basler Frieden und den Folgen desselben. Endlich trieb die Not zur Vereinigung, und erst da war Leipzig möglich.‘

ähnlich ergangen wie Ihnen; man schiebt das Antworten auf von einem Tage zum anderen. Dazu kam eine längere Abwesenheit von hier in Ostfriesland. Heute aber erhielt ich auch einen äußeren Anlaß zum Schreiben durch die Anwesenheit von Herrn Reichensperger aus Köln. Er entwickelte in betreff der Zeitschrift eine neue Idee, obwohl dieselbe ihm selber noch nicht völlig reif war. Sein Wunsch war nicht eine Zeitschrift im gewöhnlichen Sinne, sondern derartig, daß jeder Aufsatz für sich ein abgerundetes Ganze bilde, das zugleich als Broschüre gegeben würde. Dadurch meinte er, würde der Zwang der Abnahme eines ganzen Bandes vermieden. Ferner seien die Namen der Verfasser für einen Zeitraum (1/2 Jahr, 1 Jahr?) im voraus anzuzeigen, so daß nicht bloß die Existenz insoweit gesichert, sondern auch das Publikum benachrichtigt würde, was davon zu erwarten. — Meines Erachtens wäre es nun gut, wenn ein jeder sich eine Reihe von Thematen zum Vorschlage ausdenken würde, nicht bloß für sich selber, sondern auch für andere, damit möglichst große Auswahl. Professor Hagemann* in Hildesheim (Bischöfl. Priesterseminar) ist bereit, mitzuarbeiten, ebenso Professor Müller dort am Josephinum. Doch ist dieser sehr beschäftigt. Er hat die Relatione di Caraffa herausgegeben. Reichensperger schlug den Dr. Franz** in Berlin vor. Er ist Protestant. Es ist zu viel wert, noch mehr Protestanten zu gewinnen; wen, woher? Kennen Sie das Heft bei Fromman in Jena: ‚Der deutsche Zuschauer'? Es ist meines Erachtens ganz von Stüve*** in Osnabrück. Sein Name wäre viel wert; aber Stüves Haß gegen alles Katholische ist sehr borniert. Lassen Sie die Angelegenheit noch etwas reifer werden, und dann ist eine Zusammenkunft derjenigen, die tätig mitarbeiten wollen, gewiß höchst wünschenswert. Jeder muß mit einem Pack von Thematen kommen für sich und für andere, Vergangenheit und Gegenwart betreffend. Wir müssen aber auch die Regierungen interessieren, daß sie den Bestand durch eine bestimmte Zahl garantieren.

Ein solcher Vorschlag würde Ihnen die Redaktion sehr erleichtern, zumal wenn alljährlich dasselbe sich wiederholte, respektiv halbjährlich. Aber noch einmal, schaffen Sie womöglich Protestanten! Ich hoffe, daß unsere Regierung, auch vielleicht die österreichische, etwas für die Sache tun wird. Aber auf der andern Seite wird die Sache in betreff der Persönlichkeit von Stüve noch schwerer. Er ist mißliebig an höchster Stelle.

---

* Heinrich Hagemann, Professor der Theologie in Hildesheim, bekannt als Verfasser des ausgezeichneten Werkes ‚Die römische Kirche und ihr Einfluß auf Disziplin und Dogma in den ersten drei Jahrhunderten. Nach den Quellen aufs neue untersucht von H. H.'. Freiburg 1864.

** Konstantin Franz, geboren 1817, gestorben 1891, der bekannte großdeutsche Publizist.

*** Johann Karl Bertram Stüve, geboren 1798, gestorben 1872, hannoverscher Staatsmann, der sich auch als Historiker durch seine ‚Geschichte des Hochstiftes Osnabrück' (3 Bände 1853—82) betätigte.

Wenn man ihn gewinnen wollte, so hat man eine doppelte Abneigung zu bekämpfen: Stüves Katholikenhaß und diese Ungunst. Es muß etwas versucht werden.

Dank für Ihre vier Druckbogen.* Ich freue mich sehr darüber, daß Sie dieser Münchener Gesellschaft** diesen Schatz vorweggenommen.

In betreff meiner aber muß ich Ihnen erwidern, daß durch das, was mir vorliegt, meine Arbeitskraft bereits aufs höchste angespannt ist. Leibniz ist in Wahrheit ein Berg von Arbeit. Ich arbeite zuerst an der historisch-politischen Serie, die völlig unbekannt, und habe mich anheischig gemacht, sie in weniger als drei Jahren fertig zu liefern. Es werden etwa acht gute Bände und ich schreibe jeden Buchstaben selbst allein. Dazu das andere. Ich muß für jeden anderweitigen Aufsatz mit meinem Namen erst Genehmigung einholen. Allerdings schreibe ich manches anonym. Im Vertrauen z. B. darf ich Ihnen sagen, daß ‚die kleindeutschen Geschichtsbaumeister' von mir sind (in den historisch-politischen Blättern). Eine andere Schrift für Herder in Freiburg liegt bereits fertig. Für A. Krabbe in Stuttgart habe ich die Revision von Gfrörers Gustav Adolf übernommen.*** So noch vieles andere. Ich weiß kaum durchzukommen. Und eine Charakteristik des Wirkens von Maria Theresia erfordert alle Kraft. Ich kann sie nicht dafür aufwenden.

Tun wir sonst, was wir können. Die arroganten Professoren werden schon lernen uns zu fürchten.

Ganz der Ihrige

Onno Klopp.

Hannover, 18. Mai 1862.

Verehrtester Herr! Ich füge der Einlage, s. p. r., nur einige Zeilen zu. Dieselbe kommt von Hagemann, Professor am Bischöflichen Priesterseminar in Hildesheim, der sich zum Mitarbeiter an der projektierten Zeitschrift vortrefflich eignet. Ich bin auch für eine solche Zusammenkunft in Frankfurt. Da nun, im Vertrauen gesagt, von großdeutscher Seite eine

* Von Frankfurts Reichskorrespondenz, Band I. Erschienen Freiburg 1863.

** Während Böhmer gleich Klopp der Münchener Historischen Kommission der bayerischen Akademie der Wissenschaften gegenüber eine schroff ablehnende Haltung beobachtete, fand Ficker es nicht für richtig, sich von diesem Unternehmen von vornherein auszuschließen. ‚Es könnte doch', so schrieb er am 10. Januar 1860 an Böhmer, ‚in München einmal ein Umschlag erfolgen, der die dortigen wissenschaftlichen Bestrebungen ihrer Parteifarbe entkleidete, und dann wäre es doch ein erwünschter Haltpunkt, wie ich ihn in Wien nicht zu finden hoffen darf.' S. Jung, Ficker, Seite 311.

*** Die von Klopp besorgte vierte Auflage des Gfrörerschen Werkes über ‚Gustav Adolf und seine Zeit' erschien Stuttgart 1863. Der Löwener Professor Paul Alberdingk Thym, Gfrörers Schwiegersohn, äußerte darüber mir gegenüber, diese Bearbeitung sei mehr ein Werk Klopps als des genannten Verfassers.

größere Zusammenkunft in Frankfurt beabsichtigt wird, um dort einen Verein und ein Programm für ganz Deutschland zu konstituieren, so ließe sich vielleicht das verbinden. Ich für mich wenigstens glaube, daß ich hingehen würde. Überlegen Sie es sich, und sobald eine solche Zusammenkunft der Großdeutschen in Aussicht, so notifizieren Sie es allen bisher Gewonnenen.

Ferner wäre es gut, wenn eine Reihe Themata jetzt schon aufgestellt würden. Ich meine so, daß jeder einen Index aufstellt, nicht bloß was er selbst bearbeiten möchte, sondern auch was er bearbeitet sehen möchte.

Als nächstes praktisches Ziel sehe ich an die Sprengung der historischen Kommission in München. Der König muß moralisch dazu gezwungen werden, deshalb Angriff auf Angriff. Der suffisante Hochmut der Phrasenmacher von Gotha hat sich Blößen genug gegeben, wo er zu fassen ist auf allen Seiten. Um gleich etwas zu tun, schreibe ich auf die andere Seite Themata. Werden sie verworfen, so tut es auch nichts.

Mit vorzüglicher Hochachtung der Ihrige

Onno Kopp.

1. Zur Geschichte der Abschaffung des Hexenprozesses, mit besonderer Rücksicht auf Friedrich Spee.
2. Das Verhalten des Kurfürsten Friedrich Wilhelm (des Großen) gegen Kaiser und Reich (besondere Untersuchung des Wortes: ‚exoriare aliquis ex nostris ossibus ultor‘).
3. Die Teilnahme Deutschlands an den Türkenkriegen des 17. Jahrhunderts.
4. Deutschland von 1715 bis 1740 und ähnliches.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbe / Roman von Firmin Coar

7. Kapitel.

Die weiße Stadt.

Job Heben hat drei Gäste in seiner Wohnstube. Sie sitzen um den weiß gescheuerten runden Tannentisch, rauchen und spielen Skat. Elektrisches Licht fällt aus einer Glasbirne in den Tabaksqualm auf sie und ihr Spiel.

Des Kreuzhofbauern platte Stimme reizt an: ‚18, 20. 2, 4, 30, 36 — Passe.‘ Der Amtsrichter sagt, als ob er verlose: ‚40.‘ Der Lehrer ruft glücklich: ‚Ja und eins.‘ Aus dem Dunkel der Stube tritt Frau Heben in den wirbelnden Lichtdunst an den Lehrer heran: ‚Hier haben Sie ein leeres Zigarrenkistchen für den Aschendreck,‘ sagt sie möglichst freundlich. ‚Ich stelle es auf den Boden, auf den Fleck, wo Sie Ihre Pfeife soeben ausklopften.‘ ‚Spiel zwei — Kucki drei — Schneider vier — macht achtzig Pfennige an Moneten,‘ sagt hastig der Lehrer, ohne auf der Kreuzhofbäuerin Stimme zu achten. Frau Heben verkneift den linken Mundwinkel.

Sie hat zum zweiten Male zugelassen, daß die Freunde ihres Mannes bei ihr zu Hause ihren Skat dreschen. Sie hoffte damit den Grafen Gerd anzuziehen und ihn öfter ins Haus zu locken. Sie wollte dadurch weniger ihrem Manne ein Vergnügen als ihrer Tochter Vorschub in ihrer heimlichen Liebe zu dem Asseweeth bereiten. Als Gerd auf dem Kreuzhofe war, um sich dafür zu bedanken, daß die Familie Heben ihm die Freude am Besitze der chinesischen Vase erhalten habe, mußte Job Heben im Laufe der Unterhaltung auch erwähnen, daß man am Sonntag Nachmittage Skat spiele und daß dazu auch sein Erscheinen willkommen sei. Trotz dieser Einladung war Gerd dem ersten Spielsonntage fern geblieben. Der Kreuzhofbauer, der den wahren Zweck der Einladung nicht wissen sollte, der ihn aber erraten hatte, lachte innerlich über die Einfalt in dem Heiratsplane seiner Frau, zweifelte am Erscheinen Gerds, sorgte deshalb gleich für einen Ersatzspieler und freute sich, daß er sein Skatvergnügen auch mal zu Hause haben konnte und deswegen nicht durch das rauhe Wetter weit ins nächste Dorf zu gehen brauchte.

Heute am zweiten Skatsonntage war es schon spät geworden und Graf Gerd war abermals nicht gekommen. Herr Heben sah den Ingrimm seiner Frau. Er schmunzelte: Sie fällt mit ihrem Plane in die Falle, die ich ihr stelle. Sie wollte den Besuch des Grafen, ich nur meinen Skat. Ich werde meine Lust zu Hause haben, ohne daß sie deswegen krakehlen darf, was sie sonst so gern täte. Will sie zum nächsten Mal nicht, daß ich die Skatdrescher herbestelle, dann reize ich mit dem möglichen und nie eintretenden Erscheinen des armen jungen Herrn und wieder läßt sie mir meine Skatlust zu

Hause. Als ob Frau Heben diese Gedanken ihres Mannes erkännte, schoß sie ihm einen strafenden Blick zu. Er antwortete doppeldeutig, indem er ausrief: ‚Kreuzsolo mit dreien gewonnen — vierzig Pfennige sind zu berappen.‘

Draußen schlägt der Nordwind heulend Finsterniswogen auf den Kreuzhof. Es friert.

‚Frau, du mußt den Ofen besser stochern. Der Lehrer kriegt steife Hände. Er kann seine Karten nicht werfen. Er wirft sich jetzt Pech.‘ — Gelächter! Der Lehrer bestreitet ernsthaft diese Behauptung und macht zum Beweise Finger- und Handübungen. ‚Wie beim Militär,‘ bemerkt der Amtsrichter, der nie gedient hat.

Eine Rauchwolke schiebt sich nun plötzlich auseinander und wer darin erscheint, ist Graf Asseweeth. ‚Ah, sieh mol!‘ ruft der Kreuzhofbauer überrascht. Die Spieler begrüßen den Grafen ehrerbietigst und werfen dabei ihre Karten durcheinander. Der Lehrer, der als letzter heute Nachmittag gekommen ist, glaubt dem Herrn Grafen gegenüber besonders höflich sein zu müssen und bietet ihm seinen Platz im Spiele an. Er spielt aber selbst für sein Leben gern und der Verzicht fällt ihm schwer. Deshalb wird er rot vor Verlegenheit; deshalb stockt auch seine Sprache. Er hat einen kleinen, knabenhaften Kopf und blaue, harmlos gute Augen. Frau Heben rettet ihn aus der Verlegenheit, indem sie sagt: ‚Spielt Eure Runde nur erst ruhig zu Ende! Der nächste Gang ist dann für den Herrn Grafen. Bis dahin unterhält der Herr Graf uns Frauen. Wir wollen auch etwas von der Gesellschaft haben. Beim zweiten Gang kommt der Herr Lehrer zu uns, dann der Herr Amtsrichter und so weiter. Nur den Kreuzhofbauern wollen wir nicht. An dem haben wir den ganzen langen Tag zu knabben.‘ ‚Aha,‘ dachte Herr Heben. Laut sagte er ins Gelächter: ‚Nun, Trudchen, dann mußt du uns auch etwas für die Kehle bringen. Spielen tuen die Hände schon flink, wenn der Mund etwas zu rauchen hat. Aber zum lustigen Sprechen gehört ein guter Tropfen.‘ ‚Laß mich nur sorgen!‘ entgegnet Frau Heben.

Und sie reicht Hagebuttenlikör in kleinen Schnapsgläsern mit dicken Goldrändern.

Graf Gerd sitzt unterdessen mit Frl. Gertrud allein beim glühenden Ofen. Für Frl. Gertrud ist der Ort der Himmel. Sie hätte am liebsten kein Wort gesprochen und still das hohe Glück genossen. Graf Gerd spricht aber von der großen Hitze des Ofens und fragt, ob sie so friere, da sie so nahe daran säße. Sie versteht den spottenden Ton nicht und redet mit Ernst vom ersten Frost und dem reißenden Winde draußen. Graf Gerd seufzt lautlos und schielt nach den spielenden Männern im Lichtqualme. Höflich geht er auf das Wetterthema ein und neugierig betrachtet er Gertruds Blondkopf.

In der Langeweile, die von ihr ausgeht, fällt ihm wieder das große Geschenk ein, das ihm auf Gertruds Anregung die Kreuzhofleute gemacht haben. ‚Sie hat zwar keinen Geist im Kopfe, aber Größe im Herzen,' sinnt er. ‚Auf der Versteigerung fühlte sie sich durch die Dankbarkeit, die ihre Eltern gegen die Assewecth verpflichtete, zu einer äußerst schönen Handlung angetrieben. So etwas ist bei dem ehrfurchtlosen Zeitgeiste selbst in den besten Beamtenfamilien selten.' Bei dem Mädchen eines anderen Standes hätte Gerd für jede ähnliche Handlung als Ursache sogleich die Zudringlichkeit eines nicht begehrten Reizes gewittert. So aber erfüllt ihn auch jetzt wieder lauterste Erkenntlichkeit.

Die Unterhaltung stockt. Der Wind macht Musik um den Kreuzhof. Gerd ist bester Laune. Da sieht er den roten, viel zu gesundroten Kirschenmund Gertruds, sieht, wie Ratlosigkeit ihn versteift. Er sieht ihre Augen heiß und fragend auf ihn gerichtet. Er schielt nach den spielenden Männern. Vom hitzigen Ofen rückt er ab.

Gertrud spürt keine Ofenhitze. Sie liebt. Große, träumende Blicke suchen Gerds mißtrauische Augen: ‚Hilfe! Ich will ja nur tun, was Ihnen gefällt. Ein wenig Hilfe und dann kann ich auch wohl plaudern. Ich war auf der Schule stets die beste.' So klagen ihre Augen.

Vom Spieltische her klingt die harte Stimme Hebens: ‚So, Lehrerchen! Jetzt haben Sie verloren. Setzen Sie aus und lassen Sie den jungen Herrn Grafen mal verlieren!' Er blinzelt hinterlistig schlau nach seiner Frau. Der Lehrer steht geräuschvoll auf.

Frau Heben drückt den Lehrer auf seinen Platz nieder und ruft eiligst, doch mit gedämpfter Stimme: ‚Unser Herr Graf hat ein viel größeres Pläsier am Ofen und in der Unterhaltung.'

Gerd hört und ist gespannt.

Job Heben schmunzelt. Er stopfte sich das Porzellanpfeifchen, worauf ein Münsterländer Händler mit blauem Kittel am Leibe, braune Kiepe auf dem Rücken, Stock in der Hand und Pfeife im roten Munde abgebildet war. Die ersten Züge aus der Pfeife paffend deklamiert er murmelnd:

‚Wat helpt es dem Blage
Nao'm Monde to langen,
Wat man net kriggen kann,
Dat lot man hangen.'

Gerd hat alles gehört. Auch Trudchen. Sie starrt auf Gerd. Ihre Hände faltet sie fest auf dem Schoße. Gerd errötet und zieht die Stirn kraus. Eine Keilfalte gräbt sich zwischen die Augenbrauen. ‚Er sieht aus wie seine Mutter, wenn sie böse wurde,' dachte Trudchen. Gerd sieht sie an.

Die Gesichter wurden durchsichtig; dunkle Worte sinnreich. Be-

ziehungen decken sich auf. Ein Ziel erscheint. Gerd sagt sich schmerzlich: ‚Sie will auch nur, was ich von jeder anderen ohne weiteres angenommen hätte. Und ihre Mutter auch und der Kreuzhofbauer auch, trotz seines Sprüchleins. Er ist ein Gimpelfänger.‘

Gerd erlebt eine Empörung darüber, daß man zu dem Sohne der Knüppelgräfin hier im Hause, das durch ihr Wohlwollen steht und ins Gedeihen gekommen ist, hinauf sieht wie zu seinesgleichen, womit man freien kann. Sofort danach findet er sich in seiner Empörung lächerlich. Er hält sich seine Nichtigkeit, seine Vermögenslosigkeit vor. Die Grundlosigkeit seines wirtschaftlichen Daseins offenbart sich ihm: ‚Weil ich nicht mehr reich bin, bin ich nicht mehr standesgemäß? Sitzt so locker die Würde des Adels? Ist sie so lächerlich? Habe ich so wenig Adeliges an mir, daß diese ehemaligen Dienstleute keine Distanz fühlen?‘ Es fällt ihm ein, daß er sich erst jetzt in der Armut so eifersüchtig auf seinen vornehmen Stand berufe. Diese Einsicht stimmt ihn nur noch ärgerlicher. Empörung kommt wieder und macht ihn hochmütig. Etwas abweisend Ironisches spielt in Augen und Mund.

Fräulein Gertrud war am sprechen. Sie empfand dunkel Gerds Freundschaft und sehr spitz Mutters ungeschickte Worte. Sie wollte ihre Mutter entschuldigen, tat es zu eifrig und stellte sie bloß.

‚Die Mutter überlegt nicht immer, was sie sagt,‘ meinte sie. ‚Die Mutter ist eine ganz einfache Frau. Ich leide auch oft darunter. Sie ist zum Beispiel so furchtbar sparsam, daß wir selten etwas Leckeres zu Tisch haben, gar nie Likör. Und jetzt gibt sie vom besten doch her.‘

‚Des Heiratszweckes wegen, du liebe Einfalt vom Lande,‘ denkt Gerd und schaut sie sinngemäß an.

Gertruden wird, als lese sie ihm die Worte aus den Augen, strudelig verlegen. Auf ihrem Sitze hin und her rückend richtet sie sich steif auf. Sie meint, sie müßte jetzt unter allen Umständen die Lage retten, nicht schweigen, nicht zeigen, wie sehr sie verzweifelt. Sie glaubt auch etwas Humor zeigen zu müssen; es klingt aber gezwungen und ihre Darstellung wirkt ehrfurchtslos. ‚Bei Mutter,‘ so sagt sie, ‚darf man es nicht so genau nehmen. Das sieht man an allem. Zum Beispiel auch bei ihrem Hute. Sie hat immer nur einen Hut. Es ist ein ganz altes Strohhütchen. Sommers ist eine rote Leinenrose daran mit schwarzem Sammt, winters ist er mit Taft überzogen und trägt eine schwarze Straußenfeder, die ich ihr geschenkt habe. Ist das Stroh schäbig geworden, färbt sie es mit Wichse schön schwarz.‘

Gerd spöttelt mit den Augen. Er sieht die auffällige heftige Glut von Gertruds Verlegenheit, ihr Gesicht rot bis an den Hals. Er bemerkt die Kraft dieses Gesichtes. Sein Blick gleitet unwill-

kürlich über den starken, jugendlichen, sehnigen Bau ihres steil dasitzenden Körpers. Ein hartnäckiger Wille strömt auf ihn ein. Ein demütiges, in Hingabe brennendes Auge flackert ihn schamvoll an. Etwas zerinnt, löst sich, schmilzt in ihm, heiß durchgießt es sein Blut.

‚Diese lächerliche Sparsamkeit der Mutter hat uns aber reich gemacht,' sagt sie jetzt fest und stolz. Und sofort dahinter so seltsam bescheiden, fast bittend: ‚Deshalb lachen wir auch nie darüber.'

‚Aber, Fräulein Gertrud,' erwidert Gerd, ‚wenn man will, daß auch andere Menschen ehrfurchtsvoll das achten, was häßliche Fehler hat, dann muß man die Tugenden so recht natürlich und die Fehler recht verzeihlich, am besten gar nicht erklären.'

Er sagte es bissiger, als es gedacht war. Er begriff sich nicht mehr und war daher in zorniger Aufregung. Fräulein Gertrud hielt er aber für die Ursache seiner augenblicklichen seelischen Haltlosigkeit. Sie dafür zu kränken, tat ihm seltsam wohl.

‚Einfachen Schüppen geschnitten 21 Pfennige,' rief der Amtsrichter überlaut aus Freude, daß er auf einmal wieder beim Skat gewann.

Gerd bemerkte laut: ‚Ich habe ein Stelldichein heute abend mit dem Grafen Achterhuisen. Ich hatte es ganz vergessen. Ich bin noch immer vergeßlich. Das kommt von den Nerven. Sind noch immer nicht im Schuß.' — Er log. Auch das absichtlich. Früher hätte er außerdem nicht gesagt G r a f Achterhuisen, früher hätte er schlicht gesagt: Achterhuisen. Jetzt prahlte er, um Gertrud zu verstehen zu geben, daß er durchaus die Gastfreundschaft ihrer Eltern nicht nötig habe und noch mit seinesgleichen Verkehr pflege.

Gertrud nahm hölzern Abschied von ihm. ‚Es ist für das Leben,' schrie es schmerzend und anklagend in ihr. ‚Du kannst ihn nicht behandeln. Du liebst ihn nicht richtig und wohl nicht gut genug. Du kannst Grafen nicht begreifen. Du bist zu hochfahrend und eitel.'

Gerd wollte sich durchaus nicht zum Abendessen festhalten lassen.

Frau Heben machte ein unterwürfiges Gesicht und grollte auf ihre ungeschickte Gertrud. Job Heben aber dachte: ‚Jetzt merken die Landfrauen, was Grafensöhne sind,' lachte innerlich, hütete sich aber, an diese Sachen mit lauten Worten zu rühren. ‚Sonst gehen meine Skatnachmittage mit gut gestopften Pfeifen und mit gut gefüllten Gläsern Likörs in Scherben.'

Draußen breitete sich eine unerbittlich helle Nacht aus. Aus einem finster schwarzen Himmelsabgrunde warfen tausend Sterne ein spritzendes Phosphorlicht auf die Erde, die kahl und öde war. Die Wege unter Gerds eiligen Schritten klangen, als ob sie hohl wären. Reif überzog sie wie mit dünnem weißem Lack. Bäume

und Sträucher sahen aus wie gewaltige Kunstgebilde aus Silber. Die Stadt erschien mit dem spitzen Kreuzkirchturme; danach tauchten eine Turmhaube und zwei Turmkronen auf, die Dächer der Wohnhäuser ebenfalls — alle aus bläulich schwarzem Schatten und hie und da seltsam weiß geschmückt, wie verkleidet, alle mit einem Schmuck, der erstarren läßt, indem er schimmernd verziert. Die Sichel des Mondes stand am schwarzen Himmel über der Gegend, wo Gerd einst in der warmen Juninacht am tief gelegenen Aaflüßlein ohnmächtig und irrsinnig niedergebrochen war. Die Sichel war kantig und scharf und blinkte. Ein grünliches Licht goß sich dünn vor ihr aus über die im Rauhfrost silbernde Stadt. Kalter, weher, tötender Schein!

Unter ihm fühlte Gerd sich doppelt elend. Die Enttäuschung im Kreuzhofe kniff und stichelte ihn nochmal so heftig, der Ärger über sein prahlerisch unvornehmes Verhalten nagte und drückte in ihm nochmal so stark. Hinter den Geschmacklosigkeiten und den Lächerlichkeiten in der Einrichtung seines möblierten Zimmers, hinter der gestopften Tischdecke, dem schlecht geflickten Teppich, den grünlichen Nippfiguren, den widerlichen Farbendrucken, der frechen Fadigkeit und süßlichen Schmeichelhaftigkeit im Geschnörkel der Rokokomöbel hatte er die Liebe der Besitzer schlagen hören. Die Widerlichkeiten in diesen Dingen lösten in ihm stille Achtung aus. Das vor Liebe ungeschickte Benehmen der Tochter der Kreuzhofleute konnte und wollte er dagegen nicht überwinden. So quälte er sich mit Vorwürfen. Sein Adelstum erschien ihm kahl und tot, nur noch blinkend vom Schimmer eines Rauhfrostes. ‚Schein! Immer wieder Trug und Schein! Auch in mir. Hohle Wege in gemietete Zimmereinsamkeit,‘ verhöhnte er sich.

— — — — — — — — — — — — —

Wochen verstrichen.

Graf Gerds letzte Gelder veringerten sich. Wenn er sich nicht eines Tages ohne jeden Pfennig finden wollte, mußte er bald die ihm versprochene Stelle eines Bürooffiziers, wie er sich im Gegensatz zu seinem geliebten Rang als Frontoffizier ironisch bezeichnete, antreten. Zur Förderung dieser Angelegenheit ging er häufiger zum Generalkommando. Dabei machte er aber die Beobachtung, daß er weniger bereitwillig als anfangs empfangen wurde. Mehrere Male ließ ein hoher Offizier, der sich zuerst sehr eifrig seiner anzunehmen schien, unter Vorwänden, die Gerd als nichtig durchschaute, abweisen. Trotz aller von Gerd angesetzten Hebel ging die Angelegenheit ihren langsamen Instanzenweg weiter. Der dunkelste Schreiber konnte nach Laune oder böser Absicht ihr ein Hindernis bereiten. Die Moral, die Gerd daraus zog, war die Erkenntnis,

daß die Leute auf dem Kreuzhofe seine jetzige Person lebenswahrer eingeschätzt hätten, als er seiner Zeit zugeben wollte. Früher galt er als Mitglied seines Standes. Jetzt war er unter das Fußvolk geraten und galt nicht mal soviel wie die Kreatur des Herrn Mayer, dem sein Reichtum, der noch die Lappen seiner schmutzigen Herkunft trug, die Türen aller Häuser öffnete. Es war ihm wie einem glühenden Soldaten, dem als einem Unwürdigen mit Schimpf und Schande die Kokarde von der Mütze und die Uniform vom Leibe gerissen wurde für ein leidenschaftliches Vergehen, das er bereute. Gerd durchlitt ein quälendes Verscheiden des Standesmenschen. Aus gedemütigtem Stolze, aus angeworfener Verachtung, aus den Würgungen der Einsamkeit, aus allen Regungen der Kreatur nach Leben und Ehre, aus brennender Sehnsucht nach Wirksamkeit, aus Groll, Hoffnung und neuen Verzweiflungen, aus Haß und Liebe sollte sich wie im Spiegel eines trüben Wassers, das sich setzt, an Gerd ein neues Gesicht nach und nach herausbilden: das Gesicht des von allen Standesempfindungen befreiten Mannes, das Gesicht des reinen Menschen.

— — — — — — — — — — — — —

An einem dieser Tage der letzten Erneuerung begegnete Graf Gerd in der sich auf die Turmkrone der Überwasser-Kirche zuschlängelnden Frauenstraße zufällig dem jungen Leutnant Hartmann aus Hamburg, einer Freundschaft aus dem Schützengraben.

Gerd empfand die Begegnung wie einen Sonnenstrahl in seiner Dunkelheit. Über die freudigen Gemeinsamkeiten redend schlenderten die Freunde durch Straßenverschlingungen, gelangten sie an den Bült mit dem Ausblick auf Sankt Martins Turmhaube, die sich gegen Wolkenbrandungen zu stemmen schien. Da lud ihn Gerd zu weiterem einfühlenden Verweilen.

‚Ist das hier dein Unterstand?‘ fragte Hartmann, staunte und pfiff: Es stand ein Schloß gen Mitternacht . . .

Gerd erzählte sein Schicksal. Er tat es wegwerfend oberflächlich, als hätte er es über sich ergehen lassen müssen, nicht als wäre er sein Held: er tat es wie ein Jude, der eine Pleite erzählt. Bei Anlässen lachte er leichtsinnig.

‚Nichts da,‘ rief Hartmann, ‚setze keine Maske auf! Auch du hast einen neuen Standpunkt. Du hast ein anderes Auge, wie das war, womit du damals bei Ypern mit erstickter Empörung Kameraden vom Wasser verschlucken sahest, als wären sie Fischlein für den Rachen eines Meerungeheuers. Wir kniffen die Augen zu. Wir verstopften uns mit Dreck die Ohren. Wir wollten die wilden Geberden der Ersaufenden nicht sehen, ihre Schreie nicht hören; denn wir konnten nicht helfen. Da war dein Blick merkwürdig. Jetzt

aber — Freundchen, du tatest bereits, was wir Jungen wollen: der Menschheit ihren Teil geben. Du sühntest kapitalistische Habgiergesinnung. Du handeltest wie ein Sozialist . . .'

‚Wie ein Christ und dann auch nur milde,' warf abwehrend und doch innerlich aufgehend Gerd ein. In seiner Seele hob Jubel an: ‚Der erste, der mich versteht! Der erste . . .'

Weiter sprangen Hartmanns Worte aus der Gefangenschaft banger Nächte. Sie brachen aus seinem im Krampfe sich öffnenden Munde.

‚Die Kapitalisten, das fette Bürgertum machen aus der Menschenschlächterei ein Geschäft. Nie war ein Barbar grausamer. Du hast die Kameraden sterben sehen, nichts wie sterben — sterben — sterben. Und vorher was für ein Leid . . .! Und immer das Geschrei: Vaterland, du sollst nicht verderben! Und immer mit dem wahren Sinn, den immer mehr von uns hörten: Die Geldsäckel der Nationalen sind noch nicht voll genug; wir haben noch nicht genug von der Welt erobert. Wir wollen nicht nur Rußland; wir wollen die Industrie Frankreichs, Belgiens, englische Kolonien; wir wollen Amerika entgöttern — wir wollen, wir wollen . . . Es ist die Welt! Nieder mit den Völkern! Es gibt keine Völker. Es gibt nur Geographie und die Kriegskunst. Es gibt keine Menschen; es gibt nur Soldaten, nur Mörder, Brandstifter, satanische Vernichter . . .'

Hartmanns Haut im knöchernen Gesicht straffte sich, erbleichte. Seine dunklen Augen funkelten vor Fanatismus. Er schnappte nach stärkeren Begriffen, nach klaren Worten, nach überwältigenden Ausdrücken. Das Grauen vor den Unmenschlichkeiten an der Front schien seinen athletischen Körper zersprengen zu wollen. Er suchte, fand nicht, wurde grau in den sich stürmisch bewegenden Flüssen und Tiefen des Gesichts, — stotterte, sprang auf, und siehe! Aus glutenüberströmtem Antlitz, lodernden Blickes strömte es triumphierend aus:

‚Entschuldigung starb. Vor jeder Einzelgier
Hat uns das Feuerbad des Kriegs geheilt,
Und wo wie hier noch Aussatz an den Gliedern,
Sei er an unserem Körper abgehackt!

Du kennst doch Fritz von Unruh, er goß die Qual seiner Erlebnisse in die Sprache, türmte sie auf als Wahrzeichen der menschlichen Wiedergeburt.

Ich muß dort hin, wo wirklich Wahrheit herrscht
Und Lug nicht mehr wie eine Regenschnecke
Das reinste meiner Triebe überschleimt.
Und sind die Götter noch so riesenhaft
Und weihrauchüberschüttet nicht imstande,
Den Narren und sein Geklingel abzuschütteln,

So stehn sie steinerner als Pharaonen
Wie Götzen da, nur wert, daß sie ein Sturm
Aus ihren Fundamenten wirft.

— — — O Mutterhauch,
Von dir geschmolzen rolle die Lawine
Auf die Kasernen der Gewalt hinab,
Und was sich je zu frech ins Blau gebaut,
Fall' hin!'

‚Aber dein Eid, Paul, den du dem Kaiser geschworen hast! Du bist Offizier und sprichst als Aufwiegler ...'

‚Diese Uniform ist die Uniform der Märtyrer des Friedens. Wir rütteln an der Pforte der neuen Zeit. Wir tragen den Fluch des Erbes vom Zeitalter des Militarismus und des Kapitalismus. Wir wollen statt Kampf Versöhnung, statt verschlingender Konkurrenz Beteiligung aller an der Arbeit und den Früchten.... Wir wollen Frieden! Neue Menschen! O die vielen Gesichter, die deswegen litten, starben! Ich kann nicht anders. Ich bin es diesen Kameraden schuldig.'

Er sagte es in düsterer Glut, hochaufgerichtet, die rechte Hand am Degen, die Linke am Herzen.

In Gerd brauste es aus dunklem Grunde.

Vergangene Erlebnisse funkten in einem Blitze, der Gefühlsmassen zerteilte, ordnete, richtete ... Aus weiter Ferne hallte es wieder, was er aus tiefsten Seelennöten so oft geschrien hatte: ‚Wahrheit! Wahrheit!' Neue Bindungen fesselten ihn, erhoben ihn. Ein Gedanke flocht wehe Vorstellungen zum himmlischen Gewebe. Die Menschheit! Wir werden wieder Menschen! Was seit hundert Jahren Schiller und Beethoven als Jünger der französischen Revolution in die Welt jubelten: ‚Seid umschlungen, Millionen!' — das erleben jetzt alle, alle, alle, die leiden. ... Verflucht, wer es nicht tut! Aber die vielen — oh — die Masse! Die Masse! Sie bekommt Leben durch Aufruhr! Sie, sie will zur Menschheit!

Der Besuch Hartmanns war für Gerd ein Rausch, der zu neuem Lichte führte. Gern opferte er seinen letzten Zwieback und seine letzte Marmelade, seinen letzten Kaffee. Er opferte sie lachend gegen das Gemurre seiner Wirtin. Er tat noch mehr; er sorgte für ein reiches Abendessen. Viel ging drauf, so viel, daß er zwei Monate seine Zimmermiete davon hätte bezahlen können.

Es war nahenden Winters Tag. Über der gegiebelten und getürmten Weite der Stadt lasteten langsam ziehend, nach befreiender Entladung rollend die Greulichkeiten vieler Schneewolken. Zwischen ihren Schlüchten stieg steil auf wie ein Banner das Blau einer Himmelsfahne. Sie ließ einen Schimmer goldenen Sonnenlichtes

auf die bedrückte Stadt fallen. Der Schimmer legte sich wie ein verschlungenes Riesenzierrat auf das stumpfe Rot der Dächer, fiel mit Teilen in das müde Grau der Straßen, hing sich wie knotend an die Sturmhaube des Martinikirchturms. Der Wind pfiff wie ein Schiff in Not. Er peitschte Staub zu gewaltigen Schleiern auf. Diese ließ er heftig wehen und warf sie wie zur Erdrosselung von Menschengesichtern.

Als Gerd am Bahnhofe von Hartmann Abschied nahm, kam er erst dazu, zu fragen, wohin eigentlich seine Reise ginge.

‚Ich entfessele angesammelten Groll und gebe der neuen Kraft ein Ziel,' ward ihm zur aufglühenden Antwort. ‚Du suchtest mich nur deswegen in den Straßen Münsters?' fragte Gerd in scheuer Traurigkeit darüber, Hartmann lassen zu müssen, und begierig, ein Band mit ihm anzuknüpfen, was mehr noch als Ideen ihre Seelen verbinde. ‚Deswegen nur?' gab Hartmann zurück, ‚nur zur Rettung der gemarterten Menschheit wegen? Ist es nicht Grundes genug? Der Gedanke an das, was sie leidet, immerfort noch leidet und immer mehr . . .'

Und da kam mit der Erinnerung wieder des Grauens Furchtbarkeit über ihn. ‚Du fragst?' stammelte er. ‚Nur dies eine. Ein verwundeter Mensch lag im Kot — ah! einem Gemische von Schlamm und faulendem Kadaver. Ein Mensch ohne Arme, aber mit blinden Augen — und dann hatte er keinen Geschmack — er röchelte; es bedeutete: „Essen, essen, Hunger, Hunger!" Wir hatten selber nichts. Wir suchten Leichen ab. Nichts! — Nichts! O Grauen, das sich auf uns warf! Und der Himmel spaltete sich nicht. Und er ließ es geschehen. „Hunger!" schrie der blutende Mensch und wälzte sich im Kot. Da gab ihm ein Kamerad eine Handvoll von dem Kot. „Friß!" rief er voll Wut, sonst seiner Verzweiflung unterliegen zu müssen. „Es sind französische Konserven." Und der Arme schleckte, verschlang, schnalzte mit der Zunge ohne Schmecke: „Ah, essen, essen! Gut, gut! Wenn es nur Brot wäre, und nun sind es Konserven. Ich glaube, ich kann noch leben." Und er aß weiter — Kot — Kot — der arme Kamerad. . . . Ah — ah . . .'

Und Hartmann schluckte. . . ‚Und der Himmel ließ es,' stieß er hervor. Er stürzte in einen Winkel. Da erbrach er sich vor Grauen. . . .

— — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen, als das Begegnis mit Hartmann gleich einem aufreizenden Flammendunste noch um Gerd war, humpelte unter den Bogen am Prinzipalmarkte Achterhuisen auf ihn zu.

‚Auch einer, der mich sucht,' schrie es erwachend in Gerd. ‚Ich bin wahrhaftig nicht verlassen. Wer für die Besten noch lebt, der hat immer Gesellschaft . . .'

Und er führte ihn in seine Bude wie in einen Palast. Und sie gossen sich freundschaftsheiße Worte in die Seelen. Achterhuisen war wochenlang verreist gewesen. Und sie stießen auf Krieg und Politik wie auf einen Ring, der um sie wie um alle Menschen geschmiedet war. Und sie sprachen vom Wahlrecht, das die linksstehenden Parteien Preußens forderten.

Gerd sagte: ‚Das Wahlrecht ist für die besitzlosen Klassen das Guthaben, das sie sich im Felde erworben haben. Ihre gemarterten Geister fordern es, um ihr Schicksal in Preußen künftig mitbestimmen zu können.'

Der flammende Dunst vom Begegnis mit Hartmann schlug wie Flügel um Gerd.

Achterhuisen erwiderte merkwürdig besonnen: ‚Hier gehst du viel zu weit, lieber Gerd. Du hast die Hände zu offen. Ein Interesse an Ordnung hat nur, wer etwas besitzt, das verteidigt werden muß. Vater sagt immer: Die besitzlosen Klassen stellen gute Soldaten, solange sie einen Herrn über sich haben, der sie führt, ihnen befiehlt und für sie sorgt. Die besitzlosen Klassen sind sehr schlechte Soldaten, wenn sie, die nichts in sich haben, was sie fügsam stimmt, selber zu Herren werden. Das Wahlrecht ist ihnen noch mehr als uns gefährlich.'

Gerd zog die Süddeutschen, die Schweizer, die Amerikaner als Beispiel des Gegenteils heran.

Es fruchtete nichts. Achterhuisen wurde auf einmal starrköpfig. Er sagte, daß fremde Völker andere Gebräuche, anderes Herkommen hätten und deshalb nicht zum Vergleich herangezogen werden könnten.

Gerd wies auf Führer hin, die ihre Pflicht nicht täten. Was dabei aus dem verführten Volke würde, fragte er höhnisch. Er zog selbsterlebte Beispiele aus der Vergangenheit, holte an ihn gerichtete Briefe aus der Front. Wer stiehlt, handelt, feilscht, räubert nicht alles, in Kunstwaren, besonders in Lebensmitteln. Mein und Dein gibt es nicht mehr. Der Krieg erklärt alles für vogelfrei. Mit dem Gute, das den Feinden gehört, fing es an. . . .'

Gerd ereiferte sich. ‚Die Gewissen lockern sich,' ruft er. ‚Der Krieg hat unsere Leiber zerstört, jetzt untergräbt er auch unsere Seelen.'

Achterhuisen ließ keinen der Gründe Gerds gelten. Da er zu jungen und schwachen Hirnes war, um ihm überzeugende andere Gründe entgegenzustellen, wiederholte er immer nur: ‚Die Disziplin ist noch nicht scharf genug. Die Führung ist zu milde, aus Schwäche zu gerecht.' Gerd warf ihm Verblendung vor. Seine ganze Kaste wäre verblendet. Seine Natur wäre in Wirklichkeit viel menschlicher geartet. Das hätte er oft an ihm beobachten können. Warum er jetzt auf einmal so unzugänglich geworden wäre?

‚Nicht ich, du hast dich geändert! Du hast dein Erbe über Bord geworfen. Du sprichst ja jetzt wie ein Sozialdemokrat,‘ warf Achterhuisen eigensinnig zurück.

Gerd ließ sich nicht entwaffnen. Er übergoß den Freund mit glühenden Reden und warb um seine Einsicht.

Achterhuisen verbohrte sich in seine Dickköpfigkeit. ‚Du bist verloren,‘ rief er, ‚alle sagten es. Ich habe immer protestiert. Jetzt sehe ich's ein. Du bist ganz heruntergekommen. Du bist krank oder du gehörst nicht mehr zu uns.‘

‚Ich gehöre der Menschheit an,‘ rief Gerd flammend aus.

Er gedachte Hartmanns. Er gedachte seiner vielfachen Kämpfe gegen die Ungerechtigkeit seiner Mutter und gegen seine eigene Leidenschaft am ungerechten Erbe. ‚Mein Leben in Münster waren Stationen auf dem Wege zum Menschentum.‘

Achterhuisen ließ grollend seine schlimmsten Meinungen gegen ihn los! ‚Ich wollte dich zur Besinnung bringen, dich retten, dir wieder Eintritt in unsere Kreise verschaffen; ich hörte, daß du Schwierigkeiten hättest, wieder in das Heer einzutreten. Jetzt verstehe ich, warum.‘

Da beide Menschen nicht mehr zusammenstimmen, einander aber auch nicht gleichgültig sein konnten, trennten sie sich in Feindschaft.

— — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Monatsende bemerkte Gerd bei der Bezahlung seiner Miete, daß ihm am Geld nur so viel übrig bliebe, um nur eine kurze Zeit davon zu leben. Er hatte viel zu verschwenderisch für seine neuen Verhältnisse sich eingerichtet. Er mußte seine Kasse einige Male nachzählen, ehe er sich von ihrer Richtigkeit überzeugte. Da errötete er, obschon er allein war, schamhaftig.

In der Hoffnung, eine Notlage zu vermeiden, versuchte er abermals seine Einberufung als Offizier zu beschleunigen. Auch diesmal war es vergebens. Nun mußte er, um nicht leiblichem Elende zu verfallen, an eine Anleihe denken. Es fiel ihm seine Tante ein. Doch da er ihren Umgang seit der Versteigerung seiner Güter gemieden hatte, schrak er in aufsteigendem Stolze davor zurück, sie um Hilfe zu bitten.

Mit den schwindenden Tagen wuchs aber die Not und verging sein Stolz. Eines Nachmittags erinnerte er sich seiner Tante nur als eines Wesens, das ihm blutsverwandt wäre und ihm Vorwürfe machen würde, sich in Verlegenheiten nicht sofort an sie gewandt zu haben. Mit dieser Vorstellung im Herzen wurde ihm der Weg nach der Gertrudenstraße, wo die Gräfin mit ihrer beschränkten Rente in dem obersten Stockwerk einer modernen Villa wohnte, leicht.

Sie ließ auf sich warten.

Alte Renaissancemöbel aus braun glänzendem Eichenholz standen in Pracht vor weiß umrahmten Wänden, die mit grün-grauer neutraler Leinwand bekleidet waren. Aus Bildern in schweren goldenen Rahmen leuchteten rote, blaue, grüne, hellrosige Farben beruhigende Harmonie. Reste alten Reichtums glänzten in den edlen Linien strenger, etwas unbehaglicher Mäßigkeit. Die Herrscherhaltung großzügigen Adeltums reizte Gerds moderne tausendfaserige, tausendfingerige Empfindsamkeit auf. Bedauern, Sehnsucht, Heimweh nach alter Herrenhaftigkeit bedrohten ihn. Demütigung, sie verscherzt zu haben, wollte ihn zum Sklaven machen. Seine Menschlichkeit reckte sich auf, wuchs und stand hoch in der freien Stärke unbelasteter Nacktheit.

Tante Thea, klein, gebeugt, rauschte in schwarzem Tafte herein. Aus weißer Halskrause stieg ihr rosiges Greisengesichtlein. Sie reichte ihrem Neffen die Fingerspitzen zum Drucke und die Wange mit alter Schönheitswarze zum Kusse. Sie tat, als ob Gerd gestern noch bei ihr gewesen wäre. Der letzten Befangenheit entbunden, öffnete dieser ihr seine Bedrängnis. Sie verschloß sich. Das Zusammensein verstockte. Sie wurde unnahbar und moralisierte. Sie warf ihm vor, seine Not selbst verschuldet zu haben. Sie wollte ihm nichts schenken und nichts leihen. Sie wollte ihn bezwingen, indem sie an ihre Hilfe die Verpflichtung knüpfte, daß Gerd seine Mutter suchen und zurückrufen solle. Die Mutter allein könne ihn dann weiter retten, vielleicht auch von den verlorenen Gütern einige wieder gewinnen.

In der Überraschung starrte Gerd sie wie eine Verirrte an. Sie beharrte mit Worten und Blicken, die Triumph voraus kosteten. Er rang sich die nochmalige Erklärung seiner Lage ab. Seine bare Menschlichkeit zeigte er, und sich schamvoll windend wies er auf sein Streben nach Rechtlichkeit hin, was sie verkehrte Erziehung, krankhafte Auffassung von Ehrlichkeit, Verwechselung von religiösen und wirtschaftlichen Erfordernissen, mit einem Worte: eigensinnige Beschränktheit nannte. Mit herzweher Mühe versuchte er sie zu überzeugen, daß nicht er, sondern sie von beschränkter Auffassung wäre. Großmütig ging sie darauf nicht tiefer ein, um ihn dafür mit Grausamkeit an empfindsamerer Seite zu fassen. Sie warf ihm seinen Haß gegen die Mutter vor, seine Unmenschlichkeit als Sohn. Ihre Forderung erhärtete sie.

‚Verstehst du denn nicht,‘ schrie er auf, ‚daß ich aus Leidenschaft, ein reiner Mensch zu werden, mich in meiner Liebe zur Mutter nicht erweichen lassen darf. Lieber darben! Lieber hungern! Lieber als Handarbeiter sein Leben fristen! Ja!‘

Alle seine Wunden, alle seine Nöten hatte er aufgerissen. Sie blieb unversöhnlich und unerbittlich. ‚Du hast die Schuld, du hast die Assewecth hingestellt, als ob sie Verbrecher wären.‘

‚Hast du selbst nicht meinen Vater angegriffen, nicht die Mutter, nicht mich? Mich nicht einen Steckling von Vaters Unducht genannt?‘

Sie verstand ihn nicht. Sie lehnte weitere Reden als zu rücksichtslos und als zu ermüdend für ihr Alter ab. Dadurch wurde es ihr noch leichter, Gerds Bitte um Unterstützung abzulehnen. Sie nahm sich aber innerlich vor, selbst nach Gerds Mutter zu forschen und sie zurückzurufen.

Ihr Dienstmädchen rief sie zum Kaffee, dessen Duft Gerds Geruch und Geschmack empörten. Er ging davon. Die Hohlheit des Bettlertums wühlte in ihm; dessen Leere beengte ihn; sie wollte ihn einschrumpfen.

— — — — — — — — — — — — —

Die gesinnungslose Verführerin Not umschlich Gerd immer mehr und lockte ihn eines Tages in das Haus des Herrn Mayer.

Das Haus war eine kürzlich gekaufte Villa in der Piusallee, ein Gebäude aus grünlichem Sandstein, rotem Riesendach und mit einem Eckturm, der so dick wie ein Festungsturm war. ‚Kolossal,‘ sagte Herr Mayer, als er es zum Ankauf beäugte. ‚Kolossal‘, und er meinte ‚schön‘.

Gerd wurde über die Diele in den kleinen Saal geführt. Beide Räume waren lange Rechtecke und lagen parallel. In den Fenstern der Diele brannten grüne und rote Farben, grün wie verdorrte Heide und sengend rot wie grelle Feuer. ‚Walhalla Harmonie‘ nannte es Herr Mayer. Vor der Längswand gegenüber dem Treppenaufgange reckte sich der silberne Donar und hob den wuchtigen Hammer. Er war so groß, daß er mit den Füßen in einer in den Boden gebauten Höhlung stand und mit dem Kopfe die Decke berührte. ‚Dieser germanische Gott trägt und stützt mein Haus,‘ liebte Herr Mayer zu erklären. Als Gerd den Gott im Lichte eines theaterhaften bläulichen Ampellichtes sah, dachte er: ‚Donar sprengt den Raum und haut alles Menschliche mit seinem Hammer nieder. Soll dies eine Vorbedeutung sein für meinen Empfang durch den Hausherrn?‘

Kaum war er in den Saal eingetreten, als er einen Mayerischen Zwischenfall erleben mußte.

Herr Mayer donnerte in seinem schönsten Baß: ‚Du bist besoffen, Fatzenschlingel! Am hellichten Tage! Du warst im Kutschwagen vor der Ratschenke und hast mit deinem Spazierstock dem Kutscher die Hutröhre eingebeult und geschrien: „Fidelitas!“ Und der schnodderige Fritz Untied hat auf dem Pferd gesessen, gelacht und Fratzen geschnitten. Der Stadtverordnete Ohnesorge hat es mir telephoniert. Es ist eine Schande für meinen aufglänzenden Namen.‘

Dazwischen Püffe, Schläge, Heulen und im Geschrei untergehend eine dünne Stimme: ‚Besuch! Besuch! Da ist Besuch!‘

Eine schneidende Knabenstimme wird verständlich: ‚Du hast doch jeden Abend einen Rausch hängen — so voll — so voll — siehst noch nicht mal jemand . . .‘

Wutschnaufen, Schläge, Heulen. Herrn Mayers Stentorstimme: ‚Frechdachs, Spion, du Balg!‘ Und Schläge, Gestrampel, Geheul und wieder die zitternde, verwehende Stimme: ‚Besuch! Besuch!‘

Jedes Wort durch einen dumpfen Schlag begleitend, orakelt Herr Mayer:

‚Wenn ich voll vom Weingeiste bin, dann ist es stockfinstere Nacht und habe ich die Spesen dafür vorher verdient. Du aber — Ehrenschänder, Dummkopf —. Ich schicke meine Dienstmädchen morgens um sechs zur Messe — ich halte mein Haus rein — und du —.‘ Herrn Mayers Wut rast sich in körperliche Züchtigung aus. ‚— Du bist so dumm. Du — —‘

Die Knabenstimme schreit ganz hell: ‚Du tust es heimlich — und ich — — schlag, schlag drauf los — ich bin ein Esel.‘

Stille, ausgefüllt von Püffen und Geklatsche.

Die Frauenstimme ist jetzt sehr gut hörbar: ‚Besuch wartet! Ihr seid beide verrückt.‘

Sofort tritt gänzliche Stille ein. Bald darauf ist Herr Mayer bei Gerd im Saale. Er ist rot im dicken, runden, glattrasierten Gesicht. Er atmet etwas nach Anstrengung. Er glänzt kordial. Er ist entgegenkommend wie ein Herr, der etwas gutmachen will.

‚Sie schenken mir die Ehre Ihres Besuches. Ich habe nur die Wohnung Umstände halber etwas verändert. Die Firma Mayer wird jeden Tag stärker. Ihres Wachstums Last können meine schwachen Kräfte allein kaum mehr genügen. Seit gestern bin ich Maschinenfabrikbesitzer. Will in Münster etwas mehr Rauchfahnen wehen lassen. Mehr Arbeit. Mehr Reichtum. Ich will das finstere Münster modern und groß machen. Es war drollig. Der Besitzer der M. M. war ein alter Bürger mit Vorurteilen. War bange, daß sein Sohn ihm zu früh die Initiative, die Macht entwinde, in seine Geheimkasten gucke. Ließ ihn nicht mitdisponieren, ließ ihn bummeln, ließ ihn nur volontärisieren. Der Sohn lernte nur Trinken, Kartenspielen und Prahlen. Soll mir mit meinem Balg nicht passieren. Nun — he — verstehen Sie, — als sein Alter die Augen schließt, steht vor dem Sohn ein Berg Schulden und davor ein Morast von Unkenntnis. Bevor er an den Berg heran kann, fällt er in den Morast. Daraus habe ich ihn erretten können. Jetzt hat der Sohn eine kleine Rente und ich habe die Fabrik. Stelle sie auf Großbetrieb ein, Kriegslieferungen zusammen mit Hammerwerken — großartig. Ich organisiere den Aufstieg der bisherigen Dienstmädchen zur Selbständigkeit, indem ich ihnen Arbeit bei mir anbiete. Die Steuerkraft

Münsters erhöhe ich in einem Jahr um 20 vom Hundert. Kolossal, wie? Ich wachse jetzt in meinen wahren Beruf hinein. Verstehen Sie? Aber das liegt Ihrer vornehmen Größe wohl nicht, he? Ihr Auge ruht wohlgefällig auf einer Madonna aus Holz, 15. Jahrhundert, 20 000 Mark. Daneben hängen echte japanische Raubtierzeichnungen, zwei — jede 7000 Mark — rosa und schwarz. Sie selbst lehnen sich an einen echten Stuhl im Stile des Weltbezwingers Napoleon. Das Stuhlgerippe allein hat einen Wert von 1200 Mark. Das Sofa ist ganz modern. Rechts und links Schränke mit seltensten Porzellanen. Der Flügel ist von Bechstein, das Harmonium da hinten ist aus Hannover vom Erbauer der berühmten Orgel in unserer Erlöserkirche. Mein Junge soll darauf spielen lernen. Aha, Sie beschauen die saftig nackte Figur da? Das ist ja ein Ölbild von dem Klassiker Renoir, „Vor dem Bade". Das war Ihr eigenes Gemälde. Und Sie kennen es nicht wieder? Kolossal! Sie haben es doch aus Großmut in den Verkauf gegeben. Sie wenden sich ab . . .'

Pause. . . . Herr Mayer in leichter Verbeugung dastehend reibt sich die roten Hände. Gerd steht in Flammen von Mißmut und Entrüstung, von Not und sich ausstreckender Hilflosigkeit.

Er bringt knapp sein Anliegen an. Er kann sich aber nicht hindern, einen überlegenen Ton anzuschlagen. Er fühlt sich als Graf, weiß es, ärgert sich darüber, verbessert und erniedrigt sich nicht.

Herr Mayer antwortet: ‚Fünfhundert Mark möchten Sie? Aber ich bin kein Wohltätigkeitskassenverweser. Ich bin nur Geschäftsmann.' Seine Augen schillern in rosigen Fettpolstern. Seine Haltung ist aufgerichtet, groß, feierlich. Seine Hand liegt auf dem Herzen. Herr Mayer erlebt einen der schönsten Augenblicke seines Lebens.

Gerd sinkt innerlich auf die Knie und wiederholt sein Anliegen ohne Festigkeit in der Stimme, ganz sachlich, ganz menschlich. Seit drei Tagen ißt er einmal täglich etwas Warmes. Herr Mayer antwortet: ‚Ich gebe Ihnen für 3000 Mark echten Tabak. Nach zehn Tagen können Sie daran 1000 Mark verdient haben. Ähnlich habe ich mich wieder aufgekrabbelt, als ich am Boden lag. Nur bot mir keiner ein solches Geschäft wie ich Ihnen.'

Reste alten Herrentums bäumten sich angewidert gegen die Würdelosigkeit des Antrages in Gerd auf. Er würgte den Ekel zwar hinunter und sagte nur, daß er sich das freundschaftliche Angebot überlegen wolle. Doch vermochte er es nicht zu unterlassen, das Wort ‚freundschaftlich' bitter ironisch auszudrücken. Auch hatte er wider Willen die Gesichtsfarbe gewechselt. Unter gegenseitigen Komplimenten schieden die beiden Herren voneinander, wobei Herr Mayer dachte: ‚Der Graf will nicht, wird aber wiederkommen.'

— — — — — — — — — — — — — —

Eine dünne Kruste hartgefrorenen Schnees bedeckte die Straßen. Wagenräder und Kinderschuhe hatten darauf Bahnen, die wie dunkler Stahl glänzten, geschlittert. Vor dem Bült am Buddenturme sauste auf solchen Bahnen eine Schar Straßengöhren, im Tumulte der Freude ein neues Vergnügen zum ersten Male wild an sich reißen zu können.

Ein Wachtelhund mageren Baues, aber sauber schimmernden Langfelles geriet bei dem Versuche, die Straße zu überqueren, zwischen schlitternde Bubenbeine. Er erhielt an den Leib einen heftigen Tritt von einem hageren Flaps, dessen Lust, Eisflächen zu bezwingen, vom Schatten des scheuen Tieres einen Augenblick gestört worden war. Der Hund schlich aufheulend an den Fuß des Buddenturms, sich dort krümmend und an den kalten Stein sich duckend. Ein Ball aus fest gepreßtem, gefrorenem Schnee flog ihm auf die Stelle, die so furchtbar weh tat. Seine Augen gingen ihm über. Gehagel von Schneeballen prasselten auf ihn und neben ihn. Eine Meute Blagen stürzte in entfesselter Quälsucht heulend auf das sterbende Tier. In Angst vor dem ihn so schrecklich verfolgenden Tode und im Gesicht des nahen Heimes riß es letzte Kräfte aus der Starre des Schmerzes und floh. Er brach vor der Haustür Gerds zusammen, wollte heulen und wimmerte nur. Ein Fenster öffnete sich. Gerd sah seinen Sultan unten liegen, stieg hinab und fand ihn tot. Sein Körper war noch warm. Er trug ihn wie ein geliebtes Kind in seine Wohnung.

‚Ich habe nicht mehr für dich sorgen können. Meine leere Kasse wollte es nicht. Du verstandest mich, liefst auf die Straßen und suchtest, weiß wo, etwas, um die Schreie deines Magens zu stillen und mir den Anblick des Hungers zu ersparen. Edles Tier, du warst mein anspruchlosester, mein uneigennützigster, mein liebster Freund.‘

Gerd sah vor sich in der grausamen Lebendigkeit vorwurfsvoller Erinnerung das Weh aus den treuen Augen Sultans brechen, kurz bevor er jeden Tag zur gefährlichen Nahrungssuche die liebkosende Nähe seines Herrn verlassen mußte, sah die Freude in denselben Augen, wenn Sultan nach kümmerlicher Atzung jubelnd um ihn sprang. Jetzt drückte er ihm diese Augen, worin das Entsetzen verglaste, zu. Ein seltsamer Frost ließ ihn erschauern. Er sah im Tode seines Hundes einen Ring in der Unheilkette, die er immer enger um sich gezogen fühlte.

— — — — — — — — — — — — — —

Dann kam ein Schlag, der ihn aus dem Gleichgewichte hob. Es geschah noch nicht durch die Anzeige in der Zeitung: ‚Gott dem Allmächtigen hat es gefallen, den Oberlehrer am Paulinischen Gymnasium Dr. Heinz Potthoff zu sich in die Ewigkeit zu nehmen.‘ Auf diese Anzeige stieß er, als er eifrigst nach dem Abdrucke seiner eigenen

Anzeige suchte: ‚Ein Reitanzug, ein Frack, ein Smoking, ein Sommeranzug, ein Paar Lackstiefel, ein Paar Lackschuhe preiswert zu verkaufen.‘ Als er an Stelle dieser Notanzeige, die er wegen Raum- und Papiermangels noch nicht fand, die Todesanzeige seines Freundes las, erlebte er nur ein Stutzen, welches darauf von der schalen Befriedigung ersetzt wurde, daß die längst gehegte eigene Ahnung auf etwas Trauriges plötzlich in einem merkwürdig unpassenden Augenblicke erfüllt worden sei. Auf dem Wege zum Klemenshospital, wo die Leiche aufgebahrt war, wollte sich sogar ein Gedanke wie ein gemeines Reptil in sein Gemüt einschleichen. ‚Warum blieb Heinz auch so allein? Warum ließ er nichts von sich hören? Mußte ich mich nach unserm Streite, den er durchfocht und den er als der ehemalige Lehrer und der Ältere hätte beenden müssen, wieder zuerst zu ihm hin bemühen?‘ Doch mit dem einen Wort ‚Standesdünkel‘ verjagte er das Reptil. Aber seine Seele blieb wie ein hartes Stück Erde, worüber ein zu leichter Pflug vergebens geht.

Als er von der Schwester, die ihm voran zum Sterbezimmer schwebte, hörte, daß Heinz seinen Vornamen noch im letzten Atemzuge wie zu einem Rufe geformt, daß er aber nie den vollen Hausnamen genannt habe, so daß man ihn nicht habe benachrichtigen können, da mußte er sich den Vorwurf machen, daß er keinen Schmerz, nur das Weh einer seelischen Ohnmacht empfinde. ‚Bin ich durch all meine Erlebnisse erschöpft, daß ich jetzt nicht erschüttert bin, wo ein Mensch dahingegangen ist, der mich über die Maßen besorgt und geliebt hat? Jetzt, wo ich als ein armer Kerl mich erst Heinzen gleich fühle, müßte ich doch mehr als früher nachtragend miterleben all das Leid, das ein lieber Mensch wie er in Qualen zum Teil für mich geschleppt hat. Kann ich Gutes nicht empfinden, wenn ich will,‘ fragte er sich mit aufquirlender Angst. ‚Kann man nur ichsüchtig fühlen?‘

Da stand er vor der Leiche, da sah er ein Gesicht.

Das Alleinsein ist ohnmächtig; das Beisein ist allmächtig.

Kaum berührten Gerds Blicke das Antlitz des Toten, als mit ihm Gewaltsames geschah. Ein Schrecken erhob, erfaßte und durchrüttelte ihn. Er blies in Eiseskälte seine armen Ichfünklein aus ihm heraus. Gerd brach in die Knie, seinen Kopf wie in Starrheit der Leiche als dem Orte übermenschlichen Bannes zugewandt. Sein Ich floß aus ihm heraus, und er ward inwendig voller Leere. Er hörte ein großes Donnern in regelmäßigen Pausen wie die Schritte eines Riesen. Letzte Gefühlsdünste zerstoben. Es klärte sich. Das Donnern verhallte. Eine saftig grüne Wiese mit seidigen Zitterhalmen, tausend makellosen weißen Blütensternen, abertausend gelben Blütenkelchlein breitete sich von Taufunken besprenkelt im Morgensonnenlichte wie ein lebendes Gebilde aus, Fülle und Lebenslust wie Segen ausleuchtend. In den blauen Lüften strich der

Wind harfend über die Blüte reifender Kornfelder sowie durch die dunklen Baumwipfel, die dicht sind vor dem Geheimnis ihrer Lebenskraft. Welch ein Prangen! Da geht ein Schatten darüber hin; er ist wie der Umriß eines bis zum Himmel reichenden Fußes. Das Donnern im grauenhaften Takte eines Trittes, den man nicht sieht, erhebt sich, senkt sich wütend, schreitet.... Das Prangen ist vereist. Eine öde Fläche von Kälte verkrampft. Der Tod! Der Tod! Eine Stimme spricht in einer Stille. Es ist Heinzens skandierende Zunge: ‚Ich bin nicht krank. Das sind nur die Nachwehen einer leichten Lungentuberkulose. Ich fange erst an zu leben.' Die Worte arten in ein fröhlich lustiges Lachen aus. Auf einmal zerbricht es wie zu tausend Scherben. In der Ferne rollt donnernd ein Schreiten. Der Tod! Der Tod!

Sahst du etwas, was ihm widerstände? Eine Stadt mit Mauern hoch wie Türme, dick wie Häuser? Ich hörte von Memphis, wie es herrlich war viele Jahrhunderte, und ich sah am Orte seiner Größe seine Überbleibsel: Ruinen, nicht höher als ein Aschenhaufen nach dem Brande eines Gebäudes. Völker konnten sich nicht vor dem Tode retten, trotzdem sie sich den Tod zum Bundesgenossen machten, über Nachbarvölker herfielen, sie hinschlachteten, um voll Gier nach Ewigkeit die Quelle ihres Lebens zu trinken. Dies Donnern! Dies Donnern!

Wo sind die Schlösser und die Güter der Asseweeth, wo ist seine Stärke? Wo ist sein Erbe? Der Tod! Der Tod!

‚Heinz,' schluchzte Gerd. ‚Ich liebte dich nicht genug. Nicht einmal Erinnerung ist voll Leben; sie schafft mir keine Bilder deines guten Wandelns um mich. Du opfertest so viel — so viel. Jetzt erst sehe ich deine Liebe brennen! Der Tod!'

Er stieß einen Schrei aus. Auf dem weißen Totenbette erblickte er anstatt Heinzens wächsernem Angesicht mit dem wehsüßen jenseitigen Lächeln den Tod selber liegen mit dem knöchernen Schädel, den schwarzen Löchern, wo einst feuchte Augen strahlten. In der Ferne hallte das donnernde Schreiten. Der Boden zitterte. Der Schädel lachte.

Gerd hatte seine zügelloseste Vision. Er unterlag ihr aber nicht, sondern er schaute das Totengesicht fest an: ‚Ich bin ein nackter Mensch, ich habe nichts wie meine Seele. Ich lebe nur ihretwillen. Drum kann mir der Tod nichts nehmen. Gott, mich verlangt nach deiner Ewigkeit!'

Aber es kamen nun immer strengere Vorwürfe über ihn, daß er blind gegen Heinzens Freundschaft gewesen sei und daß er sich als Mensch so selten mit ihm, daß er sich als Reicher aber so oft gegen oder ohne ihn gefühlt hätte. Seine Unruhe und seine Vorwürfe bildeten seine Trauer. Ungetröstet ging er von dannen.

— — — — — — — — — — — — —

Es war kalt. Um Kohlen zu sparen, hatte Gerd nicht sehr einheizen lassen. Da ihn aber fror, trug er im Zimmer seinen Winterüberzieher. Eine solche Lage hatte er sich in seiner früheren Lebenshaltung nie einfallen lassen. Wofür hatte er Gerechtigkeit zur Tat werden lassen? Damit er friere und erkranke? Damit er von Stufe zu Stufe der Gesellschaft sinke? Damit er Sorglosigkeit und Genuß im Leben entbehre? Damit er der Arbeit, der schmutzigen Handarbeit gar verfalle wie einer Strafe? Dafür, daß er Gerechtigkeit zur Tat werden ließ?

Zwar antwortete er sich fest: ‚Ja, denn ehrliche Arbeit ist das Verdienst des reinen Menschen, ist sein Glorienschein.‘ Doch er konnte sich nicht finden, ebenfalls zu denken: ‚Die Ausübung der Gerechtigkeit ist eine Funktion innerhalb der Gesellschaft. Übt sie nur ein einzelner unter vielen Ungerechten aus, so ist er der Gimpel der Mehrheit.‘

Es fiel ihm der Witzname ein, unter dem er unter seinen ehemaligen Standesgenossen weiter lebte. ‚Der soziale Narr‘ nannte man ihn dort, wenn man von ihm, dem unerschöpflichsten Unterhaltungsstoffe, sprach. Sein Mund verzog sich bitter. Sein Gesicht erschien voll Furchen, die sich tiefer in seine noch so jugendliche Haut gruben. Irgendwo in seinem Innern kicherte es spitzig weh. Da packte ihn die Wut über die Vergangenheit. Er holte alte Briefe, Papiere, Photographien seiner Ahnen und namentlich seiner Mutter hervor und verbrannte alles. ‚Sie helfen mir meine Bude wenigstens etwas mehr erwärmen,‘ meinte er grimmig. Aber sie füllten sie nur mit Rauch.

Bei dieser Gelegenheit verbrannte er auch seiner Mutter Rechtfertigungsschrift, die er seinerzeit gewaltsam von Heinz Potthoff mit heimgenommen hatte. ‚Ich will sie ungelesen vernichten. Sie vermöchte mir sonst das, was ich noch Gutes an meiner Mutter sehe, auch noch in Zweifel zu ziehen und zu verderben.‘

Da fiel ihm ein, daß es am Nachmittage vor Weihnachtsabend war. Die Kälte, die er in seinem Zimmer empfand, wurde bedeutungsvoll. Seine Öde blieb nicht kurze Gegenwart; sie nahm die schreckliche Weite der Zukunft an. Seine Arbeitslosigkeit ballte sich zur Drohung. Seine Einsamkeit legte sich ihm wie eine würgende Hand um den Hals.

‚Heinz Potthoff machte mich zum Haupterben. Der gute, große Junge! Er ahnte nicht, daß ich nach Abzug des Erbteils für seine brave Haushälterin und der Kosten seiner nutzlosen Kur in Lippspringe sowie der Beerdigungskosten von der ganzen Hinterlassenschaft noch einhundert und sieben Mark Schulden übrig behielt. Das war für mich ein Vermögen. Ich konnte diese Ehrenschuld nur bezahlen, indem ich wieder ein Paar Schuhe verkaufte. So ähnlich erging es mir

mit allen Erbschaften. Und ähnlich auch mit allen menschlichen Verbindungen.'

Seine Fensterscheiben überzogen sich von der Kälte draußen mit einem dünnen Eishauche. Darin bildeten sich in phantastisch herrlichem Schwunge seltsame Blätter und Blüten. ‚Eisblumen,' flüsterte er, trat hinzu, wischte sie weg, preßte die Stirn an die kalte Scheibe und schaute hinaus, dahin, wo hinter einer Wiese in verdorrtem Grün unter allerlei Giebeln neben der Turmhaube von Sankt Martini, alles stumpf, grau, ohne den belebenden Geist des Sonnenlichtes, der Dreiecksgiebel des ehemaligen Asseweethischen Herrenhauses auf Pilastern und Säulen in der großartigen Ruhe der Unberührbarkeit lag. Seine Blicke klammerten sich an ihm fest. Seine Seele träumte.

Nach einer langen Weile hörte er auf dem Flur im Hause eine Stimme nach ihm fragen. ‚Das ist Fräulein Gertrud,' sagte er auffahrend halblaut. Obgleich ihn noch fror, so entledigte er sich schnell seines Überziehers. ‚Sie soll nicht sehen, daß meine Stube aus Not kalt ist,' dachte er. In seinen Stolz hüllte er sich wie in einen neuen Mantel.

Fräulein Gertrud trat ohne Befangenheit ein und bat nach einem kühl höflichen Empfange, der sie nicht aufhielt, im Namen ihrer Eltern zu sprechen, daß der Herr Graf den Weihnachtsabend auf dem Kreuzhofe verbringen möge, falls er Neigung dazu habe. Es wäre recht herzlich gemeint. Auf den erstaunten Blick Gerds ging sie schlankweg auf die Ursache ein, die Gerd solange vom Kreuzhofe ferngehalten hatte. Sie sagte ohne jede Verhüllung, ohne jede Ziererei, daß sie ihn so sehr, wie sie es nicht sagen könne, gern habe, weil er ein großes Unglück tragen müsse und stets das Rechte und Schöne tue, obgleich er deswegen in Armut geraten und obgleich man ihn deswegen schelte oder als verrückt aufziehe. Weil sie ihn deswegen so überaus liebe, hätten ihre Eltern gewähnt, das könne wohl zu ihrer Verheiratung mit dem Grafen führen. Namentlich hätte ihre Mutter daran geglaubt. Aus Vaters innerlicher Meinung wäre sie nie recht klug geworden. Sie selbst wäre über den Plan anfangs bestürzt gewesen. Dann aber hätte sie eine große Seligkeit erfüllt. Diese aber wäre von einer großen Bangigkeit gefolgt worden. An jenem Abend, da er Skat spielen wollte, statt dessen aber mit ihr am heißen Ofen sitzen geblieben wäre, hätte sie eingesehen, wie unrecht sie täte. Jetzt wäre alles vorbei. Sie begriffe, daß ihre Liebe eitel Hochmut sei und sie ihm dadurch nur wehe tue. Sie wüßte auch, daß er nie mehr auf den Kreuzhof komme. Eingeladen hätte sie ihn heute nur, weil die Mutter es so wolle. Sie hätte aber nicht anders gekonnt, als die ganze Wahrheit zu sagen und ihn um Verzeihung zu bitten. Es wäre für sie die beste Weihnachtsfreude, ihm dies zu sagen. Darauf

wünschte sie ihm ein gutes Fest und war verschwunden, ehe Gerd noch den Mund auftun konnte.

Staunen schlug ihn mit Befangenheit. Das Benehmen dieses Mädchens war außerordentlich. Geschah es aus kindlicher Einfalt oder aus weiblicher Koketterie? Beide trennt oft nur der unsichtbare Triebgrund. Wollte sie ihn auf diese unerhörte Weise aufs neue verlocken? Oder wollte sie nur das, was sie sagte: ihn aus Liebe um Verzeihung bitten? ‚Sie log nicht!' rief er aufspringend aus. ‚Der Ton ihrer Stimme war echt. Und wenn ich denke an ihre frühere Unbenommenheit, womit sie ihre Ansichten aussprach . . . Ihre Stimme war nicht nur echt, sie hatte auch die Musik der Wahrheit — diesen reinen Klang. Ich hätte ihren Atem kosten mögen. Welch einen Mut hat sie oder welch reine Seelenkraft! Wie strahlte ihr Auge blau! Wie holdselig saß sie auf dem Stuhl! Sie lächelte froh, eine dumpfe Last loswerden zu können. Wie habe ich sie verkannt! In ihr zeigte sich mir der reine Mensch. Schade, daß ich jetzt nicht mehr auf den Kreuzhof gehen darf. Ginge ich hin, dann meinte sie, ich liebte sie doch. Und dann trübte ich ihre Seele. Und ich richtete Unheil an.'

Seine Sehnsucht nach ihr verlockte ihn aber und zauberte sich die ungelenken, starken Formen ihrer Gestalt wundersam beseelt immer eindringlicher vor. Plötzlich gestand er sich, daß er sie lieben müsse. Das verwirrte ihn. Der reine Eindruck, den er von ihr in sich wie eine süße Erhebung trug, verzerrte sich. ‚Das ist es,' rief er sich bitter zu. ‚Ich bin der Gimpel meiner Sinne. In Einsamkeit eingemauert, vom Elend bedroht, von den Menschen verhöhnt oder zurückgestoßen, sah ich in ihrem Besuch schon etwas Wunderbares. Die Nähe eines freundlichen Menschen macht mich toll, so daß mir als Tugend und Reiz erschien, was Aufgeblasenheit war. Eine Bitternis mehr an diesem heiligen Abend.'

Sein Zimmer beklomm ihn. Er zog sich an und ging hinaus. Die Luft war milder geworden. Auf die Stadt senkte sich die Dämmerung. Große Häuserwände standen wie schwarze Schatten und streckten in den schmutziggrauen dunstigen Himmel merkwürdige Formen, worin sich ihre Giebel unter dem Einfluß der nahenden Nacht verwandelt hatten: dort war es, als ob ein Drache auf einer Giebelstufe sich krümme; nicht weit davon wollte eine riesige Kugel auf die gierig trottenden Menschen hinabsausen; vom Dome schien ein schwarzer Engel sich loszulösen und zum Fluche erdwärts zu schweben. Etwas Bedrohendes erblickte Gerd überall. ‚Der Himmelsrahmen für die fünfte Kriegsweihnacht; furienhaft! Mir ist, als ob es Schwefel von oben herab regnen müsse. Die Menschen aber, die alle das weitere Morden an den Fronten leiden, die nichts dagegen tun, als von Zeit zu Zeit zu klagen, die von Tag zu Tag ungerechter, habgieriger, nei-

discher, zuchtloser werden, laufen sich in allen Straßen nach allen Läden die Beine ab, um sich gegenseitig mit den Erträgnissen ihrer Gewinne am Scheusal Krieg zu beschenken. Und sie sind glücklich!'

Blaue Laternen brannten in den dunklen Straßen, die sich verwirrend schlangen. Straßenbahnen fuhren mit Lichtern, die roten und grünen Augen eines Ungeheuers glichen. Das bunte Licht, das auf den Straßen flimmerte und wolkte, wurde von der feuchten Finsternis des Himmels niedergeschlagen. Kot spritzte unter rollenden Rädern. Hinter den schwarzen Hauswänden flimmerten goldgelbe und rotgelbe Lichter auf. Wie riesige Transparentbilder sah es aus. Durch eine Finsterniswand schimmerten plötzlich viele kleine, bunte Lichter eines Tannenbaumes. Märchenhaft! ‚Sie sind es nicht würdig. Wir sind es nicht — ich bin es nicht würdig,' klagte Gerd.

Er stand vor einer Hauswand in Stille. Süße, reine Kinderstimmen sangen:

Wie tröstlich er spricht:
O fürchtet euch nicht!
Ihr waret verloren,
Heut ist euch geboren
Der Heiland, der allen das Leben verspricht.

‚Diese süßen Kinderstimmen! Sie ahnen nichts von Verstocktheit. Sie glauben nur. Und wir . . . und ich . . .'

Er krümmte sich in sein Innerstes zusammen. Eine Stimme stieg in ihm, und es war wie von weit her, und schrie nach Frieden. Er vermochte sich nicht zu sammeln. Er schritt in der Öde seiner Einsamkeit, vor sich eine Zukunft mit verfinstertem Horizont. ‚Ich muß hindurch. Mensch sein, heißt das Kreuz lieben.'

Da durchwehten sanfte Flocken die schwarze Luft. Mild weiß leuchteten sie. Sie flogen in Bogen und betteten sich demütig auf die harte, schmutzige Erde und die düsteren, grauenhaften Dächer. Sie ließen sich von Gerds Tritten zerstampfen, kamen immer zahlreicher geflogen, legten sich immer demütiger aufeinander, bis daß Gerd weicher schritt, immer weicher . . .

Die finstere Stadt ward in ein Festkleid gehüllt.

8. Kapitel.

Opfer.

Graf Assewceths leibliche Not erlaubte ihm nicht lange, auf die Wiedereinstellung als Offizier, was immer unwahrscheinlicher wurde und sichtlich verzögert zu werden schien, zu warten. Er liebte die Arbeit, besonders seitdem er Mensch geworden war. Er suchte für seinen reichen Geist, seine Umsicht, seine menschliche Erfahrung fruchtbare

Tätigkeit. Zweimal hatte er eine Stelle als Inspektor auf einem landwirtschaftlichen Gut in Aussicht. Aber da sein Titel und Name für eine Arbeit der Reichen gemacht schien, ward man stutzig, erkundigte man sich nach ihm und erfuhr seine Lebenstat. Was für ihn als Menschen ein Ruhm sein mußte, ward ihm als Arbeitsuchenden eine schlechte Empfehlung.

Auf einem Militärbureau eine leitende Stelle gemäß seinen Fähigkeiten zu erhalten, war ausgeschlossen. Er konnte, da er noch wehrpflichtig war, doch nur als Offizier beschäftigt werden. Ihn als solchen aber wieder einzuziehen, weigerte sich die Militärbehörde bis jetzt. Gerd war überzeugt, daß sie sich so lange weigern würde, bis daß er nicht nachließe, immer dringlicher Versorgungsansprüche zu stellen. Immer dringlicher hieß immer bettelhafter.

Jede Art von Bettelei, jede unverdiente, erpreßte Gabe und Handlung hieß für ihn mit häßlichem Stoffe die Schönheit seines Menschentums vernichten. Betteln selbst durch größere Not und Annahme geringerer Arbeit umgehen, bedeutete letztes Adelstum vermenschlichen.

‚Ich will alles mitmachen. Mein Gang um Arbeit ist der Versuch, nachzugehen die Dornenpfade der vielen andern Brüder. Hat nicht eine bedeutende und vornehme Frau als Arbeiterin in einer Hutfabrik gearbeitet? Ich will ganz Mensch sein; ich will alles Leid miterfahren, alle Seufzer, alle Flüche über das Elend in mir aufsteigen fühlen, alle Not des Menschentums soll in mir aufbrechen. Möge sie aufbrechen wie eine Blüte, so bete ich zu dir, mein Gott!'

Auf dem Bureau eines Lebensmittelamtes konnte man ihn nicht gebrauchen, weil ein ehemaliger Graf doch unmöglich flott mit der Schreibmaschine umgehen könne; auch vermöge man ihm doch nicht alle Arbeiten zumuten. Er müsse als höherer Beamter in eine Verwaltung hinein. Er erniedrige sich durch jede andere Arbeit.

In schmerzlicher Gewundenheit gehen die Gänge des Besitzlosen um Arbeit. Gerd ging die tausend Windungen der Gänge. Bald wußte der Adel, daß Gerd Asseweeths Geist jetzt glaube, wie die Knechte arbeiten zu müssen. Diese Verirrung habe ihn natürlich unter die Arbeitslosen geführt, denn was verstehe ein solch unsinniger Kopf von Arbeit! Sein Spitzname wechselte. Man nannte ihn jetzt den sozialen Bettler.

Gerd nahm all seine Menschheit und seinen Mut zusammen und nahm Arbeit an in der Münsterischen Maschinenfabrik vormals Geyer, jetzt Aktiengesellschaft; daß die Fabrik wesentlich Eigentum Mayers wäre und daß dieser ihre Geschicke leitete, war ihm entgangen.

— — — — — — — — — — — — —

Michel Kröger hatte einen schiefen Kopf, eine sich in rotes Wirrhaar verlierende dickhäutige Stirn, wohinein breite, braune Augenbrauen wie zwei Bogen ganz unnatürlich groß ragten. Dazwischen verlief nach unten ein geschweiftes Näslein, dessen Ende einem weinroten Pfropfen glich. Wie mit blauroten Flecken bemalt waren die Sattelknochen auf bleichem, schlecht rasiertem Backenfleische. Das Kinn hing in einem weit vorspringenden fuchsgelben Ziegenbärtchen. Wenn Michel Kröger sprechen wollte, setzte er vorher Spitzbart, Pfropfennäslein und Augenbrauenbogen in eine zuckende Bewegung. Bevor ein Wort aus dem in Barthaaren versteckten Munde herausgerasselt kam, glaubte man schon zu wissen, daß es etwas Lustiges sein müsse. Michel sah aus wie ein Klown. Er sprach aber sehr ernst und meist sehr heftig, als ob er angegriffen worden wäre und sich verteidigen müsse, war aber sehr sachlich und selten ungerecht. Michel hatte O-Beine, lange Arme, grob behaarte, stets etwas schmutzig ölige Hände. Er war Schlossermeister in der Münsterischen Maschinenfabrik, hatte eine kranke Frau und sechs unerwachsene Kinder, war Sozialdemokrat und sollte Graf Gerd anlernen.

Gerd kam unter dem einfachen Namen Asseweeth zu ihm, stak im schlechtesten Anzuge, dem er noch künstlich Falten und Flecken beigebracht hatte, trug einen künstlich verbeulten Gockelhut, eine verschossene Krawatte, hatte einen gebrauchten blauen Arbeitskittel bei sich und fiel trotz dieser sorgfältigen Vorbereitung gleich auf. Meister Michel, so nannten ihn die Arbeiter, beschnüffelte mit den rotfleckigen Augen Gerd von weitem und setzte sein Gesicht ins Zucken. Gerd strengte ein recht gewöhnliches Benehmen an, vermochte aber nicht die höfliche Eleganz seiner Gebärden genügend zu verbergen. Auch roch er zu sauber. Meister Michel erschnupperte an ihm den Mann aus den besseren Ständen. Er fragte ihn streng: ob er käme, um ihre gute Arbeiterluft zu verpesten? Ob er meine, ein guter Arbeiter werden zu können, nachdem er als Bürger es noch nicht mal zu etwas gebracht habe? Ob er die Arbeit nur zum Schein annehme, um dem Schützengraben zu entgehen? Ob er Beziehungen habe? Farbe solle er bekennen. Höhnisch fragte er zum Schlusse, ob er etwa schon einem Verbande angehöre?

Aus schmutzigen Mündern der Männer und halbwüchsigen Knaben, der Frauen und jungen Mädchen schrillte und gurgelte Gelächter im fortlaufenden Rollgeschrei sausender Maschinenräder. Eisenstangen kollerten, Schienen rasselten, Maschinen fauchten. Irgendwo weither krachte in regelmäßiger Zerschmetterung ein riesiger Hammer auf stählernen Widerstand.

Gerd mußte Schneckenräder, Ritzel und Walzenräder schneiden helfen. Rohteile schob er in die Fräsmaschine; diese fraß zehn Zahnschnitte hinein. Er sah die Maschine in das Eisen beißen und kreischend schneiden, hörte sie stöhnen, wie zum neuen Fraß anrattern.

Sein Gemüt war beklommen, gepreßt von der öligen, stinkig heißen Luft. Kaum stand er und hatte ein paar Handreichungen gemacht, so wankten ihm die Beine; Müdigkeit zog an Augenlidern; Zunge schmeckte Bitternis, Ruß, Staub, Maschinenöl. Sein Gesicht spürte heiße Eisenzähne. Seine Hände, wovon die früher gelähmte Rechte infolge elektrischer Behandlung erst seit kurzem frei beweglich geworden war, griffen falsch. Sein Finger blutete, Meister Michel schrie. Gerd verstand es im Rädergerassel kaum: ‚Er hat schon was abgekriegt.‘ Wie ein Echo klang es. ‚Siehst du jetzt ein, wie schwer die Lehre ist? Aber warum sagst du nichts? Ich spreche zu dir, damit du dich verteidigst.‘ Von seitwärts, von vorwärts sprang Lachen auf.

‚Daß die da drüben das Gerede so verstehen können,‘ dachte Gerd, nahm sich zusammen, fräserte weiter, weiter . . .

‚Sag mal, wodurch bist du so in die Gosse gefallen? Durch ein Weib?‘ fragte eine lauernde Stimme. Ein Gesicht unter einem Haarwulst, rot und rußig und schwitzend, mit stumpfer Nase, schwülstigen Lippen tauchte zwischen sausenden Rädern auf.

‚War es ein schönes Frauenzimmer, eine vom Theater?‘ fragte eine herausfordernde, heisere Bubenstimme.

‚Schweigt, ihr Schweinepack!‘ donnerte Meister Michel, doch ohne Erfolg.

‚Wieviel Hunderttausend hast du ihr angehängt?‘ fragte die erste lauernde Stimme.

‚Seht ihr nicht, daß er halb ohnmächtig ist vor Wut? . . .‘

‚Ausgepumpt ist ihm alle Manneskraft durch sein Luderleben . . .‘

‚Und das will uns noch das Brot wegnehmen! . . .‘

Da schrie Gerd: ‚Ich bin arm wie ihr, ich will leben wie ihr, arbeiten — bin Mensch — will euch nichts nehmen — ich liebe — liebe euch . . .‘

Oh, dieses loshagelnde Gelächter! Alle Wunden Gerds bluten. Gedanken pfeilen ihm durch den todmüden Geist: Sind das Menschen? Ich suchte Menschentum. Hat die Arbeit die Menschen so weit gebracht? Der äußere Zwang, schaffen zu müssen, beraubt sie der Tugend des Schöpfers. Warum der Zwang? Die Not will es. Die Not aber kommt durch das Eigentum des einen und die Blöße des andern. Kann man nur gut sein, wenn es keine Not, keine Sorge, kein Eigentum gibt, worum ich den, der es hat, beneiden muß? Verwüstet der Geldbesitz so? Fühle ich mich nicht am freiesten und besten, wenn mich keine Geldsorge fesselt? Ach, Freiheit! Freiheit! Wie verschieden rief ich danach!‘

Eines Willens eiserne Richtlinien zwangen zum Halt, meisterten die schmutzigen Hände, die vor schwellenden Blasen brannten: ‚Durchhalten! Durchhalten!‘

‚Erzähl' uns lieber etwas von deinen lustigen Nächten! . . .'

‚Dazu müssen wir ihn erst besoffen machen . . .'

Räder rasselten, Zylinder stampften, Eisenspäne spritzten. Auf steigendem Staubdunste lag hoch unter rußgeschwärztem Dach ein fahles Licht. Wie fernher donnerte regelmäßig in den Lärm das Niederkrachen des Riesenhammers.

Am Ende dieses Tages schleppte Gerd seinen Körper wie eine Last nach Hause. Es war, als ob der Schlaf ihn auffresse; keine Besinnung ließ ihm die Müdigkeit. Der Morgen kam ihm erst zum Bewußtsein, als er in einem Schlangenknäuel sich vorwärts wühlender Menschen zur Fabrik trottete.

Michel wartete ihm dort mit der Entdeckung auf, daß er ein Graf wäre. Neue Unflätigkeiten ergossen sich über ihn. Meister Michel wehrte sie vergebens ab. ‚Ich habe das nur festgestellt, um dich kennen zu lernen,' erklärte er. Er arbeitete heftig, überwachte Gerd, tadelte, feuerte an und lachte oft aus tiefem Halse, wenn Gerd vor dem Eigensinn seiner Fräsmaschine ratlos stand oder zusammenzuckte, wenn ein junger Bengel oder eine liederliche Frauensperson ihn anekelte. ‚Gib es ihnen doch wieder!' schrie Meister Michel, ‚diese Bande will nichts Besseres.'

Wie feurig rein blitzten nicht die Augen des verdorbenen Jungen; wie sehnsüchtig schön starrte nicht der Blick der Frauensperson mit dem geilen und unflätigen Munde! Etwas zog Gerd darin an. ‚Es ist das versteckte, das vergewaltigte Menschentum,' sagte er sich. ‚Halte aus! Locke sie mehr an, aus sich heraus zu gehen! Sei milde! Liebe sie! O Jesus, jetzt ahne ich die Schwere deiner Liebespfade.'

Das Gepolter der Maschinen schien über ihn herrollen, der regelmäßig niederwuchtende Hammer schien ihn als Beute begehren zu wollen. Bedrängnis suchte vergebens Rettung und schlug die Seele wund. Der Blick flatterte hilflos an dem fahlen Lichtschimmer, der unter dem Glasdache des Fabriksaales im Staubdunste ertrank.

Meister Michel ließ in herrischer Anfahrung nicht nach. Dieser Asseweeth hatte eine Gelassenheit, die ihn reizte, weil er sah, daß sie nur die Hülle einer ihm noch nicht vorgekommenen seelischen Erhabenheit war.

Nach einigen Tagen brachte Meister Michel vor, daß die Münstersche Maschinenfabrik im Grafen Asseweeth ein merkwürdiges Menschenexemplar vor dem Verhungern bewahre. Asseweeth sei Millionär gewesen und habe sich aller seiner Besitzungen entäußert, weil sie von seiner Mutter erschachert und erpreßt worden wären.

‚Der Esel!' höhnte alles.

‚Ja, das muß ich selbst sagen, du bist ein sozialer Esel,' trumpfte Meister Michel. ‚Weshalb tatest du es?'

‚Aus Gerechtigkeit,' floß es aus Gerds Munde weh, als flöße sein Leben aus einer Wunde.

‚Verstehst du als Gebildeter denn nicht, daß die unnötige Gerechtigkeit eines einzelnen eine Dummheit ist? Alle müssen gerecht sein, dann geht es allen besser. Geht es dir besser nach deiner Tat? Nein, dir geht es schlechter. Folglich war deine Tat schlecht. Erst wenn alle Kapitalisten so wie du handeln, dann ist es gut. Dazu zwingt sie die Sozialdemokratie. Unaufhaltsam wirbt sie. Die Zeit arbeitet für sie. Der Krieg ist die Fiebertätigkeit der Kapitalisten vor dem Sterben. Jeder Tag des Krieges verwandelt jeden Deutschen, den er an der Kehle würgt, in einen Sozialdemokraten. Und der Krieg springt vielen an die Kehle. Noch eine Weile, dann haben wir die Mehrheit. Der Tag der Revolution bricht an. Das ist die Morgenröte der Gerechtigkeit. Das ist sozialdemokratisch gedacht. Das ist praktisch. Das nutzt etwas. Du aber hast dir geschadet und hast dich durch andere ausbeuten lassen. Du bist ein sozialer Esel.‘

Diese Worte waren wie böse Hände, die nach seiner Seele griffen, um ihm seine Gerechtigkeit zu zerstören.

‚Ich handelte vor Gott und nach meinem Gewissen so. Ich wollte selber erst gerecht sein, bevor ich von anderen Gerechtigkeit verlange,‘ erwiderte er im schimmernden Aufrecken.

Im Saale überdröhnte das Hohngelächter das zermahlende Lärmen der Maschinen. ‚Er ist so abergläubisch und glaubt noch an Gott und ein Gewissen.‘

‚Gewissen ist eine Schlappheit. Gewissen hat nur einer, wenn das, was er wollte, nicht gelungen ist . . .‘

Wie Schlangen kamen die Sätze geflogen.

Gerd wehrte sich, arbeitend und spritzende Eisenspähne schluckend, während er rief: ‚Gewissen ist ein Barometer. Es drückt, wenn die Seele die Richtung des Guten verließ.‘

Meister Michel beteiligte sich nicht mehr an der Aufhetzerei. Innerlich wuchs ihm ein Staunen über Gerd. Er wurde es durch Schimpfen nicht los; es schien dadurch nur noch mächtiger zu werden. Deshalb schwieg er, betrachtete Gerd und grübelte.

Gerd schrie lauter, als die Maschinen rasselten: ‚Ein Gewissen kann nur haben, wer an das Gute glaubt.‘ Er wollte das Maschinengekreisch todschreien. Er haßte die mörderische Regelmäßigkeit, womit die Maschinen ratterten. Keine Sekunde konnte man aussetzen. Alle Gespräche zerstückelten und vergewaltigten sie. Die nach Freiheit schwingende Seele bedrückten sie. Man mußte die Arbeit so tun, wie sie wollte. Man mußte sie bedienen. Man konnte nichts schlechter und nichts besser machen als sie. Man wußte nicht mal, wozu das Rädchen, das man mit der Maschine fabrizierte, schließlich nützen würde. Man erblickte seine Tätigkeit nicht als das wirkende Glied eines Ganzen. Die Maschine zerstückelte einem alles. Gerd haßte die Maschine. Sie schaltete den freien Willen aus. Gerd begriff, daß die Arbeiter unter ihrer Sklaverei an ein freies Menschentum

nicht mehr glaubten, daß sie ihr Heil in einer mechanischen Umwälzung der Eigentumsverhältnisse erblickten. Er verfluchte die Maschinenarbeit. Veredeln konnte sie die Menschen nicht.

Am Sonntage floh er aus der Stadt auf das Land.

Die Landschaft war in ihrer winterlichen Kahlheit wie ein Grundriß. Nie ahnt man klarer die üppige Schönheit der Baumwipfel, als wenn man die reiche und schönlinige Gabelung der nackten Äste erblickt. Nie überzeugt man sich mehr von der herben, aber gewollten Einsamkeit der Bauernhöfe, als wenn man sie von dem durchsichtigen Baum- und Strauchwerk schlecht vor Winden geschützt in ihrer Blöße trotzig daliegen sieht. Nie fällt einem mehr auf, daß die Wege, die durch eine buschreiche und waldarme Landschaft führen, endlos und ohne Horizont zu sein scheinen. Alles hatte starke und oft knorrige Verschiedenheit nur im einzelnen. Das Ganze schien von gleichmäßiger wehmütiger Schwere. Die Verschlossenheit eines bläulich zarten Himmels wölbte sich darüber, Sonne wob Goldlichtgespinste. Sehnsucht nach Aufschluß und Erfüllung schwebten durch die frostige Luft. Gerd dehnte sich und atmete tief. ‚Diese Schönheit der Dinge, die kommen wollen; wie spröde, wie karg, wie keusch! Wie ich das Morgen im Heute genieße! Mein, mein ist die Welt!'

Ohne es zu wollen, schlug er den Weg nach dem Kreuzhofe ein. Wie ein Dieb umschlich er dann den Hof. Er sah, ohne erblickt werden zu können, wie Fräulein Gertrud in ihre zum Sack aufgehobene Schürze griff und mit der uralten Handbewegung der Erzeuger einem Geflügelvolke Futter streute. Diese Geberde rührte Gerd zu Tränen. Er dachte: ‚Das ist die Geberde der Arbeit, die den Arbeiter nicht mechanisch unbeugsam unterdrückt, sondern die ein Bedürfnis nach anschaulicher Erkenntnis der Arbeitsnotwendigkeit befriedigt und dadurch die Selbständigkeit des Menschen fördert und erhöht.' Gerd fand Fräulein Gertrud schön in ihrer Geberde des Hirnstreuens. Der Landarbeiter sieht aus seiner Tätigkeit Halme sprießen, Blüten schwellen, Früchte reifen. Und etwas an allem rührt von seiner fleißigen und geschickten Hand. Die Bedeutung der Arbeit erhielt durch die Einfachheit und uralte Gewohnheit eine beruhigende Größe. Als Gertrud vom Hof ins Haus verschwand, war es, als bliebe ihr Geist bei ihm. Ihr frischer Duft war um ihn. Ihre Ruhe umhüllte ihn wie mit einer Wolke reinster Luft. So trat er am Montag morgen wieder in die grauenhafte Dumpfigkeit der Maschinenarbeit.

— — — — — — — — — — — — —

In der Mittagspause überraschte Meister Michel Gerd mit der Frage, ob er ihn nicht eines Abends besuchen wolle. ‚Da man ja doch aufeinander angewiesen wäre . . .' Den Rest des Satzes verschluckte

er. Neugierig besah ihn Gerd und blieb mit dem Blicke haften an den braunen Äuglein, die in den Löchern zwischen den verzogenen Augenbrauenbogen und dem scharfen Sattelknochen der Backen zu verschwinden drohten, aber seltsam leuchteten. Sein Blick kreuzte sich mit diesem Leuchten. Warm durchlief es ihn. Ohne Überlegung, ganz gegen seine Gewohnheit sagte er zu. Statt erfreut, schien Meister Michel bedrückt zu werden. Er senkte den schiefen Kopf und fingerte durch das sich weit voranschlängelnde Ziegenbärtchen. Dann meinte er in seiner grollenden Weise: ‚Aber meine Frau ist da, sechs Kinder. Wir haben Küche und Wohnzimmer und Nähzimmer für meine Frau alles zusammen. Die Wohnungsnot ist ja auch ein Kriegselend.‘ ‚Mich soll es nicht stören,‘ erwiderte Gerd und dachte an die sinnbeklemmende, lungeverpestende Fabriklebendigkeit. ‚An meine körperliche Empfindsamkeit zu denken, wenn es gilt, seelisch mal zusammen zu sein, habe ich mir verboten,‘ sagte Gerd hinterher. Er lächelte Michel an. Ihn erfreute, daß aus dem struppigen, harten Menschen unerwartet Taktgefühl wie ein Blümchen aufsproß.

Zu seinem Erstaunen gab sich Michel noch nicht zufrieden. Holperig kam es aus seinem gelben Munde mit den schlechten Zähnen: ‚Es hängt auch stets Wäsche da, die trocknet. Es ist Kinderwäsche.‘ Gerds Brust ging zum ersten Male auf im Fabrikgefängnis. Fast gut gelaunt entgegnete er: ‚Was denken Sie denn von meiner Nase, Meister Michel? Daß die noch adelig sei? Wenn Sie wüßten, welchen Aufruhr die anstellte, als ich die ersten Tage abends das Hemd wechselte. Die Fabrikluft dunstete noch aus meinem Körper; zum Übelwerden. Ich haßte meinen Körper. Ich haßte ihn so sehr, daß ich ihn hätte umbringen können. Aber ich überwand es. Ich wollte es überwinden. Ich muß so weit kommen, daß ich das Elend liebe. Dann erst habe ich Kräfte, es besiegen zu helfen. Ich weiß nicht, ob ich meine Nase adelig nennen darf, so wie sie heute ist, oder so, wie sie früher war.‘

Meister Michel sah finster aus. Seine Augenbrauenbogen zuckten.

‚Aber wir können uns ja in einer Wirtschaft besuchen — ein Glas Bier zusammen trinken . . .‘

‚Nein, das nicht, nein,‘ stieß Meister Michel kräftig hervor und blickte Gerd geradewegs ins Auge. Sein Blick war trüb. Er schwieg. Die Fabrikpfeife schrillte zur Arbeit.

Im Laufe der Arbeit sagte er plötzlich: ‚Komme lieber doch zu mir heute abend, so was um zehn Uhr herum! Dann liegt alles zu Bett.‘

Als man Gerd bei Gelegenheit wieder mit Gemeinheiten steinigen wollte, erhob Meister Michel seine Riesenstimme zu ihrer ganzen Macht. Er brüllte: ‚Asseweeth ist kein Graf mehr. Er hat seine Würde abgelegt. Er trägt jetzt die Würde der Arbeiter. Er gehört

zu uns. Wer ihm noch was will, der will mir auch was. Und dann kann dieser Gewisse mit diesem Eisenschwengel in schmerzende Berührung geraten.' Man lachte ja wüst. Eine Weiberstimme schrie: ‚Du willst den Grafen in deinen Verband locken . . .' Ein Ruck, ein Schrei, ihre Maschine stand still; der Treibriemen war zerrissen. ‚Für fünfzehn Minuten kannst du jetzt mindestens nicht arbeiten. Lohn fällt weg, macht 14 Pfennige. Das hast du davon, du Rabe!' Das rief Meister Michel im freudigsten Diskant.

— — — — — — — — — — — — — — —

Michel Krüger wohnte in einem Hause in der Wolbecker Straße, in der Nähe des Hafenviertels, wo die Münsterische Maschinenfabrik lag. Das Haus war groß, dreckig grau, hatte keinerlei freundlichen Schmuck, war einschnürend in den Verhältnissen der Fenster und nüchtern abstoßend im Aufbau. Es war ein Kasernengebäude für Arbeiter und Handwerker, häßlich das schwere Leben der Bewohner noch mehr bedrückend, aber weiträumig, viele Familien zusammenpferchend und kapitalistisch modern, da diese Häuser nicht seelenvoller Fürsorge, sondern nur einem Spekulationszweck entstammten.

Michel Kröger saß mit Gerd in seinem Zimmer, das so vielen Zwecken diente. Sein ältester Junge schlief darin. Die Männer unterhielten sich flüsternd.

‚Ich wollte dich hauptsächlich etwas gefragt haben, Assewerth. Es geht mir dieser Tage schon immer durch den Schädel. Merkwürdig! Sag mal, du kannst doch als ehemaliger aktiver Offizier eine Unterstützung verlangen, auch eine Anstellung. Oder hast du etwas auf dem Kerbholz? Nein? Nun, dann brauchtest du eigentlich doch nicht zu uns in die Fabrik?'

‚Eigentlich nicht.'

‚So hast du gewissermaßen doch freiwillig all dies Elend in der Fabrik auf dich genommen?'

Gerd errötete. ‚Eigentlich ja,' bemerkte er. ‚Aber ich weiß nicht. Ich habe so viel anderes versucht und alles vergebens, und da plötzlich war ich bei euch.'

‚Die äußerste Not drängte dich aber nicht. Man hätte für dich als ehemaligen aktiven Offizier, adeligen Offizier, gesorgt, so oder so, wenn du nur richtig frech geworden wärest. So hast du es doch freiwillig getan — ganz freiwillig — siehst du das — ja das . . .'

Michel verschloß die gewaltigen rotfuchsigen Hände auf dem Tische, saß da und starrte. In seiner Seele hob sich Staunen nach einem wunderbaren Lichte.

Er fuhr fort zu flüstern: ‚Die Menschen in der Fabrik sind Dreckseelen, nicht? Sie ziehen einen durch ihre Reden so tief herab. Sag mal, es ekelt dich wohl sehr?'

‚Es ist oft eine große Qual,' gestand Gerd.

‚Und trotzdem erträgst du das alles freiwillig weiter? Merk-

würdig! Du verkaufst erst deine Güter. Ich habe anfangs geglaubt, du hättest einen Spitz, aber du bist sehr vernünftig. Und nun lebst du mit uns das Sauleben.'

‚Ich mußte wegen meiner Lage nun doch schon Arbeit suchen, wenn ich nicht beim Generalkommando betteln wollte, und da ich keine andere Arbeit fand, kam ich zu euch . . .'

‚Aber dies zu ertragen, ohne wirklich gezwungen zu sein . . .'

‚Die Not der Fabrikarbeiter ist mir leichter als die Demütigung auf dem Generalkommando . . .'

‚Die Fabriksauerei bleibt dennoch. Und du erlebst sie . . ., sprich doch, wie kannst du das? Du weißt doch, daß es das ist, was ich wissen möchte.'

Gerd hatte längst begriffen.

‚Meister Michel,' sagte er, ‚ich gehöre einer großen seelischen Gemeinschaft an. Sie wissen, es ist die Kirche. Diese hat so einige seelische Grundsteine, auf denen ich mein Leben zu errichten trachte. Sie heißen: Glauben, Gehorsam, Demut, Dienen.'

‚Das ist ja geistige Sklaverei,' brauste Michel erregt auf.

‚Wenn schon, dann aber eine freiwillige, denn als erste Bedingung besteht ja der Glaube. Wie kann man gezwungen glauben? Eine Sklaverei ist es deshalb wohl kaum, eher eine geistige Ordnung, worin man lebt. Haben Sie in Ihrer Gewerkschaft nicht auch gewisse geistige Verbandsregeln und sozialistische Dogmen, wonach Sie arbeiten und handeln? Haben Sie nicht auch die Beobachtung gemacht, daß das Gewerkschaftsleben um so besser gedeiht, je folgsamer, je inniger die einzelnen Mitglieder im Gemeinschaftsgeiste aufgehen?'

Gerd war bewegt, und er sah ein Tor über alle Maßen herrlich in ewiges Licht führen. ‚Gehorsam'; aus Fesselschwere löst sich Flügelleichte und schwebt an Säulenreinheit empor zu Seligkeiten. — ‚Demut'; ein Vergehen im Dunst der Erdenscham, ein Trank von irdischen Bitternissen. Hände steigen aus Tiefen; Blütenseligkeiten duften aus Finsternissen und weisen einen Weg. — ‚Dienen!' Gerd haucht es: ‚Dienen!' Und es war ihm, als steige er Stufen zum Allerheiligsten empor. . . . Plötzlich zuckte er zusammen. Obschon er nur die Namen seiner seelischen Grundsteine mehr gelispelt als gesprochen hatte, war ihm doch, als hätte er Heiliges schamlos enthüllt. Wie schützend schob er die Hände über die Brust.

Meister Michel fühlte Gerd sich weit von ihm entfernen. . . . ‚Asseweeth,' sagte er etwas herb und lauter, als er wollte, ‚trotzdem du das Hundeleben bei uns mitmachst, länger bei uns bleiben willst du doch nicht?'

‚Nein,' erwiderte Gerd. ‚Ich werde zur Landwirtschaft übergehen . . .'

Da legte ihm Meister Michel in Gefühlsaufwallung die Hände auf die Schulter und bat: ‚Du mußt bei uns bleiben. Du mußt mir

helfen, die Leute besser zu machen. Ich bin ja auch sozialdemokratischer Werber. Du gibst ihnen ein großes Beispiel. Verlaß uns nicht! Das ist auch eine Pflicht für dich.'

‚Ich würde sofort Zweifel wecken an der Echtheit meiner Gesinnung, wenn ich über mein Beispiel reden wollte. Man glaubte gleich, ich würbe für eine christliche Gewerkschaft wie Sie für die Sozialdemokratie. Man glaubt mich dafür bezahlt und hält mein Beispiel für Humbug. In der Landwirtschaft fehlt es an Arbeitskräften. Alles, was Arme hat, läuft des größeren Verdienstes wegen zur Industrie. Die Arbeit versäut ja oft, wie Sie richtig sagen. Aber das Vergnügen nach der Arbeit, — die Straßen mit dem prunkenden Leben, — die trotz der Rohstoffblockade immer noch prächtig ausgestatteten Schaufenster, — die heimlichen Bälle, das Flirten auf dem Bummel, das sausende Leben im Kino, das Glanzdasein im Theater; so gering all das in Münster auch ist, es lockt. Die Arbeiter strömen vom Lande nach der Stadt wie Falter nach dem Lichte; häufig verbrennen sie sich die Flügel. Ich mach es umgekehrt, denn es hilft unserem Vaterland in etwa und gibt mir die Freude an einer schweren, aber ursprünglichen Arbeit . . .'

Meister Michel strich unruhig sein fuchsiges Ziegenbärtchen. Gerd glaubte, es wäre an der Zeit, das Gespräch abzubrechen. ‚Nein, nein,' rief Michel aus. ‚So meine ich es nicht. Es wird erst recht interessant. Ich habe noch so viel Dinge, worüber ich mit dir sprechen muß. Es ist nur wegen des Gaslichtes. Das ist sehr teuer. Ich bin sehr sparsam, seitdem meine Frau kränkelt. Man muß Sparpfennige haben. Deshalb gehe ich auch nicht mehr in Wirtschaften; nur wenn wir Versammlung haben.'

‚Dann treffen wir uns ein andermal wieder,' meinte Gerd.

Michel schien verlegen. Gerd sah ihm den Wunsch an, weiterzuplaudern. Da schlug er ihm vor, das Licht auszumachen und im Dunkeln zu plaudern. Freudig ging Meister Michel darauf ein. Und so saßen denn die beiden Männer in der kalt werdenden Stube, matt vom hereinfallenden Mondenlicht beschienen; sie saßen in innerem Feuer und sprachen über die großen sozialistischen Philosophen, die für Meister Michel große Propheten, die für Gerd große Denker waren. Ein jeder erzählte von ihnen nach seiner Auffassung, und das erhellte und bereicherte eines jeden Erkenntnis.

Gerd jubelte im Geiste. In diesem Meister Michel habe ich den Menschen erfaßt. Ich grüße dich. Ich liebe dich. Er wiederholte in sich oft das Wort: ‚Mensch! Du Bruder Mensch!' Aber er ließ von seiner Freude wenig heraus. Er fürchtete, daß er durch eine Freudenerklärung den borstigen Michel Kröger wieder hervorlocke und den Wonnenmenschen in ihm verscheuche.

(Fortsetzung folgt.)

Der Völkerbund* / Von Karl Heyer

Immer näher rückt der Gedanke des Völkerbundes. Mit suggestiver Kraft hat er sich das Denken der breiten Öffentlichkeit in weitestem Umfange erobert, und es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß er in irgend einer Form verwirklicht werden wird. Er ist die Auswirkung eines tiefen Strebens nach menschheitlicher Einheit, nach Zusammenschluß der jetzt ins Chaos zerfallenen Staaten und Völker. Die Frage ist aber, ob er geeignet sein wird, den hohen Anforderungen zu entsprechen, die an ihn gestellt werden. Jeder möchte zunächst wünschen, diese Frage mit gutem Gewissen bejahen zu können; jedenfalls darf und muß sie gestellt und erörtert werden, auch wenn man sich keiner Täuschung darüber hingibt, daß solche Erörterungen gegenwärtig an dem Lauf der Dinge nichts mehr zu ändern vermögen. Durch eine sachliche Betrachtung des Völkerbundproblems soll nicht unfruchtbar negierende Kritik an einer von dem Willen von Millionen Menschen getragenen und, wie es scheint, unabänderlichen geschichtlichen Entwicklung geübt werden, wohl aber ist es Pflicht, auf Wirklichkeiten hinzuweisen, um vor Enttäuschungen zu bewahren und durch den Appell an die Erkenntnis den Sinn auf erreichbare Ziele und den Weg dazu einzustellen. Es wird wenig Gebiete geben, auf denen in gleichem Maße mit Schlagwörtern gearbeitet wird, wie auf dem der internationalen Beziehungen. Es handelt sich darum, durch die Phrase hindurch zu einer der Realität der Dinge Rechnung tragenden Betrachtung vorzubringen. Es handelt sich insbesondere darum, gewisse populäre Gedankengänge zu Ende zu denken; nur so kann man sich der Macht der allbeherrschenden Schlagworte entziehen.

Der Völkerbund soll regelnd und bestimmend in die Schicksale der ihm angehörenden Staaten eingreifen. Die Art des Eingreifens muß um irgendwelche Gesichtspunkte nach irgendwelchen Grundsätzen erfolgen. Welche sollen dies sein? In allen Kundgebungen über diesen Gegenstand wird meistens nur gesagt, daß nach ‚Recht' und ‚Gerechtigkeit' verfahren werden solle. Damit wird aber doch nur auf die selbstverständlich notwendige Gesinnung hingewiesen, die aller fruchtbaren Regelung der Beziehungen der Staaten zugrunde liegen muß. Wodurch erkennen aber die Mitglieder des Völkerbundes, etwa seines Schiedsgerichts, was im einzelnen Falle dem ‚Recht' oder der ‚Gerechtigkeit' entspricht? Es muß doch also ein wie immer beschaffenes materielles Recht geben, das im einzelnen Falle angewandt wird. Wer schafft dieses Recht? Doch auch der Völkerbund, d. h. seine Mitglieder, die einzelnen Staaten, oder eine Mehrheit von ihnen. Kein Zweifel, daß für untergeordnete Fragen der zwischenstaatlichen Beziehungen ein solches Recht möglich ist, wie es ja auch schon bisher bestanden hat. Das große und ernste Problem ist aber, ob auch für die Grundfragen, für die das Schicksal von Staaten und Völkern entscheidenden Fragen erster

---

* Dieser Aufsatz wurde schon im November 1918 geschrieben.

Ordnung ein ‚Recht' geschaffen werden kann, nach dem sich diese Fragen entscheiden lassen. Da zeigt nun jede unbefangene verständnisvolle Betrachtung der Geschichte, daß das Völkerleben nicht nach Gesetzen verläuft, die menschlicher Verstand aufgestellt hat oder aufstellen könnte. Es verläuft nach dem tieferen Walten der geschichtlichen Impulse, nach Antrieben, die weit über allen menschlichen Willen und alle menschliche Voraussicht hinausgehen.' In diesem erblickt der Materialist wohl lediglich das Wirken eines blinden Zufalls; für einen tieferen Blick offenbart sich darin eine höhere Vernunft, die von dem gewöhnlichen menschlichen Verstand höchstens nachträglich erfaßt, nicht aber vor ihrer Verwirklichung erkannt werden kann. Nie wird ein Völkerbund dieses höhere Walten ablösen und durch die Schaffung eines durch menschlichen Intellekt gewonnenen zwischenstaatlichen ‚Rechtes' ersetzen können. Durch geschichtliche Beispiele ist dieser Gedankengang leicht anschaulicher zu machen. Man kann durch welthistorische Betrachtung z. B. zu der Überzeugung gelangen, daß das römische Weltreich einen notwendigen Schritt der Kulturentwicklung bedeutet, man kann in ähnlicher Weise von der historischen Notwendigkeit des englischen Weltreiches als eines Verbreiters der neuzeitlichen europäischen Zivilisation über den ganzen Erdball durch ein hierzu mit hervorragenden Eigenschaften ausgestattetes Volk überzeugt sein. Und man wird die Frage aufwerfen dürfen: hätte menschlicher Verstand v o r all den Stufen der Entwicklung, die zu der Bildung dieser Reiche führten, diese Entwicklung voraussehen oder gar als für die Gesamtmenschheit notwendig erkennen können? Man lege sich einmal ernsthaft die Frage vor, wie wohl ein Schiedsgericht über die Ausbreitung des römischen oder englischen Weltreichs geurteilt hätte! Ein Schiedsgericht wird stets die Tendenz haben, entweder den status quo zu erhalten, da sich das Schiedsgericht der Schwierigkeit bewußt ist, objektive gerechte Grundsätze für seine Änderung zu finden und anzuwenden, oder ihn höchstens zugunsten der im Schiedsgericht einflußreichen S t a r k e n zu ändern. Im letzteren Falle wäre das Schiedsgericht einfach ein Machtinstrument der Starken, der beati possidentes, im ersten kann gerade die Aufrechterhaltung des status quo, die scheinbare Gerechtigkeit — vorausgesetzt, daß einmal alles a l t e ‚Unrecht' beseitigt wäre —, die größte Ungerechtigkeit im h ö h e r e n Sinne sein. Dauernde Aufrechterhaltung irgend eines status quo bedeutete notwendig Erstarrung, Tötung. Sie entspringt einem unlebendigen Denken, das nur denen zugute käme, die besitzen und nur zu verlieren fürchten; diesen alternden, vielleicht schon überlebten Mächten würde sie einen nicht mehr verdienten historischen Besitz garantieren, auf der anderen Seite aber das Recht des Jungen, Wachsenden verkürzen und die Keime des aufsteigenden Lebens ersticken. (Mit diesen Ausführungen soll natürlich nicht gesagt sein, daß nicht auch die Erhaltung des status quo — z. B. des durch den jetzt bevorstehenden Frieden zu schaffenden — e i n e Z e i t l a n g für die Menschheit berechtigt, ja absolut notwendig zum Atemholen der erschöpften Völker sein kann.) Wenn aber nicht der status quo die Richtschnur für die ‚Ur-

teile' des Völkerbundes sein kann, welches soll dann das 'Recht' sein, nach dem er Veränderungen zuläßt oder vollzieht? Daß auch das Selbstbestimmungsrecht der Völker, so sehr es berufen scheint, sich als ein neues Prinzip dem geschichtlichen Werden einzufügen, nicht eine wirklich sichere Rechtsgrundlage bedeuten kann, dürfte auf der Hand liegen. Man braucht nur an die zahlreichen Fälle zu denken, in denen sich die Selbstbestimmungsrechte verschiedener Völker mit gleich gutem Recht, aber einander ausschließend gegenüberstehen. In solchen Fällen kann wohl, namentlich durch Vermittlung einer hierfür bestimmten besonderen Instanz, ein Ausgleich aus dem Geiste der Versöhnung heraus angestrebt werden. Kein Völkerbund aber könnte hier ein wirkliches 'Urteil' sprechen, dem sich die Parteien als dem 'Recht' beugen müßten. Sollten die Entscheidungen eines Völkerbundes wirklich 'gerecht' sein, so müßten sie das höhere Recht erfüllen, das dem menschlichen Verstandesdenken unerreichbar ist, das sich nur im lebendigen Lauf der Geschichte verwirklicht. Nur in dieser Region, die weit über der menschlichen Verstandessphäre liegt, ist das 'Recht' zu finden, nach dem die Schicksale von Staaten und Völkern in Wahrheit entschieden werden können. Dieses historische Recht aber ist individuell, für jeden Fall ein anderes, und kann nie in abstrakte Schemata eingefangen werden.

Noch eine andere Erwägung führt zu demselben Ergebnis. Man muß nur den Vergleich des Völkerbundschiedsgerichtes mit einem gewöhnlichen Gericht zu Ende denken. Vor einem gewöhnlichen Gericht stehen sich Einzelmenschen oder Gruppen von solchen als Gegner gegenüber. Diese haben ihre Beziehungen aus ihrem einzelmenschlichen Verstandesbewußtsein heraus gestaltet. Daher kann auch der Richter aus ebendemselben Bewußtsein heraus diese Beziehungen nachprüfen und ein Urteil fällen. Vor dem Schiedsgericht des Völkerbundes wären Parteien ganze Staaten und Völker. Völker aber sind entgegen der oberflächlichen atomistischen Anschauung unseres materialistisch-individualistischen Zeitalters nicht bloße Summen von einzelnen Menschen; sie sind reale Gesamtpersönlichkeiten* mit einer eigenen, höheren Gesetzmäßigkeit ihres Wollens und Handelns, von einem Bewußtsein, wie wir ahnen können, das hoch über demjenigen der einzelnen menschlichen Persönlichkeit steht. Aus dieser Sphäre stammen die großen geschichtlichen Impulse im Entwicklungsgang der Menschheit, aus ihr ergehen die großen Entscheidungen der Geschichte. Hier tagt das wahre 'Weltgericht'. Nur wenn die 'Richter' des Völkerbundschiedsgerichtes sich zu dieser Sphäre zu erheben vermöchten, wenn sie aus dem wirklichen echten Geist der Geschichte heraus Recht sprächen, könnten sie über die großen Konflikte des Völkerlebens im Sinne wahrer 'Gerechtigkeit' urteilen.

Mit dem Mangel eines 'materiellen Rechtes' des Völkerbundes hängen

---

* Vgl. zu diesem Punkt die schönen Ausführungen Max Schelers in seinem Buche 'Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg', Leipzig 1915, S. 119 ff. über 'Die Realität der Nation'.

‚formellrechtliche' Schwierigkeiten zusammen, über die ein Schiedsgericht, wie es heute geplant wird, in Wahrheit nie hinauskommen könnte — ein Punkt, auf den schon oft hingewiesen worden ist: als Richter im Schiedsgericht sollen einzelne Staaten entscheiden; diese aber werden, da eben ein materielles Recht, eine objektive Gerechtigkeit fehlt, auch beim besten Willen in gewissen wichtigen Lebensfragen bewußt oder unbewußt ihrem eigenen Interesse folgen müssen und gar nicht anders können. Und interessiert ist bei der heutigen Weltinteressenverknüpfung jeder Staat irgendwie an allen, wenigstens an allen tiefgehenden Streitfragen auch der scheinbar entlegensten Staaten. Außerdem fällt noch sehr ins Gewicht, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die kleineren Staaten von den Großstaaten abhängig werden und ihre Stimme nur in dem von diesen gewünschten Sinne abgeben können. Man denke etwa an den Einfluß Preußens auf die kleinstaatlichen Stimmen im deutschen Bundesrat. Mit alledem aber entfällt eine erste Voraussetzung einer jeden Rechtsprechung, die Unparteilichkeit der Richter. Und damit ist die Gefahr unausbleiblich, daß der Völkerbund letzten Endes nur zu einem ‚friedlichen' Mittel zur Beherrschung der Minderheiten durch die Mehrheit wird.

Es ist weiterhin auch das zu bedenken, daß, so wenig ein Volk identisch ist mit der Summe seiner einzelnen Angehörigen, auch die ganze Menschheit keineswegs gleichbedeutend sein kann mit einer bloßen durch Addition gewonnenen Summe der einzelnen Völker oder Staaten. Erst indem sich die am Völkerbund beteiligten Völker und Staaten zu jener höheren geistigen Einheit zu erheben vermöchten, aus deren Intentionen wir die sich in der Geschichte verwirklichenden Impulse erfließend denken können, würde der Völkerbund wirklich im Namen der Menschheit sprechen können, nur dann würde er in Wahrheit diejenige höhere Autorität erlangen, deren er bedarf, um über Wohl und Wehe von Staaten und Völkern zu entscheiden. Niemals kann dieser menschheitliche Standpunkt etwa durch eine bloße Majoritätsbildung ersetzt werden, wie immer sie zustande kommen mag. Welches Volk könnte in Wirklichkeit mit gutem Gewissen die Entscheidung seiner grundlegendsten Lebensfragen — von untergeordneten Fragen ist hier nicht die Rede — aus den Händen des Schiedsgerichtshofes entgegennehmen? Müßte nicht in zahllosen Fällen gerade aus einem gesunden Gefühl heraus das Bewußtsein zurückbleiben, daß ihm ein historisches Unrecht geschehen ist oder geschehen sein kann, daß es lediglich der Stimmenmehrheit, nicht aber dem Recht und der Gerechtigkeit erlegen ist? Solange nicht feststeht, was ‚Recht' ist zwischen Staaten, solange kann auch der ethisch höchststehende Staatsmann im Völkerbund bei allerlauterstem Wollen doch nur — in Fragen letzter Entscheidung — nach dem Lebensinteresse seines Volkes handeln. Er darf hierauf nicht verzichten, da er nicht weiß, ob er zugunsten der Menschheit, gewissermaßen dem gottgewollten Gange der Geschichte weichend, verzichtet oder nicht etwa zugunsten der sehr menschlichen Aspirationen einer im geschichtlichen Unrecht

befindlichen bloßen Mehrheit. Der Satz: ‚Mehrheit ist Unsinn‘ könnte sonst hier sehr leicht zu einer Wirklichkeit von erschreckenden Folgen für ganze lebenskräftige Völker werden.

Ein Völkerbund mit Mehrheitsprinzip und Zwangsgewalt, wie er gegenwärtig aus englisch-amerikanischem Geiste heraus geplant wird, würde notwendig uniformierend und nivellierend auf die Völker wirken müssen. Charakteristisch ist, daß von angelsächsischer Seite her oft von dem Völkerbund als von einem zu konstruierenden ‚Mechanismus‘ gesprochen wird. Darin lebt der schematisierende, mechanistische Geist des Westens. Die Wirklichkeit aber ist individuell und mannigfaltig. Die Völker haben verschiedene Charaktere, die Staaten befinden sich in verschiedener Lage (z. B. auch hinsichtlich der Notwendigkeit, gerüstet zu sein). Und nur aus diesen Verschiedenheiten strömt das bunte mannigfaltige Leben der Geschichte. Nur die lebendige Fülle der Verschiedenheit der Völker macht ihren Zusammenklang zu einer *Harmonie*, statt zu einem öden Einklang. Es ist tief zu beklagen, daß nicht Deutschland in diesem Kriege mit großen leitenden Ideen der Völkerversöhnung, die aber der Wirklichkeit des historischen Lebens hätten entsprechen müssen, hervorgetreten ist, um seinerseits *führend* auf diesem Gebiet vorzugehen, wie es seiner Weltmission und dem Geist seiner Vergangenheit entsprochen hätte. Aber von diesem Geist hat sich unser Volk ja schon seit Jahrzehnten nur allzusehr entfernt, und so hat es sich auch jetzt, statt selbständig eine im höheren Sinne des Wortes ‚deutsche‘ Lösung für die Versöhnung der zerklüfteten Welt zu suchen, ins Schlepptau der schematisierenden englisch-amerikanischen Begriffe nehmen lassen. Und der Gedanke wird nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen sein, daß wohl auch dieses geistige Versagen Mitteleuropas in einer entscheidenden weltgeschichtlichen Stunde einen der tieferen Untergründe unserer jetzigen traurigen Niederlage bedeutet.

Alle Gedanken der Erneuerung des Staaten- und Völkerlebens müssen von konkreten *Wirklichkeiten* ausgehen. Eine solche Wirklichkeit ist die Rolle, die für eine unbefangene Betrachtung nun einmal die *Macht* im Leben der Staaten spielt. Man braucht durchaus kein Anbeter eines einseitigen, öden, geistlosen Machtprinzips zu sein und kann doch gezwungen sein, einzusehen, daß Macht das Grundwesen aller Staaten in den inneren und äußeren Beziehungen bildet und daß die Macht sich durch Gewalt durchsetzt. (Die *Formen* dieser Gewaltanwendung können natürlich sehr verschieden in verschiedenen Zeiten sein.) In alles staatliche Wesen in den innen- und in den außenpolitischen Beziehungen sind überall notwendig Machtverhältnisse hineinverwoben. Macht ist nicht ‚an sich böse‘, wie *Jakob Burckhardt* meinte. Es wird sich immer nur darum handeln können, *in welchem Geiste* die Macht angewendet wird, ob sie sich in den Dienst solcher Ziele stellt, die vor dem sittlichen, menschheitlichen Bewußtsein bestehen können, oder ob sie nur die Zwecke der ausschließlichen rohen, brutalen Selbstsucht

verfolgt. Sehr mit Recht weist Max Scheler* darauf hin, daß Gott auch Gott der Macht ist, ‚Allmächtiger‘, daß er ebenso ursprünglich ‚allmächtig‘ wie ‚allgerecht‘, ‚allweise‘ und ‚alliebend‘ ist. Darin ist die tiefe Verwurzelung von Macht und Recht ausgedrückt, deren Loslösung und schroffe einseitige Gegenüberstellung selbst schon die Folge eines abstrakten Denkens ist. Macht und jenes höhere, geschichtliche ‚Recht‘, von dem allein für Staaten und Völker die Rede sein kann, treten im wirklichen Lauf der Dinge nur in unauflöslicher Verquickung auf. Man muß freilich den Willen haben, die Dinge zu sehen, wie sie sind, und nicht, wie sie in vagen Konturen in jenem Phrasennebel erscheinen, der in unserer Gegenwart alles Denken immer mehr überwältigt. Auch ein Völkerbund würde an diesem Verhältnis von Macht und Recht nichts ändern, sondern es höchstens maskieren können.

Im Zusammenhang hiermit steht unter anderem besonders der Abrüstungsgedanke. Man wird verschiedene Arten des Abrüstens unterscheiden müssen: einmal ein Abrüsten der Ermattung, das nach diesem Kriege wohl für die meisten Staaten unbedingt nötig sein wird, damit sie sich von der furchtbaren Erschöpfung erholen können. Sodann ein Abrüsten des Besiegten, dem der Sieger das Abrüsten als Friedensbedingung, eventuell maskiert durch den Völkerbund, diktiert; über dieses Abrüsten braucht nicht diskutiert zu werden; es muß gegebenenfalls einfach als eine Notwendigkeit in Kauf genommen werden. Ein Drittes ist das ‚prinzipielle‘ Abrüsten; dieses kann, wenn es wirklich ‚gerecht‘ zugehen soll, nur im einzelnen Falle von der historisch-politischen Situation eines jeden Staates abhängig gemacht werden und wird auf Freiwilligkeit beruhen müssen; der Mächtigste, der am wenigsten durch Nachbarn Gefährdete z. B. könnte in diesem Sinne am ersten und am meisten abrüsten; die anderen könnten dann je nach den für sie geltenden Bedingungen und nach der Entspannung der ganzen Verhältnisse folgen. Darüber, daß gegenwärtig bei dem Vorherrschen der angelsächsisch-mechanistischen Gedanken für eine solche individualisierende Behandlung des Problems wenig Neigung besteht, braucht man sich freilich keiner Täuschung hinzugeben.

Auch wenn man davon ausgeht, daß Macht immer eine wesentliche Grundlage alles staatlichen Lebens sein wird, — und gerade dann — kann man von der Notwendigkeit einer innerlichen Erneuerung des Verhältnisses zwischen den Staaten und Völkern der Erde (wie auch des innerstaatlichen Lebens) tief überzeugt sein. Eine menschheitliche Gesinnung tut allen Völkern not, die das berechtigte Streben nach Sicherung der eigenen Lebensnotwendigkeiten zu verbinden weiß mit einem Verständnis für die Lebensnotwendigkeiten der anderen und dem Willen, diese, soweit möglich, anzuerkennen. Der nur-nationalistische Geist, der in einseitiger Verblendung wie von Dämonen besessen ohne Rücksicht auf den ‚anderen‘ maßlos nur für

* In seinem oben zitierten Buch S. 129/130.

sich selbst möglichst viel erraffen will, muß überwunden werden durch ein Streben nach Harmonie, nach Durchchristlichung. Einen allerersten Anfang hierzu müßte der Wille zur Wahrhaftigkeit, zur Anerkennung der Tatsachen, auch wo sie den eigenen Aspirationen nicht entsprechen, machen. Zu alledem wird freilich nur dann Aussicht sein, wenn unsere ganze materialistische Kultur in einem spirituellen Sinne umgewandelt würde, wie es das Streben vieler der besten Geister heute ist (vgl. meinen Aufsatz ‚Zur Krisis der Völkerbeziehungen' im Novemberheft 1918 des ‚Hochlandes'). Dann dürfte man mit Recht erwarten, wenn sich die Staaten im Geiste der Versöhnlichkeit, des Verständigungswillens begegnen, daß viel Konfliktstoff und viele Konfliktstimmung sich durch gütliche Auseinandersetzung der Beteiligten aus der Welt schaffen ließen. Ein ‚Urteilen' wäre eine solche Auseinandersetzung nicht, da sie auf dem Grundsatz der Freiwilligkeit beruhen müßte, viel eher ein Vergleich. Um dies auch äußerlich zu erleichtern, kann eine zwischenstaatliche Organisation gute Dienste leisten.

Wenn aber auch so in neuem Geiste ein von innen heraus erneuertes Verhältnis der Staaten entstände, so würden gleichwohl immer wieder Konflikte sich ergeben müssen, die gerade wenn der Wille, sie zu vermeiden auf allen Seiten vorhanden wäre, um so deutlicher ihren *tragischen* Charakter enthüllen würden. Es hieße der Größe und der Majestät des weltgeschichtlichen Geschehens besser gerecht werden, wenn man diesen tragischen Charakter der letzten großen Staatenkonflikte erkennen wollte, statt sie nur auf Übelwollen und menschliche Bosheit oder Torheit zurückzuführen und demgemäß in kleinlicher, unfruchtbarer Art die ‚Schuldfragen' aufzurollen. An *tragischen* Konflikten hat im tieferen entscheidenden Sinne niemand ‚schuld'. Man soll nicht glauben, in dieser Welt des Kampfes und der Übel eine ungetrübte Harmonie herstellen zu können. Der Irrglaube an die Vermeidbarkeit der großen tragischen Konflikte kann nur Unheil erzeugen, falsche Gesichtspunkte schaffen und unbegründete Hoffnungen erwecken. Wenn aber allmählich sich jene neue Gesinnung über die Völker ausbreiten sollte, die wir mit aller Kraft erstreben müssen, dann würden auch jene unvermeidbaren Konflikte in anderer edlerer Gesinnung durchgefochten werden; es würden nicht solche moralische Katastrophen des Hasses, der Rachsucht, der Lüge, der Verleumdung wieder möglich sein, solche Verbissenheit und Verstocktheit der Gesinnung, wie sie der furchtbare Weltkrieg gezeitigt und offenbart hat. Über die letzten, unvermeidbaren tragischen Konflikte der Staaten entscheidet als Weltgericht nur die Weltgeschichte selbst, und zu ihrem Urteilsspruch wirken viele Faktoren zusammen, von denen die Macht und die Gewalt mit all ihren Erscheinungsformen nur ein besonders wichtiger sind.

Diesen Faktor, das Zurückgreifen auf die physische Gewalt als die ‚ultima ratio', könnte man sich nur dann als überwindbar und ersetzbar denken, wenn jemals die Staatsmänner sich mit ihrem Bewußtsein zu den über allem Menschengeschehen waltenden höheren Mächten zu erheben,

ihre Intentionen zu erkennen und danach die Absichten der ‚Vorsehung', nicht irgend einer menschlichen Majorität, zu verwirklichen vermöchten, mit anderen Worten, wenn sie aus dem Geist der Geschichte, mit unendlich viel höherer Weisheit als jetzt begabt, bewußt Offenbarungen über das, was den Zielen der Menschheitsentwicklung dient, empfangen und dieser Erkenntnis gemäß politisch handeln könnten. Freilich scheint unsere Gegenwart ganz dem englisch-amerikanischen Völkerbund zu gehören, da die Menschen ihn jetzt wollen; es ist wohl der Menschheit bestimmt, aus ihrem heutigen Denken heraus auch diese Phase der Entwicklung durchzumachen. Und doch wird kein Völkerbund die geistigen Grundgesetze des Völkerlebens und der Geschichte wandeln können; die Menschheit aber wird sich eventuell erst nach entsprechenden Erfahrungen und Enttäuschungen genötigt sehen, ihr Streben auf wirklichkeitsgemäße Grundlagen zu stellen und die rechten, d. h. die dem individuellen Charakter des geschichtlichen Lebens entsprechenden Mittel zur Verwirklichung wahrer Menschheitsziele aufzusuchen.

Pfingsten

Goldene Junifülle um und um.
Landauf, landab allerorten und -enden
aus den Schätzen der Tiefe ein seliges Verschwenden –
Veni, pater pauperum,
veni, dator munerum —
Über grüne Wogen Feuerbarken mit lodernden Bränden –
veni, lumen cordium!

All Licht und Leben zerrann,
all Liebe ertrank in Blut –

Was stehet ihr und seht den Himmel an?
Der Meister ging, ließ uns der Feinde Wut.

Consolator optime —
Das Leid ist gekommen zu Gast und das Weh.
Dulcis hospes animæ!

Was steht ihr beklommen?
Das Elend geht um –
Dulce refrigerium!

Bernhard Achtermann.

Zur Erneuerung des christlichen Zinsverbotes / Von Alois Dempf

Die antike Philosophie und das Christentum bis weit in die kapitalistische Wirtschaft hinein haben den Zins für sittliches Unrecht erklärt. Denn der Zins ist ein Verdienst, den man sich nicht selber verdient, für den man keine Arbeit leistet, für den also ein anderer die Arbeit leisten muß, weil unter normalen Umständen auch Geld niemals aus Nichts entstehen kann. Irgendwo im Mechanismus der Geldwirtschaft muß also eine Ungerechtigkeit vorliegen, wenn auch der einzelne, der den Zins einsteckt, nicht wissen kann, wo. Eben weil der einzelne fast nie weiß, wer die Arbeit für die Zinsaufbringung leisten muß, ist uns das Gefühl für seine Ungerechtigkeit verloren gegangen.

Ich kannte eine fromme und gerechte Frau, aber sie war niemals zu dieser einfachen grundsätzlichen Überzeugung zu bringen, bis mir ein äußerst deutliches Beispiel zu Hilfe kam: Sie hatte vor 40 Jahren einem armen fleißigen Mann zum Hausbau 1000 Gulden geliehen; der Mann hatte eine große Familie und brachte gewissenhaft immer seinen Zins 40 Jahre lang am Dreikönigstag; nun hatte er 2000 Gulden bezahlt, das Haus mußte sein Sohn neu bauen, er nahm eine Hypothek zur alten Schuld hinzu. Das Haus war verfallen, der arme Mann hatte sein Leben lang für die fremde Frau gearbeitet, und nun schämte sie sich, immer noch weiter Zins für die 1000 Gulden anzunehmen, die sie schon zweimal zurückerhalten hatte.

Es ist ganz zweifellos, unmöglich kann ein gerechter Mensch für eine Summe, die er sich einmal erarbeitet oder die er ererbt hat, für sich und seine Erben immerfort ohne eigne Arbeit Zins annehmen. Eine Summe, die in begrenzter Zeit erworben wurde, muß, wenn von ihr gezehrt wird, auch in begrenzter Zeit aufgebraucht sein; nicht aber darf sie unvermindert erhalten bleiben und trotzdem durch den Zins ein Zehren davon ins Unbegrenzte möglich sein.

Aber ebenso zweifellos hat das Christentum gute Gründe gehabt, mit dem Einsetzen der kapitalistischen Wirtschaft die Gewissen seiner Anhänger von dieser scheinbar unverrückbaren natürlichen Rechtspflicht zu entlasten und das Zinsnehmen unter gewissen Umständen zu erlauben.

Der Kapitalzins hatte seine historische Berechtigung; er leistete etwas für die Wirtschaft im großen, sonst hätte er sich nicht als wirtschaftlich berechtigt und notwendig durchsetzen können, sonst hätte niemand Zins gezahlt, der nicht in Not war.

Diese Leistungs- und Werbekraft des Kapitals besteht darin, daß man mit einer auf einmal verfügbaren großen Summe eine Anlage schaffen kann, z. B. ein Haus bauen, eine Fabrik errichten. Die in den Hausbau gesteckte Summe entspricht der Gütermenge, die dem normalen

Umlauf plötzlich entzogen wird, die aber nicht auf einmal wieder in ihn zurückgeführt werden kann, nur über den Umweg des „Hauszinses", des Geldertrages, den das fertige Haus einbringt. Bringt das Haus bei den üblichen Wohnungspreisen diesen Ertrag noch länger, als bis die Bausumme abbezahlt wurde, so erzeugt es ein Mehr an Geld, ist es rentabel.

Also die Sparsamkeit des Wirtschaftens, die Gunst und Berechnung der Lage und der Umstände, der Fortschritt der Technik, die Vorteile des Großbetriebs, die Verfeinerung der Arbeitsteilung bringen meistens einen Mehrertrag hervor, den die Kapitalssumme nur äußerlich ermöglicht hat, der ihr ganz zu Unrecht als ihr besonderes Verdienst angerechnet wird. Das Kapital leistet nichts als eine Zahlungsformalität; es vorverausgabt auf einmal die Summe, die erst langsam, aber vermehrt und meist ohne Risiko wieder einkommt. Die Rentabilität der Anlage liefert also den offenbar berechtigten Lohn für die Vorausgabe des Geldes, die mit durchschnittlich 5 Prozent Zins nicht übermäßig bezahlt ist, solange keine andere Kreditbeschaffung möglich ist als privates Kapital.

Das Geld, das in großer Masse angehäuft, in dieser Anhäufung einen ganz eigentümlichen Wert als große Kapitalsumme zu besitzen scheint, welcher Wert aber in Wirklichkeit in der Rentabilität der Anlage besteht, aber zeitliche Anhäufung und Aufspeicherung von Geld für eine einmalige Ausgabe zur Voraussetzung hat, sichert ihm seine volkswirtschaftliche Leistungsfähigkeit. Diese Verbindung des Geldes mit dem Unternehmen macht sich bezahlt, gegen sie ist naturrechtlich zunächst nichts einzuwenden. Solcher Gewinn ist also für den Geldgeber der Lohn der Sparsamkeit, er ist keine Schädigung oder Beraubung von irgend jemand, er erfordert keine Mehrarbeit, solange die Rentabilität der Anlage allein den Mehrertrag bringt und nicht eine künstliche, spekulative Preisspannung ihn veranlaßt.

Es sind bereits sehr viele Wenn und Aber in dieser relativen Berechtigung des Zinses, die sich allmählich aus der Gewohnheit und allgemeinen Übung ergeben hat. Die sogenannte Produktivität des Kapitals ist eigentlich bloß Rentabilität der Anlage, und so ist dem mit ihr verbundenen Kapitalgewinn nicht ganz der Stachel des Unverdienten genommen, wenn auch nicht direkt ein Mehraufwand von Arbeit zur Zinsenaufbringung notwendig erscheint. Der Standpunkt der Volkswirtschaft im ganzen wird ergeben, daß die alte logische Einsicht: mehr Geld nur durch mehr Arbeit immer noch zu Recht besteht. Für diesen Nachweis ist aber zunächst ein Blick auf die Entwicklung des Zinsverbotes und damit zugleich auf die des Privatkapitalismus erforderlich.

* * *

Die Kirche hat einen trotz aller Mißerfolge unermüdlichen Kampf gegen den Zins geführt, getreulich an dem Worte Christi festhaltend, Lukas 6, 34: ἐὰν δανείζητε παρ' ὧν ἐλπίζετε ἀπολαβεῖν, ποια ὑμῖν χάρις ἐστίν.

Wenn ihr denen leihet, von denen ihr zurückzuerhalten hofft, was habt ihr für ein Verdienst? Und 6, 35: δανείζετε μηδὲν ἀπελπίζοντες — Leihet, ohne etwas zurück zu erhoffen (oder „dazu zu erhoffen")!

Gerade der erste Satz macht es ganz deutlich, daß es sich hier um ein spezifisch religiöses Gebot handelt, um eine Lebensregel für das höhere geistliche Leben, das über die Gesetzmäßigkeit und Billigkeit des natürlichen Lebens hinausgeht, das die natürliche Gerechtigkeit wie das Gebot der Feindesliebe zu überbieten befiehlt. Man könnte darum denken, das Gebot wäre nur ein evangelischer Rat wie die Keuschheit und Armut und gelte gar nicht vom alltäglichen Leben. Doch auch das Gebot der Feindesliebe gilt ja streng für jeden Christen. Es ist zweifellos der unausweichliche Sinn des Wortes Christi, daß jeder Christ zu einem Notdarlehen, ohne Zins zu nehmen, ja ohne Besorgnis, das Geliehene zurückzuerhalten, verpflichtet ist. Aber der Sinn des Gebotes reicht auch nicht weiter. Es beachtet nur das unmittelbare, menschliche, soziale Verhältnis; es besagt nichts über die Erlaubtheit rein wirtschaftlicher Geldgeschäfte, die mit persönlicher Not und Hilfeleistung nichts zu tun haben. Das Gebot setzt die irdische Gerechtigkeit als selbstverständlich voraus, um vom Christen im Reiche Gottes noch weit mehr zu verlangen.

Der Sinn des evangelischen Zinsverbotes ist also ein mannigfacher; da ist zunächst 1. der einfache Wortsinn als praktische Lebensregel: Leihet jedem, der in Not ist, das Notwendige und kümmert euch nicht erst, ob er es zurückgeben kann! Daß man in diesem Fall auch noch Zins dazu verlangen könnte, glaubt Christus gar nicht erst verbieten zu müssen. Da ist 2. der religiöse Sinn der Aufforderung zur wirtschaftlichen Hilfe um des Gotteslohnes willen. Damit soll eine neue Wirtschaftsgesinnung geschaffen werden im Geiste des Christentums, in der keine Spur mehr ist von irgend einer Selbstsucht, die nur freudige, gottbelohnte Hilfeleistung an alle Notleidenden ist. Von dieser christlichen Gesinnung aus ist 3. auch die Maxime für das Verhalten in gewöhnlichen, nicht von der Not bedrückten Wirtschaftsfragen zu gewinnen: unter selbstverständlicher Voraussetzung des feinsten Gerechtigkeitsgefühls überall christliche Liebe und Weitherzigkeit!

Unmittelbar also hat die Lehre Christi mit der ethischen Zinsfrage nichts zu tun. Die moraltheologische Praxis ist aber lange Jahrhunderte völlig im Recht gewesen, wenn sie im Altertum hauptsächlich den Klerikern und im Mittelalter, unterstützt vom Staate, auch den Laien das Zinsnehmen verbot. Erst im späteren Mittelalter, ungefähr vom 15. Jahrhundert an, begann mit den Anfängen der kapitalistischen Geldwirtschaft der Konflikt zwischen dem Verbot und dem natürlichen Rechtsgefühl, das im Zinsnehmen bei einem gut rentierenden Handelsdarlehen keine Ungerechtigkeit erkennen konnte, und von da an traten in der Moraltheologie immer mehr Stimmen für die Erlaubtheit des Zinses auf.

Die Entscheidung verzögerte sich, da auch die erste weltliche Autorität, Aristoteles, dagegen stand, der rationalistisch nicht verstehen konnte, wie

‚Geld Geld gebären könne', der die Rentabilität (um nicht zu sagen Produktivität) des Kapitals bei seiner Vorliebe für reine Bedarfswirtschaft nicht erkennen mochte. Seine energische Verwerfung des Zinses (II. Buch der Politik) hieß jeden Zweifel an der strengen Gültigkeit des Zinsverbotes ersticken.

Da das Verbot mit der wachsenden Geldwirtschaft immer mehr übertreten wurde, suchte die Moral nach Berechtigungsgründen, die einen mäßigen Zins erlaubt machten, und so setzten sich nacheinander der Titel der Schadloshaltung [titulus damni emergentis], der des Gewinnausfalls [titulus lucri cessantis], der der Säumigkeit [titulus morae] und der des Risikos durch. Es ist äußerst bezeichnend, daß ein ernsthaftes und allgemeineres Schwanken über diese Titel gerade bei den Theologen des mittleren 15. Jahrhunderts mit der weiteren Ausbreitung der Geldwirtschaft beginnt. Es wurde eigens zur Umgehung des Zinsverbotes erfunden der sogenannte Contractus trinus, ein Gesellschaftsvertrag mit Gewinn- und Verlustbeteiligung an einem Unternehmen, der aber tatsächlich nur ein ‚verzinsliches Produktivdarlehen' war wie der Rentenkauf, die sich beide nach wechselvollen Kämpfen bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts als gültig durchsetzten.

So hatte sich die scholastische Moral, von der Beichtpraxis genötigt, langsam den Forderungen der Zeit angepaßt, aber ihre Leistung ging nicht über ein Kompromiß hinaus, weil sie zu sehr am Buchstaben des Verbotes hing, und auch heute ist eine klare prinzipielle Entscheidung in der Frage noch nicht getroffen.* Wenn dagegen Calvin sich offen für das Zinsdarlehen aussprach und namentlich der gleichzeitige Jurist Dumoulin lehrte, daß das Zinsnehmen von reichen Kaufleuten bei gewinnbringenden Unternehmungen nicht gegen den Geist der christlichen Liebe verstoße, so hat dies zweifellos viel zur kapitalistischen Entwicklung in den Ländern des Calvinis-

---

* Heinrich Pesch S. J. (Ethik und Volkswirtschaft S. 57 und 58) sagt hierzu: „Daß Christen ihrem darbenden Mitmenschen ein Konsumtivdarlehen aus bloßer Liebe, nil inde sperantes, geben müßten, wenn sie es könnten, war selbstverständlich." Aber: „die praktische Anerkennung der wertlichen Bedeutung, welche die Kreditleistung in den neuzeitlichen, wirtschaftlichen Verhältnissen gewonnen, führte zur Anerkennung eines Marktpreises dieser Leistung und damit zur Duldung des Darlehens-Zinses. Der Zinsempfänger, der gemäß dem gesetzlichen Zinsfuße, wo ein solcher besteht, oder nach dem Marktpreise — von besonderen Ansprüchen abgesehen — seinen Zinsanspruch bemißt, soll nicht „beunruhigt" werden. So hat die kirchliche Autorität entschieden.

Codex iuris canonici (can. 1543) „ . . . Sed in praestatione rei fungibilis non est perse illicitum de lucro legali pacisci, nisi constet ipsum esse immoderatum, aut etiam de lucro maiore, si iustus ac proportionatus titulus suffragetur". (Beim Verleihen eines Kapitals ist es an sich nicht unerlaubt, einen gesetzlichen Gewinn zu genießen, wenn er nicht offensichtlich übertrieben ist, ja sogar ein größerer Gewinn, wenn ein gerechter und angemessener Grund beigebracht wird.

mus beigetragen. Wie weit aber diese historisch notwendige Entwicklung sittlich berechtigt war, ist nun zu untersuchen.

* * *

Das alte christliche Zinsverbot hatte nur den Mangel an christlicher Liebe armen und bedürftigen Schuldnern gegenüber und die logische Ungerechtigkeit des Zinses vom abstrakten, rationalistischen Standpunkt aus im Auge gehabt; die Rentabilität größerer Geldanlagen lag außerhalb seines wirtschaftlichen Gesichtskreises, und eine durch die Praxis erzwungene Angleichung der Moral an das Gerechtigkeitsempfinden der Zeit konnte darum keine prinzipielle Klärung schaffen. Denn es begann ja erst die Geldwirtschaft im großen, in der sich das neue Recht und die neue Gerechtigkeit erst bilden mußten. Aber diese langsame Entwicklung des Kapitalismus zu verfolgen wäre zu umständlich und für unseren Zweck belanglos, so daß sofort seine heutige, fertige Form betrachtet werden kann, zumal auch aus ihr seine historische Berechtigung zu ersehen ist.

Der Kampf des heutigen Sozialismus richtet sich fast nur gegen den Mehrwert, insoferne er eine Entziehung des verdienten Arbeitslohnes sein soll. Daß der Abzug vom Arbeitslohn fast immer nur der geringste Teil des sogenannten Mehrwerts ist, wird selten bemerkt und zugestanden. Daß er sich hauptsächlich aus der Wirtschaftlichkeit der Kapitalanlage und der Konjunkturausnützung ergibt, vor allem aber bei den heutigen Finanzierungsmethoden zum allergrößten Teil nur eine Folge des mühelosen Zinses ist, erscheint selten bei den marxistischen Theoretikern ausgesprochen. Die Sozialisierung der Produktionsmittel ist lange nicht so wichtig wie die Einziehung des mühelosen Kapitalgewinns der Aktionäre. Inmitten der gegenwärtigen Sozialisierungseile besteht aber eine merkwürdige Scheu, die Banken zu verstaatlichen, als ob man ahnte, daß der Kredit die innerste Triebkraft unseres Wirtschaftslebens ist.

Man wird in dieser Frage am meisten auf den Großkapitalisten Walter Rathenau zu hören haben, der aus der Unmittelbarkeit des Praktikers heraus die wertvollsten Aufschlüsse über diese innere Mechanik des Wirtschaftslebens gibt. Nach ihm teilt sich der ganze Kapitalgewinn in Verbrauch und Neuinvestierung im Verhältnis von 4:15, und das Hauptinteresse liegt auf der Seite der Investierung, die als die entscheidende Triebkraft unseres Wirtschaftslebens dargestellt wird. Zweifellos, das frei für Neuanlagen verfügbare Kapital bringt den Fortschritt und die Höherentwicklung der Wirtschaft der ganzen Welt, gibt ihr in unbeschränkter Machtbefugnis die Richtung an, leitet die äußere Politik und große Teile der inneren. Nun ist jederzeit volkswirtschaftlich zu beweisen, daß das Leihkapital beziehungsweise dessen Zins der Hauptfaktor der Kapitalansammlung ist und das Investieren erst ermöglicht. Es ist also klar, daß hier die wichtigste Funktion des Zinses vorliegt, daß er sich hier als der wahre Kernpunkt der kapitalistischen Wirtschaftsordnung erweist. Der

Kapitalismus kann nur leben, indem er sich vermehrt, immer neue Anlagemöglichkeiten schafft, um alle Kapitalien noch über dem Zinsfuß unterzubringen und diesen neuen Zins wieder anzulegen. Damit erfüllt die Kapitalansammlung die wichtigste Funktion des freien Wirtschaftslebens, die Vermehrung und Verbesserung der Produktion, die in der heutigen Privatwirtschaft der ganzen Welt durch keine andere Veranstaltung zu ersetzen ist.

Die jährliche Vermehrung des Geldkapitals nimmt aber auch theoretisch die höchste Bedeutung für sich in Anspruch. Sie ‚ermöglicht' eine Steigerung der Bevölkerungszahl, eine Erhöhung der Bedürfnisse und der Produktion, ohne daß der Geldwert erhöht würde. Wenn für jeden Deutschen um 1900 3120 M. ‚durchschnittliches' Vermögen errechnet war und die Volkszunahme etwa 800 000 betrug, so brauchten diese neuen Staatsbürger sofort fast 2½ Milliarden für sich, die nur der Zins liefern konnte. Daraus ergibt sich ganz automatisch speziell in unserer Volkswirtschaft mit steigender Bevölkerungsbewegung die Funktion der Angleichung des Geldvorrates an den der Kopfmenge entsprechenden Warenvorrat, also die wichtige Funktion der Erhaltung eines konstanten Geldwertes.

Selten genug, fast nie, wird dieser gewiß primitive und recht ungenau wirkende Automatismus der kapitalistischen Geldwirtschaft erkannt und ausgesprochen, ja dem landläufigen Sozialismus ist sein Ersatz durch etwas Besseres überhaupt kein Problem, obwohl diese Neuregelung als bewußte, rechnungsmäßige Aufgabe die Grundvoraussetzung einer konsequent sozialistischen Wirtschaft wäre.

Die Schwierigkeiten des Kapitalismus, dieser seiner gewaltigen Aufgabe bei der heutigen Bevölkerungsmasse gerecht zu werden, sind eigentlich nur den Kapitalisten bekannt. Es ist freilich zweifellos, daß dabei der Kapitalismus als Imperialismus auf der Suche nach Auslandsanlagen hauptsächlich den Krieg verschuldet hat; aber ist das dem Kapitalismus selbst als einer natürlichen, automatischen Wirtschaftsordnung vorzuwerfen und nicht dem überhasteten Tempo der Gier der einzelnen Kapitalisten, dem kapitalistischen soi-disant-‚Geiste'? Seine Sünden an den Arbeitern müssen mehr den ausbeutenden Unternehmern als dem System selbst zugeschrieben werden, das Millionen erst ihre Arbeitsgelegenheit geschaffen hat. Man kann in der Tat dem System seine geschichtliche Berechtigung nicht absprechen, solange die wirtschaftliche Funktion des Investierens, die es allein leistet und vorläufig leisten konnte, noch nicht anders eingerichtet ist und solange nicht eine neue Fundierung der Geldverhältnisse geschaffen ist.

* * *

Der Kapitalismus ist gerade jetzt in seine schlimmste Krisis eingetreten, die ihn vermutlich auch ohne die soziale Revolution zum Sturze bringen wird. Ruhland, ‚Syst. der polit. Ökonomie', III. 122 ff., beziffert 1908 das steuerbare Privatvermögen in Deutschland auf 150—160 Milliarden Mark;

davon waren über die Hälfte Börsenwerte geworden. Durch die Kriegsanleihen sind nun neuerdings zirka 150 Milliarden in ‚den Sprudel der Spekulation' hineingezogen worden, in denen natürlich die alten Werte größtenteils enthalten sind. Das sind 7,5 Milliarden jährlicher Zins. Wofür wird dieser Zins bezahlt? Lediglich dafür, daß die deutschen Kapitalisten und Sparer die Güte hatten, dem Reich in seiner äußersten Not mit ziemlich geringem Risiko seine Kreditfähigkeit zu bescheinigen. Mehr leisten die Kapitalisten nicht. Der Zins wird von der gesamten Volksgemeinschaft aufgebracht. Ist dies nicht die gefährlichste Belastung des kapitalistischen Kreditsystems, daß ‚wirkliches' kapitalisiertes Geld allein im voraus verausgabt werden kann, daß nur gedeckte, eigentlich größtenteils nur gutgesagte Schulden den Schuldner zahlungsfähig machen? Kann sich nicht heute die Einsicht durchsetzen, daß der Schuldner Staat auch ohne die 7,5 Milliarden kostende Gutsage seiner Kapitalisten zahlungsfähig auf seinen eigenen, wahren Kredit hin ist, die Garantie und Arbeit seines Volkes?

Wir stehen vor einer neuen Kreditform. Viele Gründe zwingen uns dazu. Wir können unserm Volkseinkommen, das durch die Kriegswirtschaft, Blockade und Revolution erschreckend gesunken ist, nicht mehr die 9 Milliarden jährlich entziehen, die Ruhland 1908 als Kosten des herrschenden Kapitalismus in Bank und Börse berechnet; wir können den Kapitalisten nicht jährlich 7,5 Milliarden bezahlen für ihre Freundlichkeit, dem Deutschen Reich seine Kreditfähigkeit gutzusagen, so sehr sich auch die kapitalistische Ethik für diese Zinsendeckung als besonders heilige und patriotische Pflicht verschworen hat.

Zu dieser äußeren Notlage, die noch vorläufig unübersehbar durch die Kriegsentschädigung von mindestens 50 Milliarden ins ungeheuere verschärft wird, kommen noch besonders zwei innere Schwierigkeiten der Geldwirtschaft selber hinzu. Das ist zunächst das Versagen der automatischen, kapitalistischen Geldregulierung und die noch unheilvollere Geldentwertung durch wahnwitzige Lohnforderungen und Arbeitszeitkürzungen.

Wir haben keine anerkannte Geldtheorie, weil unser ganzes Geldwesen fast anarchisch ist, nur von dynamischen Kräften, unberechenbaren Schwankungen des Prestiges und der Goldzufuhr geleitet wurde und bis zum Kriege nur die kümmerliche, automatische Regelung hatte. Zum bloßen Verständnis der Lage jedoch wird man zum mindesten als Arbeitshypothese eine rationale Geldordnung voraussetzen müssen, wie sie in Fichtes geschlossenem Handelsstaat vorgetragen ist.

Fichtes Geldtheorie ist in dem einen Satz enthalten: ‚Die ganze Summe des zirkulierenden Geldes repräsentiert die ganze, in dem öffentlichen Verkehr befindliche Summe der Ware.' Von dieser rationalen, gemeinwirtschaftlich und rechnerisch bestimmten Geldordnung sind wir noch sehr weit entfernt; aber dennoch ist die Gesetzmäßigkeit, die diese Formel rein ausdrückt, auch in unserer Wirtschaftsordnung wirksam, und zwar insofern, als unsere auf die Metallwährung basierte Geldmasse unter ungefähr dem

Zinsfuß entsprechender Vermehrung konstant bleibt und die Warensumme in krisenlosen Zeiten mit ähnlicher Vermehrung gleichfalls konstant bleibt, der Automatismus des Kapitalismus also die Ausgleichung der beiden Faktoren annähernd bewirkt und so auch den Geldwert konstant erhält.

Aber durch den Krieg ist infolge des Generalausverkaufs unserer Warenmenge und der Unterproduktion eine ganz unverhältnismäßige Geldvermehrung und Nachfrageerhöhung eingetreten, die den Geldwert erschreckend sinken ließen und die ganze Volkswirtschaft in die fürchterlichste Krise stürzten. Ob diese Krise durch Vermögenseinziehungen zu beheben ist, was einer Geldvernichtung gleichkäme, mag dahingestellt bleiben. Daß die Geldentwertung noch durch die vollkommen willkürlichen Lohnforderungen auf die Dauer immer weiter bis zu den phantastischen russischen Verhältnissen sich steigern muß, ist vorläufig nur durch die Anarchie in unserer Geldwirtschaft verschleiert, in der die Lohn- und die Preisregulierung überhaupt noch in keinem direkten Verhältnis zueinander stehen, wie es in einer rechnungsmäßigen, rationalen, zentralen Planwirtschaft der Fall sein müßte.

Für unsern Gedankengang ist es nur wichtig, daß die kapitalistische Geldordnung für die ungeheueren Probleme unserer Lage nicht mehr ausreicht und daß damit dem Kapitalismus wieder ein sehr ungünstiges Horoskop gestellt ist. Aber wird sich, nachdem wir alles Gold hergeben müssen, die neue, rationale Geldordnung durchsetzen? Man muß leider daran verzweifeln, weil nicht einmal die Theorien hierzu ausgearbeitet sind, das Problem selbst noch kaum erkannt ist, nur langsam die hochbedeutsamen Lehren Silvio Gsells Verständnis und Anklang finden.

So stehen wir machtlos dem Chaos, dem Zusammenbruch unserer Wirtschaft gegenüber, der durch die Revolution nur beschleunigt, nicht eigentlich verursacht wird. Was bleibt uns zu tun? Vor allem ist eine dringliche, unaufschiebbare theoretische Forderung zu erfüllen, nämlich die Gewinnung einer Wirtschaftsauffassung, die nicht wie die heutige Volkswirtschaft die bestehenden Gesetzmäßigkeiten der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, dessen, ‚was ist', als die einzigen wissenschaftlichen Maßstäbe ansieht, nach denen allein die Nationalökonomie urteilen darf. Es gilt die Erkenntnis dessen, was ‚sein soll', die jetzt nach dem Zusammenbruch des bisher Bestehenden für den Übergang zu dem, was werden soll, unerläßlich ist. Diese Aufgabe kann nur die Philosophie leisten. Dann aber gilt es, für die gerade heute in unseren bewegten Zeiten unerläßliche, ungeheuer verantwortungsvolle, sittliche Stellungnahme zu den Vorgängen das Gewissen zu schärfen; es gilt die Erneuerung unseres sittlichen Bewußtseins über Wirtschaftsfragen, die Gewinnung eines neuen, feineren Gerechtigkeitsgefühls den Wirtschaftsvorgängen gegenüber, die eine klare, bewußte, energische Absage an den Kapitalismus sein dürfte.

* * *

‚Die Hauptresultate der aufgestellten (mechanistischen) Theorie sind diese: daß in einem dem Rechtsgesetze gemäßen Staate die drei Hauptstände der Nation gegeneinander berechnet und jeder auf eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern eingeschränkt, daß jedem Bürger sein verhältnismäßiger Anteil an allen Produkten und Fabrikaten des Landes gegen seine ihm anzumutende Arbeit, ebenso wie den öffentlichen Beamten ohne sichtbares Äquivalent, zugesichert; daß zu diesem Behufe der Wert aller Dinge gegeneinander und ihr Preis gegen Geld festgesetzt und darüber gehalten; daß endlich, damit dieses alles möglich sei, aller unmittelbare Handel der Bürger mit dem Ausland unmöglich gemacht werden müsse.‘ (Fichte: Der geschlossene Handelsstaat, 1. Buch, 7. Kap.) Sie lauten in unserer Sprache: Eine wirklich solidarische Wirtschaft, eine konsequente ‚Sozialisierung setzt voraus, daß ein Wirtschaftsplan durch irgend eine entscheidende Zentralstelle verwirklicht wird‘. (Dr. Neurath, Wesen und Weg der Sozialisierung. 1919.) Diese Zentralstelle hat rechnungsmäßig die Ausdehnung von Landwirtschaft, Industrie und Handel gegeneinander abzugrenzen und die Arbeiterverteilung auf sie zu regeln. Sie hat die verhältnismäßige Verteilung des Lebensbedarfes in Naturalien und Waren an alle Volksgenossen zu sichern. Sie hat eine rechnungsmäßige Preisgestaltung konsequent durchzuführen (iustum pretium) und zu diesem Zwecke eine Geldordnung, die das Verhältnis von Warenmenge und Geldmenge zugrunde legt unter Einbeziehung des notwendigen Investierungskapitals. Sie kann mit dem Auslande dann nur durch Warenaustausch in Verbindung stehen.

Dies sind die unerläßlichen Grundvoraussetzungen jeder Art von Wirtschaft, die nicht auf das vollkommen freie Spiel der Kräfte basiert ist. Jede Teilsozialisierung, die sie nicht zur Grundlage hat, kann die Unordnung nur vermehren; aber leider sind die sozialistischen Theoretiker äußerst selten, die dies zu wissen scheinen. Die Nationalökonomie wird einwenden, daß die Wirtschaft niemals ein rein mechanischer Vorgang werden kann. Denn die Grundkräfte der Wirtschaft, der Arbeitswille und die Unternehmungslust, sind schwankende Kräfte, die nicht als feste Faktoren in einen mechanischen Wirtschaftsplan sich einfügen. Und dies ist auch die unüberwindliche Schwierigkeit, an der jeder Staatssozialismus scheitern muß, solange nicht ein ganz neuer Wirtschaftsgeist die Menschen ergriffen hat, die sittliche Verantwortung treuer und unermüdlicher Arbeitsleistung ohne besonderen Gewinnanreiz, Verantwortungsgefühl für die Bedeutung des besonderen Berufes und Verantwortlichkeit für Produktionsmittel und Rohstoffe. Diese Gesinnung war wohl im größten Teil unserer deutschen Beamtenschaft schon lebendig, aber solange sie nicht Allgemeingut des ganzen Volkes wird, ist das Ideal der staatlichen Beamtenwirtschaft, konsequent durchgeführt, nicht erfüllbar. Daß das Ideal vom Christentum freudig begrüßt werden müßte, ist wohl zweifellos, da es die Überwindung des kapitalistischen ‚Geistes‘, des maßlosen Erwerbsstrebens, des Wirtschaftens um Geldgewinn bedeutete, da es die Freiheit von allem irdischen Gut einschlösse und die Arbeit zu einer reinen, sittlichen Tat erhöbe.

Aber leider kümmert sich der Sozialismus sehr wenig um diese ideale Gesinnung. Tatsächlich verlangt auch die mechanistische Grundlage der Wirtschaft gar nicht den vollen Verzicht auf allen Gewinnanreiz; es gibt noch andere Formen der Gemeinwirtschaft als den Staatssozialismus; ist nur erst eine gerechte, zinsenfreie Geldordnung eingeführt, die den unverdienten Gewinn ausschließt, so ist gegen den ehrlich erarbeiteten Gewinn sittlich nichts einzuwenden, und neben den mechanistischen Rechnungsgrundlagen der Preisbildung und Geldbemessung ist noch Raum für die freie Dynamik der Arbeits- und Unternehmungslust.

Demnach stellt sich die heutige Lage so dar: Das scheinbar utopische Ziel einer rationalen Wirtschaftsordnung wird von der furchtbaren Not der Zeit erzwungen, soll nicht der Zusammenbruch des Kapitalismus zu einem völligen Chaos führen. Ist es da nicht Pflicht des Christen, der sich über die Vorgänge klar ist, mit allen Kräften für eine neue, solidarische Wirtschaft einzutreten, nicht Pflicht aller jener, die für die Erhaltung des Eigentums kämpfen, unter Verzicht auf einen unverdienten Zinsgewinn, die Erhaltung des Geldwertes zu erstreben, der nur mehr durch eine rasche, durchgreifende Geldreform noch einigermaßen gesichert werden kann, während sonst der Verlust an Geldeigentum mindestens 50, wenn nicht 90 Prozent beträgt?

Können oder müssen wir darum Sozialisten werden? Wenn man unter Sozialismus das Wirtschaftsprogramm der heutigen deutschen sozialistischen Parteien verstehen will, dürfen wir es gar nicht, ganz abgesehen von ihrer materialistischen Welt- und Geschichtsauffassung. Auch die ökonomischen Theorien sind bald unzulänglich, bald zu weitgehend; das ist 1. der sozialistische Kampf gegen den Mehrwert überhaupt, der so verständnislos für die Notwendigkeit der Kapitalbildung ist und deren vorläufig unersetzte Wichtigkeit für den ganzen Wirtschaftsorganismus außer acht läßt. Eine Sozialisierung ohne eine Neuordnung des Geldwesens ist sinnlos. Es ist auch eine scharfe und eingehende Unterscheidung notwendig zwischen dem unverdienten Mehrwert, der aus bloßem Zinsgewinn an erster Stelle resultiert, der aus Konjunkturgewinnen fließt und damit der Gesellschaft insgesamt zugehört, der aus Bodenschätzen gewonnen wird, die niemals dem Entdecker oder Erschließer allein, sondern nur der Allgemeinheit gehören können, und jenem Mehrwert, der durch Erfindungsgeist und Wirtschaftlichkeit gewonnen wird, der jener für das Wirtschaftsleben unersetzlichen Initiative des Unternehmergeistes entspringt. 2. Besteht wohl der Zweifel an der Wirtschaftlichkeit der Produktionsvergesellschaftung ohne einen einheitlichen Wirtschaftsplan zurecht, und man möchte lieber die Münz- und Finanzhoheit des Staates zu restloser Verstaatlichung der Finanzen erweitert sehen.

Aber diese beiden Punkte sind nicht das Entscheidende, denn schließlich wird der staatliche Wirtschaftsbeamte genau soviel Unternehmergeist entwickeln können als der bisherige Privatbeamte, der ja der Direktor meist schon ist, und schließlich ist für die Frage Staatssozialismus oder Staats-

kapitalismus nicht die Rentabilität entscheidend, so wertvoll zweifellos eine Steigerung der Gütermenge auch sittlich ist, sondern die aus dem System resultierende Wirtschaftsgesinnung, und da möchte eine Umkehr von aller Erwerbsgier, die ein wahrer Sozialismus wohl brächte, sehr erwünscht sein.

Von größter Wichtigkeit aber ist 3. die Art der Sozialisierung durch Revolution oder Evolution. Da selbst ein großer Teil der Arbeiterschaft begriffen hat, daß unser hochkompliziertes Wirtschaftsleben keine Revolution überstehen kann, ist schließlich noch ein weitgehendes Zusammenarbeiten mit den Evolutionisten für uns möglich, solange sie alle Gewaltherrschaft und Diktatur verwerfen.

Was uns ernsthafter trennt, ist der Mangel an wahrhaft sozialem Geist im deutschen Sozialismus, trotz allem Idealismus, Parteiidealismus. Wie traurig ist es, daß die Menschenliebe dieser sozialen Reformer niemals über ihren Stand hinauszugehen scheint, daß sie nicht einmal das Gefühl dafür haben, wie auch ihre eigene Sache nur durch das Gedeihen der Gesamtwirtschaft des Volkes gefördert werden kann! Wie sehr fehlt gar das reine Gerechtigkeitsgefühl, daß das ganze Volk und alle Stände von der Not des Daseins befreit werden sollen!

Für uns kann der Sozialismus keine Lohnbewegung sein, sondern Hunger und Durst nach Gerechtigkeit. Wir können keine bloßen Sozialisten sein, wir müssen den Sozialismus noch weit überbieten, wir müssen für die wahrhafte Solidarität der Volkswirtschaft eintreten.

* * *

Aber wenn wir uns dem heutigen Sozialismus nicht ohne weiteres anschließen können, ganz abgesehen von seiner Kirchenfeindlichkeit, an der leider die kirchlichen Kreise selber nicht ganz schuldlos sind, weil sie politisch in viel zu enger Verflechtung mit dem Feudalismus auftraten und viel zu wenig mehr eine Religion der Armen zu vertreten schienen, dürfen wir darum weiter den Kapitalismus als Wirtschaftsordnung zu stützen suchen? Gewiß, das christliche Zinsverbot schloß den Kapitalismus nicht aus, solange er wirklich eine historisch unvermeidliche Wirtschaftsstufe war; es verbietet heute noch nicht das verzinsliche Produktivdarlehen, das nicht unmittelbar der christlichen Liebe widerspricht. Aber fordert es nicht gerade heute eine Gesinnung, die der allgemeinen Not der Zeit vollkommen Rechnung trägt und dem so sehr weitgehend berechtigten Gefühl der Massen, daß der Reichtum und die Reichen an dem großen Kriegs- und Wirtschaftselend schuld sind? Ist nicht zu überlegen, ob nicht heute schon die Erlaubtheit des Produktivdarlehens zu erlöschen beginnt, da das Gerechtigkeitsgefühl der Massen für allen unverdienten Kapitalgewinn so aufgewühlt ist, nur der Zinsgewinn insbesonders durch den allgemeinen Sparkassenbetrieb, der auch dem kleinen Sparer den Zinsgenuß sichert, noch den meisten als berechtigter Lohn der Sparsamkeit erscheint? Diese breiten Schichten gerade wissen nichts davon, daß die Hochhaltung des Zinsfußes jene verderbliche Hoch-

spannung des Kapitalismus forderte, der zum Krieg und zur Revolution geführt hat. Und da es dem Eingeweihten heute schon gewiß ist, daß die Kapitalverzinsung in der gesamten Volkswirtschaft einen sich immer steigernden Arbeitsaufwand erheischt, der nur scheinbar entsprechend entlohnt wird, indirekt aber durch den mühelosen Geldgewinn der Besitzenden, durch die Geldentwertung und damit die Reallohnverminderung die Arbeitenden schädigt, so kann der christlichen Liebe diese Geldordnung nicht mehr berechtigt erscheinen. Diese Schädigung war noch vor dem Kriege durch die Vermehrung der Bevölkerung fast ausgeglichen, heute aber kann diese automatische Geldregulierung nicht mehr funktionieren. Nun könnte man ja sagen, daß sich die Arbeiter durch ihre Lohnerhöhungen bereits selbst geholfen haben; doch dies rechtfertigt nicht die Unfähigkeit des Kapitalismus.

Diese Tatsache stößt uns auf ein neues wissenschaftliches Problem, das auch ein sittliches ist: die exzessive Geldentwertung ist eine Eigentumsberaubung. Daß die Geldentwertung vorläufig nicht auf das Konto der Lohnforderungen, höchstens teilweise auf die übertriebenen Lohnsteigerungen des Hindenburg-Programms zu setzen ist, wurde bereits erwähnt; denn ‚jede neue Geldentwertung braucht Zeit', wie Rathenau es ausdrückt. Das Festhalten an der kapitalistischen Geldordnung also hat uns die Geldentwertung gebracht, d. i. teilweisen Verlust des Geldeigentums. Man sagt gern, der Staat ist eine Machtorganisation zur Erhaltung des Eigentums. Gegen äußere Gewalt vermag er es vielleicht zu schützen, aber die Kosten des Schutzes belaufen sich im Weltkrieg auf mindestens ein Drittel der Vermögen. Gegen die indirekte Eigentumsberaubung durch Geldentwertung vermag er nichts, solange er die kapitalistische Geldordnung weiterbestehen läßt und nicht selber rechnungsmäßig die Angleichung von Geld- und Warenmenge in die Hand nimmt, was nur e r kann. Damit ergibt sich ganz realpolitisch in unserer krisenhaften Lage eine neue Pflicht des Staates dem Eigentum gegenüber: hat er wirklich das Eigentumsrecht zu erhalten, so kann unter Eigentum nicht nur die nominale Geldsumme verstanden werden, sondern der Realwert. Er hat also statt der Konstanz der Besitzverhältnisse unbekümmert um die gesellschaftlichen ‚Vermögensumschichtungen' den konstanten Arbeits- und Sparertrag zu garantieren, wenn er sich nicht auf den rein formalen Rechtsstandpunkt stellen will. Dieser Schutz des realen Eigentums schließt schon einen ganz neuen Eigentumsbegriff ein, der nicht mehr individualistisch, sondern schon sozialistisch ist, und von dem aus es nicht mehr weit zum prinzipiell neuen Eigentumsbegriff des sozialen Rechtsstandes wäre, den Fichte (Geschlossener Handelsstaat, I. Buch, 1. Kap.) folgendermaßen ausdrückt: ‚Statt des Schutzes des unabhängig vom Staate gesellschaftlich bestehenden Eigentums, des Besitzzustandes, in dem sich die Bürger gerade befinden, ist es die Bestimmung des Staates, jedem erst das Seinige zu geben, ihn in sein Eigentum erst einzusetzen, und sodann erst, ihn dabei zu schützen.' Alle Eigentumsverhältnisse sind heute wirklich schon von der gesamten solidarischen Verflechtung der Wirtschafts-

vorgänge unseres Verkehrszeitalters im ganzen Währungsgebiet abhängig, und nur die starre Rechtsordnung hat sich der neuen Lage noch nicht angepaßt. Ist es da nicht hohe Zeit für den Christen, der prinzipiell gegen das starre Recht zugunsten der wahren, reinen Gerechtigkeit ankämpfen muß, den Schlagwörterparteikampf gegen den Sozialismus im Namen der Erhaltung des Eigentums aufzugeben, da der Sozialismus doch nur von der faktischen Enteignung der Schwachen durch die Konzentration der Produktionsmittel in wenigen Händen ausgeht? Realpolitik und christliche Liebe zugleich müßten also die christlichen Parteien mit den sozialistischen im Kampfe gegen den Kapitalismus vereinigen.

Der letzte entscheidende Grund aber, warum die christliche Wirtschaftsgesinnung den heutigen Kapitalismus bekämpfen muß, ist die Ausnützung seiner wirtschaftlichen Überlegenheit zu politischem Machteinfluß aller Art. Wenn irgend eine, muß die christliche Gerechtigkeit auf strengste Rechtlichkeit der Wirtschaftsvorgänge dringen; sie kann sich nicht zur Erhaltung eines Systems hergeben, das die Macht der Starken mit allen Mitteln zu erhalten und vermehren sucht, das, statt den Schwachen zu helfen, sie in Gebundenheit und Abhängigkeit erhalten will. Verschafft es ihnen dabei zu seinem eigenen Vorteil ausreichenden Lebensunterhalt, so bleibt die Herrschaft erträglich und kann zur Not als sittlich berechtigt gelten. Sobald der Kapitalismus aber nicht einmal mehr allen Staatsbürgern die sogenannte auskömmliche Existenz verschaffen kann, ist seine vorübergehende historische Berechtigung auch sittlich erloschen.

* * *

Gilt heute das evangelische Zinsverbot, oder gilt es nicht mehr? Kirchenrechtlich soll niemand wegen des Zinsnehmens von einem Produktivdarlehen ‚beunruhigt' werden. Das ist der Rechtsstandpunkt, der auch für die Bindung der Gewissen maßgebend ist. Aber neben der Praxis der Kirche gibt es auch eine reorganisatorische Aufgabe ihrer führenden Lehrer zur Weckung und Schärfung der Gewissen, und wie sich die Kirche zu Beginn der kapitalistischen Geldherrschaft der neuen Lage angepaßt hat, wird sie es auch heute tun müssen, zumal sie heute eine Aufgabe hat, die nur sie allein und niemand außer ihr leisten kann. Dies ist eine Erneuerung einer idealen Wirtschaftsgesinnung.

In all den vielen Revolutionen unserer Tage handelt es sich immer nur um neue Rechte, um neue Vorteile; höchstens will man neue Einrichtungen schaffen, und diese Institutionen sollen die neue Lebensform bringen. Nur die Selbstsucht wird aufgestachelt und die Besitzgier gereizt, und wenn nach gleichem Recht für alle gerufen wird, hört jeder nur, daß e r unter diesen allen ist. Niemand getraut sich, die neuen Pflichten zu verkünden, die neuen Forderungen zu stellen; man kämpft gegen den Kapitalismus, aber man begeht seine Sünden selber, Geld- und Machtgier; Ziel und Streben bleibt das eigene Höherkommen, und so ist der sogenannte

kapitalistische Geist noch gar nicht überwunden, das ungehemmte Streben nach Geld und Gut, die zur einzigen sittlichen Pflicht erhobene Sorge und Habsucht. Die ganze Geisteshaltung ist nur auf den Rechtsstandpunkt eingestellt; niemand fordert oder gewährt Gerechtigkeit, und die Liebe ist diesem Gemeinschaftsgefühl das fernste.

Aber das Leben ist kein gesetzmäßiger Vorgang, wie es dem Mann an der Maschine leicht scheinen mag, sondern Wille und Tat. Was aber soll die Millionen Willen zur Tat elektrisieren, wenn die furchtbarste Not unseres Volkes es noch nicht vermag, unter Verzicht auf allen Lohn- und Rechtsstreit zunächst einmal Güter zu produzieren, um die Not zu beheben?

Erstaunlich, das Ideal des Zukunftsstaates, dessen Erfüllung nahe bevorzustehen scheint, verliert unmittelbar vor dem Ziele seine Kraft, und die Willenlosigkeit und Zersplitterung der Menschheit steigt aufs neue.

Leihet, ohne etwas davon zu erhoffen! Das ist nun keine Forderung mehr, die der im Leben stehende Christ nicht erfüllen kann. Wir spüren wieder, wie nur eines helfen kann, die Liebe, daß sie die höchste Weisheit ist und die einzige Organisationskraft der Menschheit.

Wie kann diese Liebe wieder erweckt werden? Indem einmal die tatsächlich bestehende Wirtschaftsgemeinschaft des ganzen Volkes, die in so viel unvermeidlichen Gesetzlichkeiten unserer ausgebreiteten Verkehrswirtschaft enthalten ist, die alle Teile des Volkes aufeinander anweist, die in unserer Kreditwirtschaft und Währungseinheit jeden einzelnen vom realen Geldwert vollkommen abhängig macht, die gerade schon in der Blockade tatsächlich die völlige Einheit eines geschlossenen Handelsstaates wurde, indem diese natürliche Gemeinwirtschaft zu einer klar bewußten und gewollten erhoben wird und der natürliche Zwang in bewußtem Willen sittliche Freiheit wird. Wer anders kann die sittliche Solidarität heute noch verkünden und ihr in die Herzen des Volkes Eingang verschaffen als die christliche Kirche? Sie allein kann den radikalen und maßlosen Kommunismus der starren, eigensinnigen Rechtsforderung in den Liebeskommunismus des Christentums umwandeln, der die einzige Gesinnungsgrundlage einer gerechten Wirtschaftsordnung ist.

Das Christentum allein mit seiner Forderung der Nächstenliebe kann den Geist des Sozialismus schaffen, die sittliche Solidarität, ohne die der Sozialismus nichts ist als die Vergröberung und das Widerspiel des Kapitalismus, ohne die er tot und ohne alle Frucht bleibt, ohne die er rein wirtschaftlich völlig unmöglich ist. Statt des Kampfes gegen die Gemeinwirtschaft, soweit sie nicht gesinnungs- und geistloser Sozialismus zu werden droht, ist ihre Erfüllung mit solidarischem Geiste geboten. Um aber ernsthaft und mit innerer Anteilnahme für die Gemeinwirtschaft eintreten zu können, braucht es eine genaue Kenntnis der Möglichkeiten neuen Wirtschaftens. Warum geschieht dies auf katholischer Seite niemals mit Freude und Begeisterung, erscheint alles immer nur aus zweiter Hand? Weil die Erkenntnis niemals völliger Ernst, niemals Erlebnis wird, weil

das Neue niemals eine Lebensnotwendigkeit scheint, weil man sich im Organisierten zu geborgen fühlt und weil man mit dem Bestehenden viel zu leicht zufrieden ist. Man geht niemals in neuen Lebensformen auf und darum immer die engherzige Kritik des Außenseiters, der wegen belangloser Nebensächlichkeiten das Ganze verwirft, weil er den großen Schwung des Ganzen nicht verspürt. So sucht man den Sozialismus durch das Schreckbild der bureaukratischen Verstaatlichung zu verleiden, statt daß man positiv mitarbeitet an der Gewinnung von wirklich lebensfähigen Formen der Gemeinwirtschaft. Diese Aufgabe ist so dringend, so bedeutungsvoll, nachdem der aufstrebende Sozialismus ganz von Intellektuellen verlassen blieb, so daß er nun aus Führermangel noch am Ziel zu scheitern droht, ist so verantwortungsvoll für unsere ganze Zukunft, daß die Gleichgültigkeit nie mehr durch alle künftige Beamtentreue gutgemacht werden könnte. Aber die Mentalität der meisten Gebildeten ist nur auf Organisieren und juristische Leitung eingestellt, so daß nur von den christlichen Akademikern, die aus Überzeugung Liebe und ein unmittelbares Verhältnis zum Volke haben, der Geist der Gemeinwirtschaft erweckt und ihr eine Seele eingehaucht werden kann. Dazu aber ist eine intensive Beschäftigung mit allen möglichen Formen des Sozialismus erforderlich; dazu ist der weitherzige, wahre Geist der Gerechtigkeit notwendig, um jene Form zu finden, die dem ganzen Volke und nicht nur einer Klasse dient. Der von der Wissenschaft verlassene Sozialismus ist dem Zufall und den Masseninstinkten ausgeliefert, und niemand darf sich wundern, wenn er so kein lebensfähiges Gebilde werden kann, wenn er zwischen erstarrendem Staatssozialismus und ödestem Verteilungskommunismus schwankt. Die Sozialisierung marschiert, dies Schlagwort ist bitterer Ernst; an uns ist es, ihr den rechten Weg zu weisen; sie aufhalten zu wollen ist Utopie.

Noch eine Frage bleibt zu erledigen: Kann die Kirche heute schon durch Erneuerung des Zinsverbotes autoritativ wirken? Man wird diese Frage verneinen dürfen, da sittliche Überzeugungen nicht von oben geboten, sondern erst im einzelnen und vielen geweckt und befestigt werden müssen. Eines aber wird man von der heutigen Moraltheologie verlangen dürfen: daß sie von ihrer Laxheit in der Zinsfrage abkommt und wenigstens das zweifellose Verbot des verzinslichen Konsumtivdarlehens wieder einschärft, da heute schon wissenschaftliche Einsicht und Gerechtigkeit das verzinsliche Produktivdarlehen als nur sehr bedingt erlaubt erscheinen lassen.

Kritik

Liturgie oder Volksandacht? / Von Fritz Fuchs

Der Benediktinerabt Ildefons Herwegen von Maria-Laach gibt unter dem Titel ‚Ecclesia orans' in zwangloser Folge eine Reihe von Monographien heraus, welche die Liturgie dem Verständnis von Klerus, Lehrerschaft und gebildeter Laienwelt näher bringen wollen. Als Einleitung zu dieser Sammlung historischer, dogmatischer, aszetisch-mystischer, philosophischer, pädagogischer und ästhetischer Darstellungen erschien ein schmales Bändchen von Dr. Romano Guardini ‚Vom Geiste der Liturgie' (Herder, Freiburg).

Von den sechs Aufsätzen, in die sich die Schrift gliedert, behandelt der erste das ‚Liturgische Beten'. Liturgie ist objektiv gewordene religiöse Lebensordnung; ihr Subjekt: die Kirche, nicht der Christ, auch nicht die Gemeinde; ihr Zweck: die Verehrung Gottes durch die religiöse Sozialeinheit, nicht die Erbauung des einzelnen. (Bei dieser Statuierung des objektiven und überindividuellen Charakters der Liturgie sei die pedantische Anmerkung gemacht, daß eben doch nur durch die Einzelseele hindurch religiöses Leben sich entfalten kann.) Das Verhältnis der Liturgie zu Gemüt und Verstand, zu Natur und Kultur wird klar umschrieben. Vom Dogma beherrscht, ist sie ganz gebändigtes Gefühl. Mehr angedeutet als in ihrem vollen Umfange gewürdigt werden die psychologischen Schwierigkeiten des gemeinsamen Gebetes. Ist es doch Tatsache, daß gerade innerliche Priesternaturen gemeinsames Breviergebet scheuen, während der gleichgeartete Laie beim öffentlichen Rosenkranzgebet mit Herz und Hirn nicht mitkommt und gar bald den Wettlauf aufgibt.

Die ‚Liturgische Gemeinschaft' verlangt Opfer: Demut, denn der Mensch muß heraustreten aus dem engen Kreis egoistischer Interessen in die umfassende Geisteswelt der Kirche, muß — konkret ausgedrückt — um Dinge bitten, die ihn unmittelbar nichts angehen; Karitas, denn er muß heraustreten aus dem Für-sich-Sein des persönlichen Lebens in die Gemeinschaft mit gleichgültigen, ja oft unsympathischen Menschen. Auf der anderen Seite aber wird die Liturgie auch überströmende Naturen mit überstarkem Gemeinschaftstrieb nicht auf ihre Kosten kommen lassen. Ihre Gemeinsamkeit ist vielmehr durch ein stets waches Distanzgefühl gemäßigt. Nicht direkt von Individuum zu Individuum geht die Vereinigung der Glieder untereinander, sondern durch Ordnung auf das gleiche Ziel: Gott. Liturgische Gemeinschaft macht nicht gemein.

Im Kapitel ‚Liturgischer Stil' legt Guardini offen die eigentliche Schwierigkeit dar, auf welche die Liturgie bei uns stößt. Gestehen wir es uns nur ein, die Liturgie als Stilform befriedigt uns mehr ästhetisch als religiös. Guardini treibt das Problem auf die Spitze, indem er die Gestalt des Herrn in der Liturgie und die Gestalt, wie sie uns aus den Evangelien vertraut ist, gegenüberstellt. Seien wir noch deutlicher: vergleichen wir ein levitiertes Hochamt und das letzte Abendmahl! Dort der ‚erhöhte' Herr, der ‚zur Rechten des Vaters sitzt', antwortet Guardini und weist so den stummen Vorwurf ab, der in der Gegenüberstellung liegt. Hier aber Jesus von Nazareth in seiner gottmenschlichen Unmittelbarkeit! Und er

ist es doch, nach dem wir vor allem dürsten! Guardini sucht das Problem zu lösen, indem er das individuelle religiöse Leben mit all seiner persönlichen Bestimmtheit und das liturgische Leben mit seiner Stilisierung und Typik als zwei notwendige Formen christlicher Frömmigkeit aufeinander angewiesen sein läßt. Man möchte dem Problem eine andere Wendung geben. Der Herr in der Eucharistie ist der Seele so unmittelbar nahe wie in seinem Erdenleben. Aber erdrückt nicht das levitierte Hochamt die eucharistische Handlung in den Augen des liturgieunkundigen Volkes? Das ist die Frage, die sich einem noch mehr aufdrängt, wenn man einer orientalischen Meßliturgie mit ihren noch weiter ausladenden Formen beiwohnt.

Nach einigen feinsinnigen Beobachtungen über ‚Liturgische Symbolik' führt das Kapitel ‚Liturgie als Spiel' auf die Höhe des Werks. Es ist von einer solch edlen Freiheit des Geistes diktiert, daß wir es enthusiastisch begrüßen.

Nicht so fast einen Zweck hat die Liturgie als vielmehr einen Sinn. In Anlehnung an das Wort der ewigen Weisheit: ‚Ich war bei ihm, alles ordnend, und war in Entzücken Tag um Tag, spielend vor ihm allezeit, spielend auf dem Erdkreis . . .', im Anschluß an das absichtslose Spiel des Kindes und das Schaffen des Künstlers, der nichts will, als sein Innerstes ausströmen, deutet Guardini den Sinn der Liturgie: Vor Gott ein Spiel zu treiben, ein Werk der Kunst — nicht zu schaffen, sondern zu sein, das ist ihr innerstes Wesen.

Die Stellung der Liturgie zur ethischen Ordnung beleuchtet das Schlußkapitel: ‚Der Primat des Logos über das Ethos', ein geistvoller Aufriß der verhängnisvollen philosophischen Entwicklung, durch die auf dem Wege über Kant, Schopenhauer, Nietzsche und den Pragmatismus der Primat von der Erkenntnis auf den Willen übertragen wurde, auf den Willen, der da blind ist. Die Liturgie dagegen hält mit der Kirche an dem Primat des Logos über das Ethos fest und bewahrt sich so die innere Gelassenheit und den Sieg über die Unrast des Lebens. So bleibt sie auch frei von moralisierender Absichtlichkeit; weiß sie doch, daß die Seele, die in ihrem Bezirke atmet, von selber stark und gesund und dem Leben gewachsen ist.

Psychologischer Scharfblick, der, zugleich gütig, der modernen Seele auf den Grund sieht, und ein künstlerisches Formgefühl, wie es nur bis auf die Antike zurückreichende Kulturtradition vermitteln kann, sind die in Guardinis Büchlein sichtbar gewordenen Gaben dieses wahrhaft aristokratischen benediktinischen Geistes.

Ihm gegenüber scheut man sich fast, einen Einwand zu erheben, der banal ist und dessen sich jeder, sicherlich auch der Verfasser selber, bewußt ist, der aber trotzdem ausgesprochen werden muß. Probleme lassen sich nicht totschweigen, nur öffentliche Formulierung führt zu ihrer Lösung.

Guardini unterscheidet eine individuelle, subjektive und eine überindividuelle, objektive Form der Gottesverehrung, private und liturgische Frömmigkeit. Diese Zweiteilung durchkreuzt die ‚Volksandacht', wie ‚die religiösen Bedürfnisse des gläubigen Volkes' sie verlangen. Wie gliedert Guardini die Volksandacht ein, wie wertet er sie?

Er faßt sie als Mischform, objektive Andachtsform mit subjektivem Einschlag, aus den besonderen Bedürfnissen des heutigen Daseins erwachsen, nicht nur zu dulden, sondern innerlich berechtigt, ja unbedingt notwendig. Diese Auffassung mag auf die außerliturgischen Formen der Volksfrömmigkeit zutreffen, soweit sie Guardini anführt: Rosenkranz, Kreuzweg, Nachmittagsandachten. Eine hat

er vergessen: die deutsche Singmesse. Sie aber ist der Schlüssel zum Problem, das hier formuliert, nicht gelöst werden soll.

In der altchristlichen Kirche fiel liturgische Frömmigkeit und Volksfrömmigkeit zusammen. Gewiß war die Liturgie bereits in ihren Anfängen stilisierte Rede und Gebärde und nicht etwa unmittelbarer Ausdruck augenblicklichen Seelenzustandes, aber sie war dem Volke verständlich, da sie das Kleid der Volkssprache trug und der Sinn für Gebärde noch nicht verkümmert war.

Es kam die Zeit, da das Volk die Sprache der Liturgie nicht mehr verstand. Nun muß aber ‚das Gebetsleben der Gesamtheit', wie Guardini richtig bemerkt, ‚vom Gedanken getragen sein'. Ferner ist nach Guardini ‚die Grundgestalt des gemeinsamen Betens die dramatische. Sie teilt die Anwesenden in zwei Chöre und läßt das Gebet in Rede und Gegenrede voranschreiten. Das bringt die Masse in Fluß . . . Damit weist die Liturgie auf ein Grundgesetz psychologischer Rhythmik hin, das nicht ungestraft vernachlässigt wird.'

Diese beiden Forderungen mußten von dem Augenblick an unerfüllt bleiben, da die Sprache der Liturgie dem Volke unverständlich war. Nehmen wir ein Hochamt! Gewiß wäre es falsch, den lateinischen Gesängen des Priesters oder Chors jede religiöse Wirkung auf das Volk abzusprechen, weil es sie ja doch nicht verstehe. W. Matthießen hat an dieser Stelle* in einer Untersuchung über das Magische der Sprache im liturgischen Kirchengesang nachgewiesen, daß von gewissen Wortfolgen, rein als Klangswerte ohne Rücksicht auf ihren gedanklichen Inhalt betrachtet, ein numinoses Gefühl erzeugt wird, in dem das Ahnen der Majestät des Mysterium tremendum erlebt wird. Andererseits aber bleibt doch wahr, was Guardini sagt: ‚So ist die erste Voraussetzung für die Brauchbarkeit eines gemeinsamen Gebetes, daß es vom Gedanken und nicht vom Gefühl beherrscht sei. . . Der Gedanke allein hält auch das religiöse Leben gesund.' Die zweite Forderung des gemeinsamen Gebetes, daß ‚die ganze Versammlung lebendigen Anteil nehmen muß', verwirklicht das Hochamt gleichfalls nicht. Das Volk ist von einem, oft berufsmäßig tätigen Chor abgelöst worden.

Diesen Hemmnissen gegenüber grub sich der Fluß der Volksfrömmigkeit in seinem Betätigungsdrang sein eigenes Bett in den Volksandachten, vor allem in der deutschen Singmesse, die dem Volk eine aktive Beteiligung am Gottesdienste ermöglichte. Sie will also objektiver, überindividueller Gottesdienst sein.

Was jetzt beim Gottesdienste das Corpus Christi mysticum konstituiert, was die Gemeinde eint, ist nicht mehr die eucharistische Opferhandlung in harmonischem Verein mit der Liturgie, also sakraler Rede und Gebärde, sondern die eucharistische Opferhandlung allein, die jedem Anwesenden zum Bewußtsein kommt. Diese Einigung kann wohl durch die deutschen Meßgesänge, deren Inhalt sich der heiligen Handlung anschließt, verstärkt werden. Die unverstandene Liturgie hat ihr wenig hinzuzufügen. In romanischen Ländern mögen die Verhältnisse für die Liturgie günstiger liegen, da dort das Kirchenlatein bis zu einem gewissen Grade auch von weiteren Kreisen verstanden wird. Für Deutschland ist jedoch das tolerierte Kompromiß der deutschen Singmesse das augenblickliche Ideal des Pfarrgottesdienstes, denn sie zieht das Volk zu einer aktiven Teilnahme heran und erfüllt eine Funktion, welche der offiziellen lateinischen Liturgie zukäme, — denn schließlich ist sie doch nicht ganz in sich selbst ruhender Zweck, — der sie aber unter den gegenwärtigen Umständen nicht gewachsen ist: nämlich den Sinn der Opferhandlung dem Gläubigen möglichst eindrücklich zum Bewußtsein zu bringen.

* Juli 1918. S. 364.

Wenn Guardini, nachdem er die Strenge des liturgischen Stils hervorgehoben hat, die noch dadurch verstärkt werde, ‚daß die Liturgie in einer toten, fremden, und zwar einer klassischen Sprache redet', fortfährt: ‚Aus all dem wird verständlich, welch zwingende, überzeugende Kraft der liturgischen Ausdrucksform innewohnt, wie sie dem Gläubigen eine Schule religiöser Geistesbildung im reinsten Sinn des Wortes ist', so gilt dies innerhalb einer benediktinischen Klostergemeinschaft; außerhalb derselben widersprechen dem alle Tatsachen. Tatsächlich ist jetzt die Liturgie ausschließlich Sache der Priester, lebendige Beziehungen zum gläubigen Volk hat sie nicht. Die Jesuiten haben dies mit klarem Blick erkannt und die Liturgie auf ein Minimum beschränkt.

Wie stellt sich nun die neue liturgische Bewegung zu diesen tatsächlichen Verhältnissen? Sie will den Kreis der Liturgiekundigen, der sich bisher auf die Priesterschaft beschränkte, erweitern, indem sie die gebildeten Laien in ihn einführt. Es ist in der Tat ein Unding, wenn ein humanistisch gebildeter Katholik während der hl. Messe, statt dem Officium zu folgen, aus einem in der Regel minderwertigen Gebetbuch Privatandachten betet, die subjektiv im Sinne ihres Verfassers, nur nicht in dem des Beters und seines augenblicklichen Seelenzustandes gehalten sind. Hier können so geistvolle Gedanken wie die Guardinis aufrüttelnd wirken.

Immer wird jedoch die Kenntnis des Lateins, so wenig sie methodisch zu sein braucht, die Vorbedingung für eine Beteiligung an der Liturgie sein. Wollte man ihr an der Hand von Übersetzungen folgen, so würde sich der psychische Vorgang viel zu sehr komplizieren, um noch eine starke, unmittelbare Wirkung auslösen zu können.

Wird doch selbst für den Lateinkundigen zunächst der peinliche Zustand eintreten, daß er sich mittels des Missales wie mit einem Museumsführer in der Liturgie mühsam zurecht zu finden sucht. Von Jugend auf müssen wir in die Liturgie hineinwachsen. Messedienen muß Ehrensache eines jeden jungen Katholiken werden. Unsere Gymnasiasten, so wie sie ja auch Xenophon, aber nicht die griechischen Evangelisten, Demosthenes, aber nicht Paulus lesen, holen sich in neun Jahren an mumifiziertem Latein die Myopie: das Missale, dessen Latein alltäglich auf den Altären lebendigste Gegenwart ist, ihnen in die Hand zu geben, fällt niemand ein. Es muß vorgeschriebenes Lehrmittel werden. Ich weiß, zwei Religionsstunden wöchentlich in den Mittelschulen sind dafür zu wenig. Man vermehre sie, wollen wir nicht Christen nur nebenbei sein. Freilich muß sich der Religionsunterricht überall auf gleicher Höhe halten, soll nicht die Vermehrung seiner Stundenzahl die Religion den jungen Menschen verekeln. Nach einigen Generationen könnten so unsere gebildeten Laien auch wieder liturgiefähig werden.

Aber was ist damit viel erreicht? frag' ich. Was ist mit dem ‚gläubigen Volk'? Guardini, so sehr er von einer bewußten Geringschätzung des Volkes entfernt ist und seine außerliturgische Frömmigkeit nicht etwa toleriert, sondern sie als notwendig und berechtigt anerkennt, weiß das ‚gläubige Volk' doch nicht in seinen Kreis einzubeziehen, weiß nichts mit ihm anzufangen, verweist es in die Anmerkungen seines Buches. Daß es aber nicht ungestraft abseits der Liturgie steht, entgeht auch Guardini nicht ganz, der auf die Neigung der Volksfrömmigkeit zur Sentimentalität und auf die oft so süßlichen Erzeugnisse religiöser ‚Volkskunst' hinweist.

Wie soll nun die Liturgie wieder der große Laienkatechismus des Volkes werden? Die Liturgie, soweit sie Rede ist; denn als Kirchenjahr wird sie ihrer

Aufgabe auch heute noch gerecht. Dies ist das Problem. Die Kenntnis der Kultgesänge war bei allen alten Völkern der Anfang jeden Unterrichts. Und noch heute machen es sich die altgläubigen Juden nicht so leicht wie wir. Der Judenknabe muß hebräisch lernen, um sich am Gottesdienst tätig beteiligen zu können. Wird dieses Problem übersehen, wird die liturgische Frage nur für die Gebildeten gelöst, werden sie vom ‚gläubigen Volk' abgeschieden, so sehe ich die liturgische Bewegung von der Gefahr eines religiösen Aristokratismus bedroht. Es wird dann ein paar liturgische Kenner, Feinschmecker unter den Laien geben und sonst alles beim Alten bleiben. So gewiß im Bezirk der unendlich abgestuften individuellen Frömmigkeit ein Aristokratismus, fast möcht ich sagen: Esoterismus seine Berechtigung hat, so gewiß die Mystik eines Johannes vom Kreuz für den Durchschnittsbürger des Gottesstaates unzugänglich ist, so sicher muß die überindividuelle Frömmigkeit der Liturgie ein Idiom sein, in dem sich alle verstehen.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Daß die Beziehungen der Völker und Menschen zueinander von ihren Interessen bestimmt werden, ist der Leitsatz, der von Volkswirtschaftlern, Politikern und Journalisten, sofern sie weltklug sind, alltäglich hundertmal bewiesen wird. Wir zweifeln auch gar nicht daran, daß dieser Satz eine Wahrheit ist, aber es ist eine traurige und heruntergekommene Wahrheit. Wir Idealisten aber kennen noch eine andere Wahrheit, die in der Welt wie ein heimlicher König herumgeht, und glauben, daß das Bewegende in Welt und Leben nicht das Interesse, sondern die Liebe ist, die Liebe, die das Wertvolle — die Seele — im Nächsten sieht und — findet. Freilich, das äußere Angesicht der Welt wird vielleicht nie von ihr verändert werden; aber wissen wir nicht, daß die äußere Welt uns kaum mittelbar etwas angeht? Ich denke, die letzte Vergangenheit hat uns recht innig fühlen lassen, daß wir Dualisten sind.

In dem verborgenen Königreich, dessen Grenzen vorläufig noch nicht von *einem* Glauben bestimmt sind, wohnt auch der Däne *Karl Gjellerup*, der seit mehr als zwei Jahrzehnten deutsch schreibt und sich bewußt als Angehöriger des germanischen Volksstammes fühlt. Was ihn zum Germanen zieht, ist die Liebe zu seiner Religiosität, einer selbstschöpferischen, aus heimlichen Quellen sich immer erneuernden Religiosität: also eigentlich die deutsche Mystik, zu welcher Zeit sie sich auch offenbaren mag. Es soll hier zunächst von seinem schönen Buche ‚*Der goldene Zweig*' gesprochen werden, in dem er erzählt, wie die germanische Seele das Christentum aufnimmt und mit ihm die römische Götterwelt besiegt. Bei anderer Gelegenheit mag dargestellt werden, wie Gjellerup dem Wirken des Sauerteiges in späteren Zeiten nachgeht. In ‚Der goldene Zweig' zeigt er sich in Wesen und Form als Eigener; sein Buch hat nichts von einem ‚Roman aus der Zeit des untergehenden Heidentums' an sich, es ist Dichtung. In dem Dianenheiligtum am Nemisee, wo Aeneas den goldenen Zweig aufhing, der dem ihn Gewinnenden Freistatt gibt, ist ein neuer Schutzsuchender

* Karl Gjellerup, ‚Der goldene Zweig'. (Quelle & Meyer, Leipzig, M. 6.—.) Friedrich Lienhard, ‚Westmark'. (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, M. 6.—.) Max Brod, ‚Das große Wagnis'. (Kurt Wolff, Leipzig, M. 5.50.) Gustav Kohne, ‚Ellernbroock'. (Fr. W. Grunow, Leipzig, M. 7.50.) Wilhelm Schussen, ‚Der rote Berg'. (Strecker & Schröder, Stuttgart, M. 4.50.)

angekommen, und, nachdem er den ihm satzungsgemäß zum Gegner Bestimmten besiegt hat, auch aufgenommen. Der Ankömmling beichtet den anderen elf Insassen sein Leben; die elf anderen berichten ihm das ihre, und damit erreicht Gjellerup, daß der Leser in das großzügig verkommene Wesen des tiberianischen Rom den ersten und überzeugenden Einblick erhält. Nachdem so die Vorbedingungen geschaffen sind, kann der Dichter einen römischen Hauptmann auftreten lassen, der bei Christi Tod zugegen war und eine Schriftrolle mit dem Evangelium des Heilands mitgebracht hat. Einer der alten Insassen des Dianentempels, Rufus, der Mörder einer Gattin, findet aus ihr den Frieden, den er seit vierzehn Jahren gesucht; er pflückt jetzt den echten goldenen Zweig. Auch ein junges Germanenpaar, das mit Tiberius auf dem goldenen Prachtschiff des Nemisees lebt, empfängt willig die befruchtende neue Wahrheit, und, trotzdem sie sterben müssen, und trotzdem Rufus ein Mörder war, so erhebt sich das Christentum kraft seiner geistigen Gewalt doch ungeheuer über die Personifikation des alten Rom, den Kaiser Tiberius, erhebt sich, trotzdem Gjellerups dichterische Art wenig von Schwung und Glut hat, vielmehr eher Besinnlichkeit und Nachdenklichkeit ist. Vielleicht hat der Dichter eine weise Beschränkung geübt in der Erkenntnis, daß nicht g a n z zureichender Schwung einer Weltanschauungsdichtung nur zu leicht etwas Absichtsvolles gibt, das eine künstlerische Wirkung verhindert. Vielleicht trägt auch die Eigenart des Volksstammes, dem er angehört, dazu bei, daß die Zurückhaltung nicht selten den Charakter der Kühle annimmt. Indessen trägt der Stoff so viel Leuchtkraft in sich, daß sie das ganze Buch zu durchstrahlen vermag, so daß dem Leser zuletzt ein starker Eindruck zurückbleibt. Nicht so leicht kann man sich mit der Stilverwirrung abfinden, die sich darin äußert, daß den Gesetzen des epischen Kunstwerkes nicht Genüge getan wird. Manche Kapitel des Buches wirken wie ein Drama mit sehr genauem Szenarium. Vielleicht glaubt sich Gjellerup durch die Charakterisierung seines Buches als ‚Dichtung und Novellenkranz‘ genügend gegen diesen Vorwurf geschützt. Wie dem auch sei: ‚Der goldene Zweig‘ ist ein so eigenartiges wie schönes Buch, und es kündet eindringlich genug von dem verborgenen Königreich, das unter der Oberfläche der brausenden Welt wirkt und wächst.

Davon scheint mir auch der neue Roman F r i e d r i c h L i e n h a r d s ‚W e s t m a r k‘, erfüllt zu sein, der die Wirkung des deutschen Zusammenbruches auf das Elsaß schildert, so daß wenige innerliche Menschen inmitten des Taumels der Franzosenbegeisterung, das heißt inmitten des Rausches einer falschen Kultur, zum Echten und Tiefen sich entschlossen stellen: dem deutschen Wesen. Sie führen den Entschluß bis zum Letzten durch, indem sie, obwohl geborene Elsässer, zur entscheidenden Stunde über den Rhein gehen, um an ihrem Teil an der Beseelung Neudeutschlands mitzuarbeiten. Sie wollen Sauerteig sein, zunächst gewiß für Deutschland, darüber hinaus aber auch für das Menschentum überhaupt. Auch Lienhards Menschen gehören dem verborgenen Königreich an. Lienhard scheut auch nicht davor zurück, mit Empörung und Verachtung das Bild einiger übler Vertreter des alten Deutschland zu malen: hier wirkt der Elsässer, der Volk und Land einem kaum wieder gut zu machenden Verhängnis überliefert sieht. Überhaupt klingt in dem Buche ein leidenschaftlicher Ton persönlicher Anteilnahme, der es weniger zu einem Kunstwerk wie zu einem Bekenntnis macht. Ihm ist das ‚was‘ vor allen Dingen wichtig, nicht das ‚wie‘. Was er im Innersten bitter empfand, Verneinendes und Bejahendes, hat sich Lienhard mit diesem Roman von der Seele geschrieben, und dieses Erlebte gibt dem Buch eine flammende und reinigende Wucht. Davon haben auch seine Menschen Nutzen; wenn sie schon, wie meist bei Lienhard,

Gefäße von Gedanken sind, so haben sie doch in diesem Roman ein besonders eindringliches Wesen erhalten. Den Eindruck des vollen Lebens erwecken indessen der Pfarrer Arnold und Fanny, die Braut seines Sohnes. Wenn das Vorbild seines eigenen ‚Oberlin‘ Lienhard auch bei diesem Pfarrer vorgeschwebt hat, so begegnet man dieser schönen und durchgebildeten Menschenart gern zum zweiten Male. Fanny ist dagegen ein besonderes Stück Weibtum, von einer holden Leidenschaftlichkeit, belebt und belebend. Beide sind ein Menschenpaar gesunder Menschlichkeiten voll; Lienhard schreckt nicht davor zurück, die Liebe zwischen beiden bis in das schauernde Dämmer einer ebenso reinen wie gesunden Geschlechtlichkeit zu steigern. Die Anziehung zwischen zwei an Geschlecht und Alter verschiedenen Menschen darf ruhig einmal in Zärtlichkeiten sich äußern, die väterliche, freundschaftliche und liebhaberische Eigenschaften in schöner Harmonie enthalten. Alles aber ist nie spielerisch, sondern ganz sieghafter Ernst, über das Plattmenschliche gesteigert, und Johann Friedrich Arnold wie Fanny Bieler mögen schon aus diesem Grunde als die Repräsentanten eines zukünftigen wohltätigen Elsaß in Deutschland gelten.

Max Brods Vision, ‚Das große Wagnis‘, soll auch eine geistige Sezession aus dem alten Deutschland sein. Der Erzählende, ein jüdischer Musikgelehrter, wird im Kriege verwundet; von diesem Zeitpunkt an bis zu seiner Erschießung als Deserteur ist sein äußeres Leben ausgelöscht; im Geiste dagegen erlebt er den Zukunftsstaat eines Doktor Askonas, der irgendwo im zerstörten Gebiet sich befindet. Auf kommunistischer Grundlage, ganz von Verstand und Interesse geschaffen, vegetiert diese Menschengemeinschaft in alten Stollen und Unterständen. In dieses ‚Liberia‘ tritt auch der Musiker ein und erlebt das Schicksal des Zukunftsstaates, an dessen Ende grauenvoller Zusammenbruch in gegenseitigem Zerfleischen ist. Brod sagt, daß die Katastrophe eintreten mußte, weil nicht die Liebe Gründer und Bürger beseelte, nur der eiskalte Intellekt, der sich höchstens in wilder Sinnlichkeit entladen kann. Seinen Musiker läßt er mit dem geliebten Weibe in die Welt fliehen, läßt sie das große Wagnis tun, das jeder Mensch nur einmal im Leben tun kann, und das für das ganze fernere Leben bestimmend ist. Es scheint, als wenn Brod sich zu dem Glauben bekennte, daß auch der Tod diese Verbundenheit in Liebe nicht mehr zerreißen kann.

Das Buch ist ein Musterbeispiel des Expressionismus, der an die erste Stelle den dichtenden Menschen und seine Empfindungen und Gedanken setzt. Nicht mehr sind die Menschen der Dichtung das Wesentliche, sondern der Dichter selbst, der durch ihren Mund spricht. Hier schlägt also der Pendel, der bis zur naturalistischen Charakterzeichnung ging, ins andere Extrem zurück. So glühend auch die Empfindungen sich geben mögen, — ohne den voll und rund geschaffenen Menschen, von dem sie nur ein Überfluß sind, bleiben sie unlebendig, da sie, dem Intellekt entsprungen, sich eben nur an den Intellekt wenden. Mir scheint, Brod ist an demselben Unheil krank, das sein Liberia zum Zusammenbruch bringt; vielleicht auch ist die orientalische Seele zur Liebe überhaupt unfähig, die nun einmal dazu gehört, um in der Dichtung Menschen zu schaffen. Es waltete also hier eine Art Tragik über dem Leben Brods, der Notwendigkeit und Ziel in nicht nur intellektueller Sehnsucht klar erkennt, der aber seinem ganzen Wesen nach unfähig ist, an das Ziel zu kommen. Liebe ist Gnade; sie läßt sich nicht erdenken.

Sie läßt sich aber auch nicht ersetzen, auch nicht durch noch so kluge Fürsorge. Der Lehrer Spickerdör in Gustav Kohnes Roman ‚Ellernbrook‘ ist sich wahrscheinlich gar nicht bewußt, daß er den in Aberglauben versunkenen Dörflern mit seiner Aufklärung nur ein Surrogat bietet. Das Heilmittel für den Aber-

glauben ist Glauben; als moderner Mensch will der Lehrer aber natürlich höchstens von irgendwelchen vag in der Luft schwebenden religiösen Stimmungen etwas wissen. Dagegen glaubt er die Bauern zu besseren Menschen machen zu können, indem er ihnen Bücher, Vorträge, Unterhaltung, bessere Wohnungen gibt. Da der Roman in der Absicht der Propagierung von Ideen geschrieben ist, kann man sich auch mit diesen Ideen auseinandersetzen. Hermann Oeser, der treffliche Schwabe, hat einmal den Begriff ‚Bildung' ironisiert: ‚Bildung heißt die bewunderungswürdige Fähigkeit, über alles mitreden zu können, und zwar, wie die Maler sagen, in flotten Strichen; sogenanntes tieferes Eingehen in eine Sache verrät Pedanterie oder Einseitigkeit. Vollendete Fähigkeit, auch unangenehme Menschen charmant behandeln zu können. Freieste Herrschaft über den Wortschatz und vollkommene Biegsamkeit des Ausdrucks. Freiheit von Mystik. Kenntnis der Naturwissenschaft.' Das ist sozusagen der Gipfel der Bildung; so weit ist Spiekerdör noch nicht; er legt erst die Fundamente, die Zinnen des Erfolges werden aber die sein, die Oeser zeichnete. Der Ellernbrooker Lehrer würde es auch sehr übel nehmen, wenn man ihm sagte, ihm fehle das Wichtigste: die Liebe. Gewiß nennt er das Gefühl, das ihn treibt, Liebe, aber es ist die Liebe des falschen Christuskindes bei Selma Lagerlöf. Hätte er die echte, so würde er sicher zunächst einmal mit seinen Bauern als Gleicher unter Gleichen leben, indessen er im Roman gleichsam von seiner Höhe den ‚da unten' Hausenden seine Geschenke hinabreicht. Ihm fehlt der rechte Apostelgeist, wie er in der sozialstudentischen Bewegung lebt; dafür hat er den Aufkläricht, und es ist gar kein Wunder, wenn sein Roman Erfolg hat. Ohne Beseelung ist auch Kohnes Stil; eine gewisse selbstbewußte Forschheit macht auch die zarten und poetischen Stimmungen tot, die zuweilen in dem Roman aufzutauchen streben. Wie gut Kohne das Land kennt, geht daraus hervor, daß er zur Zeit, wenn die Kiebitze Eier legen, die Hirsche röhren und den Hühnerhabicht auf Schlangen stoßen läßt. Einem Weidmann dreht sich dabei das Herz im Leibe um.

Man merkt an Kohnes Roman den Fluch des Dilettantismus: sich, seine Absicht, seine Ansicht zu steigern. Man halte das gewiß nicht überwältigende Buch von Wilhelm Schussen, ‚Der rote Berg', dagegen und man wird finden, daß hier ein sauberer Erzähler, auf den besten Traditionen stehend, die er mit eigenem Leben erfüllt, etwas Rundes und Melodiöses zustande gebracht hat, schlechtweg eine Erzählung. Ich möchte die gespreizten Herren sehen, wenn man sie einmal vor die Aufgabe stellte, einfach etwas zu fabulieren! Denn so leicht dieses scheint, und so leicht ein verbildeter Geschmack im Lesen über so eine Erzählung hinweggeht, so schwer ist sie zu machen, was schon daraus hervorgeht, daß jedes dichtenden Künstlers Ehrgeiz dahin geht, einmal so etwas zu machen. Schussen hat ja, als Schwabe, das Gottesgeschenk des Fabulierens in der Wiege vorgefunden; der Norddeutsche kommt dagegen immer mit einem dichtenden Militarismus in der Hosentasche daher. ‚Der rote Berg' erzählt von einem Theologiestudenten, der von einer heißblütigen Schönen aus der Bahn geworfen wird, mit der fürsorgenden Tante zerfällt und Gärtner auf einem Berg in der Nähe von Stuttgart wird. Der Berg birgt unter seiner Oberfläche die Trümmer einer versunkenen römischen Kolonie; Schussen will, daß die römischen Gespenster noch heute umgehen und die Geschicke der Bergbewohner leidenschaftlich verwirren. Die heißblütige Schöne taucht wieder auf, Unheil ist die Folge, aber es trifft nicht den Gärtner, der sich vielmehr in das kleine Glück einer Verbindung mit der Tochter seines Brotherrn rettet. Der kleine Roman ist Unterhaltung im besten Sinne.

Rundschau

Zeitgeschichte

Staatsbürgerliche Volksbildung und Volkshochschule. Eine auffallende und bei einem Nationalstaat mit immer noch halbwegs geordneten Zuständen unerhörte Erscheinung bietet die Interesselosigkeit der großen Masse in Deutschland auf außenpolitischem Gebiete. Wir stehen hierin selbst hinter dem bolschewistischen Rußland zurück, und für die Verzweiflung der Einsichtigen darob herrscht großenteils gänzliches Unverständnis. Im Gegenteil betrachtet man diese Verzweiflung nur als den Ausdruck der innerpolitischen Niederlage.

Demgemäß ist die große Mehrheit der Arbeiterschaft zur Zeit noch mit dem Ergebnis der Revolution, soweit sie zerstörend gewirkt hat, zufrieden, bucht nur den innerpolitischen Gewinn und interessiert sich wie kämpft für seine Ausgestaltung allein. Die selbstverschuldete Enge des Hauses, in dem, und der Bedingungen, unter denen man sich einrichtet, und die völlige Schutzlosigkeit des Ausland-Deutschtums beachtet man gar nicht, solange man am eigenen Leibe noch nichts davon spürt als die Rationierung der Lebensmittel. Und an die hat man sich ja gewöhnt.

Hierin und in dem grenzenlosen Mißtrauen gegen die Gebildeten zeigt sich eine verhängnisvolle Erkrankung unserer Volksseele. Auf die leider im Staats- und Gesellschaftsleben der verflossenen Jahre liegenden Wurzeln dieses Mißtrauens wollen wir hier nicht näher eingehen.

Wäre es nicht gewesen, so hätten wir — genau wie 1870/71 das damals militärisch weit weniger, als wir 1918, leistungsfähige Frankreich — wenigstens den Verzichtfrieden mit bewaffneter Macht geschlossen, statt ihn zu erbetteln, und brauchten uns vom Auslande einschließlich dessen Arbeiterschaft nicht verachten und unsere Kriegsgefangenen nicht zurückhalten zu lassen.

Daß dieses künstlich geschürte Mißtrauen gegen jede Führung von oben sich auch durch Vorwärtsartikel im Herbst 1918 nicht mehr beschwören ließ und schließlich die alleinige Ursache unserer so völligen Selbstvernichtung der eigenen Großmachtstellung ist, wissen wir nur zu gut; ebenso einleuchtend und bisher weniger betont ist aber, daß es durch Verbreitung besserer Einsicht beseitigt werden kann und muß.

Zwar ruft man gegenwärtig allerseits nach staatsbürgerlicher Heranbildung der gesamten Bevölkerung beiderlei Geschlechts — ist doch ihr gesunder Sinn in einer Demokratie zur Leistungsfähigkeit des Staatsganzen noch unerläßlicher als im monarchischen Staate, bei dem eine verständige Führung der Massen auch in Fragen möglich ist, wo sie urteilslos sind.

Aus diesem dringenden Bedürfnis heraus befürwortet man in Zentrumskreisen (z. B. wiederholt in der Märznummer des ‚Münst. Anzeigers') den ‚Zusammenschluß der weiblichen Jugend zur politischen Schulung für die christliche Volkspartei' — auf die schon vor dem Kriege liegenden kulturpolitischen Bestrebungen der Partei kommen wir noch zurück. Weniger realpolitisch dünkt es uns, wenn die ‚sozialdemokratische Kulturpolitik', wie sie der Herr Minister Hänisch zu inaugurieren gedenkt, sogar einen neuen staatsbürgerlich gerichteten deutschen Menschentypus demnächst heranzubilden sich schmeichelt (S. 24 der Broschüre ‚Sozd. Kulturpol.'). Nachdem gerade die Sozialdemokratie durch ein-

seitigen Klassenkampf den Geist der nationalen Selbstverneinung heraufbeschworen hat, stehen wir solchen Verheißungen — auch abgesehen von der ein Kapitel für sich bildenden Religionspolitik dieser Partei — vorläufig skeptisch gegenüber. Immerhin ist die Einsicht, daß das Bedürfnis nach politischer Schulung über den einseitigen Klassenkampf hinaus vorliegt, auch in diesem Programm zu begrüßen.

Indessen leidet die von den politischen Parteien, soweit diese sich überhaupt ernstlich damit befassen, vertretene ‚staatsbürgerliche Volksbildung', soviel ich sehe, an mangelnder Betonung der äußeren Politik, auf deren Boden doch ein außerparteiliches gemeinsames Vorgehen aller Parteien das einzig Erfolgversprechende wäre. Ebenso wie z. B. in Frankreich die kirchlichen Kreise mit den Freimaurern, die Aristokraten mit den Arbeitern als Franzosen gegenüber dem äußern Feinde auch jetzt noch in weitgehender Weise außenpolitisch zusammengehen, so wollen wir zwar keine Chauvinisten züchten — die übrigens Frankreich und England viel in der Welt genützt haben —, wohl aber das nationale Zusammengehörigkeitsgefühl, das uns 1914 bei allen innerpolitischen Parteistandpunkten beseelte, wieder erwecken.

Sein oder Nichtsein des Deutschtums in der Zukunft hängt, wie auch der vernünftige sozialdemokratische Arbeiter einsehen muß, hiervon ab.

Gerade der industriellen Arbeiterschaft müssen wir zurufen: ‚Tua res agitur', — dich auch, und dich in erster Linie geht es an! Ist doch schon vor längerer Zeit ausgerechnet von sozialdemokratischer Seite in der Nationalversammlung das Wort gefallen: Daß der deutsche Arbeiter millionenweise ins feindliche Ausland wird gehen müssen, könne uns um deswillen nicht gleichgültig sein, weil er bei der andauernden Feindschaft in der Welt gegen alles Deutsche an fremden Herden sich ‚in die Asche' werde setzen müssen. So genügsam ist man bei uns schon geworden, daß der Zwang, infolge völkerrechtswidriger Erdrosselung der heimischen Industrie auszuwandern, nicht an und für sich als schmachvoll empfunden wird, sondern nur die obendrein im Auslande zu gewärtigende schlechte Behandlung. Und wir müßten mangels nationaler Bildung und nüchternen Sinnes bei so vielen Volksgenossen noch viel genügsamer werden!

Ganz zweifellos ist es also für Deutschland eine der dringendsten Forderungen der Gegenwart, daß die große Masse der Bevölkerung ihr Vaterland wieder lieben lerne!

Dies zu bewerkstelligen, was leider mangels hinreichenden Einflusses der geistigen Arbeiter als solcher während des Krieges insbesondere in der Armee bei unserer Wehrverfassung und dem Geiste, in dem sie gehandhabt wurde, nicht möglich war, ist jetzt Aufgabe unserer gesamten deutschen Intelligenz und m. E. der Prüfstein ihres moralischen Wertes oder Unwertes in den nächsten Jahren. Und dieses Werk muß, so schwer es auch zur Zeit erscheinen mag, möglich sein. Gerade die jetzige Behandlung Deutschlands durch die Entente ist ein fruchtbarer Boden dafür.

Darum geistige Arbeiter, Kaufleute, Industrielle, Gebildete aller Parteien, heraus! Vereinigt euch allerorts zu Volksbildungskursen und -Vorträgen ohne parteipolitische Richtung. Tragt durch Wort und Schrift auf breitester Grundlage Bildung und Einsicht ins Volk. Und wo dieses, wie in den meisten Industriebezirken, von euch über Weltanschauungsfragen und äußere Politik — die innere müssen wir überhaupt ausschalten und den politischen Parteien überlassen — nichts wissen will, da bietet ihm, was ihm mehr zusagt: Anschauliche Belehrung in deutscher Sprache, Schrift, Literatur und Kunst, in Handelskunde,

Rechnen und kaufmännischen Fächern, parteilose Schilderung geschichtlicher Persönlichkeiten und Vorgänge früherer Epochen, aber auch bürgerlichrechtliches, steuerrechtliches und staatswirtschaftliches praktisches Wissen!

Große Einfachheit und Anschaulichkeit bei gediegenem Inhalt ist anzustreben. Nur das Beste ist für das Volk gut genug.

Selbstverständlich sind die Anforderungen an Selbstzucht und Sachlichkeit, insbesondere Zurückstellung des eigenen Weltanschauungs- und Parteistandpunktes bei solchen Unternehmen hoch; es ist aber von der größten Wichtigkeit, daß auch gerade die Katholiken bei dem wichtigen nationalen Werke der Volkshochschule die Stellung einnehmen, die ihnen als Vertretern des Idealismus in unserer materialistisch gerichteten Zeit zukommt.

Sie sollen hier nicht abseits stehen, sondern in der vordersten Linie, da es ihre eigentümliche Begabung stets gewesen ist, das geistige Verhältnis der Volksklassen aufrecht zu erhalten. Gebührt doch ihrer starken Organisation ein hervorragender Anteil daran, daß die revolutionäre Bewegung in Deutschland nicht zum Siege des Bolschewismus geführt hat.

Auch eine Mitarbeit der gebildeten Sozialisten, nicht im Sinne einseitiger ‚neuer Erziehung' und Geschichtsauffassung, sondern im Sinne des Nationalstaates und des Verzichtes auf Parteipolitik in der Volkshochschule wäre zu begrüßen und m. E. möglich. Allerdings nicht ohne Opfer hüben und drüben! Hat doch gerade die Sozialdemokratie sich durch ihr jahrelanges Hetzen gegen alle nationalen Ziele die eigene Stellung als Regierungspartei verbaut und die nationale Orientierung der Arbeiter unmöglich gemacht.

Während sie ihren bedeutenden zerstörenden und verneinenden Wirkungen bisher nichts Positives an die Seite zu setzen hat als die beregten schönen Zukunftsträume, können wir mit Stolz auf die Tätigkeit des Volksvereins und hier insbesondere auf die von Dr. C. Sonnenschein-M.-Gladbach geführte soziale Akademikerbewegung, zumal auf die Vortragsvereinigungen hinweisen, in denen die Überbrückung der Bildungsgegensätze zwischen geistigen und körperlichen Arbeitern und das gegenseitige Sichverstehenlernen der Volksklassen seit Jahren angestrebt wird.

Läßt sich die zur Zeit im Werden befindliche Volkshochschulbewegung, die in allen Teilen Deutschlands durchgeführt werden soll, von diesem Geiste des Verständnisses für die Volksseele leiten, und nehmen demgemäß die Geistesarbeiter aller Parteien in geschlossener Zusammenarbeit und unter grundsätzlichem Verzicht auf den innerpolitischen Parteikampf die große Aufgabe der Volksbildung ebenso selbstlos in die Hand, wie für den katholischen Volksteil und seine besonderen seelischen Bedürfnisse bereits gesorgt wird, so würde damit vielleicht die Stunde der geistigen Auferstehung für unser irregeleitetes Volk eingeläutet.

Die Opfer, welche auch wir deutschen Katholiken bei der Mitarbeit an diesem Werke bringen müssen — für einen Staat, der seit seinem Bestehen Kulturstaat war und es auch hinfüro bleiben soll —, sie würden damit wahrlich in edlerer und berechtigterer Weise entschädigt werden als gegenwärtig die Opfer der französischen Katholiken in der Befriedigung der eiteln Revanchegefühle einer gottentfremdeten und kirchenfeindlichen Nation.

G. W. Gottlob-Osnabrück.

Philosophie

Caspar Isenkrahe zum 75. Geburtstag. Die Wissenschaften sind ihrem Wesen nach positiv-aufbauend und haben als solche ihren typischen Wissenschaftscharakter in der

Möglichkeit der Erweiterung, Bereicherung und Vertiefung unseres Wissens. Die nach dem Gesetz von Grund und Folge zu erarbeitende Erkenntnis als vorher nicht erkanntes Endziel bestimmt eine wesentliche Charaktereigenschaft wahrer Wissenschaftlichkeit.

Dieser selbstgebenden und aufbauenden wissenschaftlichen Tätigkeit steht eine andere Seite wissenschaftlicher Betätigung gegenüber, die verteidigt. Die Berechtigung einer Apologia, nicht nur im Sinne der Theologie, ergibt sich aus den Zielen jeder Wissenschaft, der Wahrheit zu dienen. Die Apologetik ist Abwehr von Angriffen, sie verteidigt einen Besitzstand. Das Ziel apologetischer Gedankengänge steht von vornherein fest; es ist gegeben, anerkannt, oder man ist überzeugt, man glaubt. Apologetik treiben heißt: sich Rechenschaft geben, über das bereits im Besitz befindliche Gut sich ausweisen, den Inhalt einer Überzeugung begründen, ihn als vernünftig erweisen.

In diesem letzten Sinne von apologetischer Wirksamkeit ist die über einen engeren Fachkreis weit hinaus gehende Bedeutung der wissenschaftlichen Lebensarbeit Caspar Isenkrahes zu erblicken. Es ist falsch, wie es geschehen ist, in Isenkrahe den Mann zu sehen, der die wissenschaftliche Begründbarkeit etwa von Gottesbeweisen im Sinne eines zwingenden Beweisverfahrens bekämpfen will, um dadurch vielleicht einer wesentlich anders gearteten erkenntnistheoretischen Begründung der fundamentaltheologischen Wahrheiten das Wort zu reden, als sie etwa in der Scholastik üblich sei. Über solche religionsphilosophische Tendenzen hat sich Isenkrahe in seinen Schriften niemals geäußert, und sie liegen ihm auch völlig fern. Als Nichttheologe hat er sich stets gehütet, über diese vielumstrittenen Fragen, die zum Teil auch kirchlichlehramtliche Kundgebungen erfahren haben, eine Ansicht abzugeben. Worum es ihm aber zu tun war, das war sein heißes Bemühen und unentwegtes Streben: Im Dienste der christlichen Wissenschaft vom Standpunkt seiner mathematisch-naturwissenschaftlichen Fachbildung aus mitzubauen am wissenschaftlichen Gerüst der katholischen Apologetik.

Der Ausgangspunkt der Isenkraheschen apologetischen Untersuchungen war in den meisten Fällen die in apologetischen Werken zutage tretende mangelnde Kenntnis mathematisch-naturwissenschaftlicher Denk- und Arbeitsmethoden, die den wissenschaftlichen Wert dieser Apologetik bei vielen von vornherein diskreditieren mußte. So ist es erklärlich, daß Isenkrahes Arbeiten einen starken kritischen Einschlag besitzen. Er will alle Fehler sorgfältig vermieden und alle nachweisbar begangenen ohne Scheu aufgedeckt und ausgemerzt wissen. Und er betont es ausdrücklich, daß nicht bloß die Rücksicht auf das wissenschaftliche Ansehen, sondern vor allem die Erhabenheit des Stoffes, den die defensio fidei zu erledigen hat, dieses Prinzip zu einem ganz selbstverständlichen und unbeugbaren mache.

Isenkrahes Kritik ist aber nicht nur negativ. Sie hat auch die Richtung ins Positive gefunden und zeigt den Weg, auf dem sich für die christliche Apologetik große Zukunftsaufgaben eröffnen können.

Die apologetischen Arbeiten, obwohl sie nur einen Teil seines Lebenswerkes ausmachen und erst in den letzten zwei Jahrzehnten in Angriff genommen worden sind, haben den Namen Isenkrahe eigentlich erst in weiteren Kreisen bekannt gemacht. Diese Arbeiten lassen sich in zwei Gruppen einteilen: Die eine Gruppe ist mathematisch-logischer, die andere physikalisch-experimenteller Natur. Aus einer Reihe von Abhandlungen über die Verwendung mathematischer Argumente in der Apologetik, die in der inzwischen eingegangenen Zeitschrift Natur und Offenbarung und in anderen Zeit-

schriften während der Jahre 1906—1911 veröffentlicht wurden, erwuchs der stattliche Band ‚Das Endliche und das Unendliche‘, der 1915 in Münster erschienen ist. Mit staunenswertem Scharfsinn und tiefer Gründlichkeit erörtert und schärft er diese nicht nur in der philosophischen und mathematischen Wissenschaft, sondern auch in der christlichen Apologetik bedeutungsvollen Begriffe und legt dar, wie gerade in der Verwechslung von mehreren durchaus verschiedenen Bedeutungen der Ausdrücke ‚endlich‘ und ‚unendlich‘ eine Unsumme von Fehlschlüssen und heftigen Fehden verursacht worden ist. Selbst die Gegner Isenkrahescher Begriffsbestimmungen haben die reiche Belehrung, die nachhaltige Anregung und die hohe Bedeutung der Isenkraheschen Kritik hervorgehoben, die zur größten Vorsicht in der apologetischen Beweisführung mahne.

In diese Gruppe von erkenntnistheoretisch-logischen Arbeiten, in denen sich hauptsächlich der mathematisch geschulte Geist offenbart, gehört auch die Druckschrift ‚Über Begriffe und Grundsätze, die beim kosmologischen Beweise als bekannt und selbstverständlich vorausgesetzt werden‘ (Trier 1909), ein Thema, das er später in einer viel umfassenderen und tiefer durchgeführten Behandlung ‚Über die Grundlegung eines bündigen kosmologischen Gottesbeweises‘ (Kempten 1915) erscheinen ließ. Dieses Buch hat sehr viel Aufsehen gemacht und ist zum Teil heftig angefeindet worden. Isenkrahe geht in dieser Arbeit den Gedankengängen des kosmologischen Gottesbeweises und besonders dem Kausalitätsgesetz bis in seine letzten Wurzeln nach, deckt dabei eine erhebliche Zahl von Widersprüchen, Fehlern und Mängeln auf, wie sie sich bei Theologen und Philosophen vorfinden und stellt im Sinne der durch die Mathematik geförderten Axiomatik die letzten unbewiesenen Voraussetzungen dieses Beweises, befreit von unklaren, mehrdeutigen, bildlichen Ausdrücken blank heraus. An diesen den letzten Halt gebenden Beweisstützen scheiden sich nach Isenkrahe die Wege für diejenigen, die dem Beweise Überzeugungskraft zusprechen — das sind diejenigen, die alle unbewiesenen Voraussetzungen für evident halten —, und für diejenigen, die das nicht tun zu können glauben. Wie an fast alle seine Arbeiten, so knüpfte sich auch hieran eine gelehrte Diskussion, vor allem mit Professor Geyser, aus der sich eine weitere scharfsinnige Arbeit Isenkrahes ergab: ‚Zum Problem der Evidenz. Was bedeutet, was leistet sie?‘ (Kempten 1917.) Geyser hat aber auch seinerseits mit einer ebenfalls wertvollen Druckschrift darauf erwidert (‚Über Wahrheit und Evidenz‘; Freiburg 1918).

Eine weitere bedeutsame Untersuchung ist die über den sogenannten entropologischen Gottesbeweis (‚Energie, Weltanfang, Weltende‘; Trier 1910). Die Lückenhaftigkeit und mangelnde Bündigkeit dieses Beweises hat Isenkrahe nachgewiesen, indem er sechs Voraussetzungen formulierte, die unbewiesen hingenommen werden müssen, aber durchaus nicht unbezweifelbar richtig sind. Obwohl Pater Ludwig Dressel, der von den Physikern wohl am stärksten für die Gültigkeit dieses Beweises eingetreten ist, bald nach Erscheinen der Isenkraheschen Arbeit sagt, daß trotz seiner Ausstellungen, die er zu machen habe, das Endresultat der verdienstvollen wissenschaftlichen Untersuchung nicht beeinträchtigt würde, so bekennen sich die Theologen im allgemeinen doch nur sehr langsam zum Aufgeben des entropologischen Gottesbeweises. In zähem Ringen nur konnte Isenkrahe sich durchsetzen. Dem greisen Gelehrten war es im vorigen Jahre eine große Genugtuung, daß Professor Sawicki in der dritten Auflage seiner ‚Wahrheit des Christentums‘, allerdings nochmals auf Grund eines zweijährigen, fast siebzig Briefe umfassenden Gedankenaustausches, ausdrücklich unter Berufung auf Isenkrahe nun-

mehr restlos das Entropieargument im Gottesbeweissystem aufgegeben hat. Der Briefwechsel wird mit Genehmigung Sawicks demnächst veröffentlicht werden.

Beschäftigen sich die zuletzt genannten Arbeiten Isenkrahes mehr mit mathematisch-philosophischen Begriffsuntersuchungen, so ist eine andere Gruppe apologetischer Studien mit physikalisch-experimentellen Anforderungen an die Apologetik erfüllt. Dahin gehört das Buch ‚Neapolitanische Blutwunder' (Regensburg 1912). In ihm setzt sich zum ersten Male ein deutscher Physiker auf Grund wiederholter eigener und fremder Beobachtungen in wissenschaftlich einwandfreier Weise mit den geheimnisvollen Vorgängen des Januariuswunders und einiger verwandter Blutwunder auseinander. Diese mustergültige Bearbeitung einer sonderbaren, von vielen als Wunder gepriesenen Blutverflüssigung kommt zunächst zu dem Resultat, daß ein verabredeter, bewußter Betrug ausgeschlossen ist. Auch ist die Erklärung der Verflüssigung allein durch Wärmezufuhr, sowohl durch Leitung als auch durch Strahlung, im höchsten Grade unwahrscheinlich. Eine andere physikalische Erklärung liege in der Annahme des Eindringens feuchter Luft in die Blutampullen. Die Gründe dafür sind aber ebenfalls entschieden ungünstig. Unerklärt sind auch bis heute die auffallenden Volumveränderungen. Die naturwissenschaftlichen Resultate über das Verhältnis von Gewichtsveränderungen zu Volumveränderungen und mangelnde experimentelle Feststellungen an den Ampullen gestatten aber auch noch keine sichere physikalische Erklärung. Eine 1902 stattgefundene spektroskopische Untersuchung, die zwar das Blutspektrum ergab, ist noch nicht genügend sichergestellt, da sie noch eines ergänzenden Experimentes bedarf. Die Isenkrahesche Arbeit schließt mit der ausführlichen Begründung einer ganzen Anzahl von apologetisch-wissenschaftlichen Forderungen, deren Erfüllung erst ein wissenschaftlich einwandfreies Urteil über das Januariuswunder zuläßt.

In Verfolg dieser seiner Bemühungen um experimentell-apologetische Dinge ist Isenkrahe weiter zu einem Buche gekommen, das vor kurzen Wochen die Presse verlassen hat und das als eine bedeutsame grundlegende und programmatische Arbeit angesehen werden darf. Es trägt den eigentümlichen und paradox klingenden Titel ‚Experimental-Theologie', behandelt vom Standpunkte eines Naturforschers (Bonn 1919). Isenkrahe weist diejenigen, die sich von dem Wort abgestoßen fühlen sollten, darauf hin, daß früher bei anderer Gelegenheit ebenfalls eine starke Bewegung gegen eine ähnliche Namengebung, die Experimental-Psychologie, eingesetzt habe. Aber man würde heute nicht mehr bezweifeln können, daß Experimente überhaupt in den rechtmäßigen Bereich der Psychologie hinein gehören, im Gegenteil behaupten, daß sie einen recht großen Raum einnehmen. Ebenso dürfe aber auch das, was aus dem theologischen Bereich als experimentell erforschbar bezeichnet werden müsse, noch mit Recht zur ‚Theologie' gerechnet werden, und der Name Experimental-Theologie sei ebenso berechtigt wie die experimentelle Vererbungslehre und sogar die Experimental-Pädagogik. Sei auch das Wort vielleicht neu, so sei darum die Sache uralt. Isenkrahe zeigt in einem geschichtlichen Rückblick, wie zu allen Zeiten Experimental-Theologie getrieben worden ist, und führt aus dem Alten Testament, aus Christi und der Apostel Zeiten, aus dem christlichen Altertum und Mittelalter bis in die Neuzeit hinein Beispiele von Experimental-Theologie an. Für die Gegenwart und Zukunft gibt er außerordentlich bemerkenswerte Richtlinien vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus an, um Forderungen, wie sie in letzter Zeit hervorragende Katholiken, wie Graf Hertling, Fürst

Lobkowitz und Papst Pius X., theoretisch ausgesprochen haben, für die experimental-theologischen Probleme in die Wirklichkeit umzusetzen. Er legt dar, wie eng die Beziehungen zwischen einzelnen physikalisch-chemischen Disziplinen, der Lichtbrechung, der Mikroskopie, der Spektroskopie, der Photographie, der Gewichtsbestimmung, der Energiemessung, der Telegraphie usw., zu gewissen religiösen Problemen sind und wie sehr ein Fortschritt auf diesem experimentaltheologischen Gebiet möglich und durchaus wünschenswert ist für ‚das erhabene Ziel der christlichen Apologetik'.

Es wäre dem ernsten Streben und der oftmals angefeindeten, aber durch die Verhältnisse in erster Linie notwendig gewesenen kritischen apologetischen Lebensarbeit Isenkrahes wohl zu gönnen, wenn aus dieser großen Vorarbeit des Meisters sich Nachfolger und Schüler den positiven Aufgaben zuwenden könnten, für die er die Wege gezeigt und geebnet hat: den Aufgaben der logisch-axiomatischen Untersuchungen in den grundlegenden apologetischen Beweisgängen und den Aufgaben der wissenschaftlich einwandfreien empirischen Forschungen auf dem Gebiete der von ihm angeregten und begründeten Experimental-Theologie.

Mit diesen kurzen Andeutungen ist aber die wissenschaftliche Arbeit Isenkrahes noch nicht erschöpft. Durch eine große Reihe von Schriften auf seinem Spezialgebiet hat er sich in der fachwissenschaftlichen Welt einen guten Namen erworben. Seine Untersuchungen über das Rätsel von der Schwerkraft und sein Versuch, das Gravitationsproblem auf eine neue, rein mechanische Grundlage zu stellen, den er vor mehr als 40 Jahren begann, haben seinen Namen in der Geschichte der Physik aufs beste verankert. Auch auf dem Gebiet der reinen höheren Mathematik und des mathematisch physikalischen Schulunterrichtes sind zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten in vielen Zeit- und selbständigen Druckschriften zu verzeichnen.

Isenkrahe hat, wie die philosophische Fakultät in Bonn anläßlich seines goldenen Doktorjubiläums 1916 feierlich verbriefte, neben den mathematischen Fragen die tiefsten Probleme der Natur und des Lebens in den Kreis seiner Forschungen gezogen und dabei seine Untersuchungen mit so außerordentlicher Gedankenschärfe und Konzentrationsgabe auszuführen gewußt, daß man das Urteil der Fakultät, er sei ‚vielseitig ohne Zersplitterung', wohl als die treffendste Kennzeichnung des wissenschaftlichen Charakters Isenkrahes bezeichnen kann. Darum werden auch die Anregungen, die von seinen Studien ausgehen, von dauernder Wirksamkeit bleiben.

Professor Dr. Caspar Isenkrahe ist geboren am 12. Mai 1844 zu Müntz im Kreise Jülich, wo sein Vater Landwirt und Lehrer war. Er besuchte die Gymnasien in Jülich, Köln und Bonn und bestand 1863 die Reifeprüfung. An der Bonner Universität studierte er Mathematik und Naturwissenschaften, u. a. mit dem bekannten Göttinger Mathematiker Felix Klein. 1866 promovierte er eximia cum laude und bestand 1869 das Examen pro facultate docendi in Mathematik, Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik, Zoologie, Latein und Deutsch. Nach einem Probejahr am Gymnasium zu Bonn war er von 1870 bis 1911 nacheinander tätig am Gymnasium zu Krefeld, am Realgymnasium zu Bonn und am Kaiser-Wilhelm-Gymnasium zu Trier. Seit dem 1. April 1911 lebt Professor Dr. Isenkrahe im Ruhestande und damit in erhöhter schriftstellerischer Arbeitsmöglichkeit. Möge dem greisen Gelehrten nach einem Leben, das auch reich war an Sorgen, Anfechtungen und Leid, noch ein ruhiger Lebensabend beschieden sein. Das ist der dankbare Wunsch weiter Kreise zu seinem 75. Geburtstage.

Joseph Schnippenkötter.

Zu Otto Willmanns 80. Geburtstag hat ein ansehnlicher Kreis von Freunden und Verehrern dem ‚hochverdienten Vorkämpfer der ‚Philosophia und paedagogia perennis‘ eine literarische Festgabe gewidmet*, aus deren Beiträgen allenthalben der Dank für das reiche Maß sachlicher Belehrung und Anregung spricht, welches Willmanns Geistesarbeit nach so vielen Richtungen ausgestreut hat. Auch die Leser des „Hochland‘ haben allen Grund, sich diesem Danke anzuschließen; denn seit Bestehen der Zeitschrift hat Willmann immer wieder aus dem reichen Schatz seines Wissens und aus dem noch reicheren seines gütigen Herzens — erinnert sei etwa an den entzückenden Beitrag ‚Die Poesie der Kinderstube‘ (Oktober 1904) — jene Studien beigesteuert, für die es immer charakteristisch gewesen ist, daß sie nicht nur eine Fülle von Kenntnissen in sich enthalten, sondern daß sie diese Kenntnisse in umfassenden Ausblicken auch fruchtbar machen für die innere Ausweitung unseres Geistes, für seine Erhebung zu höheren und klareren und damit auch gefestigteren Gesichtspunkten.

Von Willmanns wissenschaftlichen Hauptwerken, seiner historisch wie grundsätzlich gleich bedeutsamen ‚G e s c h i c h t e d e s I d e a l i s m u s‘ und seiner für die Entwicklung der neueren Sozialpädagogik bahnbrechenden ‚D i d a k t i k a l s B i l d u n g s l e h r e‘ ist im ‚Hochland‘ schon so oft die Rede gewesen, die Bedeutung dieses markanten ‚Charakterkopfs‘ für die Entwicklung der neuscholastischen Philosophie wie für die christlich-humanistische Erziehungswissenschaft ist an dieser Stelle schon so oft in rühmenden Worten wie in freimütigen Bedenken gegen manche allzu konservativen Neigungen zur Sprache gekommen, daß diesmal gerade die Hervorhebung von Willmanns Verdienst um das a l l g e m e i n e Bildungswesen besonders am Platze erscheint. Nicht nur mit Worten, sondern vor allem mit Taten hat sich Willmann allenthalben, und besonders in Deutschösterreich, das ihm zur neuen Heimat geworden ist, um den Neuaufbau und weiteren Ausbau des gesamten Schulwesens im christlichen Geiste und um die Durchdringung der heranwachsenden Lehrergenerationen mit diesem Geiste abgemüht. Was dies bedeutet hat und wie bitter dies nottat, ist vielen minder Weitblickenden wohl erst in den gegenwärtigen entscheidungsschweren Zeitläuften zum klaren Bewußtsein gekommen. Im Deutschen Reich zeugen namentlich zwei Werke von dieser Organisationsarbeit Willmanns: der in Nord- wie Süddeutschland unter der katholischen Lehrerschaft aufblühende ‚Verein für christliche Erziehungswissenschaft‘, der denn auch mit Fug und Recht Willmann sein letztes Jahrbuch gewidmet hat*, und das nun zu so ausgezeichnetem Abschluß gebrachte Roloffsche ‚Lexikon der Pädagogik‘**, ein Standwerk, an dem Willmann von Anfang an in besonderer Weise und durch zahlreiche, richtungbestimmende Beiträge unermüdlich mitgearbeitet hat. Aus dem letzten Band ist außer dem bedeutenden Beitrag über Thomas von Aquin derjenige über den Neuaristoteliker Adolf Trendelenburg, Willmanns einstigen Lehrer, noch zu seinem persönlichen Verständnis bemerkenswert. Einen großen Teil seiner für weitere Kreise bestimmten Einzelstudien, darunter auch manchen ‚Hochland‘beitrag, hat Willmann in den beiden lesenswerten Bänden ‚Aus Hörsaal und Schulstube‘ und ‚Aus der Werkstatt der Philosophia perennis‘ selbst nochmals gesammelt; sein außerordentliches Einführungsgeschick

* Beiträge zur ‚Philosophia und paedagogia perennis‘. Gewidmet von seinen Freunden und Verehrern. Hrsg. von Prof. Dr. W. Pohl. Freiburg 1919. Herder'scher Verlag.

* Kempten und München 1919, Köselscher Verlag.

** 5 Bde., Freiburg 1913—1917. Vergl. unsere früheren Besprechungen der Einzelbände.

in die wissenschaftliche Denkweise durch die drei Bände seiner ‚Philosophischen Propädeutik' und das einzigartige Bändchen der Sammlung Kösel ‚Die wichtigsten philosophischen Fachausdrücke in historischer Anordnung', eine terminologisch durchgeführte Universalgeschichte der Philosophie im Kleinen, mustergebend bewährt.

Nirgends nur abstrakter Denker, überall lebendig wirkender Lehrer, hat Willmann stets die Ganzheit der Bildungsarbeit im Auge behalten und an Stelle aller einseitigen und widerspruchsvollen Kulturbegriffe der Moderne die universelle Wahrheit und Tiefe des christlichen Idealismus in allen seinen Werken aufs neue ins Licht gerückt. Die Mahnung, die er einmal den Lehrern mit auf den Weg gab: ‚Sorgt, daß der Gesamtunterricht die ganze geistige Kraft erhöhe und veredle', hat Willmann für sich selbst zur Richtschnur genommen. Die stillen Nachwirkungen einer solchen Geistesarbeit lassen sich in ihrem ganzen Umfang gar nicht ermessen und alle Dankesworte, die hierfür bei besonderem Anlaß gesprochen werden können, sind gleichsam nur ein schwaches Aufleuchten aus viel tiefergehenden Strahlungswellen. Aber einem Denker wie Willmann ist es auch nicht um die Oberflächenerscheinungen, sondern um die Tiefenwirkungen zu tun. Denn er weiß sich als Träger und Förderer geistiger Traditionen, die zwar zeitlich gehemmt und bedrängt, aber niemals entwurzelt und entkräftet werden können. Wie die Kirche Gottes, so ist die Wahrheit geduldig, weil sie ewig ist, und alle sollen und müssen es sein, die ihr dienen wollen. Als ein solcher geduldiger und unerschrockener Vorkämpfer der höchsten Wahrheiten ist Otto Willmann allezeit den jüngeren Geschlechtern vorangegangen und die von ihm erneute Mahnung des großen Görres: ‚Grabet tiefer und ihr werdet überall auf katholischen Boden stoßen!' soll bei all den vielen, die sein Geist berührt hat, nicht vergebens gesprochen sein! Max Ettlinger.

Literatur

Gorkis Wanderjahre. Dem ersten Bande von Maxim Gorkis Lebensgeschichte ‚Meine Kindheit' (vergl. ‚Hochland' 1918, Heft 11) ist der zweite mit dem Titel ‚Unter fremden Menschen'* gefolgt. Er ist, wie sein Vorgänger, ein tief gehender Beitrag zur Seelenkunde des russischen Menschen. Aus dem großväterlichen Haus kommt der junge Maxim zu einem Zeichner, mehr als Hausbursche, als daß er mit Dreieck und Reißfeder umzugehen lernte. Aber er tut aus diesem Hause doch die entscheidenden Schritte ins Leben hinaus, lernt die Stadt kennen und ihre Menschen, beginnt nachzudenken und Dinge und Geschehnisse gefühls- und verstandesmäßig nach seiner Art zu ordnen. Ob er dann in einem Laden als Verkäufer, auf Wolgadampfern als Schiffsjunge, in der Werkstatt eines Heiligenmalers oder als Aufseher in der Meßstadt von Nischnij-Nowgorod lebt: das alles erweitert nur seinen Blick, ohne daß sein inneres und äußeres Leben in jenen Jahren einen Schritt vorwärts tut. Die Erzählung schließt mit der Erkenntnis, daß er mit seiner Art des Erlebens und des wahllosen Verschlingens von Büchern, selbst wenn er allmählich gelernt hat Dichtung und Schönheit im Buche zu erkennen, nicht weiter kommt. Er faßt den Entschluß nach Kasan zu gehen, um zu versuchen, auf eine Schule zu kommen.

Es hat den Anschein, als wenn Gorki selber bei seiner Erzählung nicht allzu großen Wert auf sein eigenes Leben legte, als sei es ihm vielmehr wichtiger, möglichst tief in das Verständnis seiner Umwelt einzudringen, und den Leser in ihre düsteren, oft zuckend erhellten Tiefen sehen zu lassen. Er tut das mit einem

* Ullstein & Co., Berlin, M. 6.50.

mitleidslosen, ganz sachlichen Ernst, mag es sich um Scheußliches oder Holdes handeln. Er versucht auch keine Deutung, oder nur so, wie der Russe überhaupt deutet: mit dem pilatischen ‚Was ist Wahrheit?‘ In Wahrheit findet auch weder er Antwort und Weg noch seine Menschen, die in einem seltsamen auch seelischen Halbdunkel zu leben scheinen. Sie scheinen alle ebenso tief im Übernatürlichen, wie in der ursprünglichsten Natur verwurzelt zu sein, gleichsam ausgespannt zwischen zwei Bergen über einem Abgrund. Es ist, als würden die Menschen unserer alten Volksmärchen lebendig mit ihrer rührenden Kindlichkeit, ihrer Habgier und Grausamkeit, ihrem tierischen Instinktleben und ihrer Gottgläubigkeit. Vielleicht ist die Menschheit in ihrem Kindheitsstadium sich überall gleich? Wie dieser russische, von keinem klar erkannten Ziel bewegte ungeheure Volkshaufe zur Bewußtheit kommen kann, bleibt dunkel. Eins ist klar, daß der Bolschewismus ein durchaus russisches Gewächs ist, das nur in diesem noch im Urzustand befindlichen Volke sich entwickeln konnte, entwickeln mußte. Dieser Bolschewismus gärt schon dumpf in der Gorkischen Erzählung, er ist zu gleicher Zeit eine große soziale und eine tiefe mystische Bewegung und man ahnt, wie er, einmal entfesselt, mit ebensoviel Lebensfremdheit wie Grausamkeit und Fanatismus daherrasen mußte. In diesem Sinne wird der Band die Ereignisse in Rußland verstehen lehren. Herwig.

Theater

Berliner Theater. In dem jüngsten Berliner Dichterkreise, den Sturmleuten, gibt es auch eine von den Mitgliedern gefeierte Dichterin — im Kaffeehausjargon ‚Der Schwan Israels‘ genannt — Else Lasker-Schüler. Den Jahren nach eigentlich nicht zu dieser Generation gehörend, denn am Anfang dieses Jahrhunderts zählte diese Rheinländerin zur Gefolgschaft Peter Hilles, des eigentümlichen westfälischen Dichter-Vagabunden, des Berliner Verlaine, wenn man einen Vergleich ziehen soll. — So ist sie mit den Jahren als eine Art Führerin und seltsame Heilige in diese Kreise hineingewachsen (in München im Café Stephanie nicht unbekannt). — Sie selbst pflegt sich ‚Prinz von Theben‘ zu nennen und ist in ihren Gedichten, denen man gelegentlich farbige Schönheiten und Unmittelbarkeit von gewissermaßen Urgefühlen nicht absprechen kann, mehr auf wandernden Gestirnen und in den verfallenen Kulturen des Orients zuhause als auf dieser Erde und in unserer Zeit. — Diese Vorzüge und Eigenschaften lassen sich nun ihrem Schauspiel ‚Die Wupper‘, das unter der Freiheit der revolutionären Zensurlosigkeit aufzuführen Reinhardt sich bewogen fühlte, ganz und gar nicht nachsagen. — Man hat diese vor zehn Jahren schon entstandene, nicht unbedingt talentlose Schülerarbeit das erste ‚expressionistische‘ Drama genannt. Was an diesem Drama ‚expressionistisch‘ — um dieses sinnlose Wort einmal zu gebrauchen — ist, wurde uns nicht klar: das Stück ist ein Bastard zwischen Sudermann und Wedekind — d. h. Vorderhaus und Hinterhaus —, wobei der vordere Teil vom Geiste (oder Ungeiste) jenes, der hintere aus den perversen Requisiten dieses sogenannten Dichters gespeist wird und ‚expressionistisch‘ ist, viel mehr war an der Aufführung einzig die Beigabe des Kulissenmalers und des Kostümschneiders für drei perverse Landstreicher, die der Monographie der Psychopathia sexualis entstammen. Wäre das Stück schon vor zehn Jahren zur Aufführung gelangt, es wäre wohl niemand auf die Idee verfallen, es ‚expressionistisch‘ zu inszenieren, d. h. den Villengarten einer sudermännischen Fabrikantenwitwe mit kubistischen Bäumen zu bepflanzen. — In Anbetracht der Tatsache, daß wertvolle Dichter in

Deutschland sich unaufgeführt sehen, drängt der Gedanke sich auf: War es wirklich notwendig, diese Banalität — die in einigen Lokalzügen nicht unoriginell — auf die Szene zu bringen, obgleich sie sich von so vielem verwandten Durchschnitt nur dadurch unterscheidet, daß in ihr das Laster des ‚Exhibitionismus' für bühnenreif erklärt wird. — Dem größeren Teil des Publikums wurde es wohl überhaupt nicht klar, was die pantomimische Gestikulation des ‚Pendel'-Friedrich und sein eigentümlicher Beinkleidzipfel bedeuteten, sonst hätte wohl ein einziger Pfiff dazu genötigt, den Vorhang über diese Schweinerei niedergehen zu lassen. — Wenn es unbedingt notwendig ist, so mag man derartiges auf einem Montmartre-Theater spielen, nicht auf der ersten Bühne der Hauptstadt, die doch nicht zum medizinischen Kabinett eines Panoptikums degradiert werden soll. — Von den perversen Neigungen der drei landstreichenden Nebenfiguren abgesehen, ist die gänzlich undramatische Fabel unglaublich dürftig: Der älteste Sohn der evangelischen Fabrikantenwitwe Sonntag verführt kleine, mondsüchtige Mädchen, dafür will ihr Jüngster katholisch werden und ins Kloster gehen, während seine einzige Schwester nach links und rechts flirtet und sich gelegentlich im Urkleid photographieren läßt. Dagegen will der Sohn der katholischen Proletarierfamilie Pius durchaus evangelischer Pfarrer werden, um von der Kanzel gegen die Sünde zu donnern, stellt aber nebenbei jenem Fabrikantentöchterlein nach und ergibt sich, da er von der in Aussicht genommenen Schwiegermutter sich einen Korb holt, flugs dem Trunk; dieser Typus ist wohl der kümmerlichste der ganzen Arbeit, und es bleibt Else Lasker-Schüler vorbehalten, einem derartigen candidatus theologiae begegnet zu sein, wie überhaupt die Verquickung von sittlichem Wollen und lasterhafter Entgleisung, wie sie gerade in dieser Gegenüberstellung gezeigt wird, als vollends mißlungen bezeichnet werden muß, da es nirgends zum seelischen, geschweige denn dramatischen Konflikt kommt, weil es an der geistigen Vertiefung und Erfassung fehlt. Ist doch das Sexuelle in so platter Form überhaupt der unfruchtbarste Stoff, den ein Dichter sich wählen kann, und meist auf Pubertätsstörungen zurückzuführen, ein Zustand, der bei Wedekind freilich chronisch war. Man glaubt, eine der zahlreichen ‚Simplizissimus'-Karikaturen über dieses Thema zu sehen. — Das Publikum verhielt sich teils schweigend, teils ablehnend. Der Titel des Dramas schließlich scheint symbolische Bedeutung haben zu sollen: im Wuppertal gelten Geist und Gegensatz der beiden Konfessionen als besonders streng, und so wollte die Dichterin, in der Gegenüberstellung der beiden Familien ihre Heimat zeichnen und ihrer Verfassung ein Denkmal setzen, für das sie ihr wenig dankbar sein wird.

Rudolf Klein Diepold.

Kunst

Alexander Schnütgen. Am 23. November 1918 starb der Kölner Domkapitular und Ehrenbürger der rheinischen Kunstmetropole Alexander Schütgen, der zwar nicht gebürtiger Kölner (geboren 22. Februar 1843 in Steele an der Ruhr) doch in einem ununterbrochenen Aufenthalt von mehr als einem halben Jahrhundert so gut wie einer mit dem geistigen Bild und dank seiner markigen Gestalt auch mit dem Weichbild der Stadt um den alten deutschen Dom verwachsen war. Er wurde begraben in Listernohl im Sauerland, wo er noch zu Lebzeiten sich die letzte Ruhestätte selbst bereitet hatte. Es war in jenem Monat des überschäumenden inneren und äußeren Unglücks des deutschen Volkes. ‚In endlosen Zügen flutete die deutsche Armee durch die Heimattäler zurück; wie von Tränen schwer hingen fast regungslos die bunten Fahnen aus den Dachlucken nieder, und die bunten Papiergirlanden

baumelten verregnet an den Ehrenpforten, die man den heimziehenden Truppen errichtet hatte.' So schildert Fritz Witte, der Schnütgen den Nachruf hielt und der nun das stille ruhmvolle Lebenswerk Schnütgens, das Schnütgenmuseum der Stadt Köln zu betreuen hat, die Stimmung der Tage beim Heimgang eines Mannes, der wie ein Stück guten alten Deutschtums im nun vergangenen Kaiserreich seinen Platz gewählt hatte. Was er hinterlassen hat, sind die Trümmer der alten christlichen, vor allem deutsch-christlichen Kultur, die zu sammeln während seines Lebens teils Mode wurde teils aber auch ein Beginnen voll eines tiefen bedeutungsvollen Sinnes, dessen Pflege in der Stadt der Brüder Boisserée schon zur reichen Blüte gekommen war. Die Sammeltätigkeit und die historische Sichtung hatte ein noch weites Feld und genoß die Muse der Friedensjahre. Das war wie eine Schonzeit, um noch eifrig die alt gewordenen und oft zerbrochenen Vorbilder zu sammeln, bevor eine andere Zeit käme, in der man die inneren Kräfte wecken müßte, aus denen jene Werke einst geschaffen waren, und die alten christlichen Volkseigenschaften, die der Kultur des äußerlich glänzenden neuen deutschen Kaiserreiches nicht inne wohnen wollten. Schnütgen ist am Ausgang einer alten, zu neuen Zielen reif gewordenen Zeit gestorben.

Schnütgens Exlibris trägt in der trokkenen neugotischen Manier seiner restaurierenden Stilperiode die Choransicht des Kölner Domes und in der Umrahmung seinen Wahlspruch: Colligite fragmenta ne pereant. Damit ist Art und Erfolg seiner unermüdlichen Lebensarbeit bezeichnet. Es war ein Bienenfleiß, der sich im Reichtum der alten christlichen Kunst nicht genug tun konnte zu sammeln und einzuheimsen; der Honig kam in die Waben, ein neues Geschlecht soll ihn genießen, vorausgesetzt, daß es sich mit der gleichen Freude und Hingabe um den Inhalt bemüht, wie der Sammler sich um die Ernte bemüht hat. Schnütgen lebte nicht so mit dem inneren Formgeist seiner Objekte, daß er diesen auch als einen stets in neuer Verwandlung gegenwärtigen empfunden hätte. Daher auch sein anfänglicher Sammlergedanke, sie praktisch als unmittelbare Vorbilder für das christliche Kunstschaffen aufzustellen, daher, aber allerdings auch nebenbei aus kunsthistorischer Unterscheidungsfreude seine Vorliebe zu den Techniken, daher im weiteren Wirken auch sein Einfluß auf die neugotische Restaurationsperiode, um den in der Folge am wenigsten gedankt wird. Er stand in einer Zeit, in der man die Überlegenheit der alten christlichen Formen wohl fühlte, jedoch die Kunst allzusehr nur für einen schönen Rahmen um das geistige Leben hielt und auch in diesem Sinne nur unverändert nachschaffen wollte. Aber gerade im Wandel der Formen zeigt sich der Geist in seiner inneren geschichtlichen Bahn und schafft dann eine innere Ähnlichkeit der Stile statt der bloß äußerlichen. Fritz Witte, gewiß der beste Kenner der Geistesart Schnütgens wie auch seines hinterlassenen Werkes, urteilt über diese Richtung seiner Tätigkeit.* ‚Da ihm leider ein stärkeres, ausgeprägt persönliches Verhältnis zur Kunst selbst fehlte, legte er den Nachdruck in erster Linie auf die aus stilistischen Äußerlichkeiten konstruierte ‚Stilreinheit', so daß viele Arbeiten der Plastik, der Malerei, der Webekunst und der Goldschmiedekunst die Ausdrucksstärke und seelische Echtheit verlieren und in ein aus Äußerlichkeiten zusammengesetztes gotisches oder romanisches Gewand sich kleiden.' Es ist interessant, Wittes Urteil über Franz Xaver Kraus als über einen verwandten Zeitgenossen daneben zu halten: ‚Wo findet sich in

* Vgl. ‚Alexander Schnütgen zum Gedächtnis', Sonderausgabe der von Schnütgen auf Witte übergegangenen ‚Zeitschrift für christl. Kunst' (Heft 11 u. 12, 1918). 36 Abb. ermöglichen einen wertvollen und reizenden Einblick in die Sammlung Schnütgen. Düsseldorf, Schwann, Mk. 1.50.

der christlichen Kunstgeschichte ein Interpret wie Kraus, der mit einem solchen Apparat profunder Kenntnis der Theologie mit all ihren Hilfswissenschaften, der Geschichte und Kirchengeschichte, der Archäologie und der Literatur an die Ausdeutung und Würdigung beispielsweise der Renaissancekunst herangetreten ist? Kraus ist und bleibt auf diesem Gebiete ein Klassiker seines Fachs. Und doch, ich nehme nicht Anstand, zu behaupten, daß Probleme der Kunst für ihn recht eigentlich nicht bestanden haben; an sie geht er nur zögernd und niemals bis zur endgültigen Stellungnahme und Entscheidung heran; Inhalt und Form, soweit sie an der klassischen Kunstnorm gemessen werden kann, war ihm ales; zur Psyche der Form hat Kraus kein Verhältnis gefunden.‘ Diese Männer — es ist eine Eigentümlichkeit ihrer Zeit — wußten ihren Lebenskreis als ein charakteristisches und allseitiges Ganzes zu gestalten und suchten auch in der Kunst mehr eine persönlich zusagende begriffliche Vollkommenheit als das dauernde untrügliche Zeugnis eines Volkes in seiner Religion, das nie formal vollkommen und restlos begriffen sein kann, sondern die Schwankungen eines geschichtlichen Wegs immer ausdrücken muß.

In seinem Abschiedswort sagte Witte über Schnütgen: ‚Mit ihm ist der letzte hinweggegangen aus der Schule jener groß veranlagten Männer, die abseits von jedem systematischen Fachbildungsgange ihren Weg sich selber bahnten und in uneingeschränkter Fülle ihre Individualität auswirken ließen.‘ Sein besonders von Sammlern hochgeschätztes Wissen, das in den Jahrgängen der ‚Zeitschrift für christliche Kunst‘ in rastloser Detailarbeit niedergelegt ist, wodurch dieser Zeitschrift allerdings auch ein in die zerfahrene Gegenwart wirkender Wille und Einfluß genommen blieb, war alles selbsterarbeitetes Eigentum. Seine Sammlung, zu der er nicht modisch wählte, sondern mit glücklichem Instinkt alles nahm, was er erreichen konnte, hoffend, daß sich die Abrundung schon ergeben werde, ist eine einzigartige Fundgrube alter christlicher Formen und könnte in anderem Sinne, als er sie sich anfänglich zur Schulung und Beispielsammlung für das christliche Kunsthandwerk dachte, eine Schule christlicher Formerkenntnis werden, wenn wir einmal so weit wären, daß wir jede Form als den Ausdruck eines ganz bestimmten christlichen Zeitgeistes begreifen wollten, der im Grunde immer derselbe ist, aber dessen Form durch die verschiedene Lagerung der persönlichen und gesellschaftlichen Kräfte gestaltet wird. Die reiche Sammlung des von Schnütgen der Stadt Köln geschenkten Schnütgenmuseums ist von dem jetzigen Direktor Witte katalogisch gründlich bearbeitet und in einer glänzenden Publikation der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Sie könnte mit ihrem prachtvollen, in langen Formenreihen vorhandenen Anschauungsmaterial ein Mittelpunkt lebendiger christlicher Kunstlehre werden. Die Kunstgeschichte der letzten Perioden hat vorzugsweise gesammelt und Wissensbesitz angehäuft. Das kann nur eine vorbereitende Tätigkeit sein. Mit einem richtigen sozialen Gefühl will man den toten Museumsbesitz, nachdem er seinen Platz in den Kirchen und unter dem Volke verloren hat, wieder dem Volke nahebringen. Es ist ganz auffallend, mit welchem Eifer man sich bemüht, in soziale Bewegungen künstlerische Fragen und Einrichtungen einzuschalten. Nachhaltigen Erfolg können solche Bestrebungen nur haben, wenn man von dem bloß Formalen und Stilistischen möglichst absieht und vielmehr ins Verständnis bringt, wie letzten Endes jede Form aus einem religiösen, national und individuell abgewandelten Grundverhältnis entsteht. In dieser Weise und dank besonders auch dem liturgischen Charakter eines großen Teils der von Schnütgen gesammelten Schätze könnte sein Werk leichter denn als eine große

repräsentative Staatssammlung fruchtbar gemacht werden.

Von der genannten Veröffentlichung sind bis jetzt zwei große Bände erschienen,* von denen der erste auf hundert Lichtdrucktafeln eingeteilt ‚Die Skulpturen der Sammlung Schnütgen in Cöln', der zweite auf neunzig gleich ausgestatteten Tafeln ‚Die liturgischen Geräte und andere Werke der Metallkunst in der Sammlung Schnütgen in Cöln' enthält; den beschriebenen Katalogseiten voraus hat der Herausgeber Fritz Witte zum Teil größere historische Abhandlungen über die einzelnen Abteilungen der Sammelobjekte geschickt, so im 1. Band über ‚Das Kruzifix in der mittelalterlichen Plastik des Abendlandes, vornehmlich Deutschlands', über ‚Die Entwicklung des Madonnentypus in der nordwestdeutschen Plastik des Mittelalters', über ‚Die Pieta (Vesperbild)' u. a., im 2. Band besonders eine wertvolle ‚Geschichte der liturgischen Geräte'. Schon die nackte historische Darstellung der Stilwandlung, z. B. vom triumphierenden zum leidenden Kruzifixus oder der Kelchentwicklung, wird von selber zur Lehre von einem menschheitlichen Kunstsinn, der tiefer ist als alles, was die christliche Kunstästhetik gegenwärtig zu bieten pflegt. Für Schnütgen mußte diese Aufbereitung seiner Sammlung, die er noch erlebt hat, eine hohe Genugtuung sein.

Wer den Menschen Schnütgen, dessen Bild Graf Leopold von Kalckreuth, wohl der beste deutsche Porträtist gegenwärtig, wenn man den Ton auf die deutsche, etwas spröde Sachlichkeit legt, gemalt hat, als Sammler, aber vor allem auch als Mensch — denn Stand, Leben und Liebhaberei war bei dieser einheitlich kräftigen Natur wohl nie getrennt — kennen lernen will, der hat dazu Gelegenheit, indem er seine hinterlassenen ‚Kölner Erinnerungen' (Bachem, Köln 1919) liest. Es ist aber damit wie mit seiner Sammlung; es sind eine Menge loser und wo er seinen täglichen Umgang schildert, fröhlicher und spaßhafter Teile, Fragmente, hinter denen man eine seelengesunde kräftige Persönlichkeit um so mehr erblickt, je weniger sie sich Mühe gibt, sich als solche zu zeigen. Es gehört mit zum Geheimnis der erfolgreichen Tätigkeit von Männern und Kunstfreunden wie Schnütgen, daß sie unbeirrt und unbekümmert um Theorien die Sache sehen konnten. So hat er eine reiche Ernte in die Scheune gebracht.

Konrad Weiß.

* Berlin 1912 u. 1913, Verlag für Kunstwissenschaft, je Mk. 125.–.

Musik

Neues von Franz Schreker. Im ‚Hochland' ist von dem Wiener Musikdramatiker Franz Schreker erstmals die Rede gewesen, als seine Jugendoper ‚Der ferne Klang' über einige große deutsche Bühnen ging. Wir konnten zu dem Werk damals zunächst keine rechte Fühlung gewinnen und sahen darin nicht viel mehr als ein futuristisch-artistisches Experiment. Inzwischen hat sich Schreker aber so bedeutsam entwickelt, daß wir unsere Meinung über ihn auf neue Grundlagen stellen müssen. Sein ‚Ferner Klang' mit seinem kühnen Nebeneinander von musikalisierter Armleutewelt und traumhaften Sphärentönen aus Künstlers Phantasieland, mit seiner ertonten Gesprächsprosa und der riesenhaft aufgetürmten musikalischen Polyphonie und Polychorie seiner Massenszenen war ein Versuch, den modischen Opern-Verismo durch Vermischung mit romantischer Symbolik neu zu befruchten. Darauf hatte sich Schreker ganz der symbolischen Phantastik verschrieben und eine Märchenoper ‚Spielwerk und Prinzessin' geschaffen, die, so problematisch manches daran erscheinen mochte — in Wien kam es darüber zu einem richtigen Theaterskandal —, doch ob ihres gereiften Ernstes auffiel. Inzwischen war durch Richard Strauß mit ‚Salome' und

'Elektra' die musikalische Eroberung des modernen psychologischen Dramas mit den Mitteln eines vorwiegend **instrumentalen** dramatischen Stils voll berauschenden, nervenaufrüttelnden Klangreichtums in die Wege geleitet worden. 'Salome' und 'Elektra' fanden aber zunächst keine ebenbürtigen Nachfolger. Strauß selbst schwenkte zur musikalischen Komödie ab, und seine Nebenmänner haben die psychologische Richtung teils verflucht, teils mißverstanden, weil ihnen — Ausnahmen wie Paul Graeners Don Juan-Oper nach Otto Anthes bestätigen die Regel — nicht der rechte Dichter zur Seite stand. Als Ideal für den Ausbau der jüngsten Art des psychologischen deutschen Musikdramas mußte mithin ein Künstler erscheinen, der zugleich als Dichter und Musiker nach solcher Richtung weisende schöpferische Kraft besäße. Komponisten, die sich ihre Texte selbst dichteten, hat es zwar in der ganzen Ära des nachwagnerschen Musikdramas genug gegeben: nicht nur viele, das Wagnersche Doppelgenie naiv mißverstehende Epigonen, sondern auch vereinzelte wirkliche Talente, bei denen mitunter sogar die dichterische Begabung stärker erschien als die musikalische. Aber ihre künstlerische Anschauungswelt war dann nicht die des modernen psychologischen Dramas. Diese hat sich einzig bei Schreker, der ja auch stets Dichtung und Musik gemeinsam geschaffen hat, von Anfang an kundgegeben. Sie lugte bei ihm aus dem veristischen Gewand hervor wie aus dem der Märchensymbolik und wurde jüngst in der musikalischen Renaissancetragödie '**Die Gezeichneten**' ganz deutlich. Dieses Werk hat im letzten halben Jahre seinen Weg über eine Reihe der größten deutschen Bühnen genommen und den Namen Schrekers nun ganz entschieden in den Vordergrund gerückt. Man braucht es durchaus nicht schon als restlose Erfüllung des modernen musikdramatischen Ideals hinzunehmen. Im Gegenteil: je klarer man sich auch über seine sterblichen Stellen wird, desto mehr festigt sich die Überzeugung, daß der Rest eben doch nur als Ausfluß eines starken persönlichen Talentes zu erfassen ist, über das hinweg zu sehen fürder nicht angeht. —

Die Handlung der 'Gezeichneten' spielt im Genua des sechzehnten Jahrhunderts. Ihr Held ist der Edelmann Alviano Salvago, der, äußerlich ein mißgestalteter Krüppel, im Innern ein heißer Schönheitssucher ist. In der Patrizierstochter Carlotta scheint er eine verstehende, mitfühlende Seele gefunden zu haben. Das schöne Mädchen glaubt den Krüppel zu lieben, weil sie als Malerin sich seinem Schönheitsdrange innerlich verwandt fühlt. Und sie malt ihn so, wie sie ihn sieht: gehoben vom Geiste der Schönheit, der Sonne entgegen schreitend. Doch als das Bild fertig ist, erschlafft ihre nur von künstlerischer Sehnsucht wachgehaltene Liebe. Ein prunkvolles Liebesfest, das Alviano allem Volk auf der von ihm geschaffenen märchenhaft prächtigen Garteninsel 'Elysium' gibt, stachelt die sinnlichen Triebe in ihr auf, so daß sie rettungslos der Verführung des jungen heißblütigen Grafen Tamare erliegt. Seinen Namen auf den Lippen stirbt sie; er fällt von Alvianos rächendem Dolch, indessen Alviano selbst in die Nacht des Wahnsinns sinkt. Eine bühnenwirksame Dichtung, die sich freilich keineswegs frei von Bedenken hält. Wir meinen damit nicht die starke, oft an die peinlichste Seite des 'Fernen Klangs' gemahnende Betonung des Erotischen, da diese, wenn schon gewiß nicht nach jedermanns Geschmack, doch durch den Ernst der künstlerischen Idee gerechtfertigt wird. Aber daß diese Idee selbst sich nicht bis zur letzten künstlerischen Klarheit durchgerungen hat, ist eine nicht zu übersehende Schwäche. Nur mühsam und nicht zweifelfrei verstehen wir die 'Gezeichneten', deren Tragödie Schreker entwickelt als die Masse überragende Träger einer **großen, übermenschlichen** Sehn-

sucht. Zu ihnen gehört darum vor allem Alviano, der Schönheitssucher, dessen Häßlichkeit nur äußeres Symbol seiner Einsamkeit ist, und der wohl Schönheit zu schaffen, doch nicht kraftvoll zu genießen vermag. Zu ihnen gehört aber auch die ‚herzkranke‘ Carlotta, deren Künstlergeist aus den Banden der Sinnlichkeit emporstrebt, um zuletzt nur um so unrettbarer sich darein zu verstricken. Ja selbst Tamare, der stürmische, starke, glückumstrahlte Lebensbejaher, dem nur gerade die Erfüllung seiner höchsten Hoffnung den Tod bringen muß, ist bis zu einem gewissen Grade von dieser Art: die am brennendsten über di: Grenzen des Menschentums hinausstreben, leiden am empfindlichsten unter dem Drucke der Erbsünde. Eine Idee voll tiefer Lebensweisheit. Sie wirft eine Fülle psychologischer Probleme auf, die aus jeder Szene von Schrekers Handlung, beinahe aus jedem Wort seiner charaktervollen, in freien Rhythmen schwingenden Sprache hervorlugen. Aber sie behält etwas Nebelfernes, und die Gestalten, die sie tragen, erzwingen um so weniger inneres Miterleben, als zum mindesten Tamare und Carlotta im Grunde durchaus unsympathische Charaktere sind. Unter solchen Verhältnissen mußte es dazu kommen, daß nunmehr bei der Handlung der ‚Gezeichneten‘ die theatralische Seite stärker hervortritt, als dies dem offenbaren dichterischen Willen Schrekers entspräche. Letzten Endes trägt ja doch auch diese Theatralik mit der unmittelbaren Bühnenwirksamkeit ihrer schönheitstrunkenen Bilder, ihrer kühn hergestellten Steigerungen und Gegensätze das Gepräge einer wahrhaft schöpferischen Phantasie.

Im übrigen läßt sich über all' diese Dinge gar nicht entscheidend urteilen ohne Heranziehung der Musik. Ist doch Schreker gerade auch insoferne echtester Musikdramatiker, als ihn auch als Dichter stets der musikalische Seherblick leitet, und Handlung und Wort erst vom Ton den letzten Sinn zu empfangen haben. Oder man möchte sagen vom Klang. Denn nicht melodische Tonfolgen, sondern Klangfarben bilden einstweilen die bevorzugten Bausteine von Schrekers musikalischem Schaffen. Akkorde von kühnster dissonanter Zusammensetzung, schillernd in jeder und keiner Tonart, gebrochen im Prisma der Farbenglut eines hundertstimmigen Orchesters: das ist der musikalische Stil der ‚Gezeichneten‘. Expressionistischer Stil möchte man sagen, oder futuristischer, man möchte auf Richard Strauß oder noch eher auf Debussy verweisen, wenn's nicht letzten Endes so ganz persönlich Schrekerisch wäre. Dieser musikalische Stil deckt sich mit dem orgiastischen und ekstatischen Grundzug von Schrekers Dichtung; nur durch ihn kann und konnte der sinnbetörende Zauber des Liebeseilandes ‚Elysium‘ dramatisch lebendig werden. Er hebt darum insbesondere die Theatralik des dritten Aktes erst so recht ins Bereich der Kunst: einer durch hinreißende Steigerungen selbst gleichsam berauschenden Kunst. Aber er bürgt auch Gefahren, denen Schreker nicht entgangen ist. Da er sich zu gleichförmig über das ganze Werk ausdehnt, führt er zu zeitweiser Ermüdung. Und er erdrückt die anderen musikalischen Ausdrucksmittel, an denen es trotz der Vorherrschaft des Klangs doch nicht fehlt. Einige warmen, südlich sinnliche Melodielinien Carlottas und Tamares behaupten sich wohl noch. Von der geistreichen leitmotivischen Arbeit aber geht das meiste verloren; das klangtrunkene Ohr kommt einfach nicht dazu, sie zu erfassen. Und damit fällt auch auf Seite der Musik das Ausdrucksmittel, das allein ermöglicht hätte, in das Ungeklärte der Dichtung hineinzuleuchten. So bleibt es also bei der im weitesten und besten Sinne des Wortes ‚theatralischen‘ Wirkung des Ganzen? Doch nicht ganz. Im glücklichsten schöpferischen Moment ergibt sich nämlich eine Synthese aller Ausdruckskräfte und Stil-

mittel, die einmal doch das Ideal musikalisch gefaßter moderner, psychologischer Dramatik voll verwirklicht: das ist die Szene, in der Carlottas und Alvianos Künstlerherzen sich zu finden glauben, die Atelierszene mit ihrem Ausgleich innerer und äußerer Steigerung, mit ihrer Durchdringung von Klang und melodischen Linien der eigentliche künstlerische Höhepunkt des Ganzen. Hätte Schreker nichts als sie geschrieben: er müßte als eine der bedeutendsten Erscheinungen des jüngsten Musikdramas gewertet werden. Und hier zeigt sich ganz besonders, wo die Zukunft seiner Entwicklung liegt: in der Vereinigung des Klanglichen mit der Linie. Allem Anschein nach dürfte in dieser Beziehung bereits das demnächst in Frankfurt herauskommende jüngste Opernwerk Schrekers, der ‚Schatzgräber', eine weitere Erfüllung künstlerischer Hoffnungen bringen.

Prof. Dr. Eugen Schmitz.

Chamberlains Weg nach Bayreuth. Houston Stewart Chamberlain, der Bayreuther Universalgeist, der Naturforscher und Philosoph, Kunstschriftsteller und Politiker in einem ist und gerade noch in den letzten Kriegsjahren als beredter Anwalt der guten Sache Deutschlands von sich reden machte, hat unter dem Titel ‚Lebenswege meines Denkens' seine Erinnerungen bei Bruckmann in München erscheinen lassen. Eine Selbstbiographie sozusagen mit starker Betonung des inneren, seelischen Werdegangs. Bei der ungemein großen Vielseitigkeit der Interessen und Betätigungen des merkwürdigen Mannes wird das stattliche, reichlich vierhundert Seiten starke Buch, das sich flüssig und angenehm liest, Fachleuten verschiedenster Richtung Anregung bieten können. Besonders werden es aber die Wagnerianer erwartungsvoll zur Hand nehmen. Denn als Wagnerschriftsteller ist Chamberlain schließlich doch in den weitesten Kreisen bekannt geworden, und mit dem nachwagnerschen Bayreuth ist er persönlich und geistig außergewöhnlich eng verknüpft. Die dadurch geweckten Hoffnungen erfüllt das neue Chamberlainwerk in eigenartig bedeutsamer Weise. Nicht etwa dadurch, daß es besondere neue Aufschlüsse über Wagner brächte. Chamberlain ist dem Meister nur im Parsifaljahre 1882 ein paarmal persönlich begegnet und damals in nicht nähere äußere Berührung mit ihm gekommen als Hunderte von anderen Festspielbesuchern, vermag also vom menschlichen Bild Wagners so gut wie gar keine neuen Züge zu vermitteln. Auch was Chamberlains Lebenserzählung zur Ergründung des Wesens von Wagners Kunst etwa zu sagen hat, erscheint gegenüber seinem geistreichen Wagnerbuch nicht allzu gewichtig; eher, daß hier noch etwas deutlicher als dort ein gewisser dilettantischer Hauch, der gelegentlich einmal sogar zu einer Apotheose der — Brendelschen Musikgeschichte führt, zur Vorsicht mahnt. Aber eines wird bei Chamberlain hervorragend lebendig: der Werdegang des Wagnerianers als solcher. Das heißt: Chamberlains Schilderungen zeigen an einem vielleicht qualifizierten aber doch typischen Beispiel, wie und auf welche Weise der Gebildete mit offenem Sinn und offenem Herzen vor vierzig Jahren an Wagner herankam, welche Helfer er dabei hatte und welche Klippen ihn behinderten. Zur Ergründung der eigentlichen Ursachen des endlichen Sieges der Bayreuther Idee gibt es gar keine bessere Quelle als solche persönliche Bekenntnisse. Und darauf beruht auch die Bedeutung des Chamberlainschen Erinnerungswerkes für die Wagnerkunde.

Chamberlain ist ein geborener Engländer. Doch sein Denken und Fühlen hatte sich unter dem Einfluß äußerer Ereignisse schon frühe ganz dem deutschen Wesen in Denkart und Sprache zugewandt. So nur konnte er, obwohl nicht Volksgenosse, doch den Weg zu

Wagner finden, wie er ihn gefunden hat. Die ersten Anfänge dieses Weges sind unscheinbar genug. Ein Blick auf das Idyll Triebschen bringt dem Fünfzehnjährigen zum ersten Male den Namen Richard Wagner ins Bewußtsein, der ihm dann hin und wieder einmal ‚genannt in Lob und Tadel' im Gespräche begegnet, nicht ohne stets einen seltsamen, unerklärlichen Eindruck zu machen. Im Sommer 1875 zieht sich Chamberlain zu stillen Studien nach Interlaken zurück. Hier gewinnt er unter den deutschen Kurgästen einen unterrichteten, wenn auch nicht unkritischen Wagnerianer zum Freunde, hier erreicht ihn die Kunde von den bevorstehenden ersten Bayreuther Festspielen. Nicht genügend bei Kasse, um selbst zum ‚Ring' fahren zu können, vom strengen Herrn Papa aber kunstfeindlich im Stiche gelassen, schreibt er einen Brief an ‚Herrn Richard Wagner, Dichter und Komponist in Bayreuth', in welchem er unter Schilderung seiner Lebensumstände um freien Eintritt zu einem Festspielzyklus ersucht. Als Antwort kam aber nur ein gedruckter Zettel vom Verwaltungsrat der Festspiele mit der Ankündigung, daß noch Plätze zum Preise von je einhundert Talern zu haben seien. Mit Bayreuth war es also zunächst nichts. Aber in Interlaken selbst konnte man damals ein bißchen Wagnersche Musik vom Kurorchester hören, und Chamberlain begann sich an den notdürftigen Bruchstückchen aus ‚Tannhäuser', ‚Lohengrin' usw. recht von Herzen zu begeistern. Dann kam ihm die ‚Ring'-Dichtung zu Handen, die er trotz ihrer für den Ausländer erdrückenden sprachlichen Schwierigkeiten mit heiligstem Eifer studierte. Die nächste Stufe zum Parnaß war ein kleines Heftchen Musik: Motive aus dem ‚Ring' für Harmonium eingerichtet. Auf der Orgel eines kleinen Dorfkirchleins bei Interlaken hat sich Chamberlain mit unbehilflichem, melodidaktischem Spiel daraus die Grundlinien der musikalischen Weltentragödie klar zu machen gewußt; die recht verständigen Berichte der ‚Kölnischen Zeitung' über Bayreuth aber mußten dazu etwas Festspielluft bringen. Im Herbst 1878 kam dann der erste Bühnendruck: ‚Tannhäuser' auf einem kleinen Stadttheater. Miserable Aufführung und infolgedessen — niederschmetternde Enttäuschung. ‚Zwar machte mich', sagt Chamberlain, ‚diese Enttäuschung keinen Augenblick am Meister irre, doch aber an diesem Werke, das mir als unharmonisches Zwischending erschien; und da ich (einige Jahre darauf) von einer Lohengrinaufführung so schmerzlich berührt wurde, daß ich mitten im zweiten Akt davonlief, so habe ich einige Zeit lang — ja eigentlich bis zu der Offenbarung des wahren Wesens dieser vollendeten Meisterwerke menschlicher Kunst in Bayreuth — unter dem Wahn gelitten, als seien sie Durchgangserscheinungen auf dem Wege zu einer Kunst, die im „Ring" ihren ersten wahren Ausdruck fand.'

Den ‚Ring' selbst hörte Chamberlain dann bei der ersten Gesamtaufführung in München im Herbst 1878. Trotzdem er sich mit einem sehr schlechten Rückplatz hoch oben im dritten Rang begnügen mußte, war die Wirkung auf ihn doch überzeugend, wennschon, wie die mitgeteilten ausführlichen Briefe von damals ersehen lassen, noch etwas unklar. Nunmehr meldete er sich auch als Mitglied des Bayreuther Patronatsvereins an, und zwar bei Hermann Levi. Er kam dadurch zum ersten Male mit einer Bayreuther Persönlichkeit in Berührung, freilich ohne daß sich zunächst irgendwelche nähere Beziehungen herausgebildet hätten. Im Gegenteil: Chamberlains Bayreuthbegeisterung bekam damals einen Stoß, der ihre Echtheit und Festigkeit recht empfindlich auf die Probe stellte. Im Überschwang seiner Empfindungen hatte der junge ‚Patronatsherr' nämlich einen Beitrag für die ‚Bayreuther Blätter' eingeschickt — seinen ersten schriftstellerischen Versuch —, der sich einigerma-

maßen polemisch gegen gewisse philosophische, religiöse und politische Tendenzen des Bayreuther Kreises richtete. Hans von Wolzogen, der Herausgeber der ‚Bayreuther Blätter‘, nahm die Arbeit nicht auf, wehrte sie vielmehr öffentlich in der Zeitschrift ab mit dem Bemerken, die Eigenart der Bayreuther Ziele könne eben doch nur ein Deutscher wirklich begreifen. ‚Meinem Herzen voll von Liebe und Begeisterung‘, sagt Chamberlain, ‚... haben diese Worte eine schmerzhafte Wunde geschlagen; ... ich fühlte mich wie hinausgestoßen aus einer Sphäre, die mir als Heiligtum galt. Dem Meister und seinem Werke wurde ich zwar nicht untreu, ... doch die „Bayreuther Blätter“ schlug ich jahrelang grundsätzlich nicht mehr auf.‘

Es kam nun die Zeit, da sich Chamberlain in seine naturwissenschaftlichen Studien vergrub, daneben freilich nun auch mehr und mehr in praktischer Musikbetätigung sich durchbildend. Von jeder theoretischen Beschäftigung mit Wagners Kunst hielt er sich dagegen fern. Da lud im Jahre 1882 der Ruf zu den zweiten Bayreuther Festspielen, zur Bühnentaufe des ‚Parsifal‘. Ihm mußte Folge geleistet werden und ward es. Sechs Aufführungen des Bühnenfestspiels hörte Chamberlain damals. Der ganze Zauber der Festspielstadt mit der genialen Persönlichkeit des Meisters im Mittelpunkt wurde um ihn lebendig. ‚Und alle Mißverständnisse waren mir mit einem Schlag verschwunden, alle Schleier gelüftet, alle Ahnungen, Erwartungen, Hoffnungen erfüllt. So kunstarm mein bisheriges Leben gewesen war‘ — so beschließt Chamberlain dieses wichtigste Kapitel seiner Erinnerungen — ‚jetzt war ich an den Born reinster Kunst gelangt. Schiller redet von einer Kultur, welche des Menschen Würde mit seiner Glückseligkeit in Übereinstimmung bringen soll: die Stätte dieser Kultur hatte ich gefunden.‘ So kam Chamberlain nach Bayreuth.

Prof. Dr. Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen

Das Porträt des verstorbenen Domkapitulars Alexander Schnütgen von Graf Leopold von Kalckreuth, das ohne eine absichtlich dazugegebene seelische oder geistige Betonung den Betrachter vom flüchtigen Eindruck doch um so wahrer zum Erkennen der ausgeprägten, prüfenden, lebenswirklichen Persönlichkeit führt und das auch mit ähnlichen niederdeutschen mittelalterlichen Porträtköpfen verwandt ist, gehört zu dem Rundschaubeitrag über Alexander Schnütgen. Über die Kunst Kalckreuths vgl. den betr. Aufsatz im ‚Hochland‘, Februar 1912.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Univ.-Prof. Dr. Eugen Schmitz Dresden, Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.



Leonhard Sandrock/Vor dem Lokomotivschuppen



Sechzehnter Jahrgang Juli 1919

Jesus und der Revolutionär

Von Werner Picht

Die revolutionäre Jugend ist unsere Hoffnung.

Man mag zur Revolution stehen, wie man will, so muß man sich sagen, daß in einer so im Kern kranken Zeit wie der unseren junge Kraft revolutionieren muß. Und nicht unter den Bewahrern, sondern unter den Erneuerern muß seine Genossen suchen, wer an die Gestaltung der Zukunft denkt. Unter denen, die durch das Feuer, das der Himmel auf uns regnet, geschmolzen werden und die damit erweisen, daß sie nicht toter Stein sind, der heiß und kalt wird unter jedem Anhauch und doch immer derselbe bleibt — o über die Steinwüste, in der wir leben! —; sondern daß Metall in ihnen ist, das sich im feurigen Ofen der allgemeinen Not von der Schlacke zu scheiden strebt, das wahrhaft Träger einer Glut zu sein vermag und eine Hoffnung ist, weil es nicht festgelegt ist auf eine verfallene Form. Wäre die Jugend heute nicht revolutionär, es wäre endgültig um uns geschehen.

Daß sie es aber ist, gibt noch keine Gewähr einer Erneuerung. Denn der Revolutionär als solcher ist nicht schöpferisch, wenn er es auch sich und uns glauben machen möchte.

Die heutige revolutionäre Jugend ist aus einem Zusammenbruch erwachsen — nicht sowohl einer militärischen und politischen Katastrophe, als dem Bankrott eines Systems, einer Wirtschaft, einer Zivilisation, einem Bankrott, dem der Krieg nur sein Siegel aufgedrückt hat. Keine

Weissagung, keine Offenbarung, kein Sohn des Himmels hat sie aus der Väter Land geführt. Sondern sie ist auf der Flucht aus einem brennenden Hause. Das heißt: sie ist arm. Und atemlos. Und ohne Ziel. Sie lebt von der Opposition. Sie orientiert sich an der Verneinung. Alles Reden und Schreien und Singen von dem ‚Neuen' vermag nichts daran zu ändern, daß von wesenhaften neuen Inhalten keine Rede ist, daß ein schönes Pathos, ein heißes Herz, ein echter Opfermut ins Leere greifen, weil sie sich nicht nähren aus einer neuen Offenbarung, die den Sinn des Lebens zu deuten, einer neuen Lehre, die den Gehalt unseres Daseins zu umfassen und auf den verschlungenen Pfaden der Welt zu führen vermöchte.

Rede und Sehnsucht des Revolutionärs kreisen, wie stets in Zeiten der Empörung gegen überkommene Ordnungen, um Mensch, Menschheit, Menschlichkeit, die in voller Unmittelbarkeit ergriffen und verwirklicht werden sollen. Denn jede Revolution bedeutet, daß die Schale, welche alles Leben immer wieder als seinen Schutz und Träger ausscheidet, als drückend empfunden und von den treibenden Kräften des Inneren gesprengt wird.

Aber man täusche sich nicht: in der ‚Menschheit' ist der neue Erdteil nicht entdeckt, auf dem wir eine neue Welt uns zu schaffen vermöchten. Diese Fata Morgana hat noch jeden Revolutionär genarrt, und noch keiner hat in ihr Fuß zu fassen und sein Reich zu gründen vermocht. Diese Gefühlsexpansion, die nicht in jedem einzelnen Menschen, und sei er Neger oder gar Kapitalist, den Bruder begreift, sondern eine unbestimmt vorgestellte Gesamtheit umfaßt, ist nur die Reaktion der Liebe gegen den Haß, des unmittelbaren Lebens gegen seine erkalteten und erstarrten Ausdrucksformen, ein Schrei, in dem sich das gepreßte Herz Luft macht; aber eben dieses Herz vermag sich nicht zu sättigen an einer Abstraktion, die sich keinem Zugriff der Hand bequemt.

Aber verkörpert sich denn nicht die Menschheit im ‚freien Menschen', den der Revolutionär erstrebt, diesem Träger einer fessellosen, unbedingten, gewissermaßen nackten Menschlichkeit? Die Jagd nach dem freien Menschen, das ist ja wohl der Kern der Revolution. Wenn nur die Jäger nicht so den Eindruck von Gejagten machten, denen der ‚freie Mensch' im Nacken sitzt, sie zu Tode hetzend in der Angst — ja, Angst! — vor Hemmungen, ‚Determinanten', vor jeder Möglichkeit eines Wurzelschlagens, einer inneren Bindung, wie einer Einordnung in den Mechanismus des äußeren Lebens. Eine hysterische Scheu vor ‚Verapparatung' einerseits, aber andererseits auch vor jeder Verpflichtung auf Gesetz, Tradition, Gemeinschaft (außer der selbstgewählten der Idee, die nicht einschränkt, sondern aufbläht) hat die Vorkämpfer des ‚Neuen' ergriffen, und man gewinnt den Eindruck, als trügen diese sich gegen jede Festlegung und Formung krampfhaft wehrenden ‚Antideterministen' die Zwangsjacke von gestern, nur umgestülpt, aber dadurch nicht bequemer geworden. Es hat angesichts dieser negativen Bestimmtheit durch geistige Realitäten, deren Zersetzung durch die vor-

revolutionäre Zivilisation so viele Befürchtungen weckte, den Anschein, als müsse diesen doch noch eine ausschlaggebende Macht innewohnen. Und es fehlt augenscheinlich den Welterneuerern an einer Handhabe, die alten Ordnungen, soweit sie nicht mit einer Straßenrevolution zu erledigen sind, aus dem Sattel zu heben durch die Naturgewalt eines Wachstums, vor dem sie doch ohne viel Aufhebens weichen müßten, wie ein Milchzahn, wenn seine Zeit gekommen ist.

Der Revolutionär stolpert über den Fuß, durch den er die Zeit zu Fall bringen will. Denn gerade durch die Ablehnung einer Festlegung auf objektive Gegebenheiten, durch die Hemmungslosigkeit eines anarchischen Subjektivismus, für den das Solidaritätsgefühl des einzelnen mit einer unvorstellbaren Gesamtheit nur eine neue Ausdrucksform bildet, versagt er sich den archimedischen Punkt, von dem aus er die Welt aus den Angeln heben könnte. —

Die Revolution der Jugend vollzieht sich mit dem Gebahren eines Sklavenaufstands. Der problematischen Gestalt des Revolutionärs von heute fehlt allzu sehr die Geste des zur Freiheit Geborenen, seine selbstverständliche Sicherheit und innere Ruhe, die aufrechte Standfestigkeit dessen, der auf festem Boden stehend sich gen Himmel reckt. Und die Frage drängt sich auf, wie er sich zu behaupten und zu verantworten vermag vor dem Propheten der Menschlichkeit, den er zu beschwören liebt und dessen Worte er, soweit sie ihm gelegen kommen, im Munde führt: Jesus.

Ohne Auseinandersetzung kann an Jesus nicht vorbei, wer die Freiheit und wer die Menschen sucht. Denn er hat die Sache des freien Menschen wirksamer verfochten als irgend eine andere Gestalt der Geschichte. Wem die schimpfliche Exekution durch das irdische Gericht zur Thronbesteigung in seinem heimlichen Reich wurde, die Verhöhnung durch die Schergen zur Königskrönung, die noch nach Jahrtausenden gefeiert, besungen und dargestellt wird wie kein Triumph eines weltlichen Herrschers, und wer am Kreuze hängend der Welt die Geste der geöffneten Arme und das Verströmen eines liebenden Herzens gelehrt hat, dem ist, wer im Widerspruch zu den Mächten dieser Erde Liebe, Menschheit und Opfer in den Mittelpunkt seines Daseins stellt, Verehrung und Gehör schuldig.

Jesus steht am Anfang eines neuen Zeitalters. Er *ist* der Beginn einer neuen Zeit. Er kannte zutiefst die Stimmung der Morgenröte, die ein Gestern versinken läßt hinter dem Anbruch des jungen Tages.

‚Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist — — — Ich aber sage euch' — mit gewaltigeren Hammerschlägen ist nie ein Fundament gelegt, mit schärferem Schwerthieb nie Altes und Neues geschieden worden. Und daß sein Tun als Revolution, als Empörung wider Autorität und Ordnung empfunden wurde, beweist das Verdikt der zeitgenössischen Machthaber. Keine pietätvolle Scheu ließ ihn zurückschrecken vor dem Bruch der Sitte — sei sie ein Mißbrauch wie der Marktbetrieb im Tempel oder

geheiligte Überlieferung wie die Einhaltung des Fastens —, wenn sie vor seinem Urteil nicht bestand oder durch eine Änderung der Verhältnisse ihren Sinn verloren hatte. Und die in den Augen der Orthodoxen ungeheuerlichste Blasphemie seines Bekenntnisses zur Gottessohnschaft kam als eine Selbstverständlichkeit von seinen Lippen, als sein Messiastum ihm erlebte Gewißheit geworden war. Der das viel gebrauchte und mißbrauchte Wort vom neuen Wein gesprochen hat, den man nicht in die alten Schläuche füllen dürfe, der war wahrlich ein Revolutionär.

Aber das Geheimnis seiner umwälzenden Kraft, der Autorität, mit der er eine Umwertung der geltenden Werte vornahm, lag nicht in einem Unglauben (dem heutigen Ausgangspunkt neuer Wertung), sondern einem Glauben. Er war keine Empörernatur. Er sog seine Kraft nicht aus dem Haß — wie haßgeladen ist der ‚liebende' Prophet von heute! —, sondern aus einer Liebe, die keinen ausschloß. Seine unbestechliche Einsicht in Menschen und Verhältnisse, sein unfehlbares Urteil entstammte nicht einer illusionslosen Skepsis. Sein Eifer war nicht ein Eifer der Verneinung. Das scheidet ihn von den Revolutionären des neuen Deutschland.

Jesus ist die Erneuerung niemals Selbstzweck. Er ist nicht der Sohn eines Zeitalters, in dem die Betriebsamkeit, die Aktion sich emanzipiert hat und die Menschen ins Schlepptau nimmt. (Wenn die revolutionäre Jugend dieser Zeit ahnte, wie sehr sie den Vätern gleicht!) *Er lebt das Neue, das in ihm Wirklichkeit geworden ist.* Er sucht es nicht an den Haaren herbeizuziehen. Es ist da in ihm. So und nur so erobert es die Welt.

Darum ist auch eine solche Stille, eine so wahrhaft königliche Ruhe über ihn gebreitet. Man bedenke, daß die wenigen Monate seines Lebens vor der Öffentlichkeit ein sich überstürzendes Drama von höchster innerer und äußerer Spannung umschließen. Und doch strömt von keiner Gestalt ein solcher Frieden aus wie von diesem Vorkämpfer des Reiches Gottes auf Erden. Denn er jagte nicht rastlos einer Zukunft nach. Das tut, wer nichts hat und also auch nichts geben kann. Das ist der bewußt oder unbewußt trügerische Trick des Volksverführers, dessen Wirken auf Not, Armut und Verzweiflung seiner Gefolgschaft basiert ist, statt auf den eigenen Reichtum. Auf die Unwissenheit der Menge, statt auf das eigene Wissen. Auf die Schwäche, statt auf die Kraft. Jesus ließ die Toten ihre Toten begraben und untersagte das Sorgen um den kommenden Tag. Aber daß hier und heute Gottes Reich gegenwärtig sei, Gottes Wille geschehe, daß der Kranke am Wege geheilt und der Sünder bekehrt werde, das war seine Sorge.

Man liebt es, dieses Unbekümmertsein Jesu um die Zukunft, seine Abneigung gegen jedes Planen und Politisieren, sein Der-Gegenwart-leben mit der Bemerkung zu erklären, er sei eben kein Sozialreformer, sondern ‚nur' Seelsorger gewesen. Mag dies richtig sein, so ist doch damit nur wie so oft mit einer unanfechtbaren, aber nur das Äußerliche erfassenden

Konstatierung das Wesentliche der Erscheinung nicht gedeutet, sondern verhüllt. Denn den Schlüssel zu seinem Verhalten bildet nicht eine wie immer geartete Stellung zu Welt und Menschen, sondern sein Ruhen in Gott. Wo Gott in einem Menschen gegenwärtig ist, da ist Himmel auf Erden, da ist die Zeit erfüllt, da versinken Vergangenheit und Zukunft, und der Augenblick hat das Gewicht einer Ewigkeit.

Der Glaube, der nicht in einer fixen Idee besteht — die hat der moderne Revolutionär bis zum Fanatismus —, sondern in einer Verankerung der Seele, ist der Angelpunkt des Revolutionärs wie des Friedefürsten Jesus. Er sichert die Einheit gegensätzlicher Impulse, widerspruchsvollen Wissens, ohne die der Mensch zum Narren wird, indem er entweder sein halbes Sein über Bord wirft und sich so die Einheitlichkeit des Monomanen verschafft, oder durch seine kontroversen Inhalte in Stücke gerissen wird.

Diesem Glauben an Gott und Gottes Gesetz entstammt bei Jesus Impuls und Macht zur Weltüberwindung, zur Welterneuerung. Es ist der Grundirrtum unserer revolutionierenden Jugend, daß eine Erneuerung der Erde aus eigener Kraft auch nur denkbar wäre. Denn man mag sich dagegen wehren, wie man will: mit der Unerbittlichkeit des Kausalgesetzes ist das Gestern dem Heute, das Heute dem Morgen verbunden und versklavt, eins durch das andere positiv oder negativ bestimmt, wenn nicht eine außerweltliche Position uns dieser Zwangsläufigkeit des Geschichtsablaufs enthebt, wenn wir nicht festen Boden unter den Füßen haben außerhalb der Zuständlichkeit, der wir uns und die Welt entreißen wollen. Aber eben diesen festen Boden, diese bedingungslose Bindung und Aufgabe der persönlichen Freiheit, diese unumgängliche Voraussetzung der Erreichung seiner letzten Ziele scheut der Welterneuerer unserer Zeit. Denn er starrt hypnotisiert auf die — tatsächlichen oder eingebildeten — Schwielen an seinen Armgelenken und leidet an einer Idiosynkrasie gegen Fesseln, und seien sie Blumengewinde. Er will sich am eigenen Zopf aus dem Sumpf ziehen. Und er hat erst zu lernen, daß nur die Unterwerfung unter ein höheres Gesetz, die Demütigung unter eine Macht, die dem Herrn über sein Gestern übergeordnet ist, ihn über die Ordnungen, die er verneint, wahrhaft hinausführen kann.

Aus dem Ruhen in Gott fließt Jesu Kraft zur Überwindung der Welt. Aus dieser inneren Sicherheit aber stammt auch seine Fähigkeit und Bereitschaft, sich auf die Welt einzulassen.

Man hat es mit Recht als das Wesen der christlichen Sendung bezeichnet, den Menschen zur Realität zu führen. Wem das Neue nicht aus neuem Boden erwächst, der konstruiert es im leeren Raum, ein einfaches, aber wirkungsloses Verfahren. Er fühlt sich als Schöpfer und ist doch nur Taschenspieler, der beliebig viele Taler aus den Ärmeln schüttelt und damit doch weder sich noch andere reicher macht. Jesus aber stellt in den Mittelpunkt seines Wirkens keine Illusion und keine Kon-

struktion, sondern eine Wirklichkeit: den lebendigen Menschen. Damit unterwirft er sich allen natürlichen Bedingtheiten, wozu den modernen Wundertätern Geduld und Demut fehlen. Jesus ist unendlich sachlich, real und weise. Er ist kein „Idealist". Ein Kind ist ihm ein Kind, eine Hure eine Hure, und er weiß, wie es in beiden aussieht. Keine konventionelle Voreingenommenheit, aber auch keine ideelle Abstraktion schiebt sich zwischen ihn und sein Objekt. Er treibt nie Inzucht der Ideen, dieses Laster, das die Wurzel unserer geistigen Degeneration ist. Sondern wo sein Geist die Wirklichkeit berührt, da zeugt er unvergängliches Leben.

Wie wirklichkeitsfern dem gegenüber der heutige Revolutionär ist, läßt sich an seinem Verhältnis zur Masse verdeutlichen.

Jesus war der Begriff der Masse fremd, da er ihm nicht wirklich sein konnte. W i r haben in Krieg und Revolution die Sichtbarwerdung der Masse erlebt, als wir die grauen, stahlbehelmten Scharen in den Kampf rücken sahen — und dann wieder die verhungerten und zerlumpten Züge derer, die mit ‚Hoch'- und ‚Nieder'-Rufen schemenhafte Führer zu proklamieren und zu entthronen suchten. Die ‚Masse' löst sich an der nächsten Straßenecke in ihre Bestandteile auf, die nach Bedürfnissen und Gesinnung bei aller scheinbaren Uniformität verschieden genug sind. In uns aber lebt dieser Eindruck weiter. Uns öffnete sich das Herz bei diesen Bildern der Größe und des Elends. Und falls wir sie nicht verabscheuen, so lieben wir diese Masse — wer weiß, vielleicht um der unvergleichlichen Sensation willen, die wir ihr verdanken. Aber alle Massenpsychologie und alle Soziologie vermag nichts daran zu ändern, daß keine durch Kommando oder Schicksal gebildete Phalanx als solche Objekt oder Subjekt der Welterneuerung sein kann. Demgegenüber ist es eine typische Verirrung der Zeit, die einmalige Impression, den Moment der Extase zum Zustand erheben zu wollen, die Masse als Erlebnis in Permanenz zu erklären, oder sie zu einem Begriff zu verflüchtigen oder so zu konservieren. So nimmt der Gefühlsmensch als chronischer Ekstatiker, der Verstandesmensch als konstruierender Rationalist die Masse zum Ausgangs- und Endpunkt der Welterneuerung, und beide jagen einer Chimäre nach.

Jesus aber, dessen Liebe alle vom Weibe Geborenen mit gleicher Glut umfaßte, führte sein unerbittlicher Tatsachensinn unter Qualen zu der Erkenntnis, daß auch vor Gott die Menschen nicht gleich sind, daß neben einer kleinen Schar Auserwählter ein großer Kreis von Berufenen und jenseits dieser die Menge der niemals zum himmlischen Mahl Geladenen steht. Demnach ist dem, der den Menschen sucht und verwirklichen will, keine Addition der ungleichen Einheiten zu einer neuen einheitlichen Größe, also keine Erlösung in corpore denkbar. Er wußte, daß dies menschlicher Weisheit letzter Schluß, menschlichen Verhaltens letzte Richtschnur ist, über die selbst des Menschen Sohn nicht hinauszugreifen vermag. Aber die Liebe, welche alles Begreifen übersteigt, befreit sich aus dieser unerträglichen Gebundenheit durch das an letzte Geheimnisse rührende Wort,

daß für Gott kein Ding unmöglich ist. Diese unbegreifliche Liebe Gottes aber erfährt nie, wer in flacher Aufgeklärtheit ihre Tat als ein Selbstverständliches fordert.

Die Gegenüberstellung mit Jesus zeigt, daß die Schwäche der revolutionären Jugend in ihrer Emanzipationssucht liegt, in dem Verzicht auf außer ihr liegende Stützen, in der Verwechslung von Freiheit und Isolierung. So unsicher fühlen sich diese Lebensreformer, daß sie mit allen Mitteln der Politik und Erziehung die Bande, welche das neue Geschlecht mit Geschichte und Offenbarung der Vergangenheit verbinden, künstlich zertrennen und so den Anbruch ihres Reichs der unverfälschten Menschlichkeit sichern wollen, in dem bestenfalls eine einseitige Auslese überkommenen geistigen Guts zugelassen sein soll, der eben durch die Willkür der Auswahl ein neuer, den Diktatoren der neuen Zeit genehmer Sinn gegeben wäre. Aber sie vergessen, daß dieses neue Geschlecht in seiner Vereinzelung zwar ungebunden, aber eben deshalb widerstandslos jedem Einfluß, jedem Druck der Not, jedem Zug eines launischen Herzens, jedem Machtwort eines illegitimen Führers ausgeliefert wäre. Sie bedenken nicht die himmelschreiende Verarmung, der sie die ausliefern, welche sie zu beglücken wünschen. Und der neue Mensch, den sie auf den Schild heben, ist doch einschließlich kein anderer als der alte Adam nach der Verstoßung aus dem Paradies, der zwar keine ungerechten Herrscher und keine kapitalistische Wirtschaft zu fürchten, aber dennoch an Dornen und Disteln und einem verbrecherischen Sohn genug zu leiden hatte. Und dem auch die Aufklärung nicht eben zum Heil ausgeschlagen war.

Was aber soll diese neue Welt davor schützen, in fürchterlichem Kreislauf der Verdammnis alten Irrtum und Frevel zu wiederholen, was auch nur auf Jahre die lähmende Vision dieses circulus vitiosus bannen, die schon jetzt jeden Ruf zum Wirken auf unseren Lippen zu ersticken droht?! Denn es besteht kein Zweifel darüber, daß das geistige Revolutionsprogramm Inhalt und Pathos der Ablehnung des Gestern entnimmt und daß seinen Verkündern der Atem ausgehen wird, wenn ihre Segel nicht mehr gespannt sein werden vom Aufruhr der Elemente, wie er jedem Umsturz folgt.

Die frohe Botschaft des Revolutionärs ist unzulänglich. Und sie ist es um so mehr, als diese Revolution in der Tat mehr bedeutet als einen Systemwechsel. Die ganze Diskussion um neue Formen der politischen und wirtschaftlichen Organisation, um Güterverteilung und Klassenschichtung rührt nicht an den Kern der unerbittlichen Frage des Schicksals an uns, die wir — wurden wir doch durch sie in diesen beispiellosen Fieberzustand gestürzt — wohl vernommen, aber kaum begriffen haben. Denn es geht tatsächlich nicht um das Wie, sondern um das Ob unserer Existenz. Ein Zeitalter ist zu Ende. Nur dem Blinden und Tauben, dem ewig Gestrigen, dem alle Offenbarung nur noch dazu dienen kann, ihn gänzlich zu ver-

stocken, ist das verborgen. Der Revolutionär weiß es. Denn daß er wach ist, ist ja seine größte Tugend.

Aus diesem Wissen kann eine mit allen Mitteln menschlicher Vernunft und Wissenschaft arbeitende Logik das Ende des europäischen Menschen folgern und ist auf ihrem Boden nicht zu widerlegen. Ein blindes Zutrauen der Instinkte andererseits, die durch keine Sündflut gehindert werden, an Zeugung zu denken, mag mit dem Bolschewismus glauben, daß aus den Trümmern des Heute sich mit Urgewalt ein verjüngtes Morgen erheben werde. Aber wenn auch dieser Glaube eines leidenssüchtigen Volkes, das sich selbst ans Kreuz schlägt, um eine Auferstehung zu erzwingen, nicht ohne Größe ist, so hat doch kein Himmel sein Siegel darunter gedrückt, und zu spät werden, die sich selbst die Dornenkrone auf die Stirn pressen, innewerden, daß ihr Opfer zu leicht befunden, und daß das Paradies — ein Geschenk der Gnade — selbst nicht um den Preis unseres Lebens feil ist.

Aber dennoch gibt es eine mögliche Rettung. Jesus hat die Bedingung für den Übertritt aus dem Reich des Todes in ein neues Reich genannt in dem Geheimniswort: ‚Es sei denn, daß jemand geboren werde aus Wasser und Geist . . .‘ Die Vermählung von geheiligter Überlieferung und Geistausgießung vermag das Wunder der Wiedergeburt zu vollbringen. Kraft des Bodens, Kraft der Väter, Kraft Gottes im Bunde, zusammengefaßt in den glühenden Seelen eines jungen Geschlechts, können die Gesetze der Natur und Geschichte aus den Angeln heben und die Welt verwandeln.

Wer aber sollte Führer in das neue Reich entfesselter Menschlichkeit und Herrscher in ihm sein, wenn nicht d e r , in dem Himmel und Erde sich zutiefst durchdrangen! Der Freieste, der den Mächten dieser Welt gegenübertrat mit dem Bewußtsein, daß die Legionen der Engel seinem Wink gehorchen. Frei in der Gebundenheit, ja d u r c h die Gebundenheit an seinen himmlischen Vater. Der Blutsverwandte der Gottheit, dem aus dem stündlich erlebten Einsgefühl mit ihr eine absolute Souveränität gegenüber Welt und Leben erwächst, aber auch eine absolute Unterwerfung unter ein ewiges Gesetz, wie er es, wenn auch unvollkommen und in dunklen Worten, aufgezeichnet und überliefert fand, unter einen ewigen Willen, auch wo dessen letzter Sinn ihm menschlich verhüllt war. Dessen geistiges Herrschertum sich nicht dadurch erwies, daß er die Tafeln des Gebote zerbrach, sondern daß der tote Kodex, der seine Zeitgenossen versklavte, in seinem Munde Leben und Sinn bekam. Der Sohn, der den Schlüssel hatte zur Geheimschrift des Vaters. Der zu Hause war bei Armut und Leid, aber weder sich und sie mit Haß vergiftete, noch das Elend zum Gegenstand der Sensation oder zum Werkzeug der Politik degradierte; der ihm vielmehr eine heimliche Königskrone aufs Haupt drückte. Denn er wußte und offenbarte, daß Schmerz und Erniedrigung allein die Pforte bilden zu der Neuen Welt.

Der dem Tod, dem Ende der Dinge entschlossener ins Auge gesehen hat als irgend ein Sterblicher. „Ihr werdet hören Kriege und Geschrei von Kriegen; sehet zu und erschrecket nicht. Das muß zum ersten alles geschehen; aber es ist noch nicht das Ende da. Denn es wird sich empören ein Volk über das andere und ein Königreich über das andere und werden sein Pestilenz und teure Zeit und Erdbeben hin und wider. Da wird sich allererst die Not anheben. Alsdann werden sie euch überantworten in Trübsal und werden euch töten.' Mit dieser Vision vor Augen trug er das Leben wie ein Feierkleid, hatte Zeit und Sinn für Blumen und Kinder und lebte in einem Frieden, welcher höher war als alle Vernunft.

Wer soll uns Vorbild sein, wenn nicht er, der mit unerhörter Unmittelbarkeit Zwiesprache mit Gott hielt und doch oder eben deshalb sich ungefährdet tief einsenken konnte in den mütterlichen Boden seines Volkes. Der das Erbe der Propheten Israels zu verwalten vermochte, weil er über ihre Lehre hinaus das neue Wort Gottes an eine neue Zeit in sich trug. Der nicht Partei sein konnte, weil er Herrscher war. Und der mit der Gewalt seines Herzens eine Welt bezwungen hat.

Was der Revolutionär an Tapferkeit, Glut und Glauben, an Freiheit, Menschlichkeit und Liebe besitzt und ersehnt, findet er bei Jesus, dem höher als die Gerechtigkeit nur die Liebe stand, unter dessen Hand jede irdische Fessel fällt, jedes Herz sich öffnet. Er findet bei ihm auch, was ihm fehlt — die Kraft zur Überwindung von Welt und Tod durch die Verwurzelung in einem höheren Willen.

Dies ist der einzige Weg zu seinem Ziel, wenn auch keine Gewähr für dessen Erreichung. Gottes Bundesgenossenschaft ist keine Lebensversicherung. Der einem höheren Willen unterworfene Kämpfer weiß nicht, ob er den Tod nicht schmecken werde. Die Wiedergeburt des Revolutionärs aus Gott, ohne die sein Bemühen um die Erneuerung eines Volkes und einer Zeit kindischer Frevelmut ist, bedeutet das Ende seines unbedingten Optimismus. Seine gewisse Zuversicht einer neuen Erde hat er eingetauscht gegen die Hingabe an die Führung einer höheren Weisheit, deren Wege unerforschlich sind. Aus dem fahnenschwingenden Welteroberer ist ein demütiger Arbeiter geworden. Aber während er als Herr aus eigenem Recht nicht wissen konnte, ob sein in reinem Wollen verspritztes Blut nicht Teufelssaat düngen werde, ist dem Knecht Gottes die Gewißheit geschenkt, daß Gottes Gnade seinen Weg, ob er zu Leben oder Tod führt, in Gottes Reich werde münden lassen.

Gottfried Keller / Von Julius Schwering

Wie die Berge Hoch-Allemanniens den jugendstarken Rhein ins deutsche Land hinabsenden, so sind auch von ihnen Geistesströme ausgegangen, die zwar in der deutschen Kultur nicht so stolz und mächtig sich ausnehmen wie der Rhein unter den Flüssen Germaniens, die aber immer aufs neue das weite Gebiet deutschen Bildungslebens nachhaltig befruchtet haben.‘ Mit diesen Worten kennzeichnet Gottfried Keller in einem ungedruckten Briefe an Wolfgang Müller von Königswinter am 11. Mai 1855 die Bedeutung der Schweiz für unsere vaterländische Literatur. In der Tat — vom 9. Jahrhundert an, da das Kloster Sankt Gallen eine Fülle geistigen Strebens in seinen Mauern barg, bis zu den Tagen der Minnesänger Berthold Steinmar von Klingenau und Hadlaub, und von der Reformation an, die in Nikolaus Manuel den streitbarsten dramatischen Verfechter fand, bis auf Bodmer, Breitinger, Haller, Geßner und Lavater hat uns das Schweizerland manchen tüchtigen Geisteskämpen gestellt, der fördernd in die Entwicklung unseres nationalen Schrifttums eingriff. Aber fast alle diese Männer — Haller und Geßner etwa ausgenommen — haben mehr durch Wort und Lehre als durch große Dichtertaten dem deutschen Literaturleben ihre Spuren aufgedrückt; erst in Jeremias Gotthelf trat nach Kellers Urteil die Schweiz mit einem Dichter auf den Plan, der als urwüchsiger Sohn seines Berglandes die heimatliche Bauernseele in ihren geheimsten Regungen erfaßte und deutete und oft lehrhaft, roh und ungeschlacht, doch in Bildern von epischer Größe das Leben seines Volkes wirklichkeitstreu vor uns erstehen ließ. Keller selbst ist in vieler Hinsicht Jeremias Gotthelfs Erbe, aber er ist auch sein überlegener Schüler. Gemeinsam mit ihm hat er die frische Naturkraft, ihm voraus die weitaus reichere Bildung und einen feinen und sichern Formensinn; er ist der größere Künstler, und die Wirkungen seiner Dichtungen sind auf Schaffende und Genießende ungleich folgenreicher und mächtiger gewesen als die seines Vorgängers.

Wenn wir heute, da sich des Dichters Geburtstag zum hundertsten Male jährt, an der Hand der umfangreichen Biographien Bärchtolds und Ermatingers* sein Leben als ein Gewordenes und Ganzes überschauen, so müssen wir sagen: dieses Dasein ist nicht reich an spannendem dramatischen Reiz, an außerordentlichen Vorfällen, wechselvollen, farbigen Bildern, großen Wandlungen und Katastrophen, aber es ist das Leben eines Künstlers, der sich aus der Tiefe, aus Irrung und Not zu persönlicher Sicherheit und Schönheit emporringt, es ist belebt durch unterhaltende Züge, ergiebig an Ausblicken in die Literaturentwicklung des 19. Jahrhunderts, es redet zu jedem Herzen mit der treuen Stimme der Freundschaft, mit den Tönen eines tiefen Familiengefühls, und es erwärmt durch die Hoheit und

* Vgl. das treffliche Werk Emil Ermatingers: Gottfr. Kellers Leben. Cotta, Stuttgart und Berlin 1915, 3 Bde.

Strenge einer Kunstauffassung, die sich selbst im Kampf um die gemeine Notdurft des Alltags nie verleugnet. Als Sohn eines schlichten Handwerkers wächst Gottfried Keller in einer Stadt auf, die auf eine große literarische Überlieferung zurückblickt. Früh verliert er den Vater, und der Mutter fehlt die feste Hand, den herben, wilden, störrischen, phantasievollen Knaben in starke Zucht zu nehmen. Ein Jugendstreich hat seine Ausschließung von der kantonalen Industrieschule zur Folge, und damit ist ihm der Weg zum höheren Studium in seiner engeren Heimat verlegt, er ist ganz auf Selbstbildung angewiesen. Er glaubt sich zum Maler berufen, aber weder in seiner Vaterstadt Zürich noch in München macht er Fortschritte in dieser Kunst. Aus Not und Elend kehrt er, dreiundzwanzig Jahre alt, nach der Heimat zurück, ein müßiger Träumer, der nicht die Kraft hat, sich aus peinlicher materieller Abhängigkeit von der selbst darbenden Mutter loszureißen. Mit Lesen, Dichten, geschäftigem Nichtstun, Politik und Freundschaft und einer unglücklichen Liebe zu Luise Rieter aus Winterthur hat er dann sechs Jahre, von 1842 bis 1848, in Zürich verbracht. Aber er gelangt jetzt zur Erkenntnis seines dichterischen Berufs, er tauscht Pinsel und Palette gegen die Feder des Schriftstellers, und seine ersten Poesien, politische Lieder im Sinne Herweghs, Freiligraths, Hoffmanns, erregen in der Schweiz Aufsehen und verschaffen ihm ein Stipendium. Im Jahre 1848 zieht er nach Heidelberg, wo er die Grundlagen seiner wissenschaftlichen Bildung vertieft und erweitert; 1850 kommt er nach Berlin, und hier verfällt er dem zweiten großen Irrtum seiner Berufenheit, er glaubt zum Dramatiker geboren zu sein. In völliger Einsamkeit, nach schweren inneren Kämpfen, gewinnt er Klarheit über sein Wollen und Können und schließt innerlich mit seiner rast- und haltlosen Jugend ab. Die zweite Auslese seiner Gedichte, die Niederschrift des Bekenntnisromans ‚Der grüne Heinrich‘, die Entdeckung seines eigentlichen Kunstgebiets, der Novelle, fallen in diese Berliner Jahre. Als der nach so trüber Leidenszeit zum Manne Gereifte im Jahre 1855 in die Heimat zurückkehrt, wird sein Dichtername in einem kleinen Kreise von Kennern schon mit Ehren genannt, und sein Leben bekommt einen festen Halt, als ihm im Jahre 1861 das Vertrauen seiner Mitbürger das Amt eines Ersten Staatsschreibers von Zürich überträgt. Fünfzehn Jahre hat er es mit peinlicher Gewissenhaftigkeit verwaltet und seine poetischen Arbeiten zeitweilig fast völlig ruhen lassen, und erst, als er aus seiner Stellung schied, hat der Sechzigjährige eine reiche Nachblüte seiner Dichtung erlebt. Dann überschlich ihn Krankheit und Altersschwäche, und am 15. Juli 1890 ist er still und schmerzlos gestorben. Das sind die dürftigen Umrisse seines äußeren Lebensbildes.

Die Rückschau auf seine innere Entwicklung erfüllte den alternden Dichter nicht mit den ungemischten Gefühlen der Befriedigung. Jeder Strebende trägt ein Ideal seines Wesens in sich, und nicht eher ruht seine Seele, als bis er dieses annähernd erreicht hat. Keller nun war

der Meinung, sein Leben habe etwas Halbes und Brüchiges, weil es ihm nicht beschieden sei, ein ganzer Mann im Sinne seines Ideals zu werden. Gewiß ist sein Dasein ein Läuterungsprozeß in edlem Sinne, aber es ist ihm nicht gelungen, gewisse Schlacken seines Wesens auszuscheiden und abzuwerfen. Karl Vogt schildert den jugendlichen Dichter als einen kurzen, knorrigen Gesellen mit dicken Pausbacken und unbeholfenen Gliedern. ‚Er knurrte und belferte in einem schauderhaften züricher Dialekt und zeigte überhaupt ein so störrisches Wesen, daß mein Vater ihn mit einem Frischling verglich und ihn nur ein wildes Säuding nannte.' In unermüdlichem Ringen nach hoher vielseitiger Bildung hat der gereifte Mann durch geistige Klarheit und Schönheit ersetzt, was ihm die Natur versagt und seine Erziehung vernachlässigt hatte, zuweilen aber tauchten die ursprünglichen grobianischen Züge des Plebejers in seinem Charakterbilde auf, wenn er wie ein ungeberdiger Instinktmensch Zuneigung und Abneigung äußerte, sich im Weine übernahm, auf den Tisch schlug, daß die Gläser zersprangen und Prügel an Unliebsame austeilte. Das Bewußtsein, daß es ihm, dem körperlich von der Natur Benachteiligten, an Selbstbeherrschung und fester Lebenshaltung fehlte, hat ihn niemals verlassen, und dieses Gefühl machte ihn in seinem Verkehr mit den Frauen unsicher und schwankend. Nie ist in sein Leben der volle Glanz einer zärtlich erwiderten Liebe gefallen. Seine tiefe Neigung zu Luise Rieter, sein Werben um Johanna Kapp, die Tochter eines Heidelberger Universitätsprofessors, und später seine Leidenschaft für eine Dame der Berliner Gesellschaft, die er in einem Briefe eine ‚elegante Personage' nennt, sie haben keine Erhörung gefunden. Keller hat sein Unglück in der Liebe wie ein Mann getragen, und niemals hat die Zurückweisung einer Werbung gehässige Gefühle in seiner Seele geweckt. Das Mißgeschick unerwiderter Liebe ließ er nicht als solches gelten. ‚Nur eigensinnige und rachsüchtige Verfassungen laufen Gefahr, sich aufzulösen, wenn sie von denen nicht geliebt werden, die ihnen gefallen.' Was ihm die Frauenliebe versagte, hat ihm die Freundschaft in reichem Maße ersetzt; mit Männern wie Hermann Hettner, Varnhagen van Ense, dessen stilistische Feinheiten er bewunderte, mit dem Architekten Gottfried Semper, dem schwäbischen Ästhetiker Vischer und Arnold Böcklin hat er vertrauten geistigen Umgang gepflogen, Freiligrath, der Mann mit der weichen westfälischen Feuerseele, stand zeitlebens seinem Herzen nahe, Storm und Heyse gehörten zu seinen Verehrern, und nur zu dem Dichtergenossen, dessen Name so oft zugleich mit dem seinigen genannt wird, zu Conrad Ferdinand Meyer, hat er nie ein vertrauteres Verhältnis gefunden.* Der Bauernsprößling und der Patriziersohn, der Mann mit der ursprünglichen Kraft und unverbrauchten Frische, aus dem die ungebändigte Derbheit des

* Vgl. Paul Wüst, Gottfr. Keller und Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig 1911.

Natursohns zuweilen rückhaltlos hervorbrach, und der feingestimmte, schönheitsvolle Künstler, der den Adel der Seele auch im täglichen Umgang nie verleugnete, sie waren zu verschieden geartete Naturen, als daß sie sich innerlich jemals nahe kommen konnten.

Die Liebe des Schweizers zu seinen Bergen und das Heimweh, das Keller beim Klange des Alphorns erfaßt, schildert uns manches Lied; in seiner Künstlerseele hat sich dieses Empfinden gewandelt und neu gegeformt, und seinem Dichten hat es die Richtung gegeben. „O mein Heimatland! O mein Vaterland, wie so innig, feurig lieb' ich dich!“ sang er als Jüngling; aber bei dem lyrischen Gefühlsausdruck ist er nicht geblieben, er hat vielmehr seine Heimatliebe wirksamer ausgesprochen in der treuen Wiedergabe Schweizer Zustände, in der Darstellung freudiger und trüber Ereignisse aus der Geschichte seines Landes. Die Feste der Schweizer schildert er und ihre Nöte, die Leiden des Einzelnen und die Gebrechen der Gesamtheit. Seine Liebe zur Heimat setzt sich um in beißenden Spott, in satirische Glossen, aber er spottet nicht nur, er sucht zu heilen. Auch dieser lehrhafte Zug ist schweizerisch, und schweizerisch vor allem ist dasjenige, was seinen Dichtungen die Lebenskraft verleiht: sein starker Wirklichkeitssinn. Während Conrad Ferdinand Meyer sich nur in der Welt der Geschichte wohlfühlt, während er nach etlichen schwachen Ansätzen zur Gegenwartsnovelle immer entschiedener sich von der Tageswelt abwendet, um mit seinem Blute die bleichen Schattengestalten der Vergangenheit zu röten und mit seinem Leben zu erfüllen, war Keller so sehr Mensch der Gegenwart, daß er nach einigen gelungenen Versuchen, das Ewig-Menschliche, das Allgemein-Gültige in der Vergangenheit zu finden und darzustellen, gegen Ende seines Schaffens immer mehr das unmittelbar Gegenwärtige suchte und schließlich gar ‚in Martin Salander‘ ein politisches Erziehungsbuch gab. Eins ist aber beiden Dichtern gemeinsam: die Schranken ihrer Liebe zur engeren Heimat durchbricht bei ihnen die Liebe zum großen deutschen Vaterlande. Wie Meyer, der sich erst unter den Ereignissen des Krieges 1870 im Vollbewußtsein seines Germanentums fühlte, hatte Keller ein starkes Gefühl für die staatliche Selbständigkeit seines Geburtslandes, er verlangte für dieses das volle Recht des Sonderdaseins, aber ebenso stark war in ihm das Bewußtsein des nationalen Zusammenhanges der deutschen Schweiz mit unserm Volkstum. Deutschland war seine geistige Mutter, und wenn er im zwanzigsten Jahre nach dem Lande Goethes und Schillers zieht, so folgt er keinem Zufall, sondern einem inneren Triebe: er geht in das Land seiner Wahl. Er empfindet die Schwierigkeit, seine Liebe zur Heimat mit der zu dem großen, stammverwandten Volke in Einklang zu bringen, allein er trachtet sie zu überwinden, er singt in den Rhein- und Nachbarliedern angesichts des Schaffhauser Falles:

‚Wohl mir, daß ich dich endlich fand,
Du stiller Ort am Rhein.

Wo ungestört und unerkannt
Ich Schweizer darf und Deutscher sein.'

Von einer eigentlich schweizerischen Literatur hat er nie etwas wissen wollen, wie auch Conrad Ferdinand Meyer die Träume von einer solchen für baren Unsinn erklärte. Als der ‚grüne Heinrich' die Rheinbrücke überschreitet, und ihm das herrliche Funkeln des Stromes wie der Geistergruß eines geheimnisvollen Zauberreiches erscheint, das er betreten, da sagt er zu sich: ‚Ich hatte von jetzt an das Recht und die Pflicht, die Sprache der Bücher zu reden, aus denen meine Jugend sich herangebildet hatte.' Ähnliche Bekenntnisse ziehen sich bei Keller durchs ganze Leben, noch Martin Salander ergrimmt, als ein Reichsdeutscher in der Schweiz seinem gewaltigen Vaterlande Unehre macht. Ja, er war ein deutscher Dichter, der die gleiche hohe Auffassung seines künstlerischen Berufes hegte wie sein Lieblingsdichter Schiller. Nach ihm war es die Aufgabe der Poesie, eine sittliche Bildnerin der Völker zu sein und die Ideale zu stärken, auf denen die Gemeinschaft der Menschen, auf denen die Gesellschaft beruht. In einem Briefe an Auerbach vom 25. Juni 1860 spricht er es aus, daß der Dichter der Lehrer, Führer und Erzieher seiner Nation sein sollte: ‚Ich halte es für die Pflicht eines Poeten, nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft so weit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können: Ja, so seien sie, so gehe es zu. Tut man dies mit einiger wohlwollender Ironie, die dem Zeuge das falsche Pathos nimmt, so glaube ich, daß das Volk das, was es sich einbildet zu sein und der innerlichen Anlage nach schon ist, zuletzt in der Tat auch äußerlich wird. Kurz, man muß dem allzeit tüchtigen Grundstock stets etwas Besseres zeigen, als er schon ist; dafür kann man ihn auch umso herber tadeln, wo er es verdient.' Keller verlangte von dem Dichter, daß er keine Schmarotzerpflanze am Baume der Menschheit, kein außerhalb der staatlichen Gemeinschaft stehender Götze, sondern ein Mensch unter seinesgleichen sein soll, nur reicher und stärker an Schöpferkraft und Bewußtsein und darum der Gesellschaft mehr als andere verpflichtet. Die Ausübung eines bürgerlichen Berufs erschien ihm mit der dichterischen Tätigkeit wohl vereinbar, ja, er sah darin ein heilsames Gegengewicht gegen das einseitig gesteigerte Phantasieleben; er hatte erfahren, daß ein Dichter mehr sein muß als ein geistreicher Bohémien, und nichts war ihm schrecklicher, als wenn ein Mensch als unreifer Junge von der Schule weg unter die Literaten geht und ‚bis ins Alter hinein ohne Aufhören, ohne Ausruhen, ohne eine Pause und Zeit für andere Beschäftigung fortschriftstellert und fortschustert, immer auf dem Marktplatz stehend oder sitzend, wie eine graugewordene Höckerin, die ihren vierzig- oder fünfzigjährigen Eckplatz hat, gleich links neben den Fischweibern'. Mit der Wirklichkeit des Lebens muß nach Keller der Dichter in steter Fühlung bleiben, denn diese ist nicht etwas der Poesie Entgegengesetztes, sondern

im Gegenteil, ihr wahrer Nährboden, und die Vereinigung beider Elemente, des realistischen und phantastischen, bildet die Grundbedingung jeder echten Dichtung. Schon in einem Liede an Freiligrath aus dem Jahre 1845 hat er versucht, diese Verbindung des Realistischen und Phantasievollen als das Ideal der Poesie hinzustellen. Zwei Genien stehen an der Wiege des Dichters:

‚Hell von Kristall hält dieser eine Schale,
Voll bis zum Rand, von feuergoldnem Wein
Belebt, durchwebt vom reinsten Sonnenstrahle,
Des andern Schale ist dunkler Edelstein,
Rubin, und faßt des Mondes dunkeln Saft
Durchwoben von des Mondes Zitterschein.‘

Und er ruft dann weiter aus:

Preis dem Dichter, wenn die Lebensbecher
Ihm reich erfunkeln und in gleicher Pracht.‘

Der trunkene Zecher, der nur aus dem einen tränke, ist nach ihm ein Halbpoet, und den nur in Mondnacht und Dämmerung traumwandelnden Justinus Kerner, der sich über die maschinenbrausende, die keusche Natur entweihende Gegenwart beklagt, weist er auf unsere Zeit hin, deren Erfindungen die Fabeln des Mittelalters von dämonischer Geistesherrschaft zu Schanden mache:

‚Und wenn dereinst nach hundert Jahren
Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
Durchs Morgenrot käm hergefahren,
Wer wollte da nicht Fährmann sein?

Dann bög ich mich, ein seliger Zecher,
Hoch über Bord, von Trauben schwer,
Und gösse langsam meinen Becher
Hinab in das verlassene Meer.‘

Kellers dichterische Entwicklung zeigt eine allmähliche Abkehr von der Romantik zur Wirklichkeitsdichtung; je reifer er wird, umso siegreicher färbt der Realismus des Lebens seine künstlerischen Gebilde. Der Charakter der Romantik ist ein Subjektivismus, dem die schönselige und dämonische Zerfaserung des eigenen Ichs als höchstes Gesetz gilt, und als eine Periode des Subjektivismus hat man Kellers dichterische Frühzeit aufzufassen. Subjektiv ist seine Jugendlyrik, subjektiv der ‚Grüne Heinrich‘. In seinen lyrischen Bekenntnissen erklingen alle Saiten seiner Seele: ‚Herbheit und Süße, tiefe Heiterkeit und oft wunderliche Phantasterei, aus ihnen spricht das ernste Ringen des Gottsuchers, der nie zum Ziele kam, die Naturandacht des Weltkindes, sein Freundschafts- und sein Vaterlandsgefühl. In der ersten Sammlung der Gedichte kämpft er gegen die Dogmatiker des Glaubens und des Unglaubens. Religion

ist ihm Gefühl und Ahnung des Unendlichen, er sieht Gott in der Natur als den ewig wechselnden und gestaltenden Lebenswillen und bekennt sich zum Glauben an die Unsterblichkeit der Seele.*

Unter dem Einflusse Feuerbachs hat er dann seine Überzeugung mannigfach gewandelt, und in seinen späteren Gedichten verzichtet er auf den Glauben an die Unsterblichkeit zu Gunsten eines desto glühenderen Erfassens der Wirklichkeit des Lebens. Er bekämpft jene Auffassung des Daseins, die den Blick vom Diesseits abzieht und auf ein nach Maßgabe des irdischen Wesens vorgestelltes oder erträumtes Jenseits lenkt, anstatt die dem Menschen auf Erden gewiesenen Aufgaben mit ganzer Hingebung zu erfassen und sich dem großen Gesetzeszwang der Welt bescheiden zu unterwerfen. ‚Wie schön, wie schön ist dieses kurze Leben!' jubelt er, von heißer Daseinslust durchdrungen:

‚Trinkt, o Augen, was die Wimper hält
Von dem goldnen Überfluß der Welt!'

Erzählen in den ‚Gedichten' die Sterne geheim vom ewigen Frühling, ist dort alles, was da lebt und webt ein Abglanz des Ewigen, die Welle wie der lichte Himmel, so lehren in den ‚Neueren Gedichten' die Lilien und Rosen sich willig hinzugeben dem ewigen Nimmerwiedersein. Aber diese veränderte Anschauung alles Seienden trübt ihm merkwürdigerweise — und hier stoßen wir auf eine Untiefe in seinem Leben — nicht die Daseinslust, er bleibt ein Sänger der Lebensbejahung, und im Widerspruch mit den philosophischen Schulmeinungen, die er hörte, und wohl nicht ganz im Einklang mit seinen sonstigen philosophischen Anschauungen steht sein Glaube an die Willensfreiheit des Menschen. Der freie Wille, so meint er im ‚Grünen Heinrich', möge bei wilden Völkern und in verwahrlosten Einzelnen nicht vorhanden sein, er müsse sich einfinden und entwickeln, sobald einmal die Frage nach ihm aufgekommen sei und Voltaires Ansicht, daß man Gott erfinden müsse, wenn es keinen gäbe, sei mit Recht auf das Dasein der Willensfreiheit anzuwenden. Er ist überzeugt, daß eher ein Berg einstürzt, als daß ein Menschenleben ohne angemessene Schuld zugrunde geht. Dieser Glaube an die Vernunft des Weltganzen, diese Weltbejahung, durchdringt und trägt seine gesamte Naturlyrik. Er kennt die stillen Wunder der Natur und ihre heimlichen Wege, er liebt ihre grauen und goldenen Tage, das Höchste und Kleinste teilt er mit ihr:

‚Geliebte, die mit ewiger Treue
Und ewiger Jugend mich erquickt,
Du einzige Lust, die ohne Reue

---

* Von der religiösen Entwicklung Gottfried Kellers und seinem ‚Atheismus' wird auf Grund seiner Dichtung und seiner ‚Briefe und Tagebücher', wie sie Ermatinger in den zwei das biographische Hauptwerk ergänzenden Bänden veröffentlicht hat, noch von anderer Seite eingehend gehandelt werden. D. Red.

Und ohne Nachwehn mich entzückt.
Sollt ich dir jemals untreu werden,
Dich kalt vergessen ohne Dank?
Dann ist mein Fall genaht auf Erden,
Mein Herz verdorben oder krank.'

So singt er in seinem herrlichen Abendliede an die Natur. In diesem Gedichte und in dem Waldliede, dem Herbstliede, in dem Wintergedichte ‚Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt' erblicke ich seine reinsten lyrischen Gebilde, sie reihen sich den besten Naturgedichten Mörikes und der Droste würdig an. Sie leben fort, während Kellers politische Lyrik fast nur noch geschichtliche Bedeutung hat, aber als persönliches Bekenntnis Anteilnahme erweckt.

Kellers Lyrik ist farben- und tönereich, aber vielen seiner Gedichte fehlt der rechte Fluß und Guß, die Form ist nicht schlackenfrei und mannigfach abhängig von den politischen Lyrikern, von Herwegh, Freiligrath, Grün, Hoffmann von Fallersleben und noch mehr von Heine, in dessen Stil die Verserzählung ‚Der Apotheker von Chamonix' gehalten ist.

Wie in seiner Jugendlyrik, so hat sich auch Keller in der ersten Prosadichtung, in dem Roman ‚Der grüne Heinrich', noch nicht von der Nachahmung fremder Vorbilder frei gemacht. In der Formgebung ist hier Jean Paul, der gefühlseligste Humorist des 18. Jahrhunderts, sein Wegweiser, und er selbst spricht sich in dem Werke mit überströmender Begeisterung über sein Verhältnis zu dem ‚unsterblichen Propheten' aus, das Jaegi in seiner Abhandlung ‚Gottfried Keller und Jean Paul' (Bern 1914) zum Gegenstande einer eingehenden Untersuchung gemacht hat. In dem Gehalt des Romans offenbart sich schon Kellers tiefe Eigenart. Er liefert uns darin gleichsam den Schlüssel zu seinem Leben. Einen Künstler schildert er, einen zwanzigjährigen Gefühlsmenschen im hoffnungsgrünen Röcklein, der aus der Schweiz nach Deutschland ging, in das Land seiner Sehnsucht: Alles was er sich unter Deutschland dachte, war von einem romantischen Dufte umwoben. Dieses Romantische, dieses Träumende, die blaue Blume Begehrende ist zunächst seines Lebens Inhalt, und er vermag nicht, seine poetischen Ansprüche zurückzustellen und sich den harten Bedingungen des Daseins zu fügen. Er wird eine problematische Natur, die keiner Lage genügt und der keine Lage genügt, ein Eigenbrödler und Grillenfänger, unfähig, sein Schicksal selbst zu gestalten; er geht zu Grunde nicht an einzelnen Erlebnissen, sondern am Leben selber; zwischen den Geboten seiner Innenwelt und den Forderungen der Außenwelt findet er die Einheit nicht. Er starb an der Romantik, so könnte sein Grabspruch lauten. Gegen den tragischen Abschluß des Romans erhoben sich gewichtige Stimmen. Hettner, Vischer, Varnhagen van Ense, Leving Schücking, Julian Schmidt, Julius Große erklärten den düstern Ausgang der Lebensgeschichte als zu wenig begründet und unbegreiflich. Der Dichter aber war lange Zeit anderer Meinung. Noch

in einem Briefe an Wolfgang Müller, den ich veröffentlicht habe, beschwert sich Keller darüber, daß dem großen Haufen der Schluß seiner Dichtung als unmotiviert erscheine, obschon ‚die Keime dazu überall angelegt sind‘; er betont, daß er die Ausarbeitung der letzten Kapitel überhastet habe, und meint, man verwechsle die mangelhafte Ausführung mit einer gänzlich verfehlten Anlage. Es ist Keller nicht gelungen, seine Kritiker davon zu überzeugen, daß der unglückliche Ausgang des ‚Grünen Heinrich‘ nur der folgerichtige Abschluß seiner Entwicklung sei. Von den Männern, die das Werk bei seinem Erscheinen beurteilten, hat einzig Wilhelm Schulz das traurige Ende des Romans im Sinne des Dichters gutgeheißen, und von den späteren Literarhistorikern vertrat außer Albert Köster nur Otto Brahm die Ansicht, daß die Hinwendung zum Tragischen überall in der Erzählung erkennbar sei. Hellsichtig hat Albert Köster in seinem Buche über Keller* diese Keime des Tragischen aufgedeckt und dargelegt, wie schon in die Jugendgeschichte des ‚Grünen Heinrich‘ tiefe, schwere Schatten fallen, die den düstern Ausgang vorbereitend andeuten. Der Held mit seiner überreizten Phantasie, die sich nur zuzeiten als schöpferisch erweist, mit seiner Unfähigkeit, sein Wesen in sittliche Zucht zu nehmen und zielbewußt zu arbeiten, kann unmöglich ein ganzer Mann und ein dauernd Glücklicher werden; er wird, das erkennen wir immer mehr im Verlaufe seiner Geschichte, einer jener halben Menschen bleiben, die von den Mächten des feindlichen Lebens überwältigt werden. Keller selbst ist bekanntlich später anderer Meinung geworden. Als er sich aus dem Banne der Romantik mehr befreite und die schwermütige Stimmung des zwanzigjährigen Gefühlsmenschen für immer überwunden hatte, als er es als seine Aufgabe betrachtete, die Welt zu erkennen, wie sie ist, und sich mit dem Bestehenden zu verständigen, da schien ihm zuletzt für den ‚Grünen Heinrich‘ ein Ausgleich im Leben möglich. Fünfundzwanzig Jahre nach dem Erscheinen seines Bekenntnisromans unterwarf er ihn einer Umarbeitung, und in der neuen, von Keller einzig als maßgebend bezeichneten Fassung vom Jahre 1880 wandelt er den ‚zypressendunkeln‘ Schluß in einen glücklichen um, und statt an gebrochenem Herzen deutsch-romantisch zu sterben, wird Heinrich ein Schweizer Staatsdiener wie sein Dichter, und in seiner Jugendgeliebten findet er eine entsagende Freundin fürs Leben. Diese Änderung erscheint mir als ein Fehler, denn sie zerreißt die Einheit des ursprünglichen Entwurfes; für die innere Wandlung allerdings, die der Dichter in zwanzig Jahren erlebt hat, ist sie ein bedeutsames Zeugnis. Gleich dem Inhalt wurde auch die Form des Romans wesentlich umgestaltet; in der ersten Fassung erzählt der Dichter großenteils die Geschichte des Helden, in der zweiten gibt er diesem selbst das Wort und dehnt die Ich-Form auf das ganze Werk aus. Die Anregung zu dieser Umschmelzung der Erzählung erhielt er aber nicht von Emil Kuh oder

* Albert Köster, Gottfried Keller. Leipzig 1900. S. 60 ff.

Storm, wie Franz Beyel in seiner Untersuchung über den Stil des ‚Grünen Heinrich' (Tübingen 1914) annimmt, sondern von dem ihm befreundeten Müller von Königswinter, der in einer ausführlichen Besprechung des Werkes in der ‚Köln. Zeitung' ihm den Plan einer Umarbeitung des Romans in der von ihm später gewählten Ich-Form nahelegte. Zum Schicksal dieses Buches gehört es, daß ein einheitlicher Guß ihm nie beschieden sein sollte. Ungleich ist schon der Stil in der ersten Fassung; man vergleiche nur die Vorgänge auf dem Schloß mit den Bildern aus dem bäuerlichen Leben. Nur wo der Dichter Selbsterlebtes darstellt, schildert er anschaulich und wirklichkeitstreu, während er überall blaß und farblos wird, wo er sich nicht des Erlebens als eines Hilfsmittels für seine Phantasie bedienen kann.

Während Keller am ‚Grünen Heinrich' arbeitete, beklagte er sich öfter, daß die weitschichtige, unabsehbare Strickstrumpfform des Romans seiner Natur zuwider sei, und wir sind versucht, ihm zuzustimmen, wenn wir ihm auf das beschränktere Gebiet der Novelle folgen, das der fabulierende Dichter in den ‚Leuten von Seldwyla' (1856) betritt. In dieser Novellensammlung entfaltet sich die volle Eigenart seines Geistes, es spielen darin alle besonderen Lichter und Zauber seines Talentes, sein Phantasiereichtum, sein Humor, seine Gemütstiefe, die Fülle seiner Stimmungen wie die reizvolle Wandlungsfähigkeit seiner Darstellungskraft, die für die verschiedensten Stoffe die verschiedensten Töne findet. Alle diese Eigenschaften, die wir an Keller bewundern, werden in diesen Novellen, die man als moderne Märchen bezeichnen könnte, lebendig. In der gesamten deutschen Literatur gibt es wenige Dichtungen, die so unbedingt aus den Voraussetzungen und Eindrücken eines begrenzten, ureigenen Heimatbodens herausgewachsen sind und die sich doch so hoch in den reinen, sonnigen Himmel der Poesie erheben, den man als Gemeingut der Menschheit zu betrachten pflegt. Es sind heimatliche Zustände und Menschen, die der Dichter in dem lustig-wunderlichen Städtchen Seldwyla, was soviel als einen sonnigen und wonnigen Ort bedeutet, uns in buntem Wechsel vorführt. Er zeigt uns ernste und komische Menschen, die auf seltsam verworrenen Wegen die Ziele ihres Lebens suchen. Von der ergreifenden, die Schauer des Tragischen ausströmenden Dorfgeschichte ‚Romeo und Julia auf dem Dorfe' bis zur derben Posse der ‚Drei gerechten Kammacher', die wie ein graues Nachtstück in Callots Manier endet, von der humoristischen Charakterstudie der ‚Schmied seines Glückes' mit ihrer hinreißend komischen Nemesis bis zur autobiographischen Bildungsgeschichte ‚Pankraz der Schmoller' und der lehrhaften Erzählung ‚Frau Regel Amrain und ihr Jüngster', die sich wie der ‚Grüne Heinrich' auf eigene Lebenserfahrung Kellers gründen, von der literarischen Satire ‚Die mißbrauchten Liebesbriefe' bis zur geschichtlichen Novelle ‚Dietegen' und zur märchenhaften Tiergeschichte ‚Spiegel das Kätzchen' sind alle Gattungen erzählender Kleinkunst in dieser Novellenreihe vertreten, und ihre Gestalten ziehen als

farbige Sinnbilder des wunderlich-tollen Lebensreigens vorüber, unvergängliche Geschöpfe einer geistigen Welt, die sich mit der körperlichen überall durchwächst und durchwirkt. Alles Zufällige und Unwesentliche, das den Stoffen anhaftet, hat der Dichter in der Glut seiner arbeitenden Phantasie getilgt und reines Gold in edler und schlichter Form gebildet und geprägt.

Elf Jahre hat er dann geschwiegen, ehe er mit einem neuen größeren Werke an die Öffentlichkeit trat, und diese Schaffenspause bedeutet für ihn ein heilsames Ausruhen der Kräfte, dessen der Dichter bedarf, um sich zu neuen Taten zu rüsten und zu befähigen. Daß der Quell seines Talentes nicht in der sandigen Prosa des Berufslebens versiecht und vertrocknet war, wie manche vorlaute Kritiker damals behaupteten, das beweisen der Prolog zur Feier von Beethovens 100. Geburtstag in Zürich 1870 und das ‚Fähnlein der sieben Aufrechten‘, das zuerst in Auerbachs Volkskalender erschien und später in die Züricher Novellen aufgenommen wurde. Ein anderer und doch ganz derselbe erschien dann der Dichter in den ‚Sieben Legenden‘, die er 1872 zu Stuttgart veröffentlichte; er bewegt sich hier auf einem poetischen Gebiete, das lange Zeit in der deutschen Literatur gänzlich brach gelegen hatte. Man hat die Gesamtzahl der im Mittelalter umlaufenden Legenden auf 40 000 berechnet; die poetischen Erzählungen von Jesu Eltern, von der Kindheit Christi, der Flucht nach Egypten, diese herzbewegenden Idyllen, das großartige Evangelium Nikodemi mit seiner ganz dramatischen Schilderung der Höllenfahrt Christi, aus der nachher Milton und Klopstock schöpften, dann die Lebensbeschreibung der Apostel bilden den Kern dieser Literatur, an welchen sich zunächst die unzähligen Martyrergeschichten aus den Christenverfolgungen, dann die Biographien weitgereister Bekehrer, endlich zahllose Ortssagen (späterer bewußter Fälschungen nicht zu gedenken) in langer Reihe anschlossen. Dieses ganze Gebiet der christlichen Heldenwelt, in dem sich Widerliches und Absonderliches neben Einfältigem und Schönstem findet, lag jahrhundertelang öde und verlassen, der Verachtung preisgegeben. Ganze Wälder von Poesie hat man ausgerottet oder nicht beachtet. Erst Herder erschloß den alten Schatz wieder, dann Krummacher, Kosegarten, die Romantiker, der Amerikaner Longfellow und in neuester Zeit die Symbolisten, wie Maeterlinck. Keller nimmt als Legendendichter eine ganz eigenartige Stellung ein, und es ist nicht leicht, über seine Leistungen auf diesem Gebiet ein abschließendes Urteil zu fällen. Die verhängnisvolle Entwicklung unserer neuesten Literatur, die mit dem geilen Anwachsen einer platten Genußsucht und einer frivolen Lebensanschauung zusammenfiel, hat die kleinen pikanten Talente vielfach zu Kupplern der schlechten Neigungen des Publikums gemacht, in manchen tieferen Naturen aber einen falschen Puritanismus, die Zurückhaltung und die Scheu vor allem Gewagten erweckt, so daß manche köstlichen Schöpfungen der Phantasie dadurch unter einen falschen Gesichtspunkt gerückt werden. Auch

Kellers kühne Art, in diesen Legenden die Wunderwelt in deutliche Wirklichkeit, Himmelssehnsucht in Erdenlust, Ernst in Schalkheit, Weihrauch in Rosenduft zu verwandeln, ist vielfach nicht begriffen worden, und manchmal will es mir auch scheinen, als ob er den alten rührenden Erzählungen dadurch ihre Seele genommen habe. Ich bezweifle, daß es dem Dichter erlaubt ist, das innere Wesen altüberlieferter Stoffe so zu wandeln und in das Weltliche und Menschliche zu tauchen, wie es von Keller z. B. in der ‚Jungfrau und der Nonne' geschehen ist. Die rührende Poesie, die hier in der ursprünglichen Legende liegt, hat sogar ein Sensationsdichter wie Maeterlinck in ‚Soeur Béatrice' feiner herausgeholt. Keller schafft wunderbare Gebilde, voll Humor und Schönheit, Glanz und Kraft, Übermut und Schalkheit, aber es sind nicht mehr die alten Legenden, es sind freie Erfindungen, die mit den überlieferten Geschichten nur einige poetische Motive und Situationen gemeinsam haben. Sie sind glänzende Zeugnisse für Kellers Kunst, Bilder voll blühenden Lebens und schmelzender Farbenpracht in einen engen Rahmen zu fügen, und seit den Tagen der Romantiker sind nur wenigen Auserwählten Naturgemälde gelungen, wie die Schilderungen des Waldsees, an dem Gebizo sein Weib Betrarde dem Teufel überliefern will. ‚So erreichen sie die dunkle Wildnis an einem See, über welchem falbe Abendwolken hingen; die alten Tannen glühten mit Purpurknospen, wie es nur in den üppigsten Frühlingen geschieht; im Dickicht schlug eine gespenstige Nachtigall so stark wie mit Orgelpfeifen und Zimbel.'

Wenn die Seldwyler an irgendeinem sonnigen Orte ihr Wesen trieben, die Menschen der Legenden im Himmel und auf Erden zu Hause waren, so haben die ‚Züricher Novellen', womit der Dichter 1878 vor die Öffentlichkeit trat, einen festbestimmten Hintergrund und Schauplatz, die Vaterstadt des Dichters. Die Seldwyler Geschichten konnte man moderne Märchen nennen, von Duft und Zauber einer behaglich spielenden Poesie umwoben, die auch das Tragische noch mild verklärt, die ‚Züricher Novellen' aber bestehen aus einer Reihe geschichtlicher Erzählungen, die der Vergangenheit der altberühmten Schweizerstadt entnommen und von der vollen Klarheit des Tages beleuchtet sind. Der Dichter, der uns in den Legenden bald in den sonnigen Orient, bald in die helle Marmorstadt von Alexandrien, bald in ein luftiges Landhaus am Schwarzen Meer, bald wieder in ein romantikumwobenes Kloster seiner Heimat führt, schildert jetzt in einfachen Linien sachlich wie eine alte Chronik die schlichten Geschichten von ‚Hadlaub, dem kunstgelehrten Bauernsohn', der vom Abschreiben alter Minnelieder zum eigenen Dichten fortschreitet, er erzählt die köstliche Novelle ‚Der Landvogt von Greifensee', die Geschichte eines ergötzlichen Junggesellen, ‚Salomon Landolt und seine fünf Geliebten'. Die Form dieser Novellen ist die Rahmenerzählung, deren Technik Keller hier noch nicht mit einer solchen Meisterschaft beherrscht, wie in seinem folgenden Werke, in dem ‚Sinngedicht' 1882. Hans Bracher

hat in seiner Schrift ‚Rahmenerzählung und Verwandtes‘ bei Gottfried Keller, Meyer und Storm, Bern 1909, dargetan, wie hier jede Geschichte, die der Dichter den auftretenden Personen Luzie, Reinhard und dem Obersten in den Mund legt, zwar ganz selbständig für sich dasteht, aber ihre volle Bedeutung und richtige Beleuchtung erst im Rahmen und als lebendiges Glied des Ganzen gewinnt.*

So entstand ein kunstreicher, mit Geist und Grazie ausgedachter und ausgeführter Novellenring. Ein Logauisches Sinngedicht bildet den Ausgangspunkt. Der Naturforscher Reinhard, der sich in der Welt seiner Bücher nicht mehr wohl fühlt, der wie Faust über den Studien das Leben vergessen hat und kaum mehr weiß, daß er einst gelacht und gezürnt, töricht und klug, froh und traurig gewesen ist, er findet zufällig in einem staubbedeckten Buche den Spruch Logaus:

Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen?
Küß' eine weiße Galathee: sie wird errötend lachen.

Der Gelehrte versteht den tiefen Sinn dieses Logauschen Sinngedichtes. Beides, das Lachen wie das Erröten, ist ihm nur ein äußeres Zeichen, ein Symbol für ein innerlich zugrunde Liegendes: das Lachen entspringt der Freiheit des Geistes, das Erröten der Unschuld des Herzens. ‚Zum Lachen braucht es immer ein wenig Geist, das Tier lacht nicht,‘ sagt Reinhard. Er begibt sich nun auf Reisen, um die Wahrheit des Spruches zu erproben, er küßt eine Pfarrerstochter, sie errötet, aber lacht nicht, sie ist empfindsam, aber ohne Geist, es mißlingt ihm aber auch bei einer Zöllnerin: sie lacht, aber sie errötet nicht, denn sie hat zwar Geist, allein ihr Herz bleibt ruhig. Und es mißlänge am vollständigsten bei der Waldhornjungfrau: sie würde weder erröten noch lachen, denn sie hat weder Empfindung noch wahren Geist. So kommt denn der Held schließlich, als er sich verirrt hat, auf ein Schloß zu einem alten Obersten und dessen schöner Nichte Luzie. Harmlos erzählt er, in welcher Absicht er seine Wanderung unternommen habe und bringt damit das Gespräch auf die Bedingungen einer glücklichen Ehe. Es entspinnt sich nun ein witziges Wortgeplänkel, wobei jeder der drei Menschen, um seine Ansichten zu stützen, Geschichten aus dem Leben berichtet. Endlich gelangen die Streitenden zu einer fröhlichen Eintracht und Reinhard findet Luzie, die dem Ideal des Dichters entspricht, sie hat Geist und Herz, und als sie von ihm geküßt wird, gesteht sie: ‚Bei Gott, jetzt haben wir doch ihr schlimmes Rezept von dem alten Logau ausgeführt. Denn, daß es mich gelächert hat, weiß ich, und rot werde ich hoffentlich auch geworden sein.‘

Hatte Keller in einer feineren Mischung realistischer und phantastischer Elemente den Grundton seines Dichtens gefunden und uns mit unbefangener Sicherheit moderne Märchen erzählt, so stellt er sich in seinem letzten

* Vgl. auch Agnes Waldhausen, Die Technik der Rahmenerzählung bei G. Keller, Berlin 1911, in den Bonner Forschungen, N. F. Bd. 2.

Werke, in dem Roman ‚Martin Salander‘ (1886), ganz auf den Boden der Wirklichkeit und beschließt sein Schaffen mit einer, in der Gegenwart seiner Vaterstadt völlig wurzelnden Dichtung. Sie ist kein Bekenntnisbuch, keine Bildungsgeschichte wie der ‚Grüne Heinrich‘, sie ist ein sozialer Roman, ein Buch der Warnung und des Beispiels. Die Schicksale der Familie Salander, die durch einen leichtsinnigen Betrüger zugrunde gerichtet, sich aus eigener Kraft langsam wieder erhebt, spielen sich auf dem Hintergrunde schweizerischer Verfassungs- und Verwaltungskämpfe, Geldnöte und Wirren aller Art in wechselnder Beleuchtung vor uns ab. Und nicht immer redet der Dichter zu uns, der Staatsschreiber von Zürich ergreift das Wort, und in dem mahnenden und strafenden Vaterlandsfreund, der die Mißstände seiner Zeit und seines Landes mit scharfem Blicke durchschaut hat, erkennen wir den Sänger heiterer Weltanschauung und seliger Menschenfreunde kaum noch wieder. Der helle, sonnige Glanz des Kellerschen Wesens beginnt zu erblassen, das Alter wirft seine düsteren Schatten auf das Gemüt des Dichters.

Ein weiter Weg führt von Kellers ersten lyrischen Jugendversuchen zu den realistischen Schilderungen seiner letzten Lebensjahre; ein Weg, an dem die kostbarsten Prosaschöpfungen in immer reiferer Durchbildung uns erfreuen und eine dichterische Welt voll bedeutender Gestalten und Schicksale eröffnen.* Schwierige Probleme des Gedankenlebens, die Fragen von der Freiheit des Willens und von der Unsterblichkeit der Seele hat er in einer wunderbar plastischen Sprache behandelt und wiederum das Albernste, das Innenleben armer Tröpfe, mit der reinen Anteilnahme eines exakten Forschers durchsichtig und in ergötzlicher Wahrheit geschildert. Eine Fülle von Menschen, hier von humoristischen Lichtern umspielt, dort umleuchtet von tragischem Schein steht vor uns, und am meisten fesseln unsern Blick die anmutigen Frauenbilder, die dieser Dichter geschaffen hat, dem wie Goethe die Idee des Weiblichen angeboren war, und der für die weibliche Natur ein weit schärferes Auge hatte als für die männliche. Er, der oft so unwillig über die sogenannte Frauenemanzipation sich aussprach, hat in seinen Werken ein Frauenideal geschaffen, wie es die nach wahrer Freiheit strebenden Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes sich wünschen mögen: die Frau, reich an weiblicher Güte und Herzensfülle wie an edlen Kräften des männlichen Geistes, die den Titel des Mannweibes im guten Sinne tragen dürfte. Klarer Geist und Tatkraft zeichnen all die lieblichen Wesen aus, die uns aus seiner Dichtung entgegentreten.

Keller steht, wie Ricarda Huch betont, hoch über der sinnlich subjektiven Enge eines Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, der mit Frauen,

* Anfang Juli wird im Verlage Cotta, Stuttgart und Berlin, eine wohlfeile, gut ausgestattete Jubiläums-Ausgabe der Gesammelten Werke Gottfried Kellers erscheinen.

die häßlich oder mehr als zwanzig Jahre waren, nichts anzufangen wußte; ‚seine Briefe an die Witwe Freiligraths und ihre Schwester Marie Melos‘ zeigen seine zarte und liebevolle ehrerbietige Gesinnung im Verkehr mit älteren Damen, und selbst einer ihm unsympathischen, ungewöhnlich reizlosen Erscheinung gegenüber, wie Ludmilla Assing war, läßt er es trotz aller gelinden Ironie nicht an Achtung vor dem, was sie leisten konnte, und nicht an Mitleid mit ihrem halb lächerlichen, halb tragischen Schicksal fehlen. Demgemäß hat seine Kunst auch nicht nur hübsche junge Frauen, sondern in der Mutter und Großmutter des ‚Grünen Heinrich‘, der Frau Hedinger und Frau Regel Amrain und der Marie Salander Typen für die Schönheit und Würde einer jeden Altersstufe geschaffen.* Diese Ehrerbietung, die er der edlen reinen Frau entgegenträgt, ist echt germanisch, wie denn Keller überhaupt durch und durch Germane war vom Wirbel bis zur Fußsohle, sodaß ein Fremder ihn höchstens achten, aber nur ein Deutscher ihn ganz verstehen und lieben kann. Deutsch ist seine Wahrhaftigkeit, die das Wort nicht um eine Schwingung lauter erklingen läßt als sein Empfinden, deutsch die Energie, mit der er neben der eigenen Läuterung nach der inneren Gerechtigkeit gegen die Erscheinungen der Welt und Kunst unablässig gerungen hat; deutsch seine Einfachheit und Ruhe, die alles Theatralische abweist und die leere pathetische Gebärde verachtet, deutsch ist auch seine Mischung gründlichen Ernstes und einer naiv kindischen Ausgelassenheit, vor allem sein an bittern Lebenserfahrungen gereifter, auf Freiheit des Geistes und hohe Liebe begründeter Humor. Sein Leben und Leiden erklären seine Schwächen, aber über diesen Erdenschranken schwebt die Flamme des Genius, die ihn beseelte; was er seinem Landsmann, dem Tondichter Wilhelm Baumgartner, nachgesungen hat, gilt auch von ihm:

‚Mit dem Vaterland und allen Freien
Ging er stets dem goldenen Licht entgegen,
Freiheit, Licht und Wohlklang, diesen Dreien
Galt der Takt von seines Herzens Schlägen;
Lenz und sommerlang, sein Spiel zur Hand,
Ging er treulich mit dem Vaterland.‘

* Ricarda Huch, Gottfr. Keller in ‚Die Dichtung‘, Bd. 9, S. 62.

Der Erbe / Roman von Firmin Coar

(Fortsetzung.) Am nächsten Sonntag mußte Gerd umziehen. Seine bisherige Wirtin hatte ihm erklärt, ihre schönen Zimmer an einen Grafen Asseweeth, nicht aber an einen gewöhnlichen Arbeiter vermietet zu haben. Gerd zog in die Nähe seines Arbeitsortes, in die Hafenstraße. Aus einem nüchternen Dachzimmer, worin noch die Beklemmung gepreßter Lebensexistenzen gefangen schien, schaute er auf schwarz beräucherte Dächer und einige Fabrikschlote, die wie Riesenausrufungszeichen an die Not zur Arbeit herrisch und brutal gemahnten. Seine Vase versteckte Gerd, da seine neue Wirtin auf die Ansicht kommen könnte, daß ein gewöhnlicher Arbeiterjunggeselle unmöglich solche schöne Sache auf rechtlichem Wege erhalten habe.

Nach dem Umzuge ging er noch hinaus nach dem Kreuzhofe. Die Luft war nebelig und verschleierte das Gerippe der Landschaft so eigentümlich, daß die so kräftigen Stämme der Bäume dünn schienen, das kahle Buschwerk und die nackten Waldmassen hingehauchten blauen Riesenflecken glichen. Die Wege verliefen zu zarten Strichen. Wohnhäuser und Gehöfte, sonst breit in Wuchtigkeit aus dem Boden wachsend, schienen jetzt weiche Blasengebilde zu sein. In seiner märchenhaften sanften Bläue wirkte dieses wie hingehauchte Landschaftsgerippe ganz unwirklich. Es war fröstelnd kalt. Gerd fand nicht, was er eigentlich suchte, eine Begegnung mit Gertrud. Unbefriedigt kehrte er heim. In unbeschäftigten Augenblicken dachte er an sie. Er rechtfertigte ihre Ungeschicklichkeit im Benehmen, indem er darin nur eine zu starke Zuneigung erblickte, die sich linkisch äußerte, weil das unerfahrene Kind glaubte, sich Grafen gegenüber auf besondere Weise ausdrücken zu müssen. Jedes der ungeschickten Worte und Geberden Gertruds fielen Gerd ein und jedes erhielt infolge seiner jetzigen Betrachtungsweise einen geheimen Sinn, voll stiller Glut. Merkwürdig war, daß um diese Erscheinungen Gertruds etwas von der unwirklich farbigen, von der unwirklich verfeinerten, nach fernem Rauch riechenden Luft des letzten Sonntags lag. Gerd hatte das Gefühl des Heimwehs.

— — — — — — — — — — — — —

An einem schwarzen Halse, dessen Schaft sich in knäuelnde Finsternis verliert, hängt eine Kuppellampe, woraus blaues elektrisches Licht in Strahlen ausbricht. Grell steht in diesem blaurieselnden Lichte eine schwarze Fabrikwand, deren Höhe mit der Finsternis eins wird und gespensterhaft unendlich scheint; daneben liegt ein schlampig schwarzer Fabrikhof mit schweren dunklen Massen im Hintergrunde. Links laufen Bahngeleise, die wie in die Erde eingeschnitten sind und fahl glänzen. Vorn steht ein Ungeheuer. Das Licht fällt von oben darauf. Es ist eine Lokomotive, die kilometerverschlingende, die Lasten

sausend ziehende. Sie pfaucht, stampft und steht still. Ihre glühenden Augen sprühen ein gieriges, gelblichweißes Licht. In der Kugelbahn dieses fressenden Lichtes liegt neben dem Geleise auf einer Bahre, umgeben von schwarzen Menschenschatten, ein blutender Mensch. Die Lokomotivräder haben dem Verunglückten beide Beine abgequetscht. Ein Krankenwärter und eine Krankenschwester sind daran, den ersten, ganz notdürftigen Verband zu erneuern und den Verletzten auf eine bequeme Bahre zu betten, wonach er in den wartenden Krankenwagen getragen werden soll. Alles geht flink, lautlos vor sich, umhüllt von der kalten, rauchigen und gierigen Fabrikhofluft.

Der Schwerkranke hat einen aufgequollenen Mund, woraus eine widerlich stinkende Flüssigkeit fließt. Alle sehen es.

‚Er ist vom Schleichhandel zurückgekommen. Er hat seinen Kumpeln Schnaps mitgebracht. Er hat sich selbst vorher so besoffen, daß er ein Geleise nicht mehr von einem Wiesenpfad und eine Lokomotive nicht mehr von einem Kinderwagen unterscheiden konnte. Deshalb zermöbelte sie ihn. Als Schleichhändler war er mein schlechtester Arbeiter. Pfui! Deuwel! Ein Laster sind wir los. Diese Strafe! Eine Warnung!‘

Herr Fabrikbesitzer Mayer sprach's, die Hände in der schwarzweißkarierten Hose, den Bauch in einer grauen Weste herrisch vorgetragen, den dicken, rosigen Kopf hochmütig aus dem weißen Kragen gehoben. Alles etwas verschwommen groß, phantastisch bizarr im bläulichen Lichtdunste der großen Kuppellampe.

Die Stimme Meister Michels erwiderte: ‚Was den Schleichhandel anbetrifft, Herr Direktor, so muß ich bemerken, daß der Staat schuld daran ist. Er richtet Höchstpreise ein, liefert aber auf das Kartensystem längst nicht genug an Lebensmitteln. Wenn wir nicht verhungern wollen, müssen wir vom Schleichhändler kaufen, wenn's auch teuer ist. Der arme Dirksen handelte nun ja auch mit dem bösen Schnaps. Das war verderblich.‘

‚Das sagte ich ja schon,‘ grollte Herr Mayer.

Die aufgequollenen Lippen des Verunglückten regen sich.

‚Nicht wegtragen! Lisbeth erst einen Kuß! Auf Wiedersehen! Warum willst du nicht? Es brennt mich nach dir . . .‘ Seine Arme regen sich, greifen nach der Krankenschwester. . . . Herr Mayer urteilt: ‚Du Sau . . . . Du sollst an etwas anderes denken . . .‘

‚Meine Frau, du willst wieder nicht? Meine Lippen brennen! Sei lieb . . . nur einen Kuß! Du bist so schön . . .‘

‚Er spricht von seiner Frau — er phantasiert — er schäumt, er will seinen Willen . . .‘ sagt Meister Michel.

‚Schwester, Schwester — Sie sollen ihn küssen — der arme

Teufel — seine Frau —. Er muß gleich sterben ...' fügt Meister Michel hinzu.

‚Diesen eklen, widerlichen Mund ... Sie sind verrückt, Meister Michel!' schilt Herr Mayer.

‚Er schäumt vor Wut ... er greift ...'

Meister Michel bricht ab.

Es neigt sich die Schwester. Sie wischt den Mund des Unglückseligen rein. Ihr Gesicht ist eine Wonne. Ihre Lippen blühen. Sie küßt ihn, nicht ängstlich, nicht heftig, sondern so, wie er es will, in tiefem Zuge. ‚Im Namen Christi,' haucht sie. Er strahlt: ‚Lisbeth, ich liebe dich so ... Du bist so brav, so schön ... Ich will dir nichts mehr zuleid tun ... o Lisbeth! ...'

Er stirbt.

Gerd Asseweeth tritt zurück. Er ist erschüttert. Er lehnt sich an die Wand der Fabrik. Er faltet die Arme auf der Brust und neigt tief den Kopf. ‚Das war Anni von Spiegelberg! Sie ward aus Enttäuschung an mir Krankenschwester, eine Schwester, die alles tut, nicht eine mit adeliger Beschäftigung. Sie erlebte Christum. Sie kennt das große Dienen. War es nicht, als ob Christus hinatmete, als sie den widerlichen Mund küßte; sie erkaufte dem Sterbenden einen leichten Tod — vielleicht mehr ... Wer weiß, was sie überwand. Anni, irdisch lieben konnte ich dich nicht — aber verehren ...'

Da war Meister Michel bei ihm. ‚Das war eine tapfere Schwester ...'

Schon wurde er unterbrochen. Herr Mayer trat, die Aufmerksamkeit an sich reißend, heran: ‚Da ist ja auch Herr Graf Asseweeth,' sagte er laut, lärmend, beleidigend. ‚Ein Arbeiter bei Herrn Mayer. Gefällt es Ihnen in meiner Fabrik? Eine Residenz wie im Schloß Ihrer Ahnen kann ich Ihnen nicht bieten.' Für Mayer war Gerd erledigt. Er glaubte von ihm nichts mehr erwarten zu dürfen. Deshalb ließ er endlich an ihm seine Schadenfreude, die Rache des oft Gedemütigten aus.

Gerd hätte ihn ohrfeigen mögen. Stachelte ihn auch nicht Meister Michel an, indem er ihm in die Seite stieß! Gerd erwiderte aber nur: ‚Die Arbeit, die Sie, Herr Mayer, mir durch das Schicksal geben, befreit mich. Es ist so viel wert, daß ich Ihnen nur dankbar sein kann.' — ‚Demut muß man üben; meist heißt das nur die Wahrheit sagen,' schloß Gerd für sich innerlich.

Herr Mayer, etwas verblüfft, verabschiedete sich, Gerd die Fingerspitzen reichend. ‚Ich fasse Sie nochmals besser, Herr Graf,' dachte er.

‚Du bist doch manchmal ein Schafskopf,' schnaufte Meister Michel. ‚Diesem kapitalistischen Protzer gehört eine andere Antwort.

Aber woher kennst du ihn?' — Da mußte Gerd dem neugierigen Meister Michel auf dem Wege nach Hause seine Erlebnisse mit Mayer erzählen. Gerd weigerte sich nicht. Dem Meister Michel erzählte er gern. Er lockte dabei aus ihm selbst viel wunderbare Bemerkungen und Geständnisse heraus. Seltsame und schöne Blumen erblühten am Wege, den er mit Michel durch die Vergangenheit schritt.

— — — — — — — — — — — — —

Als Gerd eines Abends von der Fabrik heimging, begegnete er Fräulein Gertrud. Es war vor seinem Bäckerladen. Eine Laterne, die zur Fliegerabwehr blau verdunkelt war, leuchtete jetzt an der Stelle, wo er einst hungernde Kinder in einem Mülleimer nach eßbaren Abfällen wühlen sah. Im matten, nur nach unten fallenden Lichte tanzten tausend Schneeflocken. Die Mehrzahl davon spritzte wie im Feuer kleiner Diamanten Licht aus. Von solchen Flocken umwirbelt, tauchte Gertruds starkes rotes Langköpfchen mit den großen, himmelblauen Augen plötzlich vor Gerd auf. Sie erkannte ihn sogleich und war durchaus nicht verlegen, auch nicht rangenhaft hochnäsig darüber, einen Mann, der ihre Liebe abgelehnt hatte, von Grafenhöhe in Arbeiterniedrigkeit gesunken zu sehen. Herzlich grüßte sie ihn. Gerd war bestürzt.

‚Diese Gertrud hat einen merkwürdigen Kopf. Es sieht wirklich so aus, als ob sie innerlich nicht schmolle, mich als Mann verloren zu haben. als ob sie mich weiter liebe, aber auf meinen Besitz verzichte, alles nur, um mein bestes zu wollen. Sie ist auch nicht schadenfroh über meine niedrige Arbeiterstellung. Sie hat einen Kopf ... Sie hat einen Willen ..., sie hat vielleicht die große Liebe, die nicht nur eigene Wünsche befriedigen will ...'

Gerd war glücklich. Es floß ihm von seinem Glücke süße Kraft zu. Sein Körper schien sich neu zu regen, sich neu aufbauen zu wollen. In Stunden der Einsamkeit erblickte Gerd Gertruds Lächeln im Schneegestöber. Das Unfaßbare, das merkwürdig lebendige, geheimnisvolle, aus Vertrauen, Zuneigung, Freiheit geborene Lächeln, wie ein Wunder war es; Seele, die einen Augenblick auf den Lippen sichtbar erblüht ...

Sein Heimweh wuchs ...

— — — — — — — — — — — — —

Die Frau des verunglückten Maschinenschlossers, Lisbeth Dirksen, hatte sieben Kinder zu versorgen. Das älteste davon war ein Mädchen und 15 Jahre alt. Trotz seiner Jugend war das Kind von seltener Tüchtigkeit. Sie besorgte nicht nur die jüngsten Kinder, sondern auch einen großen Teil des Haushaltes. Sie hatte Freude daran, als die zweite Mutter schalten und walten zu können.

Wenn der Vater in seiner Trunksucht sich oft zurückhielt, so geschah das wegen des milden, beschwörenden Blickes seiner ältesten Tochter Maria.

Maria war fromm. Nach ihrer Arbeit ging sie gern in die Kirche. Aus der Verehrung zur heiligen Jungfrau zog sie den süßesten Ansporn zu ihrer Hausarbeit, die ihre Jugend oft niederdrückte. Wegen ihres Fleißes zu Hause und wegen ihrer Schönheit ließ der Vater sich ihre Frömmigkeit meistens gefallen, obschon es auch Stunden gab, wo er sie verspottete. Die Mutter, selber religiös, verteidigte ihre Tochter. Sie schalt sie freilich an anderen Tagen, weil sie ihrer Meinung nach noch nicht genug des Guten tat. So kam es, daß Vater und Mutter, nach Befriedigung ihres Bedürfnisses zum Schelten, Besserwissen und Kritisieren, in ihrer aufblühenden Tochter das beste Mädchen sahen. Die Nachbarn pflichteten ihnen nach einigen Einschränkungen des Neides bei. Nun war Maria durch den Tod des Vaters so erschüttert worden, daß sie krank wurde. Sie erlitt die Grippe mit Lungenentzündung und starb nach einigen Tagen.

Die Mutter geriet außer sich. ‚Warum,‘ rief sie jedem Besucher zu, ‚warum läßt dies Gott geschehen? War es nicht hart genug für mich, daß mein Mann verunglückte! Er betrank sich ja manchmal, aber er ernährte uns. Sein Tod war eine Strafe. Ich nahm sie hin. Warum aber nahm Gott Maria weg? War sie nicht das beste, das bravste, das fleißigste, das frömmste Mädchen! Sie war unsere Stütze. Oh, das Elend, das jetzt kommt! Wie schwer ist es, brav zu bleiben und ehrlich, da die Not überhand nimmt. Warum raubte mir Gott Maria, das beste von meinen Mädchen? Warum nicht ein anderes? Gott ist nicht gerecht. Gott ist böse. Gott ist nur für die Reichen. Oh, die Reichen haben alles. Sie helfen uns nicht. Sie stürzen uns in Elend, in Verbrechen. Die ganze Welt ist voll Unglücklicher. An allen Ecken erheben sich ihre Schreie. Die Welt ist voll von Schreien . . . Rache, Rache! Es gibt keinen Gott, der uns schützt . . .‘

Der Schmerz der Frau brach in wahnwitzigen Reden aus. Sie beruhigte sich nicht. Sie wurde selbst krank darüber. Einen Priester wies sie von sich.

Gerd hatte mit schmerzenden Händen sein kostbares Gut, die Vase, zum Händler gebracht. Den Erlös brachte er der geprüften Frau. Meister Michel und die Krankenschwester Anni von Spiegelberg waren gerade anwesend. Wieder erfüllte Frau Lisbeth die Stube mit ihren Klagen. Schwester Anni hatte sie schon durch allgemeine Worte, wie Prüfung Gottes, Schicksal Gottes, Wege Gottes, mit ihrer süßesten Stimme zu trösten versucht. Vergebens. Über die reiche Gabe Gerds geriet Frau Lisbeth in ein Stutzen, was

Meister Michel benutzte, ihr zu zeigen, wie sie mit dem Gelde praktisch über die nächste Not hinweg käme.

Anni stand inzwischen vor Gerd, leicht gerötet, in ihrem schwarzen Ordenskleide mit der weißen Flügelhaube feierlich schwebend. ‚Wir gehen ein jeder unsere Wege. Du hast dasselbe Ziel. Ich sehe es dir an, Gerd.‘ Sie strahlte. Gerd drückte ihr die Hand. Dann wurde sie traurig. ‚Tante Thea hat uns beauftragt, nach deiner Mutter zu forschen.‘

Gerd wehrte ab. ‚Der Mutter Schicksal bedrückt mich noch immer. Verschone mich mit Erklärungen Mutters! Ich bin noch nicht reif dafür. Ich kann nur für sie beten. Ihre erneute Gegenwart erschwert meinen Weg. Nichts will ich von ihr wissen.‘ — ‚Doch,‘ erwiderte Anni, ‚es ist nicht mehr gefährlich für ihr Schicksal, Gerd. Die Mutter ist tot.‘

‚Oh,‘ seufzte Gerd, und es war wie ein Versinken, Händeausstrecken . . .

‚Ja,‘ fuhr Anni fort. ‚Deine Mutter war in einem süddeutschen Frauenkloster; sie bekam die Wirtschaftssachen unter sich, Obst- und Gemüseanbau. Sie hatte großen Erfolg und noch größere Pläne. Man wollte ihnen auch nachgeben. Aber es genügte ihrer Arbeitskraft nicht. Sie lebte in ihrer früheren Riesenspannweite. Sie hatte Heimweh und Sorge; da kriegte sie die Zuckerkrankheit und verschied . . .‘

Hinter den beiden Menschen rief von ihrem Krankenlager Frau Lisbeth wieder nach Gottes Gerechtigkeit, ‚warum, warum mußte sie sterben . . .‘

Meister Michel sagte ironisch: ‚Schwester Anna wußte keine Antwort. Niemand von uns weiß eine Antwort. Ich sage, es ist ein Jammertal. Frau Lisbeths Elend ist der Fluch der Arbeit. Zähne zusammenbeißen, Kopf hoch. Weiter arbeiten, agitieren, politisieren. Dann gibt's bessere Renten. — Die Not wird allmählich besiegt, indem die Reichen angehalten werden, von ihrem Reichtum abzugeben. Aber warum sie sterben mußte? Ich weiß es nicht. Es ist Wahnsinn. Eine höhere Weltordnung gibt es nicht. Du bist stumm, Asseweeth. Was sagt dein Glaube? Nichts wie gehorchen, sich demütigen . . . Stumpfsinn . . .‘

Schwester Anna beschwichtigte: ‚Laßt ihn in Ruhe, Meister; er hat soeben den Tod seiner Mutter erfahren.‘

‚Dadurch‘, rief Gerd aus, ‚wird es mir erst recht hell. Es ist mir so weihevoll, Frau Lisbeth. Sie kennen unseren Glauben an den Opfertod Christi. Woher wollen wir die Kraft zum Opfern nehmen, wenn nicht von ihm! Sein durchstoßenes Herz ist die Quelle unserer Kraft: die ewige Gnade. Auf manche Menschen fällt die Gnade in besonders hohem Maße. Nicht nur auf jene, deren Opfer oder Tod

eine Sühne ist, sondern besonders auf jene, deren Opfer rein ist, auf jene, die unschuldig im Leben waren. Sie müssen leiden, sie müssen sterben, ähnlich wie Christus starb zur Erlösung der vielen anderen Menschen, die böse sind, verirrt sind, die sündigen. Der Tod ihrer Tochter Maria war eine Auszeichnung Gottes, war ein Beweis seiner höchsten Gnade. Je mehr Ihr anderen daran mitleidet, desto mehr opfert Ihr mit, desto mehr ist die himmlische Gnade auch auf Euch.'

Lisbeth hörte ferne Zauberglocken läuten. Ihre Züge wurden seltsam weich. Sie starrte wie in eine Wonne hinein; ihre Hände falteten sich. Sie weinte.

Die Männer und Schwester Anni zogen sich lautlos zurück.

Auf dem Heimwege ging Meister Michel lange schweigsam neben Gerd. Plötzlich bemerkte er: ‚Da ist noch etwas, was mir nicht klar ist, Asseweeth. Es ist wie ein Rostflecken an einer sonst blank schimmernden Maschine. Ich meine jenes viele Geld, das du der Frau Lisbeth geben konntest. Es waren, wie sie sagte, über 1100 Mark. Du sagtest doch, du selbst wärest in Not. Wenn man aber 1100 Mark noch verschenken kann und im Frühjahr die liebe Landarbeit aufnehmen will, dann geht man inzwischen nicht zwei Monate lang zur harten und gehaßten Fabrikarbeit. Da ist ein Fleck, den ich nicht wegputzen kann, Asseweeth.'

Gerd lächelte und erzählte dem unermüdlich seelisch Neugierigen die Geschichte seiner chinesischen Vase...

‚Das ist eine wundersame Aufklärung, lieber Asseweeth,' rief staunend Meister Michel am Ende aus, ‚du bist doch ein wahrer Mensch; du sollst von jetzt ab mein Freund sein.'

9. Kapitel.

Der neue Kiepenkerl.

In den Zeitungen der Stadt wurde zu einer Versammlung eingeladen, die die Zentrumspartei über das allgemeine Wahlrecht abhalten wollte.

‚Die Kapitalisten, westfälischen Junker und Großagrarier wollen den Bewohnern Münsters, die noch Menschen geblieben sind, Sand in die Augen streuen, damit sie weiß für schwarz und das allgemeine Wahlrecht, die erste Forderung des Menschentums, für ein Unglück halten; das ist etwas für Freund Gerd. Da muß er hin. Wenn er der ist, wofür er sich ausgibt, muß er aufspringen, reden und dartun: Ihr lügt! Ihr arbeitet nicht für den Menschen, sondern für euch selbst.' Das dachte Meister Michel und nahm sich vor, Gerd mit in die Versammlung zu nehmen. ‚Es kann ein lärmender Abend werden,' reizte er sich selber an.

Baron von Beevern, der Vorsitzende des Bauernvereins und Mitglied des Herrenhauses, hielt die große Rede über das Wahlrecht. Sein runder Kopf auf dem dicken Halse war rot; seine Sprache heiser, scharf abgehackt, überzeugt und befehlshaberisch. Seine rechte Hand hing wie eine Faust in der Luft; der Zeigefinger schnellte heraus und sauste mit der Faust wie ein Urteilspruch nieder. ‚Nur der hat ein Recht auf Mitregierung, der ein Interesse am Staate und an der Ordnung hat. Am Staate und an der Ordnung hat ein wirkliches Interesse nur der, der Land, Haus oder ein Vermögen hat, denn nur dieser Mann gebraucht den Schutz des Staates am notwendigsten; nur dieser Mann — und das ist das entscheidende — ist bereit für die Gewalten, die das Eigentum schützen, ehrlich einzutreten.‘

‚Und die Tausenden von Besitzlosen, von Arbeitern, die an der Front für Deutschland sich verblutet haben . . .‘

Eine leidenschaftliche Stimme krächzte es anklagend. Der Mann war drohend aufgesprungen und hob beschwörend eine zitternde Hand. Aus spitzen Schultern ragte ein Langkopf mit klebrigem Haar; aus kalkigem Gesicht glühten große feurige Augen.

Die Versammlung fuhr durcheinander. Bisher war alles programmgemäß verlaufen; wie bei allen bisherigen Versammlungen, die nur Vorträge mit ganz wenigen Kritiken und niemals eine leidenschaftliche Aussprache brachten. Am Vorstandstische hingen Gesichter aneinander. ‚Ein jüdischer Kopf, ein Sozi,‘ flüsterte einer.

‚Diese Besitzlosen haben ihre Familie verteidigt, ihr Opfer ist ihre Schuldigkeit für die soziale Fürsorge des Staates gegenüber jenen, die es noch nicht zu Besitz gebracht haben.‘ So die Kommandostimme des Barons.

‚Das heißt, diese Menschen sind rechtlos, diese Menschen verdienen nur Gnade . . . Und ob sie brav sind, wissen nicht sie, sondern nur die Besitzenden. Herrenstandpunkt gegenüber Knechten.‘ So gellte es aus dem weit geöffneten Munde des Kalkgesichtes.

Der Vorsitzende schellte in den anhebenden Lärm. Er war alt und hatte eine satte Ruhestimme. Seine ärgerlichen Worte: ‚Nicht die Reden unterbrechen! Durch Zettel zum Wort sich erst anmelden!‘ wurden vom Getobe zerrissen.

Eine dröhnende Baßstimme hub an, schlug alle aufspringenden Sturmlaute nieder, bändigte sie durch steigende Stärke, knebelte sie durch roheste Offenheit. Sie schrie: ‚Wer spricht von Gerechtigkeit und ist ein Aufrührer? Wer verlangt G.rechtigkeit und ist ein Tyrann? Sie, Sozialdemokrat? Ist es gerecht, daß Herr Krupp, dieser Begründer unserer großen Siege, nicht mehr politische Rechte haben soll als sein Pförtner, der kaum den Buckel richtig bücken kann, wenn die Größe seines Herrn vorbei geht.‘ Eine schwarze Gestalt, hager

und gebeugt im Priesterkleide. Ein rotes Knochengesicht, dessen Schlitzmund vor Wut zitterte; eine Faust, die drohte, wie einer, der raufen will.

‚Satan im Priesterkleid! Die verdammten Pfaffen . . .' Meister Michel ließ diese Worte los wie eine Bombe.

Toben! Schreie! ‚Hinaus! Hinaus! Wir sind hier noch christlich gesinnt.' Arme fallen wie Säbel über und gegen Meister Michel, der blitzend dastand, auf Abwehr bedacht.

Gerd rief schmetternd, seine lange Gestalt vor Meister Michel schiebend: ‚Wollt ihr euch alle mitschuldig machen am Gewaltakte des Bockes unter den Schafen? Sprach er als Priester oder als Politiker? Ihr wollt christlich sein und gehabt euch unduldsam? Wo bleibt der Versammlungsleiter?'

Lachen, Pfeifen, Geläute des Vorsitzenden. Zurücklaufende Brandung. Die Breite der Ruhe dehnte sich aus.

‚Wir müssen es sagen,' sprach eine männliche Stimme, langsam aber hämmerig. ‚Das Gleichnis von Krupp und seinem Pförtner entehrt ein Priesterherz. Der Politiker im Priester muß vor seinem Gottesberufe schweigen. Niemals darf seine Politik sein Priestertum verleugnen. Wir Priester protestieren dagegen, wenn Sozialdemokraten uns solchen Vergessenen gleichstellen. Wir Priester sind vom Geiste Christi. Wir enthalten uns der Politik; wir geben dem Kaiser, was des Kaisers ist. Wenn es aber aufs Ganze geht, dann sind wir für die Rechte der Armen, der Leidenden, dann sind wir gegen Klassenverhetzung, gegen Unterdrückung, dann müssen wir für das allgemeine Wahlrecht sein, denn es ist menschlicher als das Klassenwahlrecht.'

Staunen, Sammlung. Plötzlich klatschten viele Hände. Am Vorstandstische blickte man sich um. Der alte friedliche Herr, der den Vorsitz führt, geriet außer Fassung. Eine solche Sitzung hatte er noch nicht zu leiten gehabt. Wer hätte in Münster auch solchen Sturm für möglich gehalten? Jeder seiner politischen Freunde hielt einen Beschluß der Versammlung gegen das allgemeine Wahlrecht für zweifellos. Und jetzt? Vor der eintretenden Ruhe bangte ihm. Hatte sie etwas noch Schlimmeres zu bedeuten? Dranggemäß tat er, was immer seines Amtes war. Er nahm den nächsten Zettel und las mit etwas zitternder Stimme: ‚Der nächste Sprecher ist Herr Asseweeth.' — ‚Lauter sprechen,' verlangte jemand hinten im Saal.

Gerd war der einzige, der sich ordnungsgemäß zum Worte gemeldet hatte. Er erhob sich. Alle sahen ihn an.

‚Er ist es,' rumorte es hie und da. ‚Es ist der soziale Narr! Es ist der verrückte Graf.' Murmelnd floß es durch die Reihen, Neugierde weckend.

Herr Mayer, der in der Nähe des Vorstandes saß, hauchte, nach

Speisen und Wein riechend, seinem Nachbarn ins violette Ohr: ‚Das ist der gefährlichste von der Bande, denn er glaubt an sein Geschwätz. Der muß unter allen Umständen unschädlich gemacht werden. Der Sohn der großen Gräfin Asseweeth ist bei mir Arbeiter. Er ist freiwillig Dreckgraf geworden.‘ Ein leises feistes Lachen antwortete ihm. Kantige Finger streichelten beruhigend Mayers fetten Handrücken.

In allgemeiner Stille fing Asseweeth zu sprechen an: ‚Während der Kanzlerkrise, die überall die politischen Gegensätze aufreizte, blieb Münster so ruhig wie ein Biergott. . . .‘

Unterbrechung durch Proteste, die allgemeines Gelächter begraben. . . .

Gerd hatte viele Geister in Spannung versetzt. Die wieder eintretende Ruhe umströmte Asseweeth wie eine Fläche, die von seinem Willen Form begehrte.

‚Seit dem Verlaufe dieser Versammlung sieht man, daß auch hier die Geister wach geworden, daß auch hier die Seelen das Wehen der neuen Zeit fühlen, daß sie unruhig aufstehen, horchen, fragen, sich rüsten, sie zu empfangen. Und nicht nur die Sozialdemokraten.‘

Eine mühselige Stimme meinte: ‚Auch wir Handwerker sind gegen die Vorherrschaft der Kapitalisten, der Agrarier, für das allgemeine Wahlrecht.‘

Da erscholl das erste Bravo!

Asseweeth legte dar, daß der Redner, Baron von Beevern, nach seinen Ausführungen zu denen gehöre, die sich gegen die neue Zeit rüsten. Der Herr Vorredner vergesse, daß alles Neue eine bisher ungesehene Eigenschaft des Ewigen sei. Er stütze sich auf die geschichtliche Überlieferung, wonach es nie anders kommen dürfe, als es bisher gewesen sei, im Gegensatz zur wahren Geschichte stark begabter Völker, die mit großen Umwälzungen zu ihrer Erneuerung gesegnet worden seien. Der Herr Vorredner betrachte die Politik unabhängig von anderen Betätigungen des Menschen. Er wolle nur dem Besitzenden politische Rechte zubilligen, allen anderen aber nur staatliche Fürsorge, die von den politischen Interessen einzelner Klassen gemessen werden. Er bewerte, obgleich er Christ sei, nicht die seelische Bedeutung des Menschen. Deshalb gälten für ihn die unermeßbaren Blutopfer und die seelischen Tapferkeiten, die in diesem Kriege die Strategie Ludendorffs fordere, nicht so viel wie der Geld-, Häuser- und Landbesitz, womit ein Bürger politische Ansprüche rechtfertige. Aber gerade durch die seelischen und geistigen Opfer nähmen die Besitzlosen tief teil am vaterländischen Leben. Er mache diese Armen an irdischen Gütern zu Reichen an vaterländischen Geisteswerten. Sie gäben ihnen auch Rechte. Es wären die Rechte des Menschen. Gereizt von den grausamen Schändlichkeiten, die durch

diesen fürchterlichen Krieg dem Menschentum angetan worden seien, bringe die Zeit in Schmerzen ein neues Ideal hervor. Das Lebensziel des Menschen an sich, im Gegensatz zum Klassenmenschen, im Gegensatz auch zum national begrenzten Menschen. Der Herr Vorredner erkenne nur den wirtschaftlichen Menschen, nur den Menschen erster, zweiter, dritter Wahl- und Standesklasse an. Jetzt marschierten die Massen, die Menschen schlechtweg. Als Banner trügen sie ihre gemarterten Herzen. Nichts wollten sie wissen von Sonderinteressen einzelner Klassen. Sie verlangten, daß die Politik geleitet werde nach den Bedürfnissen jener, die am ärmsten wären und am meisten litten. Sie verlangten dazu ein allgemeines Wahlrecht. Sie würden dann an die Urne treten und jene Männer wählen, die ihre Bedürfnisse in Gesetzestaten umzusetzen wüßten. Eine neue Sozialpolitik sei erforderlich. Diese müßte auch der Außenpolitik Inhalt, Klarheit, Ziele geben. Sozial denken, handeln, wirtschaften müsse die Bildung des neuen Deutschen werden und seine Weltsendung ausmachen.

Aus wirbelnder Unruhe steigen endlich die Schreie: ‚Sozialdemokrat!‘ — ‚Nicht sozi — sozial — sozialdemo — sozialdemokratisch —‘

Ein braunes Kieselstein-Gesicht ragt über weißen und roten Gesichtern. Der Zeigefinger einer ausgestreckten Hand weist auf Asseweeth. Von dort her schrillt es am heftigsten: ‚Sozi, Sozi!‘ Gegenrufe schweben und brausen. Ein Greis springt auf. Man sieht nur das hervorstehende Kinn auf- und abgerissen: ‚Zum Donnerwetter. Sind wir Männer?‘ — Ruhe. — ‚Wilde sind wir!‘

Und Asseweeth sprach von der Zermürbung der Geister durch den Krieg, von der Zerstörung der Rechtsbegriffe. Jeder hamstere, mache Schiebungen, betrüge, stehle, unter den verschiedensten Heuchlernamen im Lande, in der Etappe, an der Front. Die Grundlage des Menschen sei erschüttert. Nur der Schrei nach Menschentum sei das einzig sittliche, höhere, reinere, das sich herauswinde aus dem Höllenpfuhle des Krieges und alle Menschenohren fülle und alle Himmel um Erlösung bestürme. Nur neue soziale Arbeitsformen könnten diesen Schrei befriedigen. Die Menschheit sehne sich nach ihnen wie nach einem neuen Leib. Selbstregierungsformen gäben mit der Macht Verantwortung, bildeten zum Gemeinsinn heran, schüfen aus neuem Arbeitssinn eine neue Einordnung, weckten alte Sittlichkeit zu frischem Leben.

Das Ende verschlang der schon wieder aufbrausende Tumult. Aus ihm schossen Schreie: ‚Nichts wie Sozialismus!‘ Die Glocke! Fäuste fliegen in die Luft! Man ruft im Chor: ‚Die Glocke! Werft ihn hinaus!‘

Selbst Baron Beevern verliert seine Ruhe. Er wettert ganz

persönlich väterlich empört: ‚Asseweeth, soweit sind Sie gekommen? Sie können so den Adel verleugnen, dem Sie angehören?'

Scharf dringt durch den angeifernden Lärm die Entgegnung: ‚Menschentum geht mir höher als die Überlieferung einer Kaste, die im wesentlichen auf Vorrechten, auf Vormacht, nicht auf Ausgleich, auf wahrer Gerechtigkeit beruhte. Vermenschlichen, Herr Baron, heißt, jeden Nächsten, jeden Volksgenossen mit Adel beseelen.'

Hände rühren sich, um Beifall zu spenden. Der Lärm senkt sich.

‚Du bist herrlich, Freund,' flüstert Meister Michel an Asseweeth hinauf. ‚Du wirst prächtig fertig mit der Schafsherde.' Er drückte Gerd die Hand, daß es schmerzte.

Ein Herr mit langem, grauem Barte, worauf weiße Flecken wie Schneeflocken liegen, mit Brillengläsern vor den Augen, spricht und fuchtelt mit dem langen Arm durch die Luft. ‚Ich melde mich ununterbrochen zum Wort. Ich sage zur Debatte dieses: Der sozialdemokratische Redner, dem wir ein so großes Gastrecht gewähren — —' Gelächter einzelner betäubt seinen Wortschall. Man hört ihn schließen: ‚Wir haben bisher nur Worte gehört. Man soll uns nur kommen mit dem Sozialismus. Wie er praktisch auszuführen sei, haben uns die Herren nie verraten.'

Voll und klar klingt Asseweeths Antwort: ‚Sozialisierung in der Arbeit heißt dem Arbeitgeber und dem Arbeitnehmer am Verdienst und an der Kontrolle der Arbeit gleiche Rechte einräumen, so daß kein Teil für sich, sondern beide Teile für das Gesamtwohl tätig sind. Einen Betrieb sozialisieren heißt, ihm eine Selbstregierung geben, ganz wie dem Staate. Alles was vom Kapitalismus monopolisiert werden konnte, kann sofort auch für das Volk sozialisiert werden.'

‚Theorie. Graue oder vielmehr allzu grüne Theorie,' schnarrte eine prächtige, etwas fette Baßstimme. ‚Einen Monat Arbeit in einem solchen Betriebe und der Gewinn fällt und reißt Arbeiter und Direktoren mit in den Abgrund. Nur, wenn eine Stelle da ist, die befiehlt, die überall ein Auge hat, dann gedeiht die Arbeit. Der Arbeiter will gar nicht mit befehlen. Es ist ihm zuviel. Er döst, schlemmt, wuchert lieber.' Mit diesen Worten griff Herr Mayer zum ersten Male großzügig in den Kampf ein.

Dagegen Asseweeth: ‚Dem heutigen Arbeiter fehlt das Interesse am Betriebe. Er ist das Rad einer Maschine und läuft stumpf und seelenlos wie dieses. Die Beteiligung am Betriebe gibt ihm eine Verantwortung, die seine Arbeit beseelt. Der Arbeiter der Zukunft wird ein Mensch sein. Vielleicht auch der Gründer und Träger der neuen Zeit.'

Herr Mayer lacht. ‚Kennen Sie das Denkmal vor den drei niedrigen alten Huckegiebelhäusern zwischen der Bogenstraße und dem

Spiekerhof? Es stellt den berühmten münsterischen Kiepenkerl dar. In der Kiepe trägt er Erzeugnisse der Landbewohner gesammelt für den Markt in Münster. Mein Vorredner, Herr Graf von Asseweeth, ist der neue Kiepenkerl. Nach Münster schleppt er statt Ware seine selbst fabrizierten oder entliehenen Ideen, um sie hier wie auf einem Markte an den Mann zu bringen.‘

Herr Mayer sprach's mit seinem prächtigen Baß lockend und Gelächter folgte, breit, feist und schadenfroh. Knochige und dicke Gesichter glänzten.

Ein kleiner blonder Mann mit einer Künstlermähne schnellte auf. Er hob beide winzigen Hände und tat damit abwehrend. ‚Das ist auch von der Gegenseite keine Sachlichkeit. Sozialisierung ist unmöglich, weil unpraktisch. Es tötet die Unternehmungslust. Es nimmt uns die Fähigkeit zum Wettbewerbe, zu immer erfolgreicherem Wettbewerbe. Es macht uns arm, bettelarm, meine Herren. Ich beschwöre Sie. Denken Sie darüber nach. Lachen Sie nicht!‘

Niemand lachte.

Asseweeth erwiderte: ‚Wettbewerb mit dem Auslande war bisher ein Spiel von Angebot und Nachfrage. Die neue Zeit wird nach Bedürfnis und zur Befriedigung arbeiten. Das setzt die internationale Regelung der Arbeit voraus. Die Völker liefern nach ihren Fähigkeiten, was der Weltmarkt bedarf.‘

Zwischenrufe hacken wie Kettenglieder ein: ‚Verminderung der Arbeitszeit! Abrüstung! Völkerbund!‘

Herr Mayer, wütend mit großer abschlachtender Geberde: ‚Noch ist die Vernunft am Ruder! Noch gibt es Bajonette gegen Aufwiegler. Noch hat man Mittel gegen Sozialdemokraten zweifelhaften Gepräges. . . .‘

Asseweeth schneidet ihm in die hitzige Rede und es fällt in die jäh ausgebreitete Stille: ‚Zweifelhaft ist allerdings vorsichtig ausgedrückt. Ich bin nämlich gar kein Sozialdemokrat. Ich bin das, was meine Gegner zu sein vorgeben . . . Christ! Katholik. Mich scheidet von der Sozialdemokratie der Glaube an die Erbsünde. Der Mensch wird nie göttlich vollkommen sein. Er hat zwei Gesichter. Gutes und Böses schlafen in ihm. Der christliche Mensch wird stets kämpfen müssen im weißen Blick den Rausch nach der Schönheit des Guten. Sein Leben hat als Achse die Ewigkeit. Auf seinen Wegen liegt die Sonne Gottes. An der Veredelung der Menschen vermögen nur jene Schmerzenshände zu helfen, die an der eigenen Veredelung gearbeitet haben. Unsere Zeit ist Empörung. Unsere Zeit ist Vernichtung. Vereinigt eure Stimmen, werft sie hinein in die Masse. Seelen! Seelen! Reißt sie auf, wühlt sie auf. Achtet nicht des Gestöhnes, der Flüche, der eigenen Bitternisse. Schleudert die Seelen in die große Unruhe, in die

Stürme Gottes, daß Erkenntnis sie in den Staub schmettere: du bist nicht für dich allein. Daß sie sich anklagen wegen ihrer Verdorbenheit, daß sie es nicht aushalten, bis daß sie schreien nach Reinigung, nach Besserung, nach Menschentum. Bis daß sie ihm entgegenschwanken, sich stützend, winkend, jubelnd den Brüdern entgegen. Ihr fragt mich nach meinem Programm. Es ist nicht das kommunistische Manifest. Es ist das Programm, das Jesus Christus in der Bergpredigt darlegte: ‚Selig sind, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden. Alles nun, das ihr wollet, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch, das ist das Gesetz und die Propheten.‘

Die Worte Gerds haben feurigen Atem. Er weht über die Menschen. Er schauert sie auf. Er zieht sie zu seinen Blicken.

Frech platzen die Worte Mayers: ‚Und die Sozialisierung, die Sie vorher fordertzn, die Aufgabe des Eigentums? Die Verstaatlichung des Besitzes?‘

Gerds Augen glänzen. Er macht zum ersten Male eine Geberde. Die rechte Hand fährt über Stirn und Augen. Es ist, als ob er erwache. Seine Stimme füllt sich mit Musik.

‚Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Ist nicht das geistige Leben mehr denn die Speise? und die Liebe mehr denn die Kleidung?‘

‚Das gilt für Menschen, die der Beruf ins Kloster lockt, ins geistliche Leben.‘

Ist das nicht Rechtsanwalt Reinhagens gläserne, zersplitternde Stimme? Gerd ist's trotzdem, als höre er seine Mutter reden. Ach, ach! Diese Rechtfertigung der Flucht vor dem Guten! Er zuckt zusammen und fährt fort, als zöge er ein Schwert: ‚Das ist die Redensart aller, die beschönigen wollen, was sie nicht mögen; die groß machen wollen, wozu sie zu feige sind, die gut aufputzen wollen, was böse ist. Die Hoffnung auf Eigentum ist der Hetzer zur Arbeitslust? Sie haben recht. Dieselbe Hoffnung auf Eigentum ist aber auch der Aufpeitscher zur Habgier, zur Unehrlichkeit, zur Schieberei, zum Betrug, zur Unduldsamkeit, zur Gier, jene Brüder zu beseitigen, die ebenfalls ihre fiebrigen Hände ausstrecken nach Eigentum.‘

Reinshagen, dessen bester Kunde Asseweeth früher war, wirft ihm die Behauptung an den Kopf: ‚Das ist die Lehre von der freiwilligen Armut. Die ist in unserem rauhen Klima unmöglich.‘

Schreie werfen Mißklänge empor: ‚Utopist! Utopist!‘

Eine Frauenstimme schrillt etwas. Ihr Mund ist wie verkrampft. An ihrer kargen Haarfrisur wehen Strähnen. Ihre runden Augen weinen vor Wut, daß ihr Stimmchen nicht durchdringt. Ein Arbeiter hebt sie auf einen Stuhl und brüllt:

‚Diese Dame hier schreit: Der neue Kiepenkerl, der neue Kiepenkerl!‘

Herr Mayer klatscht; er klatscht sich die fetten Hände weh. Eine verwirrende Masse von Händen klatscht. Meister Michels Stimme dröhnt lauter als das Klatschen: ‚Esel seid ihr!' Es ist wie eine Züchtigung. Wundersam ist die tiefe Stille, die folgt, voll von Verlegenheit, voll von Ansammlung zum Aufruhr. Meister Michel faßt nach Gerds Hand, und sie umklammernd schmeißt er, sich vergessend, die Spannung in die Versammlung: ‚Jetzt kommt es! Jetzt kommt es!'

Gerd reißt sich das Geheimnis seiner Lebensführung aus dem Herzen. Er gibt es preis, schmerzlich aussehend, als fürchte er die Offenbarung einer Schande.

‚Ich sprach nicht von der Armut als von einer Not. Die Not macht uns elend, unglücklich, verzweifelnd. Die Not ist unser Totengräber. Die Not wollen wir aus der Welt verbannen. Ich sprach von der Gnade der Besitzlosigkeit. Der Mensch hat an einer schönen Sache, die sein eigen ist, eine niedrige Freude. Seht ihn an, wie er vor der wunderbaren Vase steht, die unschätzbar ist. Die so fein ist an Schwellung der Form, so schön im Schmelze der Farben. Seht, wie er davor steht und wie seine Augen glühen! Ist er nicht bange, daß ihm die Vase zerbrochen, daß sie ihm gestohlen werden könnte? Fürchtet er nicht, daß es noch schönere gebe als die seinige? Zittert er nicht, daß er bei einem Freunde, in einem Museum, in einem Trödlerladen zur Zeit, wenn er kein überflüssiges Geld hat, diese schönere Vase sähe? Stört das alles nicht seine Freude an der Vase? Die Freude am Eigentum ist eine niedrige Freude; sie ist die Mutter von Eigenschaften, die wie hungrige Wölfe sind. Aber wovon ist die Freude an der Schönheit einer Vase getrübt, die ich nicht erwerben kann? Von nichts! Weil ich mit ihr keineswegs machen kann, was ich will, sehe ich sie reinen Auges an. Der Anblick erhebt mich; er schenkt mir die reine Schönheit; er macht mich reicher durch das Wunder dieses Genusses. Er adelt mich. Und so konnte der heilige Franz arm sein und doch Himmel und Erde, Blumen und Tiere, Häuser und Menschen, die ganze Welt genießen und sagen, daß er sie mehr besäße als Fürsten und große Herren, deren Eigentum sie war. Eigentum ist der Schürer zur Vernichtung. Krieg kam erst in die Welt, als der Mensch zum Eigentum . . .'

Jetzt holte Herr Mayer zum gefährlichen Stoße aus: ‚Bei Vertretern solcher Ansichten muß man nicht nur die Ansichten hören, sondern sich auch die Vertreter ansehen. Herr Asseweeth war früher Graf und Kapitalist, dann Aufrührer gegen die Mutter, die er zwang, Haus und Hof fluchtartig zu verlassen und spurlos zu verschwinden; dann war er reuiger Sohn, dann Kommunist, der sein Erbe, anstatt es tapfer selbst zu verwalten, an die Allgemeinheit abgab, der dann so herunter kam, daß er in meiner Fabrik um Arbeit bettelte. Jetzt will er durch die Politik auf einen grünen Zweig kom-

men. Deshalb schreit er so kolossal. In nichts verharrte er. Alles mißlang ihm. Keiner seiner Freunde blieb ihm treu, so daß er jetzt mit Sozialdemokraten Brüderschaft trinkt und zu Halunken unter den Arbeitern Bruder und zu Huren Schwester . . .'

Trotz heftigsten Widerspruchs einiger, deren geistige Zuneigung Asseweeth sich erworben hatte, hatte Mayer bis jetzt zu sprechen vermocht. Viele Gesichter lauschten und warteten auf den Skandal; andere waren finster. Sie litten mit Asseweeth und waren scheu. Der Vorsitzende schwang die Glocke. Er wollte so gern gerecht sein.

Da erhob sich im hellen elektrischen Licht aus einer Ecke des Saales die vierschrötige Gestalt Job Hebens, des Kreuzhofbauern, mit dem wuchtigen, glattrasierten Gesicht.

Seitdem Gerd Asseweeth sein Haus mied, trennte dort eine dicke, trübe Stimmung die Zusammengehörigkeit der Familie. Fräulein Gertrud hatte ihr Verhältnis zu Gerd offen dargelegt und nicht ihr unwahres, etwas kokettes Benehmen, das zum Bruche führte, verschwiegen, aber auch nicht ihre freie Aussprache mit Gerd, worin sie offen der Liebe zu ihm entsagte. Job Heben selbst stimmte der Tochter zu. Die Mutter jedoch schwieg und grollte, denn nach ihrer Meinung hatte sich die Tochter durch ihre freie Aussprache und ihren unverständlichen albernen Verzicht die Partie erst eigentlich verdorben. Sie verstand ihre Tochter nicht. Sie schalt sie falsch erzogen durch all das städtische Modegeschwänzel, durch die Romane, das Theater. . . . So wie sie es getan, dürfe ein junges Mädchen einen Mann und Grafen nicht behandeln. Das wäre unzüchtig. Sie war gewitterdrohend gegen Gertrud. Aber auch gegen ihren Mann, von dem sie nicht begriff, wie er der Tochter gegen die Mutter recht geben konnte.

Jetzt wurde Gerd Asseweeths Charakter mit Schmutz beworfen von einem Menschen, der in Wahrheit selbst die Dreckfigur war. Job Hebens graue stählerne Augen richteten sich auf Gerd. Sofort sah er im Geiste auch seine grollende Frau. ‚Ich muß Zeugnis für den jungen Herrn ablegen, das wird meiner Alten gefallen und sie wieder versöhnen,' dachte er. Etwas behaglich Schweres wollte ihn zwar auf dem Stuhle festhalten. Job Heben war gewohnt, Politik politisch zu treiben, d. h. seine Meinung derb und klar zu sagen, abzustimmen und darauf sich einen Trunk zu gönnen. Persönliche Streitigkeiten schnitt er, wenn er es konnte, dadurch ab, daß er davonging. Aber jetzt sah er Asseweeth zusammenzucken, den Mund öffnen und — schweigen. In seinem Geiste lockte und trieb seine Frau abermals. Da sagte er sich: ‚Wenn de Buer mott, dann segg he: „gäne"', und er stand vierschrötig im Licht und legte böse wetternd los: ‚Sachlich soll man sich bekämpfen, hab' ich immer gedacht. Hier aber wird ein Herr, der eine Mutter hatte, bei der ich Beamter war, verleumdet. Besser

als Herr Mayer kenne ich das, was den jungen Herrn Grafen so weit trieb, daß er Fabrikarbeiter werden mußte. Es sind dieselben Gründe, die er für alle Menschen angewandt wissen will. Alle Menschen sollen wahrhaft gerecht, sollen gut gegen ihre Nächsten sein, sollen einander lieben, wie es schon im Evangelium heißt. Gerade das tat der junge Herr Graf. Er fand, daß der Mutter Gut nicht ganz gerecht erworben wäre, da ging er hin und verkaufte alles und gab es den Armen. Es gibt vernünftige Herren, die nennen das übergeschnappt. Es gibt andere auch nicht unweise Menschenkinder, die sagen: Nicht Worte allein überzeugen; das können vielmehr nur Taten. Ich kenne den Herrn Grafen gut. Ich darf keinen Dreck auf ihn werfen lassen; dann müßte ich mich selbst einen Liederjahn und Lumpenhund schimpfen.' Sprach's, setzte sich, den Kopf rot vor Empörung. Während viele ‚Bravo' schrien, endete Job Heben, indem er leiser zu seinem Freund, dem Lehrer, meinte: ‚Dieser Schurkenmayer. Wenn de Hahn up en Misthaufen steiht, dann het he graut recht.'

Der Vorsitzende las vom nächsten Zettel: ‚Herr Robinsohn.'

Das Kalkgesicht reckte sich zwischen spitzen Schultern auf. Dunkle Augen glühten. Aufgekrempelte Lippen modelten. . . Lärmende Stimmen warfen die werdenden Worte zurück: ‚Wieder ein Sozialist. Genug von Sozialismus!' Gegenrufe stimmten dagegen: ‚Freie Aussprache! Wo ist eure Redefreiheit? Warum habt ihr Schwächlinge und Esel als Redner?' Die Herren am Vorstandstische schüttelten erregt die Köpfe, lächelten ratlos oder sahen geheimnisvoll auf glimmende Zigarren.

‚Ich möchte nur hervorheben, daß wir den Sozialismus des Herrn Asseweeth als den falschen Sozialismus ansehen. Einzelne Christen haben seit Jahrtausenden so gedacht wie Herr Asseweeth. Viele sind ins Kloster gegangen und sind von Rom heilig gesprochen worden. Den Kapitalismus, den Krieg, den Militarismus haben sie doch nicht — —' ‚Hört, hört,' schrie es, ‚jetzt zieht man unser herrliches Heer in den Staub. Ein Skandal! Sie erschüttern die innere Front! Auch die äußere! — Landesverräter! — Die Glocke! — Die Polizei!'

Aber Robinsons grelle Stimme hält sich über allem Lärm zäh und kläffend: ‚Den Militarismus haben diese Christen doch nicht verhindert. Nein! Nein! Ihr werdet mich hören! Ihr werdet uns hören! Ihr werdet den Sozialismus hören! Wir Sozialisten glauben, daß der Mensch gut geboren, aber durch die kapitalistische Gesellschaft verderbt sei. Er ist kein Prediger aus der Wüste wie Herr Asseweeth; auch kein neuer Kiepenkerl, wie man so christlich den Nächsten in Herrn Asseweeth genannt hat. Der Sozialismus ist eine Partei. Er ist eine politische Macht. Die Mehrheit des Volkes wird sich

zu ihm bekennen. So sicher wie Habgier und Herrschsucht immer unersättlicher, wie die Ausbeutung durch den Kapitalismus immer gewaltsamer und das Elend der Massen immer unerträglicher werden, so sicher wie ein von einer Seuche befallener Mensch verreckt, so sicher wird der Sozialismus automatischer Zwang. Erst er wird die allgemeine Gerechtigkeit in glückliche Wirklichkeit umsetzen. Er wird das neue Deutschland bilden.‘

Zischen, Trampeln und einzelnes Bravoschreien. Das kalkige Gesicht tauchte in der Masse unter.

Meister Michel redete: „In dem kommunistischen Manifest heißt es aber: „In Deutschland kämpft die kommunistische Partei, sobald die Bourgeoisie revolutionär auftritt . . .““

Meister Michels Stimme kämpft gegen einen Wogenschwall von Worten . . . kämpft . . . kämpft . . . ‚revolutionär auftritt, gemeinsam mit der Bourgeoisie gegen die absolute Monarchie . . .‘

Da ereilt ihn sein Schicksal. Unter den Rufen: ‚Polizei! Polizei!‘ wird er von zwei wuchtigen Polizistenarmen an die Luft gesetzt. ‚So verfahren wir, wenn uns die Geduld vergeht, mit dem Sozialismus,‘ ruft der biedere Mann der Ordnung so laut, daß alle es hören und über den Witz lachen; der Polizist lacht dankbar mit.

Meister Michel ist draußen und schimpft und wundert sich nicht, daß sein Freund Asseweeth neben ihm geht. ‚Kurz und gut, gesagt hast du es ihnen aber mal. Einer der Ihrigen, das wirbt — das wirbt kolossal . . .‘

Gerd hat zum ersten Male tausend Gedanken, die ihm nach stürmischen Erlebnissen den Geist durchfurchten, in klaren Linien aus sich heraus geglüht. Ich werde kämpfen für meine Brüder! ruft's in ihm. All meine Leiden, Erfahrungen, Erlebnisse haben mich gehämmert. Nun bin ich sehnig geworden, voll Straffheit, und meine Seele flammt von Feuer. So bewege ich mich, handle und wirke. . . Aber nicht allein, nicht einsam. Nicht als einzelner, sondern als Glied mit Gliedern, als der Teil einer Masse. Die Masse! Diese Menge von Seelen! Ich habe mich in der Seele der Gemeinschaft gefühlt. . . . Ich stehe nicht allein, diese Blicke, die mich liebten, mich in sich aufnahmen. . . . Eine Erkenntnis! Brüder! Brüder! Das Gute war gefesselt durch die Kette des Leidens. Die Offenbarung des Geistes befreit. Sie geht durch die Liebe. Was für ein Gang klirrend vor Waffen mitten in die neue Gemeinschaft hinein. Masken fallen. . . . Oh, neue Würde des Menschen! Oh, Freiheit! . . . Die neue Stärke . . . Endlich bin ich wieder ganz gesund.

— — — — — — — — — — — — —

Im blauen Rauchqualm strahlt Kerzenbeleuchtung, die sich in der polierten Eichentäfelung der Wände flackernd spiegelt. Kerzen-

beleuchtung ist ein kolossaler Luxus. Niemand in der Stadt leistet sich das. Nur Herr Mayer vermag's.

Es ist spät abends nach der stürmischen politischen Versammlung. Zwei Diener von gleicher Größe, schön wie Jünglingsgestalten auf feierlichen alten Gemälden in rotem Lakaienrock mit silbernen Schnüren eilen hin und her und bedienen mit Wein und mit Schalen von Leckereien. Sie müssen lautlos sich bewegen. Sie müssen ernst sein wie bei einem Begräbnisse. So hatte sie Herr Mayer gedrillt, denn so wäre es aristokratisch.

Wein fließt, Sektpfropfen knallen. Schwarz bekleidete Herren mit roten Gesichtern, rosigen Glatzen — nur zwei sind mager — sitzen auf Lederstühlen, lehnen sich weit zurück, trinken aus dünnen, grünen, purpurnen, violetten, zinnoberroten, blauen Gläsern Wein, aus Kristalltulpen Sekt; Gelächter braust, hallt wieder; Worte schwirren. In Pausen glotzen Augen auf geschnitzte Eichenwände. Diese Wände! Diese Wände! Die eine geschnitzte Wand stellt sich auf eine schiefe Ebene und ragt wankend; die zweite öffnet sich wie ein Tor; die dritte steht dunkel massig da und scheint in den Raum zu wollen; aus der vierten grinsen tolle Masken; Holzfiguren nehmen Leben an; bisher starre Gesichte lachen oder drohen; bisher steife Arme heben sich, runden sich zur Umarmung. Diese Wände!

Herr Mayer hat seinen Plan entwickelt. ‚Wir sind hier zusammen, um gegen die drohende Anarchie Front zu machen. Vor allem dieser Agitator Asseweeth, der mit christlichen Worten ficht, aber so was wie ein — Antichrist ist, fliegt aus meiner Fabrik heraus.‘ Niemand hört auf ihn.

‚Schwere Gespräche! Sei heiter, Freundchen, so lange . . .‘ Ein hoher Militär sprach's.

‚Warum gerade Asseweeth herausschmeißen? Warum nicht auch den verflixten . . .‘

‚Juden?‘

‚Ja, den auch alle . . . alle . . . Diese Schwefelbande! Verhaften muß man sie . . .‘

Es war ein Geheimrat, der gesprochen hatte.

‚Den Asseweeth,‘ sagt Herr Mayer zäh. ‚Die anderen sind organisiert. Gehen wir da nicht klug vor, so daß sie einem nichts am Zeug flicken können, dann kläfft nicht einer, nein, Tausende — die ganze Organisation — die Partei im Reichstag — die Regierung . . .‘

‚Haben Sie Furcht, die höchsten Güter des Vaterlandes . . .‘

So unterbricht ein mittelhoher Militär. ‚Nein, nein,‘ ruft Herr Mayer. ‚Ich bin für Ordnung. Ich gehe sogar daran, mir nur solche Arbeiter zu behalten, die sonntags in die Kirche gehen . . .‘

‚Hahaha!‘

‚Ich nehme es auf mich. Ich habe schon so viel gekonnt. Ich

werde den Assewecth . . .' ‚Und die anderen Schreier,' schimpft einer dazwischen, ‚diese Lausepelze, Bazillenträger . . .' ‚Der Bazillus Sozialismus hihihi,' kräht ein Professor. ‚. . . Und die anderen werde ich auch so zu fassen wissen, daß sie, daß sie, daß sie . . .' Herr Mayer steht auf und fährt, auf das Eiserne Kreuz des hohen Militärs guckend, feierlich fort: ‚. . . daß sie unter das Belagerungsgesetz fallen und in Haft genommen werden können.'

Ah! Er schwitzt. Seine Augen glühen. Die Gläser klingen. Zigarren qualmen. Ein Glas zerbricht. Zwei, drei, vier werden absichtlich zerschmissen aus Spaß am kreischenden Glasgesplitter. Eine Stimme erhebt sich und lallt:

‚Wir sind die Garde . . .
Die geheime Garde des Kaisers. . . .'

Lachen taumelt. Rote Lakaien, schön wie Jünglinge auf feierlichen alten Gemälden, ernst wie Leichenbitter, eilen. Die Wände! Die Wände!

Herr Mayer thront.

— — — — — — — — — — — —

Es war spät in der Nacht. Mit Hilfe der roten Lakaien hatte Herr Mayer die Mehrzahl seiner Gäste in zwei Militärautomobilen glücklich zum Sitzen gebracht. Stille! Über der Nacht spannte sich ein vor kalter Härte funkelnder Himmel. Der Hausherr wollte das Fenster, das einer seiner Rotjacken, wie er die Lakaien nannte, des stickigen Rauches und dicken Weingeruches wegen geöffnet hatte, schließen. Durch den offenen Spalt drang da ein Laut. Waren es Bewohner des Hauses? Waren es Geister? Er vernimmt Liebeslaute, girrende, lockende Töne. Narrten Herrn Mayer Träume? Schlief er schon? Und wähnte er nur am Fenster zu stehen und atemlos zu lauschen? Alles nur Traum? O Liebe! Herr Mayer dachte an seine Abenteuer, die nicht alle sauber waren. ‚Hille,' murmelte er sehnsüchtig und öffnete die weinfeuchten Lippen.

Draußen tönte es gleichsam als Antwort: ‚Hans! Man hört uns. Da ist jemand.' — ‚Quatsch,' antwortete eine Bubenstimme. ‚Mein Alter schläft. Er schnarcht wohl im Traum. Er hat einen tüchtigen Rausch gehabt,' und die Worte gehen in neues Liebesgeflüster über.

Dann beginnt im Hause des Herrn Mayer das Trauerspiel.

Eine Tür schreit in den Angeln. Tritte fliegen. Hans Mayer junior, 16 Jahre alt, Gymnasiast, Nachtschwärmer und Liebhaber ringt mit seinem Vater. Mädchenworte verwehen. Hans stürzt auf den Boden, wird ins Haus gezerrt, gestoßen, getreten. Schnaufend holt der Vater Atem. ‚Luft, Luft . . . Du bringst mich unter die Erde, Lotterbube! Auch das noch. Mein Herz! Mein armes Herz! Ich bin herzkrank. Und du brichst mein Herz.'

Herr Mayer flennt: ‚Wo bleibt meine Erziehung?'

Der Junge stemmt sich an die Wand. Seine Augen funkeln. Das ganze Haus ist wach. Auf Treppen trippelt's, schlurft's, hallt's, Gesichter starren, gähnen, grinsen.

‚Erziehung,' deklamiert der junge Mayer los. ‚Du solltest froh sein, daß ich wenigstens nicht öffentlich Skandal mache wie du. Die ganze Stadt spricht davon. Du hast Mutter unglücklich gemacht.'

Ein Schlag ins Gesicht, neues Zerren, Reißen, Schieben, Fauchen. Sie stehen im Schlafzimmer der Mutter. Herr Mayer donnert seine Frau wach. Diese bebt an all ihren Gliedern. Dann hört sie die furchtbaren Anklagen des Sohnes, der noch ein Bube ist. Dazwischen stößt Herr Mayer seine Rachedrohungen aus.

Plötzlich stürzt Mayer auf seine Frau zu. Sie lag wie ohnmächtig. ‚Sie hat einen Schlag gekriegt,' sagt er, und indem er zum Telephon stürzt, droht er nach dem Jungen: ‚Das hast du auf dem Gewissen. Wenn sie jetzt stirbt . . . Aber in die Erziehungsanstalt mit ihm.' Er steht am Telephon und ruft den Arzt an.

Oben im Schlafzimmer aber steht Hans und starrt auf die bleiche Maske seiner Mutter. Er steht auf den Zehenspitzen, um besser zu sehen. Näher zu treten wagt er nicht. Auf den Zehenspitzen steht er, preßt die Hände an die Schläfen und rührt sich nicht. Er hat Angst vor etwas nie Geahntem, nie Bewältigtem, Fremdem, dunkel Aufdämmerndem . . .

— — — — — — — — — — — —

‚Wenn man mit Menschen zusammen leben will, dann muß man sich an das halten, was sie alle gemeinsam haben und sie verbindet,' sagte sich Gerd, als er eine Einladung des Kreuzhofbauern bekam, ging hin und vergaß, was ihn von dem Hofe bisher fern gehalten hatte.

Es war ein warmer Februarsonntag. Alle Dinge standen im Sonnenlichte klar und wunderbar scharf. Die Luft wehte lind wie eine Verheißung.

Die Kreuzhofbäuerin war bester Laune. Hoffte sie doch von neuem auf eine Verbindung ihrer Gertrud mit dem Grafen Gerd. Die einfache Tatsache, daß er ihre Einladung angenommen hatte und sich in der Gesellschaft Gertruds zu gefallen schien, genügte ihr. Sie gab es auch nicht auf, die Annäherung der beiden jungen Leute auf ihre Weise zu erleichtern. Sie brachte es fertig, daß Meister Michel, den Gerd mitgebracht hatte, sich so für dies und jenes interessierte, daß der Kreuzhofbauer zu anschaulichen Beweisen gereizt wurde. Dies erforderte Besichtigungen von Maschinen. Und zwischendurch kam es wie zufällig, daß die beiden jungen Leute sich allein gegenüber sahen.

Die Luft schien sich geändert zu haben. Etwas in ihr tönte und

lockte weither von Zukunftsträumen. Von der Grenze jenseits des Natürlichen rührte es, geheimnisvoll süß und bange zugleich. So fühlte es Gerd und seine Augen leuchteten, denn er war entschlossen nicht auszuweichen. Er wollte mit Gertrud von seiner Zuneigung sprechen ganz so offen, wie sie es seiner Zeit mit ihm getan hatte. Er wollte ihr sagen, wie falsch er sie früher beurteilte, als er vom Standesstandpunkte sie ansah, als er unausstehlich fand, was ihn von ihr trennte, und kein Vertrauen hatte zu dem, was sie vereinte: Der Drang zum aufrichtigen Menschentum und seit Wochen auch die Erwartung der Liebe. Dies Wollen belebte sein Gesicht, bevor noch ein Wort über seine Lippen glitt. Da sah sie ihn groß an. Ruhe schwebte um ihr Antlitz. Er schrak zurück wie vor etwas Heiligem. „Hat sie es nicht heranschweben gefühlt wie ich? Liebt sie mich nicht mehr? Oder will sie mit mir spielen? Mich prüfen, reizen, locken? Oder strafen, weil ich zuerst sie zurückstieß?"

Sie entglitt ihm. Er meinte, ihr Wesen sei flüssig geworden. Er beunruhigte sich wie vor etwas Rätselhaftem. Seine Stimme ward dunkel, als er mit der Alltagsgeschicklichkeit seines Geistes ihre Seele aus der Schicksalsluft in Allerweltsgebiete lenkte.

Im Laufe der nächsten Stunde senkte sich eine große Niedergeschlagenheit auf ihn. Er begriff es nicht, warum er so traurig wurde. Verzweifelte er doch keineswegs an Gertrud. Im Gegenteil, er hoffte sie noch ganz zu verstehen, zu erkennen, zu gewinnen. So hielt er es sich in seinem Verstande vor. Und dennoch heuchelte er im Gespräche mit seinen Freunden einen scheinbaren Frohsinn. Innerlich schrumpfte er zusammen. Nichtig kam er sich vor, wertlos. Und da zweifelte er plötzlich an seiner Fähigkeit, die starke gerade Natur Gertruds mit seinem Wesen zu erfüllen. Sie war mißtrauisch gegen seine neue Zärtlichkeit zu ihr. Sie hatte fest geglaubt, das Gespinst ihrer Beziehungen zueinander, sonderbar zart von Anfang an, wäre für immer zerrissen gewesen. Sie hielt es in ihrer Geradheit und Unkenntnis von der Zweiseitigkeit des Herzens und des Schicksals nicht für möglich, daß er als Mann seine Haltung ändere, daß noch entflammen könne, was ehedem kalt schiene. Und nun glühte er vergebens.

Es war ihm wie einige Stunden nach seinem Auftritt in der politischen Versammlung. Hatte er nicht auch da sich gequält, ob er alles, was er vor so vielen Menschen wie im Rausch bekannt hatte, vor seinem Gewissen wahrhaft zu vertreten vermöchte! Hatte er dann nicht den großen Teil der Nacht sich auf seinem Lager hin und her gewälzt, mit sich gehadert, alles in der Versammlung Gesagte neu hervorgezerrt, schmerzhaft wie Dornen aus heißem Fleisch?

Ach, er streckte die fiebrigen Hände sehnsüchtig nach der Form aus, die kristallklar seiner Seele Inhalt darbiete. Gelang der

Ausdruck nicht jedesmal anders, wie er gewollt? Das Ende nicht jedesmal anders, wie er es vorher erstrebte? Schob nicht eine fremde Hand an seiner Schulter; webten nicht fremde Finger das Gewebe, das er unter den Händen hielt? Ein kühler Zug wehte. Es fröstelte ihn.

Jetzt saß er verschleierten Blickes unter den Freunden und redete wieder von dem, was wie ein Zug Vogelschwärme durch seinen Geist zog.

Er sprach von den Mitteln, die Menschen einander näher zu bringen, jene Fremdheit zu verscheuchen, die zwischen ihnen liegt, die im Schoße Neid, Haß, Eifersucht birgt, die die Ursache der Klassen- und Völkerkriege ist.

Und dies waren seine Schlußfolgerungen. Sie erhoben sich wie Gipfel im Sonnenlichte.

Wieder Mensch werden kann man nur, indem man den Krieg jeder Art aus dem Herzen reißt.

Statt Wille zur Macht muß uns Wille zur Einfügung beherrschen.

Die Kraft zur Einfügung in das Gemeinschaftsleben ist die Klarheit über die Rechte des Nächsten.

Höflichkeit ist die erste Form der Menschlichkeit.

Erst durch den kapitalistischen Menschen, der alles auf das Diesseits stellt, der alles nach dem Mehrerwerb an zeitlichen Gütern einrichtet, der selbst nur ein Werkzeug ist, obschon er alles für sich tut, erst durch ihn ist die Welt freudelos, unruhig, finster und haßvoll geworden. Nur der, der sein Leben auf das Jenseits richtete, hat auf Erden nichts zu verlieren und genießt sorgenlos das Diesseits aus.

Gedanken wie Spitzen, woran eine Bekenntnisfahne, die Widerspruch weckte, flatterte.

Job Hebens praktisch saftiger Bauernwitz, Meister Michels mißtrauischer Sektengeist springen dagegen an. Gertruds Stimme klingt fragend, ihre Blicke trinken Antwort wie Licht. Ihr Verstand weitet sich. Meinte Herr Asseweeth auf ihre Frage nicht, daß man alles gefällig tun und sagen müsse, daß das die Herzen öffne und den Verstand reize! Stark müsse man nur in der Sache sein, in der Form aber freundlich, milde. Dann gäbe es keinen Zweifel mehr, wie man sich anderen Standesgenossen gegenüber zu benehmen hätte. Dann könne man sich überall benehmen. Und bei Feinden selbst sei man der Achtung sicher. Das war es, was sie nicht gewußt hat. Diese Unkenntnis hatte ihr im Verkehr so viel Widernisse zugezogen! Sie wurde schamrot, als sie sich bedankte. Aber die Aufklärung war ein Wunder. Ihr Verstand

weitet sich. Wärme steigt, singt. Hat sie nicht einen neuen Lebenssinn erworben? Fühlt sie sich nicht freier?

Weshalb kam er wohl wieder auf den Kreuzhof? Weshalb schaute er sie vorhin, als sie beide allein waren, so innig an? Da meinte sie, es wäre eine neue Art, sie wegen ihrer Offenheit im Charakter, Ungeschicklichkeit im Benehmen und Niedrigkeit der Geburt herabzusetzen. Liebte er sie jetzt vielleicht? Wäre das möglich?

Ach, es war ihr, als ob die Luft sich geändert hätte. Heißes wehte weit her. Schleier fielen wie vom Antlitze der Zukunft. Es lockte. Geheimnisvoll süße Unruhe stieg auf wie Staub vor etwas hoch Herannahendem. Sie verschlang die bebenden Finger, senkte das flammende Gesicht, horchte auf das Tönen seiner Stimme.

Die Männer sprachen über den Plan Gerds, eine Schriftensammlung über das neue Deutschland vorzubereiten und nach dem Kriege, wenn keine Zensur mehr die Wahrheit erdrosselе, herauszugeben unter dem Titel: ‚Der neue Kiepenkerl'.

Ihr Vater zwinkerte schlau mit den Augen und sagte schmissig: ‚Junge Ossen plögget slecht.' Dann erläuterte er ernst, daß Gerds Ansichten bis zur Umsetzung in die Wirklichkeit noch sehr viel zahmer werden müßten. Er empfahl den Eintritt in das praktische politische Leben. Gerd war willens zum politischen Kampfe, doch hielt er daran fest, daß seine Ansichten nicht zahmer, sondern noch feuriger werden müßten, um die Begeisterten zur Tat und die Lauen zur Begeisterung zu entfachen.

Meister Michel pflichtete ihm bei, indem er den Arm um seinen Freund legte und kündete: ‚Wir zwei kämpfen für dieselbe Sache auf zwei verschiedenen Schlachtfeldern.'

Da kreuzten sich Gerds und Gertruds Blicke. Sie zuckte auf; Flammen entzündeten sich in ihnen; dämonisch hielt es sie; zog es sie; süße trunkene Starre.

Die Unterhaltung der Männer verkettete sich weiter. Gertrud benutzte mit bewußter Geschicklichkeit ihren weiblichen Verstand, um sich aus der Nähe Gerds, wie aus ihrem Schicksal zu befreien.

‚Nicht so, nicht so! Was denkt er von mir? Ich werfe mich ihm hin? Verführen, quälen will er mich nur. Habe acht auf die Reinheit deiner Seele; der Fallstricke gibt es unzählige, unsichtbare, unfühlbare . . .'

Sie hatte sich in ihre Kammer geflüchtet, hockte vor dem kleinen Bilde der schmerzensreichen Mutter, hatte den heißen Kopf auf der Schulter liegen, preßte die Hände auf den Busen und weinte.

(Schluß folgt.)

Briefe von Onno Klopp an Johannes Janssen / Von Ludwig Freiherrn von Pastor

(Fortsetzung.)

Hannover, 9. November 1862.

Mein lieber Freund! Ich habe mich nach meiner Rückkehr mit allem Eifer auf Leibniz geworfen, um durch die Beschaffung des ersten Bandes Zeit und Raum zu gewinnen für die andere Schrift. Auch dazu sammle ich gleichzeitig Material, und ich darf sagen, daß ich manches Vortreffliche finde. Über den Plutarch* habe ich verschiedentlich nachgedacht; doch scheue ich mich noch, meine Ansichten zu Papier zu bringen, bis ich mir selbst darüber klarer geworden bin.

Die ersten Tage nach meiner Rückkehr hier gärte Frankfurt mir noch sehr im Kopfe herum, erst allmählich wurde es stiller. Es war für mich gut, daß die Sache zu Ende war; denn ich fühlte mich am Donnerstage in Frankfurt so abgespannt wie selten. Ich bin um halb acht Uhr zu Bette gegangen und habe tief und fest bis 6½ Uhr geschlafen. Das hat mich hergestellt.

Grüßen Sie mir ganz besonders den Herrn geistlichen Rat,** der mir hoffentlich das Nichterscheinen am Donnerstag abend nicht als Unart ausgelegt hat. Ich würde ein sehr überflüssiges Möbel in der Gesellschaft geworden sein.

Wird der Tag von Frankfurt Ergebnisse haben? — Hier nicht sehr. Die Wucht der nationalvereinlichen Presse lastet schwer auf uns. Wir sind mundtot, und der große Haufe läuft den Schreiern nach. Es ist kein Verstand in dieser tollen Wirtschaft. Aber man hat hier viele Schuld. Die unglückselige Katechismusangelegenheit*** spukt noch immer fort. Wäre doch die nur erst begraben! Man will hier nur auf die Presse wirken; aber ich fürchte, die Verdrießlichkeiten, und die Mittel, welche man wählt, sind nicht die geeigneten.

---

* Unter diesem Titel war eine Sammlung von Biographien geplant. Über den von Benjamin Herder angeregten Plan eines ‚deutschen Plutarch' vergl. Friedrich, J. v. Döllinger (München 1901), Band III, 284 f. Das Projekt wurde von Döllinger schließlich der historischen Kommission in München empfohlen und fand in der von Liliencron redigierten großen ‚Allgemeinen deutschen Biographie', deren erster Band 1875 erschien, seine Verwirklichung.

** Eugen Theodor Thissen, geboren 1813, gestorben 1877, von 1858—69 Stadtpfarrer in Frankfurt am Main. Klopp wohnte während seines Frankfurter Aufenthaltes in dem gastlichen Hause dieses ausgezeichneten Mannes.

*** Die Revision des alten rationalisierenden Katechismus hatte in Hannover zu großen Streitigkeiten unter den Protestanten geführt, über die eine sehr ausgedehnte Literatur vorliegt. Klopp erzählte mir einmal als Beweis der Vortrefflichkeit der Bibliothek des Britischen Museums zu London, daß er diese Schriften nirgendwo so vollständig wie dort gefunden habe.

Ich werde in der Schrift ‚Deutschland usw.'* namentlich auch den Plan beleuchten, den Leibniz im Jahre 1688 ff. mit Ludolf in Frankfurt zur Begründung eines Collegii germanici historici hatte, wozu der Kaiser Leopold ihm mündlich bereits seine Zustimmung gegeben. Ein solches Kollegium damals und festgehalten wäre für Deutschland mehr wert gewesen als einige Regimenter Soldaten. Die Fälschung der Geschichte im französisch-friderizianischen Sinne wäre nicht möglich gewesen, wenigstens nicht mit solchem Erfolge. Aber es ist nun einmal nicht geschehen, und wir sind krank, sehr krank. Drei Viertel der Deutschen denken in geschichtlichen Dingen, wie die Franzosen uns denken lassen wollen, wenigstens über die letzten Zeiten des Reiches seit der Reformation.

Es ist da unendlich viel zu tun.

Nun, ich bitte, erwägen Sie zunächst diese Sache mit Herrn Krabbe und teilen Sie mir dessen Ansicht mit, offen und frei, ob Sie es für gut halten, daß ich entschieden beharre. Ihre Bedenken haben erst den Zweifel in mir erregt, und ich fühle mich nun nicht mehr sicher zum eigenen schnellen Entscheiden. Grüßen Sie auch sonst die Bekannten und behalten Sie in Andenken Ihren Onno Klopp.

Hannover, 4. Dezember 1862.

Mein lieber Janssen! Ich schicke Ihnen ein ganzes Paket, nämlich ein Exemplar von Tilly und ein Manuskript. Die beiden Bücher ersuche ich Sie in meinem Namen dem Herrn geistlichen Rat Thissen überreichen und ihn um wohlwollende Annahme derselben zum Andenken an mich bitten zu wollen. Das Manuskript bitte ich Sie, zu lesen, wenigstens das Vorwort. Ich habe nämlich vor, mich offen als Verfasser der ‚kleindeutschen Geschichtsbaumeister' zu nennen, und zwar eine ähnliche Vorrede zu geben, wie ich sie für ‚Deutschland und das Haus Habsburg' zuerst projektiert hatte. Denn auf diese kleindeutschen Geschichtsbaumeister beziehen sich ja Sybels Äußerungen.** Es ist möglich, daß mir für jene andere Schrift ‚Deutschland und das Haus Habsburg' hier Hindernisse in den Weg treten. Deshalb habe ich, damit Herr Herder wenigstens auch etwas Neues mit darbiete, den Bluntschli hinzugefügt, der mir ins Netz gelaufen ist.

Sind Sie mit dem Vorwort einverstanden, so bitte ich Sie, das gesamte Manuskript direkt weiter an Herrn Herder zu schicken, den ich gleichzeitig mit diesem Brief in Kenntnis setze. Billigen Sie das Vorwort nicht oder haben Sie überhaupt erhebliche Bedenken gegen das Nennen des Namens usw., so bitte ich Sie vorher um eine Nachricht. Sie dürfen aber nicht lange säumen.

Haben Sie den Brief von Nesselrode *** gelesen? Hier schweigt ihn die

* Das Werk ‚Deutschland und die Habsburger' wurde aus Klopps Nachlaß herausgegeben und bearbeitet von L. König, Graz 1908.

** Vgl. oben S. 238 f. der Einleitung zu vorliegender Ausgabe.

*** Der Brief des russischen Staatsmannes Karl Robert Grafen von Nessel-

nationale Presse tot, und wie unsere Regierungspresse ist, können Sie daraus entnehmen, daß es eines besonderen Briefes an die Redaktion bedurfte, damit sie nicht das französische Original, sondern eine Übersetzung in eine Ecke aufnahm. Ich hoffe aber auf diese Wirtschaft bald einmal nachdrücklich einwirken zu können. Das Blatt will großdeutsch sein, schwärmt für den großen Friederich und verteidigt Bismarck. Nicht zu glauben, ohne zu sehen. Das Großdeutschtum hat keine schlimmeren Feinde als diese Leute.

Mir geht es so ziemlich, doch habe ich bis zu Ende des Monates überreichlich zu tun, denn ich will nun einmal meinen ersten Band liefern und würden es auch zwei. Ich habe glücklicherweise einen guten Schreiber, einen verunglückten Juristen, der die Handschrift von Leibniz liest und Latein versteht. Das fördert mich rascher. Aber ich bin noch nicht am Redigieren und vor allem noch nicht bei der Einleitung, die doch einige Bogen lang werden muß. Ich habe auch noch keine Nachricht von dem Grafen Schönborn, weiß also nicht, ob ich dahin muß oder nicht.

Leben Sie wohl! Besten Gruß an Herrn Thissen und alle Freunde. Der Ihrige Onno Klopp.

Hannover, den 14. Januar 1863.

Mein lieber Janssen, man schiebt bekanntlich das Schreiben immer auf. Ich hatte meine Noten zu Schiller schon fertig, als ich Ihre neuliche Zusendung über ihn erhielt; dennoch habe ich gezögert, weil ich erst die Matinées abwarten wollte. Sie sind nun endlich heute gekommen und anbei erfolgt ein Exemplar.* Aber nennen Sie um Gottes willen meinen Namen in keiner Weise, damit ich nicht der Blitzableiter der Zorneswut von Gotha werde.

Ich habe Ihnen keinen Aufsatz über Schiller schreiben können; deshalb erfolgt sub petitione remissionis mein Exemplar mit Noten.

Im übrigen geht es so ziemlich. Ich bin bis auf gelinde Erkältungen gesund, meine Familie ist es, was will man mehr? Hoffentlich sind Sie ganz hergestellt. Daß ich es nicht vergesse, meine Frau hat mir ausdrücklich und wiederholt aufgetragen, Sie von ihr zu grüßen; aber sie läßt Ihnen auch sagen, daß Sie der Vorsicht wegen dem großen Haufen gegenüber lieber zwei- oder dreimal gelegentlich hätten einfließen lassen sollen, daß Sie dem Dichter Schiller nicht zu Leibe wollen. Ich würde es auch für gut halten, wenn Sie vielleicht noch so etwas nachschicken wollen, um vielleicht und möglicherweise den Kläffern das Maul etwas zu stopfen. Viele allerdings wollen es nicht gestopft haben; aber wir rechnen doch auch immer etwas auf die Regungen einer bona voluntas. Sonst wäre ja freilich alles aus.

robe (geboren 1780, gestorben 1862), über König Friedrich II. von Preußen, wurde von Janssen in den Kölnischen Blättern 1862 besprochen.

* Vgl. unten S. 388.

Wenn ich ‚Deutschland und das Haus Habsburg‘ wieder aufnehme, so wird etwas ganz anderes daraus, eine ordentliche, gründliche Arbeit. Ich weiß es noch nicht. Es wird Herder nicht recht sein; aber ich habe nicht freien Raum, und der Vorwurf des Ultramontanismus, Jesuitismus usw. liegt hierzulande immer nahe. Er wirkt auf die Hannoveraner wie ein Medusenhaupt. Sie verzeihen alles, nur das nicht. Zu dem ‚Plutarch‘ bin ich noch immer nicht gekommen. Ich arbeite Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend; aber was ist fertig? Zuweilen auch versplittere ich mich. Neulich habe ich eine Broschüre über den Handelsvertrag* gemacht, Donnerstag Stoff gesammelt, Freitag und Sonnabend concipiert, Sonntag und Montag mundiert. Gestern habe ich sie jemandem zur Begutachtung gegeben. Ob ich sie drucken lasse, weiß ich noch nicht. Der Regierung ist es nicht recht, denn sie fürchtet, daß die Agitation dann wieder losgehe. Sie möchte am liebsten, daß alles schwiege. Aber die Leute schweigen, weil sie glauben, es sei gar kein Gegner da.

Leben Sie wohl und melden Sie mir gelegentlich etwas in Sachen der Matinées. Ich meine, einer deutschen Übersetzung müßte auch die Kritik der Echtheit beigegeben werden. Ich schreibe keinen Buchstaben. Die Kugel rollt auch ohne mich. Grüßen Sie Herrn Thissen. Ihr treuer Onno Klopp.

Hannover, den 23. Februar 1863.

Mein lieber Freund, ich habe seit Wochen nichts von Ihrer ‚Reichstagskorrespondenz‘ gehört. Sie sind so freundlich gewesen, mir die einzelnen Bogen zu schicken. Ich bin nicht imstande, hier alles wieder zusammenzubringen. Ist das Werk vollendet, so bitte ich Sie um ein Exemplar. Ich will nämlich doch wieder an die Ausarbeitung der Schrift: ‚Deutschland und das Haus Habsburg‘ gehen. Meine schwächste Stelle ist aber das 15. Jahrhundert. Sobald ich Karl V. habe, wandle ich auf sicherem Boden, aber nicht vorher.

Ich habe die Jämmerlichkeit der Schillerschen Geschichtschreibung** vorher nicht in solcher Weise gekannt. Das ist ja maßlos.

Allein dennoch, glaube ich, tun wir besser, die Kraft gegen die jetzt lebenden Historiker zu richten oder auch ohne Kritik derselben positiv ihnen die Wahrheit gegenüber zu stellen. Man erwidert gar zu leicht: Schiller sei nicht eigentlich ein Historiker. Und auf der andern Seite bietet man der populären Verleumdung eine Handhabe, daß der Ultramontanismus alles Große und Herrliche antaste.

Hat Herder Ihnen ein Exemplar der Matinées*** geschickt? Sonst

* Diese Schrift Klopps fehlt auch in dem sehr sorgfältigen Verzeichnisse seiner Werke, welches sein Sohn in der Biographie als Anhang gegeben hat. Die Schrift ist mir auch sonst nicht bekannt.

** Janssens ‚Schiller als Historiker‘ erschien 1863.

*** ‚Morgenstudien über die Regierungskunst von dem Könige Friedrich II.

werde ich es tun; aber nennen Sie ja nicht meinen Namen. Denken Sie sich, daß Williams und Norgate, die das Manuskript bekommen haben, jetzt Querelen machen, Herder dürfe den französischen Text nicht drucken.

Mit Leibniz sind wir noch immer nicht zum Drucke gelangt. Wenn Bürokraten in literarischen Dingen dreinzureden haben, so gibt es tausend Weitläufigkeiten, die ein anderer Mensch nicht ahnt.

Hagemann in Hildesheim ist eine tüchtige Kraft, die ja leider in Hildesheim sitzt. Dogmatik lesen können auch andere. H. müßte eine Stellung haben, sein publizistisches Talent zu entwickeln. Aber wie? Die Regierungen kümmern sich um ihre besten Freunde nicht. Unser König gibt Maskenbälle, um sich populär zu machen. Für die Kosten eines Balles könnte er seine Landeszeitung für ein Jahr auf die Stellung eines Volksblattes erheben, während jetzt diese Zeitung ihm unendlich mehr schadet als nützt. Aber man ist taub gegen guten Rat.

Ich habe vor drei Monaten eine betreffende Denkschrift eingereicht. Der Minister, dem ich sie gab, sagte mir acht Tage später: ‚Ich bin mit allem einverstanden.' Geschehen ist aber nichts, und es wird auch nichts geschehen. Die kleindeutsche Presse dominiert in allen Klubs und in allen Familien. An der Spitze unseres Schulwesens steht nach wie vor der geistige Vater der Nationalregierung, der bekannte Kohlrausch.* Der Mann leitet das hannoversche Schulwesen seit 32 Jahren. Darf man sich wundern, daß alle Lehrer im Herzen preußisch sind? K. ist unendlich gefährlicher als Benningsen.

Dabei aber diese Zaghaftigkeit, man soll Preußen nie verletzen. Preußische Zeitungen predigen bereits das suffrage universel für Braunschweig, wenn der Herzog stirbt (‚Magdeb. Ztg.' 43), gemäß der französischen Schrift ‚La souverainité du peuple', Brüssel und Leipzig, bei Emile Flatau. Aber man soll Preußen ja nicht verletzen!

Ich schicke Ihnen unter Band meine Broschüre über den Handelsvertrag. Können Sie nichts dafür tun, so vielleicht Hofrat Fischer in der Postzeitung. Aber nicht mich nennen. Gruß an Herrn Thissen usw. Ihr Onno Klopp.

Hannover, den 14. April 1863.

Mein lieber Janssen, freundlichsten Dank für Ihren Brief. Ich halte Sie aber gleich beim Wort und bitte Sie um ein ganzes Exemplar der ‚Reichskorrespondenz'. Ich freue mich sehr darauf. Ich will nämlich die

---

von Preußen, genannt der Große, geschrieben für seinen Neffen. Originaltext mit gegenüberstehender Übersetzung.' (Anonym.) Freiburg 1863. Vgl. auch den Aufsatz von Klopp, Ein Votum in Sachen der Matinées in den historisch-politischen Blättern, Band 52 (1863).

* Friedrich Kohlrausch, geboren 1818, gestorben 1867, war seit 1830 Vorsitzender des Oberschulkollegiums in Hannover. Er veröffentlichte 1863 ‚Erinnerungen aus meinem Leben', die ihn charakterisieren.

Sache etwas gründlicher anfangen und die Arbeit ‚Deutschland und das Haus Habsburg' so ausdehnen, daß es ein Werk von etwa 30 Bogen wird, und zwar nur auf Originalien beruhend. Leibniz vorn, mitten und zu Ende.

Ihre Schrift über Schiller hat mich dabei namentlich darauf aufmerksam gemacht auf diese geistigen Heroen. Sie werden in Leibniz einen andern Mann finden. Darum müssen Sie eben auch nicht gering denken von meiner geistigen Beschäftigung. Denn die Herausgabe der politischen Arbeiten von Leibniz ist einstweilen der schwerste Schlag, welcher der nationalvereinlichen Richtung zugefügt werden kann. Und diese Reihe, etwa 8—10 Bände, muß ich fertig machen, selbst kontraktlich dem Buchhändler gegenüber. Die Sache ist nämlich geändert. Der Auftrag ist in eine Unterstützung geändert, die Ausgabe ist meine Sache und ich habe mit dem Buchhändler den Kontrakt gemacht. Die Subvention dagegen ist unverändert geblieben. Man fürchtet sich vor Preußen. Ich meinerseits bin ganz damit zufrieden.

Wenn ich Ihnen auch Randstriche zu Schiller machen wollte, was schwer ist, so kann ich es nicht, weil ich dies Exemplar bestellen muß, um es zu brauchen. Sie müssen mir darum schon ein anderes Exemplar schicken.

Allein ich sehe da wieder Ihren Brief durch und sehe, daß es Eile hat. Da muß ich mich denn wohl entschließen sub lege remissionis.

Für die Matinées* tue ich, was ich kann. Was in den kölnischen Blättern gestanden, war zum großen Teil von mir, wenn ich es auch von Brüssel datiere. Ich danke Ihnen sehr für das Aufmerksammachen auf Samwer.** Das ist doch einmal ein Aufsatz, der Hand und Fuß hat. Ich hoffe, Bachem wird den Mut haben, eine Beleuchtung aufzunehmen. Ich bitte Sie überhaupt um Mitteilung solcher Dinge. Da ich die Grenzboten nicht lese, habe ich die Existenz des Samwerischen Aufsatzes erst von Ihnen erfahren. Bedenken Sie, daß ich ganz allein bin; denn was ist mit unsern Großdeutschen anzufangen? Überhaupt kann nichts daraus werden, bis wir offen das großdeutsche Kaisertum auf unsere Fahnen geschrieben. Für Trias*** und Bundesreform ist eine Begeisterung unmöglich. Und wir bedürfen der Begeisterung.

Ich habe diesen Winter unablässig geleibnizt. Ich hätte besser getan, etwas für die Schrift ‚Deutschland und das Haus Habsburg' zu arbeiten;

---

* Vgl. oben S. 388.

** Karl Samwer, der bekannte schleswig-holsteinische Staatsmann und Verfechter der Interessen des Augustenburgers, geboren 1819, gestorben 1882, war damals Mitglied des Ministeriums in Gotha.

*** Die Anhänger der Trias-Idee strebten danach, daß sich neben den Großmächten Österreich und Preußen ein drittes Deutschland der Mittel- und Kleinstaaten enger zusammenschließe. Hauptträger dieser Idee waren unter den Fürsten Wilhelm I. von Württemberg und Maximilian II. von Bayern, unter den Staatsmännern von Beust und von der Pfordten.

denn die ganze moles liegt nun noch vor mir, während in jenem Falle die Arbeit im Herbst hätte erscheinen können. Aber es ist nun einmal so.

Danken Sie bestens der Frau Rat Schlosser* für mich. Wenn ich mich auf einige Tage losmachen kann, so muß ich zunächst den Baron Heeremann van Zuydwyk** besuchen, bei Carlshofen an der Weser. Er ist im Besitz des ehemaligen Falkenbergschen Archives und sagt mir, er glaube, daß darin Briefe von Falkenberg aus Magdeburg (Mai 1631) seien. Ich habe mich vor Monaten einem armen Teufel zuliebe photographieren lassen, aber niemals erfahren, wie es ausgefallen. Er wird wohl seine Arbeit schlecht bezahlt bekommen haben; denn das fehlte auch noch, daß ein guter protestantischer Hannoveraner Geld für einen „Ultramontanen und Jesuiten' ausgeben sollte. In der Presse hier zu Lande heiße ich schlechtweg: ‚der berüchtigte Klopp'. Ich will mich aber demnächst doch nach diesen Photographien erkundigen.

Die Wiener werden in Sachen der Presse und Literatur doch niemals klug. Übrigens ist das Ziel, das Sie mir stecken, allerdings das meinige, aber erst nach Jahren. Ich habe für Leibniz mindestens zwei Jahre nötig, um meine kontraktliche Verbindlichkeit zu erfüllen. Diese geht nur auf die Vollendung der politischen und staatswissenschaftlichen Serie, von der halbjährlich ein Band erscheinen soll. Also 8—10 Bände würden vier bis fünf Jahre machen. Ich bin aber eher fertig, nur sage ich das noch nicht. Ich will aber auch zwei Jahre freie Hand haben, wo möglich mehr.

Ich werde mich noch heute an ihre Bogen setzen. Von Herzen der Ihrige. Grüßen Sie auch alle Freunde, namentlich den geistlichen Rat. Ihr Onno Klopp.

Ich begreife aber nicht, wie es möglich ist, an den Matinées zu zweifeln. Sammer hat geschickt plaidoyiert, aber wer steckt dahinter?

Bad Ems, 5. August 1863.

Mein lieber Janssen! Ich schreibe Ihnen von Bad Ems aus, wo ich meine Kur bereits vollendet. Ich hegte anfänglich den Gedanken, über Frankfurt zurückzukehren; allein ich bin des Bades und noch mehr des Fahrens auf Eisenbahnen so überdrüssig, daß ich recta via zurückzukehren gedenke. Sie müssen mich schon entschuldigt halten, ich strebe immer zurück nach meinen vier Pfählen.

Ich bin in den letzten Monaten sehr mit Arbeit überhäuft gewesen, die den Zweck der Wahlen im Auge hatten. So bin ich zu etwas anderem

* Über Frau Rat Sophie Johanna Schlosser, welche seit dem Tode ihres Gemahls (1851) den Winter regelmäßig in Frankfurt am Main und den Sommer auf Stift Neuburg bei Heidelberg zubrachte, und ihre Bedeutung für die katholische Bewegung jener Zeit vgl. Historisch-politische Blätter 57, S. 85—108. Siehe auch ebenda 109 S. 751, die Ausführungen von Dr. A. v. Steinle und Pastor, Lebensbild von Johannes Janssen (Neue Ausgabe, Freiburg 1894) S. 25 ff.

** Klemens Freiherr Heeremann von Zuydwick, der bekannte Zentrumsführer, auch als Kunstschriftsteller hochverdient, geboren 1832, gestorben 1903.

nur notdürftig gekommen. Leibniz hat geruht, viel mehr noch ‚Deutschland und das Haus Habsburg'. Von dem ersten ist ein Band unter Presse. Der Plan der anderen Arbeit ist geändert. Sie soll nämlich nicht in einer direkten Beziehung zur Tagespolitik stehen, sondern eine eigentlich wissenschaftliche, historisch-politische Arbeit sein, schließend mit 1815, und zwar so, daß der Kontakt zwischen Österreich und Hannover besonders stark hervortritt. Zu diesem Zwecke dient Leibniz ganz besonders. Hannover ist wesentlich für Österreichs Stellung in Deutschland, und dies muß den Hannoveranern insbesondere zur Erkenntnis gebracht werden.

Sie sehen, dies ist ein wichtiger Grund für mich, eine Schrift nach diesem Plane nur in Hannover erscheinen zu lassen. Denn dazu kommt nun noch der Eifer des Königs persönlich für sein Hannover. Er hatte mir die Wahl des Verlages für Leibniz freigestellt, oder vielmehr hatte nach dem Berichte des Ministeriums geäußert, daß er keine Entscheidung treffen, sondern das durchaus mir anheimstellen wolle. Allein ich wußte wohl, daß ich nicht aus Hannover gehen durfte. Endlich die Konfession. Um meinen Gegnern diese Waffe, mit welcher sie auf den großen Haufen wirken, zu entwinden, muß ich einen protestantischen Verleger haben.

Ich habe Herder vor einiger Zeit eine Andeutung darüber gemacht, daß ich in dieser Beziehung nicht meiner freien Wahl folgen dürfe. Ich zweifle gar nicht, daß ich mich pekuniär bei Herder besser stehen würde als bei meinem Hannoveraner; allein die Sache spricht für Hannover.

Sie wissen, daß ich in Betreff des ursprünglichen Planes erst mit dem Baron Gruben* einig war und dann, als ich Herrn Herder kennen lernte, mit diesem die Sache wenigstens im allgemeinen besprochen habe. Näheres ist zwischen uns übrigens nicht festgestellt. Aber ich möchte doch gar zu gern, daß Herder selbst sich mit diesem Gedanken einverstanden erklärte, und am allerwenigsten möchte ich bei ihm den Vorwurf der Wandelbarkeit auf mich laden. Der Schein ist allerdings da. Dies hat seinen Ursprung daher, daß ich lange Jahre hindurch gewöhnt gewesen bin, durchaus selbständig, ohne fremden Rat allein zu handeln. In Hannover habe ich nun seit ein paar Jahren aus Erfahrung lernen müssen, daß die Stellung sich für mich verändert hat, daß ich nicht mehr handeln darf ohne Rücksicht auf das, was Hans und Kunz sagen, sondern Hans und Kunz erst hören muß. Ich bin nicht mehr frei wie früher.

Ich glaube doch auch nicht, daß Herr Herder sich weiter als gesprächsweise geäußert haben kann: er werde eine solche Arbeit von mir verlegen, und diejenigen, denen er es gesagt, werden es für die ‚kleindeutschen Geschichtsbaumeister' gehalten haben.

Überlegen Sie sich das und teilen Sie mir, wenn Sie ein wenig Zeit übrig haben, gelegentlich Ihre Meinung mit! Eile hat die Sache nicht,

* Franz Joseph Freiherr von Gruben, geboren 1829, gestorben 1888, Politiker und in seinen Mußestunden auch Dichter.

denn ich habe einstweilen nur Collectanea und werde noch mehrere Monate sammeln. Aber der Plan steht mir ziemlich klar vor der Seele, und ich werde hoffentlich schnell arbeiten. Es kommt mir darauf an, trotz aller meiner Gegner, im Norden dennoch eine feste Position zu fassen. Es fehlt den Gutgesinnten in Hannover durchaus an einer wissenschaftlichen Unterlage für die Richtung des gegenwärtigen Ministeriums. Diese Unterlage muß gegeben werden, selbst mit etwas hannoverschem Erdgeschmack. Es geht einmal nicht anders. Die Sachlage in dieser Beziehung ist wesentlich anders wie vor zehn Monaten. Damals war die hannoversche Regierung negativ einer der tätigsten Förderer des Nationalvereines; mit der jetzigen, wenigstens mit den politischen Leitern Platen und Windthorst bin ich für meine Person in allen Punkten einig. Eben darum aber muß ich auf ihre Meinung in dem Modus bei solchen Dingen sehr viel Gewicht legen. Als einen Beweis, wie wenig im anderen Falle die Sache wirkt, führe ich Ihnen eine Äußerung unseres Kultusministers an, der hier mit mir eine Zeitlang im selben Hause wohnte. Mutig begann er: ‚Ich habe gehört, ich glaube von meinem Kollegen Windthorst, Sie wollten einige kritische Abhandlungen gegen Häußer und Sybel zusammen drucken lassen; ist das geschehen?‘ Ich berichtete ihm darauf die Sache, von der er gar nichts wußte. Ich setze hinzu, daß ich mit ihm auf dem Fuße stehe, daß er [mir] Frau und Tochter, die hier geblieben sind, dreimal mit dringender Bitte empfohlen hat; also an eine Ungunst gegen mich persönlich ist nicht zu denken.

Überlegen Sie es sich, und wenn Sie meiner Ansicht sind, so bitte ich Sie, unseren Freund Herder zu überzeugen, daß ich mit dem besten Willen mich nicht frei bewegen kann, daß ich um der Verhältnisse willen tun muß, was ursprünglich nicht in meiner Absicht war.

Dr. Roth* war hier. Ich habe ihm keinen Gegenbesuch machen können, weil er weg war, ehe ich mich dessen versah. Stehen Sie auf freundlichem Fuß mit ihm, so bitte ich Sie, ihn zu grüßen.

Von Herzen der Ihrige Onno Klopp. — Grüßen Sie aber vor allen Dingen Herrn Thissen.

Hannover, den 27. November 1865.

Verehrtester Freund! Seit längerer Zeit habe ich nichts von Ihnen gehört, als durch Prof. Hagemann, daß es Ihnen wohl ginge. Ich glaube mich daher brieflich einmal wieder bei Ihnen in Erinnerung bringen zu müssen.

In Ihrer Nähe, in Darmstadt, weilt jetzt der Privat-Gelehrte Matthias Koch, der soeben den zweiten Band seines ‚Ferdinand III.‘ herausgegeben. Der Band ist wie Band 1 desselben Werkes reich an einer Menge schätzbarer Nachrichten, namentlich stelle ich die Korrespondenz zwischen Ferdinand III. und Grafen Trautmannsdorf hoch und wünschte nur, Koch hätte davon noch

* Der Historiker Roth von Schreckenstein.

mehr gegeben. Allein die Form des Buches ist, wie auch beim ersten Band, sehr holperig, wenig übersichtlich und so weiter. Und wenn Herr Koch einmal einen Anlauf zum Bessern nimmt, so geht er auf Stelzen und macht es nur noch schlimmer. Er schreibt mir, der Verleger Gerold habe sich beklagt, daß vom ersten Band nur 200 Exemplare gegangen seien. Ich fürchte, daß es mit diesem nicht besser stehen wird.

Ich habe den ersten Band für die ‚Historisch-politischen Blätter‘ besprochen und werde ebenso auch diesen besprechen.* Allein damit die von Koch geförderten archivalischen Schätze etwas mehr in Kurs kommen, als durch sein Buch geschieht, werde ich auch dieses Mal die Sache ausführlicher behandeln, so daß mein Bericht vielleicht 2—3 Bogen umfassen wird. Ich denke ihn in 8—14 Tagen an die ‚Historisch-politischen Blätter‘ in München einzusenden.

Mein Vorschlag ist nun der, diese kleine Schrift so zu halten, daß sie mit einigen Veränderungen, die ich leicht anbringen könnte, für den Broschürenverein zu benutzen wäre. Jedoch ohne meinen Namen. Sie werden sich natürlich nicht eher darüber entscheiden, bis er Ihnen in den ‚Historisch-politischen Blättern‘ gedruckt vorliegt. Ich denke, dort wird man dem Broschürenverein die Erlaubnis des Abdruckes gern gewähren.

Ferner habe ich noch eine Bitte. Ich hoffe, Sie sind mit der ‚Reichskorrespondenz‘ 2. Bandes schon so weit vorgerückt, daß sie benutzt werden kann. Ich arbeite jetzt stark an meiner Schrift ‚Deutschland und das Haus Habsburg‘, und zwar soll der erste Band gehen bis zum Ende des Kaisers Karl V. Es wäre mir nun sehr erwünscht, wenn ich, soviel möglich, die ‚Reichskorrespondenz‘ brauchen könnte. Läßt sich das nicht in irgendeiner Weise machen? Vielleicht so, daß Sie die Freundlichkeit hätten, Herder zu bewegen, daß er mir die Aushängebogen zustellt? Wollen Sie einmal darüber nachdenken?

Grüßen Sie den Herrn geistlichen Rat Thissen auf das Freundlichste von mir; ich bitte darum auch, wer sonst sich meiner erinnert. Von Herzen der Ihrige O. Klopp.

Als Motto für meine Schrift habe ich ein Wort von Leibniz gefunden: ‚L'Allemagne sans l'Austriche est un corps sans tête.‘ Erwägen Sie auch die Kehrseite: Was ist Österreich ohne Deutschland?**

Hannover, den 18. Mai 1866.

Mein verehrtester Freund, eine besondere Veranlassung bringt mich heute zum Schreiben an Sie. Es hat mich nämlich der junge Herr von

* Historisch-politische Blätter, Band 55, S. 157—195 und Band 57, S. 200—223, 280—310.

** Das Schreiben trägt von der Hand Janssens die Bemerkung: ‚Beantwortet am 4. Dezember und als Broschüre einen Überblick über den dreißigjährigen Krieg vorgeschlagen. Abdrücke verteilt der Verein nicht.‘

Borchgrave,* bis jetzt Legations-Sekretär bei der belgischen Gesandtschaft im Haag, in Erwartung seiner Versetzung nach Frankfurt um eine Empfehlung an Sie ersucht und zur Sicherheit der Ausführung seiner Bitte gleich ein Briefchen an Sie eingelegt. Ich kenne ihn brieflich etwa seit vier Jahren. Er hat sich erboten, meinen ‚Friedrich II. von Preußen' zu übersetzen und ich habe ihm die Autorisation dazu gegeben. Die Übersetzung ist jetzt im Drucke und wird bald erscheinen. Ferner ist Herr von Borchgrave Mitarbeiter der ‚Revue générale' in Brüssel. Er hat mich hier auch einmal besucht und mir sehr zugesagt. Er ist ein sehr strebsamer junger Mann, hat in Brüssel von der Akademie, wenn ich nicht irre, einen Preis erlangt für seine Arbeit über belgische Niederlassungen in Siebenbürgen. Ich denke mir, daß Sie Ihre Freude an ihm haben werden, und möchte Sie bitten, ihn auch bei Herrn Thissen einzuführen, den ich vielmals zu grüßen bitte.

Sie werden aus den Zeitungen erfahren haben, wie es hier steht. Unsere Generale haben sich ein trauriges Armutszeugnis ausgestellt. Der Erfolg ist, daß der Nationalverein die Politik Hannovers lobt. Dahin sind wir gekommen. Ich kann in meiner Stellung als königlicher Diener diese Politik nicht in der Presse angreifen; aber ich freue mich, daß mein Freund Hagemann es getan hat. Ich schicke Ihnen seinen Artikel und beklage nur, daß derselbe in dem obskuren Blatte steht. Der Artikel verdient von der gesammten großdeutschen Presse wiederholt zu werden. Können Sie etwas dafür tun, so wäre das vortrefflich. Beharren wir auf diesem Wege, so gehen wir zugrunde.

Mit freundlichstem Gruße der Ihrige O. Klopp.

Hietzing, 8. August 1868.

Verehrtester Freund, ich kann nicht unterlassen, Ihnen meinen besten Dank auszusprechen für das herrliche Buch über Böhmer, mit welchem Sie uns alle beschenkt haben. Ich freue mich über die objektive, in aller Beziehung so würdige Haltung, welche Sie dem Werke gegeben. Wir lasen es um die Wette, meine Frau, meine älteste Tochter und ich, jedoch bekenne ich gern, daß ich nur langsam vorwärts schreite und auch so noch mich nicht mit dem einmaligen Lesen begnügen werde. Es tut mir unendlich leid, den herrlichen Mann nicht auch persönlich gekannt zu haben. Vor einigen Jahren hatte ich, wie Ihnen vielleicht noch erinnerlich, den Gedanken der Abfassung der Arbeit: ‚Deutschland und das Haus Habsburg'. Dieselbe ist auch sogar im ersten Bande bis zu Karl V. druckfertig geworden und Karl V. sollte dann den zweiten Band abgeben. Aber die Dinge haben sich ja so gewandelt, daß es jetzt nicht die Zeit ist, mir wenigstens nicht scheint. Genug aber,

* Em. de Borchgrave veröffentlichte 1866 eine Übersetzung der ersten Auflage von Klopps Friedrich II. in das Französische ‚Frédéric II, Roi de Prusse et la nation Allemande, traduit par Em. de Borchgrave, Bruxelles, Devaux.

für diesen ersten Band habe ich die Vorreden Böhmers zu seinen Kaiserregesten ausgiebig benutzt, oft wörtlich. Aber wie gesagt, es liegt jetzt alles und muß liegen. Viel lieber würde ich jetzt eine Reihe von Jahren an eine Geschichte des Kaisers Karl V. setzen; aber ich habe eben nicht die Ruhe dazu. Andere Pflichten liegen mir ob, denen ich genügen muß. Vielleicht kommt einmal wieder eine bessere Zeit. Das ‚vielleicht' ist inhaltsschwer. Denn die nächste Frage ist dann: wodurch und wie? — und da freilich liegen in jedem Falle furchtbare Konvulsionen zwischen der Gegenwart und dieser besseren Zeit.

Leben Sie recht wohl. Sie sind in der glücklichen Lage, Ihre Zeit und Kraft solchen Arbeiten widmen zu können, wie diejenige, die jetzt hier vorliegt und auf die ich mich täglich nach vollendeter Arbeit freue, um daran mich zu erholen.

Meine Frau, die gerade bei mir ist, trägt auch ihrerseits mir auf, Ihnen ihren Dank auszusprechen für das Buch, welches sie nicht minder eifrig liest als ich jetzt. Dasselbe weiß ich von andern, namentlich von dem Geheimrat von Biegeleben* und seiner Frau.

Nochmals also leben Sie wohl. Stets der Ihrige. O. Klopp.

Hietzing, den 16. Oktober 1868.

Mein verehrtester Freund, besten Dank für Ihren lieben Brief vom 14. September. Ich habe mit Herrn von Biegeleben gesprochen. Er meint, die Nichterwiderung auf Ihre Einsendung könne auch in Kanzlei-Rivalitäten** ihren Grund haben. Herr von Pilat sagt mir, die Erlaubnis zur Einsendung involviere schon den Dank. Praktisch ist es mir gegenüber allerdings so gehalten; denn ich habe nach erteilter Erlaubnis auf meine Einsendung des ‚Friedrich II.' keine weitere Kundgebung erfahren.

Daß Ihr Werk in Berlin günstig besprochen ist, erscheint mir lediglich als ein politisches Manöver, welches seinen Kulminativpunkt durch Rankes Vortrag in der Sitzung der historischen Kommission in München erreicht.*** Denn in Berlin usw. ist immer Disziplin, man sucht dadurch dem Werke die gegen Preußen gerichtete Spitze abzubrechen.

Die Dinge hier sind über alle Maßen trüb. Ich enthalte mich als Gast auf dem Boden von Österreich jedes näheren Eingehens. Dennoch

* Ludwig Freiherr von Biegeleben, geboren 1812, gestorben 1872, Hofrat im Ministerium des Auswärtigen in Wien bis 1871, scharfer Gegner der Bismarckischen Politik. Vergleiche L. v. Pastor, Leben des Freiherrn Max von Gagern (München 1912) Seite 362, 406, 409.

** Janssen hatte auf Anraten zweier österreichischer Diplomaten zwei Jahre zuvor sein Werk ‚Frankfurts Reichskorrespondenz' und die Schrift über Schiller an Kaiser Franz Joseph gesandt, darauf aber keine Antwort erhalten.

*** Ranke besprach in dem Vortrag das dreibändige Werk Janssens über Böhmer, wobei er das Kunststück ausführte, den Namen des Verfassers auch nicht einmal zu nennen!

darf man die Hoffnung nicht aufgeben; denn Österreich allein kann uns ja noch retten.

Was mich betrifft, so würde ich mich am liebsten in mein Schneckenhaus zurückziehen und für sehr lang nur an Karl V. arbeiten. Aber ich kann es nicht. Ich bin zunächst meinem Könige alle meine Kraft und Arbeit schuldig.

Er selbst ist einer solchen Arbeit, deren Gedanken einst Windthorst bei mir anregte und sie dann bekräftigte, nicht abgeneigt. Die Stelle bei Böhmer III, 146 * hat neuerdings sehr anregend dafür auf mich gewirkt. Ich hatte meine Sache so eingerichtet. Ich wollte einen Band geben von etwa 30 Bogen bis 1519, dann Karl V. in einem gleichen Bande usw. Beides habe ich noch in Hannover ausgearbeitet, könnte es sogar gleich in Druck geben. Allein es erscheint mir nicht praktisch. Ich komme auf den alten Gedanken zurück, etwa zwei Bändchen zu geben von je 20 Bogen: das erste von 1273—1617, das zweite von 1618—1848 höchstens, lieber nur bis 1815. Alle diese Gedanken (unleserliches Wort) ich jetzt. Es liegt mir dann natürlich wenig daran, aliquid novi afferre, als kurz gedrängt die Knotenpunkte zu geben, und namentlich Böhmer selbst, Leibniz und andere vorzuführen. Vor allen Dingen die Vorreden von Böhmer selbst zu seinen Regesten auszunutzen. Was urteilen Sie über ein Plagiat solcher Art. Ich bin aber seit Juni 1866 nicht mehr auf dem Laufenden. Ich weiß zum Beispiel nicht einmal, ob Ihre ‚Reichskorrespondenz' jetzt bis Ende Maximilian da ist. Ich bitte Sie selbst, mir das zu schreiben. Auch die Böhmerschen Regesten habe ich hier nicht zur Hand. Sind dieselben nicht sämtlich bei Cotta erschienen?

Im Jahre 1867 habe ich wissenschaftlich sehr wenig getan. Andere Sorgen drängten sich vor. Dabei immer der Gedanke: nächstens bricht doch der Krieg aus. Mir hat mehr, als eigentlich nötig war, die Ruhe gefehlt. Jetzt erst, wo der Hof seit Juli in Gmunden weilt und deshalb der königliche Kontakt aufhört, komme ich mehr zu mir selbst und zurück auf mein eigentliches Treiben. Ich hegte noch immer die Hoffnung, daß die Kanaillen keinen Grund finden würden, mir die Leibniz-Papiere abzuschlagen; aber sie haben es getan auch ohne Grund. Ich werde meine Korrespondenz darüber mit Otto dem Kinde,** wie ihn die Hannoveraner

---

* Es handelt sich um ein Schreiben Böhmers an Chmel in Wien mit Vorschlägen, welche Preisfragen die dortige Akademie stellen sollte.

** Bismarck hatte Klopp die Benutzung der auf der Bibliothek zu Hannover befindlichen Papiere von Leibniz verweigert. Die abschlägige Antwort gab keine Gründe an, sondern stellte einfach den Satz auf, daß Klopp ‚auf die Benutzung der fraglichen Papiere ein Recht nicht anerkannt werden könne'. Klopp teilte darauf in der Schrift ‚Darlegung des Grundes der Sistierung der Herausgabe der Werke von Leibniz' (Leipzig 1868) der wissenschaftlichen Welt, namentlich den Besitzern der ersten fünf Bände des Werkes den Sachverhalt mit. Während keine einzige gelehrte Körperschaft innerhalb der Machtsphäre Bismarcks es wagte,

nennen, veröffentlichen. Eben darum aber muß ich, da ich ohne wissenschaftliche Arbeit nicht leben kann, zurück auf jene Sachen, wie ich sie mit mangelhaften Hilfsmitteln ausführen kann. Ich habe nicht einmal meine eigenen Bücher hier. Dazu bin ich isoliert. Unter den Unsern ist nicht einer wissenschaftlich durchgebildet. Die Österreicher haben keinen Mut und keine Kraft. Sie fürchten sich alle vor dem Scheine des Ultramontanismus usw., namentlich aber vor der Presse. Diese ist bekanntlich hier die schlechteste, die es auf der Welt gibt: unwissend, käuflich wie nirgends, frech, verlogen. Aber alles beugt sich vor ihr.*

Wenn ich meine Absicht ausführe, die ja zunächst nur darin besteht, das schon Ausgearbeitete zu komprimieren, so suche ich damit weniger wissenschaftlich zu wirken als politisch. Aber eben darum müßte man eilen und das erste Bändchen herausgeben, auch wenn das zweite noch nicht fertig ist. Heute ein Büchlein von 20 Bogen und über ein halbes Jahr wieder eins, das wird vielleicht gelesen. An dicken Bänden haben sie hier Überfluß. Buchholtz sieben Bände über Ferdinand I., Hurter neun über Ferdinand II., Arneths unzählige über Maria Theresia flößen ein Grauen ein.

Bitte geben Sie mir Nachricht. Grüßen Sie alle dortigen Freunde.

---

ihre Stimme wider diese Vergewaltigung zu erheben, fand Klopp eine Stütze an dem Pariser Institut de France. Das vom 10. April 1869 datierte Schreiben des Institut ist durch Wiard von Klopp, Lebenslauf S. 112, mitgeteilt worden.

* Über die Wiener Presse äußerte sich Klopp schon am 14. Januar 1867 also: ‚Die Zustände hier sind allerdings sehr traurig. Es ist sehr lächerlich, von dem ultramontanen oder auch nur von dem katholischen Österreich zu reden, denn nirgends hat der hohle Liberalismus der Presse mehr Einfluß auf die Menschen als hier. Oben sitzt keine Kraft, verkehrte Maßregeln überall. Da hat man z. B., um jener Presse entgegenzuwirken, ein Kreuzerblatt gegründet; aber um das zu können, hat die Regierung zuerst ihr eigenes Preßgesetz übertreten, welches jeder Zeitung einen Stempel auferlegt. Du siehst, das Blatt ist daher von vornherein moralisch tot. Es wird geschrieben von schwer besoldeten Hofräten, kostet also viel Geld. Herr Zangg dagegen, Eigentümer der Zeitung „Presse", früher Bäckergeselle, thront als Millionär auf einer der schönsten Villen bei Wien öffentlich mit seiner Maitresse. Das ist Wiener Leben. Ich bin nicht prüde und scharf im Urteile, wo einer sich einmal etwas zuschulden kommen läßt; aber diese Wiener Toleranz geht doch über alles Maß hinaus. Man weiß, daß der Kerl den Meistbietenden feil ist, daß er einen Leitartikel einer Kreditgesellschaft für 30,000 Gulden abgelehnt, weil die Gegener ihm 35,000 Gulden geboten; aber darum ist die „Presse" nach wie vor das gelesenste Blatt. Denn allerdings, es ist oft mit einer Gewandtheit geschrieben, daß die Witzfunken umhersprühen. Aber immer ohne Solidität. Ich für meine Person würde diese bunte Pracht der Schlagworte mir nie aneignen können und bleibe darum und mehr noch aus Grundsatz bei meiner soliden logischen Entwicklung der Gedanken. Die bunten Schmetterlinge leben einen Tag. Dann sind sie dahin.‘ (W. Klopp, Lebenslauf 105.)

Arendts* haben Sie gesprochen, wie ich höre. Meine Frau sagte mir noch gestern wieder, daß sie nie ein geschichtliches Buch mit solchem Interesse gelesen wie das Ihrige über Böhmer. Wir sitzen wie einst in Hannover jeden Abend zusammen und erfahren nichts von der Welt da draußen. Der Ihrige. Klopp.

17. November 1868.

Mein lieber Freund, Ecce iterum! Ich habe Ihnen einen ganz besondern Vorschlag zu machen, der jedoch nur für Sie persönlich ist. Es ist Ihnen bekannt, daß der Berliner Oberkirchenrat sich gegen die Einladung zum Konzil verwahrt hat. Man beruft sich dafür auf die Augsburger Konfession. Nun ist es mein Plan, den Nachweis zu führen, daß eben durch diese Augsburger Konfession der Papst berechtigt ist zur Einladung, selbst vom protestantischen Gesichtspunkt aus, und daß man sich zu beklagen haben würde, wenn er es nicht getan. Ich werde also die Augsburger Konfession und ihre Verfasser beleuchten in möglichst objektiver Weise ohne jedes verletzende Wort, um den Berliner Caesaropapismus daran darzutun und ferner dabei selbst vom protestantischen Boden aus das Recht der Unionsversuche mit der Kirche nachzuweisen, namentlich mit dem Verfasser** selbst, dem die Absicht einer Trennung in perpetuum niemals in den Sinn gekommen ist. Es sind wunderbare Widersprüche in diesem guten Mann; aber er ist bisher in seinem wahren Wesen fast völlig unbekannt. Sein Wahlspruch, dem er getreu zu bleiben glaubt, ist: τὸ εὖ κείμενον μὴ κινεῖν.*** Was sagen Sie dazu, daß ihm dies εὖ κείμενον die Jurisdiktion der Kirche ist.

Meine Frage nun an Sie geht dahin, ob der Broschürenverein eine Arbeit solcher Art unter seine Ägide nehmen würde. Mein Name dabei dürfte unter keinen Umständen genannt werden. Ich würde Sie also bitten, die Vermittlung zu übernehmen.

Ich hoffe in drei Wochen fertig zu sein, etwa drei Druckbogen oder vier. Briefe an mich gelangen sicher hieher unter der Adresse von Fräulein Zanini, Wien, Schönlaterngasse 11. So die äußere Adresse. Die des innern Briefes an mich braucht nur versehen zu sein mit dem Worte: Wiengasse 9 ohne meinen Namen. Ebenso ist es besser, daß Sie nicht unterzeichnen.

Hat Böhmer denn wirklich, wie er einmal angibt, besondere Regesten Henrici Leonis gemacht? Sie würden mir einen großen Gefallen tun, wenn Sie Spezielles darüber angäben.

Überlegen Sie, ich bitte, jene Sache. Einstweilen arbeite ich fort.

---

* Ludwig von Arendts, seit 1855 Professor des römischen Rechts in Wien, gestorben 1873.

** Melanchton. Später widmete Klopp dem Verfasser der Augsburger Konfession eine besondere Schrift: Philipp Melanchthon 1497—1560, Berlin 1897.

*** ‚Was gut ruht, soll man nicht in Bewegung bringen.'

Es versteht sich, daß ich auch hier keinen Mitwisser habe, nicht haben will. Ich nehme aber besondere Rücksicht auf Frankreich und die Möglichkeit einer französischen Übersetzung.

Meine Frau liest womöglich jeden Abend im Böhmer. Max von Gagern studiert ihn auch eifrig. Pilat dagegen, der bald als Generalkonsul nach Venedig geht, grollt ein wenig, daß Böhmer seinen Vater so besprochen, wie er es getan.

Es bedarf nicht der Zufügung einer Bitte an Fräulein Zanini. Es geht auch so. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir ein ähnliches Verfahren für dort angeben wollten. Von Herzen der Ihrige E.

26. November 1868.

Mein lieber Freund! Ihr freundliches Schreiben vom 22. hat mir Ihres Zustandes wegen sehr leid getan; doch tröstet mich, daß es doch nur kleine unwesentliche Geschichten sind, die Sie plagen.

Ich bin unablässig beschäftigt, soweit ich es vermag, die Sache zu Ende zu bringen, sehe jedoch, daß ich mich über die Quantität getäuscht. Unter fünf Druckbogen bleibt die Sache auf keinen Fall. Dabei ist alles so gefaßt, daß ich keine Möglichkeit sehe, erheblich etwas zu streichen. Sie müssen sich also von diesem Gesichtspunkt aus die Sache noch einmal überlegen. Aber ich bitte noch einmal um die strengste Verschwiegenheit für alle Fälle.

Meiner Frau lese ich meine Arbeit vor. Sie erstaunt jedesmal neu über diese Darstellung der Sachlage, und ich hoffe allerdings den Oberkirchenrat sehr in die Klemme zu bringen. Aber die furchtbaren Vorurteile und die Unwissenheit! Schreiben Sie mir bald, daß Sie hergestellt sind. Ganz der Ihrige.

4. Dezember 1868.

Mein lieber Freund! Ich sehe wohl, daß ich Ihnen neulich etwas zu voreilig geschrieben habe. Mein Manuskript ist jetzt fertig und bereits einmal neu durchgearbeitet. Ich werde es noch einmal durcharbeiten und einiges noch wieder neu schreiben, einiges streichen. Im ganzen aber dürfte der Umfang ziemlich genau feststehen. Es kommen doch nicht fünf Druckbogen heraus, sondern in dem Formate und Drucke Ihres ‚Schiller als Historiker' rechne ich 66 Druckseiten heraus. Besser wäre es, wenn nur 61 herauskämen, da doch für Titel und das sehr kleine Vorwort zwei Blätter verwendbar bleiben müssen. Allein einiges kann auch mit kleiner Schrift gedruckt werden. Der Zitate sind wenige.

Sie können also danach Ihren Entschluß fassen. Ich hätte gern für mich, wenn die Sache akzeptiert wird, 100 Freiexemplare, und zwar diese dann auf besseres Papier gedruckt. Ist dies statutenwidrig oder überhaupt nicht Brauch, so erbiete ich mich, diese besonderen Kosten zu tragen. Dann

hätte ich aber auch gern, daß diese Exemplare mit einem Umschlag versehen würden.

Hoffentlich sind Sie jetzt hergestellt. Der Ihrige. K.

14. Dezember 1868.

Mein lieber Freund! Ich habe wiederholt Ihren Brief überlegt und sehe ein, daß weder für Sie noch für mich mein Vorschlag ausführbar ist. Ich kann meine Arbeit nicht in der Art teilen noch verkürzen, wie es die Statuten* fordern. Andererseits aber überzeuge ich mich auch jetzt bei der erneuten Revision, daß die Arbeit doch zu wissenschaftlich-historisch gehalten ist, als daß sie einem großen Leserkreise zugänglich sein könnte. Ich fürchte, Sie würden nicht einmal den Dank davon haben. Lassen wir es also gut sein. Ich will mich an Jörg für die historisch-politischen Blätter wenden oder an Herder. Es kommt mir wegen meiner Stellung natürlich sehr viel darauf an, anonym zu bleiben. Denn im Hannovrischen ist mein Ultramontanismus ein nicht geringes Werkzeug zum wühlen gegen den König, der einen so schwarzen Menschen bei sich duldet. Sie kennen die Konsequenz. Würde der Nachweis erbracht, daß diese Broschüre von mir ist, so würde ich, wie einmal die menschlichen Dinge sind, der Sache des Königs sehr schwer schaden. Und jedenfalls wäre die Publikation durch den Broschürenverein dann gefährlicher.

Hoffentlich geht es Ihnen wieder gut. Vergessen Sie nicht meine Frage in betreff Henrici Leonis. Ich denke mir, daß ich noch einmal wieder im Leben ein wenig Muße haben werde, wo ich meinen Studien leben kann. Dann aber wie ein Einsiedler. Karl V. liegt mir am Herzen. Da ist etwas wieder gutzumachen gegen die . . . Ranke, Maurenbrecher und das ganze Berliner Gelichter. Aber ich kann jetzt nicht.** Jeder Tag bringt mir hier sein eigenes Futter. Und doch wäre der Wunsch des procul negotiis jetzt ein Preisgeben, eine Art Verrat.

Also Geduld! Grüßen Sie Thissen und wer sonst freundlich meiner gedenkt. Der Ihrige.

Hietzing, den 19. Februar 1869.

Verehrtester Freund! Herr Jörg hat den fraglichen Aufsatz in das zweite und dritte Heft der Historisch-politischen Blätter aufgenommen.***

---

* Des Broschürenvereins, dessen Vorstand aus Janssen, Paul Haffner und Eug. Theodor Thissen bestand.

** Eine hauptsächlich gegen Ranke und Maurenbrecher gerichtete Reihe von Aufsätzen über Kaiser Karl V. hatte Klopp 1867 in den Historisch-politischen Blättern, Band 60, S. 1—17, 109—131, 213—232, 345—364, 433—451 veröffentlicht.

*** ‚Das Verhältnis der Konfession von Augsburg zu der päpstlichen Ermahnung an alle Protestanten.' Historisch-politische Blätter, Band 63, S. 148—179, 189—232, auch als Separatabdruck erschienen unter dem Titel

Ein mir persönlich nicht bekannter Geistlicher hat mir neulich durch einen Offizier sagen lassen, er betrachte mich als den Verfasser. Weiter indessen habe ich nichts davon gehört. Nun aber erneuere ich eine Bitte, die ich, wie ich glaube, schon einmal ausgesprochen habe. Sie sprechen in dem Werke über Böhmer an einer Stelle davon, ich weiß nicht gleich wo, oder er selber sagt es in einem Briefe, daß er besondere Regesten Heinrichs des Löwen angelegt. Ich habe dem Könige davon erzählt, und da er alles, was sich auf die Geschichte seines Hauses bezieht, mit einem Eifer ergreift, der fast leidenschaftlich ist, so trug er mir sogleich auf, bei Ihnen nähere Erkundigung einzuziehen, wie es damit stehe. Ich bin zu wenig orientiert jetzt und weiß nicht, was Sie und die andern Herrn aus dem Böhmerschen Nachlasse schon herausgegeben haben. Bitte, haben Sie die Güte, wenn Sie sich wieder so weit wohl befinden, mir eine eingehende Mitteilung darüber zu machen. Je mehr Detail Sie mir darüber angeben können, desto lieber ist es mir; denn der König huldigt wie kaum ein Gelehrter dem Worte: in literis nihil parvum. Ich habe jetzt 14 Tage hindurch täglich von 1—5 Uhr mit ihm Leibniz traktiert. Jetzt hat er es auf dreimal wöchentlich von 12—3 Uhr gesetzt; aber gestern, wo das zum erstenmal war, entließ er mich doch erst um 4½ Uhr. Wenn ihn etwas interessiert, so ist er nicht zu ermüden und es darf ihm auch nicht ein Wort unklar bleiben. Sind die fraglichen Regesten noch nicht veröffentlicht und kann ich in irgendeiner Weise für die Herausgabe tätig sein: so verfügen Sie über mich. Ich würde dem Könige keinen größeren Gefallen tun können, als wenn ich selbst alles daran setzte, eine Biographie Heinrich des Löwen zu schreiben. Allein es fehlt mir bei meinem jetzigen Leben die Ruhe und die Sammlung dazu, ferner die Bücher. Ich bitte also, vergessen Sie mich nicht. Grüßen Sie Herrn Pfarrer Thissen aufs freundlichste von mir. Von Herzen der Ihrige. O. Klopp.

Hietzing, den 4. September 1871.

Mein verehrtester Freund! Nach langer Zeit nehme ich mir die Freiheit, Ihnen einmal wieder ein Lebenszeichen von mir zu geben. Hoffentlich trifft mein Brief Sie in vollem Wohlsein! — Die nächste Veranlassung dieses meines Schreibens ist, daß ich den jungen Mann von hier, Iwan Zahn, der zur katholischen Generalversammlung will, wenn er sich bei Ihnen meldet, Ihnen im voraus empfehlen möchte. Er ist etwa 21 oder 22 Jahre alt, noch studiosus juris an der hiesigen Universität, aber bereits mit erheblichen Kenntnissen in Geschichte und Theologie ausgerüstet und dabei begabt mit einem glühenden Wissensdurste, einem rastlosen Eifer, sich auszubilden. Ich habe große Hoffnung, daß der junge Mann

‚Der evangelische Oberkirchenrat in Berlin und das Konzil', Freiburg 1869. Vorher schon war eine italienische Übersetzung in der ‚Civiltà Cattolica' und eine französische im ‚Echo de Rome' erschienen.

noch einmal Bedeutendes leisten wird. Er hat, wie ich glaube, einmal die Idee gehabt, in den Jesuitenorden zu treten, scheint jedoch darin wieder wankend geworden zu sein. Ich möchte wünschen, daß er sich der Historie widmete, denn ich zweifle, ob er zum praktischen Leben und Wirken die rechte Befähigung besitzt. Er hätte dabei den nicht hoch genug zu schätzenden Vorteil vor vielen anderen voraus, daß er um keines Menschen Gunst sich zu bewerben braucht, da er, soviel ich wahrnehmen kann, ein Vermögen besitzen wird, welches ihn völlig unabhängig stellt. Er hat dabei eine sehr gute Erziehung genossen, ist bescheiden, freundlich, von lebhaftem Ehrgefühl.

Sie sehen, mein verehrtester Freund, ich schildere den jungen Mann sehr günstig; aber ich bin fest überzeugt, daß Sie, wenn Sie ihn kennen, im wesentlichen meinem Urteile beistimmen werden. Und darum bitte ich Sie, nicht der Person wegen, sondern um der Sache willen, lassen Sie ihm diejenige Förderung angedeihen, welche Sie nur immer können. Was er wünscht, ist vor allem die Anknüpfung von Bekanntschaften mit bedeutenden Persönlichkeiten.

Es ist, wie ich glaube, sein erster Ausflug in die Welt, und er zieht hinaus von hier mit einem Sacke voll Hoffnungen und Erwartungen. —

Ich bitte Sie, dem Herrn Stadtpfarrer Thissen meinen wärmsten Gruß zu melden, so wie überhaupt denjenigen, die sich meiner mit Teilnahme erinnern.

Auch meine Frau läßt sich, obwohl unbekannt, Ihnen empfehlen. Auch ist sie nicht so völlig unbekannt mit Ihnen. Ihr Böhmer hat manche Stunde sie in Anspruch genommen. Mit dem herzlichsten Gruße Ihr gegetreuester O. Klopp.

Penzing bei Wien, den 7. Dezember 1873.

Mein hochverehrter Freund! Seit langer Zeit habe ich von Ihnen nichts gehört, als durch den jungen Herrn Zahn, dessen Sie sich vor einigen Jahren so wohlwollend angenommen. Ich bin nun aber so frei, mich wieder in Ihre Erinnerung zu bringen durch eine Bitte. Ich will dieselbe etwas motivieren.

Der Prälat von Stift Tepl in Böhmen hat mir das Diarium von Zacharias Bandhauer 1628—1632 in Magdeburg zugeschickt mit Anfrage um mein Gutachten über die Veröffentlichung. Ich werde die Gelegenheit benützen, um in dem Gutachten, das vorgedruckt werden soll, in kurzen prägnanten Zügen die Bilder von Gustav Adolf und Tilly einander gegenüberzustellen.* Nun weiß ich, daß Böhmer irgendwo sagt, Gustav Adolf sei der Schlüssel der neuen Zeit. Wer ihn nicht recht kenne, werde in allem

* Bandhauer Zacharias, Die Katastrophe von Magdeburg 1631. Auszug aus dessen Tagebuch mit einer kritisch-historischen Übersicht von Onno Klopp. Herausgegeben auf Kosten des Prämonstratenserstiftes Tepl. Freiburg 1874.

irren. — Ich besitze aber die Regesten nicht, habe auch keinen Anhaltspunkt in mir zu finden, wo Böhmer dies Wort gesagt haben könne. Er wird Ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach besser gegenwärtig sein. Deshalb erlaube ich mir die Bitte, daß Sie mir die Stelle angeben oder, wenn es nur die kurze Äußerung ist, dieselbe abschreiben wollen.*

Die Regesten sind weder antiquarisch noch im Buchhandel sonst zu haben. Wäre nicht ein neuer Abdruck zweckmäßig?

Ich habe eben Band VII, VIII, IX von Leibniz publiziert. Meine eigentliche Hauptarbeit aber, an der ich seit 1869 sitze, ist: der Fall des Hauses Stuart und die Sukzession des Hauses Hannover in England im Zusammenhange der europäischen Ereignisse. Ich habe für diesen Zweck namentlich die kaiserlichen Gesandtschaftsberichte hier im Archiv exzerpiert, und zwar schon von 1666 an bis 1714. Wenn ich erst einmal fertig bin, werde ich viel Neues bringen.

Meine Lieblingspersönlichkeit ist bei allen Schwächen, die ich nicht verhehlen werde, der Kaiser Leopold, und noch mehr einer seiner Diplomaten, der Freiherr Lisola.

Ich bitte Sie, mich bald einmal hören zu lassen, daß es Ihnen gut geht, und verbleibe mit der aufrichtigsten Hochachtung Ihr treu ergebenster O. Klopp.

Penzing, den 1. Januar 1874.

Mein verehrtester Freund, besten Dank für Ihre prompte Antwort! — Ich habe die Stelle sogleich benutzt, und mein Scriptum, welches einen kurzen Überblick der ganzen Magdeburger Sache von 1631 enthält, wird schon abgeschrieben, um in den nächsten Tagen an den Abt von Tepl abzugehen. Ich habe es so gehalten, daß es eventuell abgedruckt werden kann allein für sich, auch ohne das Diarium, zu welchem es wie ein Vorwort erscheint.

Ich habe Herrn Zahn Ihren Gruß gesagt. Er freute sich sehr darüber und bat mich, ihn zu erwidern. Er sagt mir, daß Baumstark bei Herder eine Schrift über Leopold I. erscheinen lasse. Das ist mir sehr lieb, nicht jedoch die Mitteilung, daß er Spinola wegen zu weitgehender Konzessionen angreift. Es beweist, daß Baumstark die Sache gar nicht kennt. Zahn will mir die Schrift bringen. Wenn es zu stark ist, werde ich Jörg um die Aufnahme einer kurzen Kritik ersuchen. Spinola hat nämlich bei Leopold I. um eine Unterredung dessen nicht bloß gebeten, sondern sie verlangt. Der Kaiser hat infolgedessen eine Kommission ernannt von zwei Jesuiten und

* Die Stelle lautet: ‚Eine Geschichte der Darstellung und Beurteilung Friedrichs II. würde anziehend genug sein. Denn allerdings ist hier cardo rerum für die mittleren Zeiten etwa wie bei Gustav Adolf für die neuen. Wer diese beiden Persönlichkeiten falsch auffaßt, muß folgerichtig in allem übrigen irren.‘ Reg. Imperii von 1198—1254, Einleitung S. LIII.

zwei Dominikanern. Es genügt, das Urteil dieser Kommission zu drucken. Dann wird Herr Baumstark seine Anklage wohl zurücknehmen müssen.

Die Spinola-Papiere nämlich, die hier erhalten sind, habe ich mir sämtlich abschriftlich angeeignet. Mit meinen Leibniz-Papieren geben sie ein ziemlich vollständiges Bild der Sache. Ich habe die preußische Regierung neulich wieder ersucht, mir doch wenigstens zu gestatten, diese theologische Korrespondenz, von der mir wenig fehle, durch einige Abschriften in Hannover noch vervollständigen zu lassen. Sie hat auch das abgeschlagen, weil bei den kirchlichen Wirren der Gegenwart die Herausgabe der Reunions-Korrespondenz nicht zweckmäßig. Eben deshalb täte ich es nun dennoch gerne. Aber meine Arbeitskraft reicht nicht. Die große Arbeit: ‚Der Fall des Hauses Stuart und die Sukzession des Hauses Hannover in England' verschlingt alle Zeit und Kraft. Doch werde ich ad annum 1685 eine Parallele ziehen zwischen Ludwig XIV., Jakob II. und Leopold I. Alle drei erstreben Rekatholisierung: Ludwig XIV. durch brutale Gewalt, Jakob II. durch List und Untreue, Leopold I. durch Transaktion.

Ich freue mich über Ihre Arbeit am 16. Jahrhundert. Ich zweifle jedoch, daß meine Exzerpte aus dem Corpus Reformatorum Ihnen dienen können. Sie sind geschrieben 1857—1859, 1861. Es macht mir selbst Mühe, sie zu lesen, wegen der Abbreviaturen. Wenn Sie sie jedoch wünschen, so stehen sie Ihnen zu Gebote für die Zeit, während welcher ich noch bei dieser jetzigen Arbeit bin. Ich hoffe, daß es mir nach derselben gelingt, Karl V. wieder aufzunehmen.

Meine Frau dankt Ihnen bestens für Ihren Gruß und erwidert ihn. Meine zweite Tochter ist neulich in Sacré-Coeur eingetreten in Riedenburg bei Bregenz. Der ältere meiner Söhne, 14 Jahre, ist in Kalksburg bei den Jesuiten. In allem habe ich sechs Kinder, vier Mädchen und zwei Söhne. Der jüngste sechs Jahre alt.

Freundlichen Dank für Ihr Erbieten in Betreff meiner Arbeit. Wenn Ihnen ein Antiquar-Katalog gelegentlich vorkommt: Arlingtons letters, Danbys letters, so bitte ich, an mich zu denken. Das Antiquarwesen ist dort besser gestellt als in dieser verluderten Weltstadt. Ich kenne aber dort keinen mit Namen. Wenn der Weg Sie zu einem führt, so sagen Sie ihm doch, er möge mir seinen Katalog schicken. Was ich suche, sind namentlich Anglica von 1670—1714. Gott gebe Ihnen ein gutes neues Jahr. Ganz der Ihrige O. Klopp.

(Fortsetzung folgt.)

Biologische Grundlagen von Eigentum und Ehe / Von Bernhard Dürken

Gegen die sozialistische Staatsordnung macht im Märzheft des Hochland J. Graßl vom ärztlichen Standpunkt aus gewichtige Bedenken geltend. In dem gedankenreichen Aufsatz kennzeichnet der Verfasser Eigentum und Ehe als die unentbehrlichen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft, welche durch den extremen Sozialismus bedroht sind. Eigentum und Ehe sind das Ergebnis einer langen Entwicklung ebenso wie die Beschaffenheit des Menschen, welch letztere für die Auswirkung der beiden ersteren hinsichtlich der Gesellschaftsordnung von einschneidender Bedeutung ist. Eigentum, Ehe und Beschaffenheit des Menschen haben tiefwurzelnde biologische Grundlagen. Eben deswegen, weil sie sich als Endprodukt der den Naturgesetzen unterworfenen Entwicklung darstellen, kann man sich nicht ungestraft dagegen auflehnen, ohne die menschliche Gesellschaft und damit den Menschen überhaupt aufs schwerste zu gefährden.

Diesem Gedankengange wird man sicherlich zustimmen müssen und wird überdies dem Verfasser Dank wissen dafür, daß er die Bedeutung biologischen Entwicklungsgeschehens, dem auch der Mensch unterliegt, für die in Rede stehenden Fragen hervorgehoben hat. Den Einfluß der sogenannten ‚historischen' Entwicklung für die Gegenwart und die Zukunft findet man ja allenthalben betont, aber die biologische Seite der Menschheitsgeschichte wird immer noch arg vernachlässigt.

Etwas anderes ist es aber, ob man dem Verfasser überall in seinen biologischen Darlegungen folgen kann. Hier finden sich denn doch Unklarheiten und merkliche Unstimmigkeiten, die einer Entgegnung und Richtigstellung von biologischer Seite bedürfen.

Der Hauptgrund für diese Unstimmigkeiten liegt darin, daß die Bedeutung der Auslese für die Fortentwicklung der Organismen bei weitem überschätzt und Darwinismus und Deszendenztheorie nicht immer genügend klar auseinander gehalten werden. Durch den ganzen Aufsatz zieht sich wie ein roter Faden die darwinistische Auffassung der Stammesentwicklung hin, und diese Bevorzugung des Zuchtwahlstandpunktes ist auch wohl Schuld daran, daß Wasmann als Verfechter der von Darwin begründeten Selektionslehre angeführt wird, während in Wirklichkeit Wasmann diese Lehre sein ganzes Leben lang bekämpft hat. Auch ist nicht deutlich genug herausgestellt, daß die Abstammungslehre eine Theorie, die Selektionslehre aber lediglich eine Hypothese ist.

Nun ist die Sachlage in Wirklichkeit die, daß der Darwinismus als alleiniger oder hauptsächlichster Faktor der Stammesentwicklung von der modernen Biologie abgelehnt wird. Die Auslese im sogenannten Kampf ums Dasein spielt tatsächlich höchstens in speziellen Fällen eine mehr nebensächliche Rolle. Im übrigen aber kann sie das, was sie soll, gar nicht

leisten und kommt für die allermeisten organischen Bildungen als ursächliches Moment von vornherein nicht in Betracht. Auch ist jener erbitterte Kampf, der in der natürlichen Zuchtwahl nach Darwin die Stelle des Züchters übernimmt, in der Natur gar nicht in dem Maße vorhanden, wie die Selektionshypothese ihn braucht. Darwin ging bei der Aufstellung seiner Lehre noch in völliger Unkenntnis der wirklichen Vererbungsvorgänge, mehr als erwünscht beeinflußt von den wirtschaftlichen Anschauungen eines Malthus, aus von den vulgären Ansichten der praktischen Tierzüchter, welche durch zähe Ausdauer tatsächlich gewisse Erfolge zu verzeichnen hatten, deren Zustandekommen ebenso wie heutzutage aber naturgemäß nicht durchschauten. So entstanden falsche Vorstellungen von der Wirkung der mit Auslese arbeitenden Züchtung, insbesondere die Vorstellung von der häufenden und steigernden Wirkung der Auslese. Man glaubte — und Darwin hat diese Anschauung übernommen —, daß die in gleicher Richtung immer wiederholte Auslese eine Häufung und Steigerung der gewünschten Erbanlage und damit eine Höherentwicklung der gewünschten äußeren Eigenschaft herbeiführe. Das ist nicht der Fall, wie durch Versuche und zunehmende Kenntnis der Vererbungsvorgänge hinlänglich erwiesen ist. Damit fällt der Kernpunkt der Selektionslehre, die akkumulative Wirkung der natürlichen Zuchtwahl, und zugleich damit ist diese Lehre als das einzige oder hauptsächliche Prinzip der Stammesentwicklung erledigt. Außerdem widerlegen noch andere Dinge die Richtigkeit dieser Lehre, worauf hier nicht näher eingegangen werden soll. Ich habe bei früherer Gelegenheit bereits im Hochland (Jahrgang 15, Heft 3) nachdrücklich darauf hingewiesen. In Graßls Aufsatz spiegeln sich aber diese Anschauungen von der akkumulativen Wirkung der Auslesezucht Seite für Seite wieder, verstärkt noch durch die falsche Ansicht, daß bei Inzucht ‚die guten Eigenschaften zu den guten, die schlechten zu den schlechten gehäuft werden'. Insoweit sind die Ausführungen Graßls abzulehnen.

Die Beschaffenheit des Menschen ergibt sich als ein Produkt aus seiner Erbanlage und der Umwelt, in welcher er aufwächst. Wie weit die Erbanlage eine ‚doppelte' ist, wie Graßl hervorhebt, soll hier nicht untersucht werden, wohl aber ist etwas zu sagen zu der Art, wie Graßl diese Anlage entstanden sein läßt. Sowohl die ‚Kampfeseigenschaften' wie die ‚sozialen Eigenschaften' sind danach durch Auslese in einem sehr rücksichtslosen Kampf ums Dasein gezüchtet worden. Die Entwicklung der Kampfinstinkte war das Primäre, erst sekundär kamen die sozialen Eigenschaften in einer zweiten Entwicklungsperiode hinzu. Das soll in Einklang damit stehen, daß ‚der Mensch im körperlichen Aufbau und in den Funktionen seiner Organe dem Raubtiere ziemlich nahe steht'. Das letztere trifft aber nicht zu, denn diejenigen Tiere, denen der Mensch anatomisch, physiologisch und psychologisch nahe steht, sind die höheren Affen.

Beginnen wir mit dem Verfasser die Entwicklung des Menschen-

geschlechts mit dem Menschen der Eiszeit, so ist sicher zuzugeben, daß derselbe ein roher Geselle war; aber dafür, daß er jeden Artgenossen als Konkurrenten vernichtete, daß die Kampfesuntüchtigen ausgeschieden wurden und die Möglichkeit der Fortpflanzung verloren, bieten die prähistorischen Funde keine Belege. Im Gegenteil, aus ihnen geht hervor, daß der steinzeitliche Höhlenbewohner, der vorwiegend von der Jagd auf friedliche Tiere lebte (Ren, Wildpferd), schon ganz und gar Mensch war, d. h. daß er der sozialen Instinkte nicht ermangelte. Aus der Art, wie der Steinzeitler seine Toten behandelte, indem er sie sorgfältig beisetzte oder indem er sogar den Kinderleichen Schmuckstücke beilegte, ergibt sich, daß ihm eine, wenn auch primitive Pietät gegen nahestehende Mitmenschen eigen war. Mehr noch: es gibt Skelettfunde, die unzweifelhaft darauf hinweisen, daß keineswegs, wie es die darwinistische Lehre fordern müßte, etwa die Kranken getötet, sondern daß sie mit Sorgfalt einem Heilverfahren unterworfen wurden. Wenn auch die bisher bekannten Menschenreste nicht den ältesten Menschen an sich darstellen, da die Wiege der Menschheit aller Wahrscheinlichkeit nach nicht in Europa stand, so können wir doch sagen, daß den ältesten, in ihrer Lebensweise überhaupt etwas bekannten Menschen soziale, altruistische Instinkte zukamen, die von vornherein die ‚Kampfeseigenschaften' milderten.

Beide Gruppen von Eigenschaften sind nicht nach dem individualistischen Nützlichkeitsprinzip erworben, sondern kommen dem Menschen primär zu wie in meist einfacherer Ausbildung allen tierischen Lebewesen. Die sogenannten ‚Kampfeseigenschaften' sind im Grunde genommen nichts anderes als der Trieb und die Fähigkeit, sich Nahrung zu verschaffen, die beim Menschen wie überhaupt bei allen Tieren nur in anderen Lebewesen bestehen kann; ferner gehört dazu der Trieb, sich Gefahren zu entziehen oder sich dagegen zu wehren, eine Erscheinung, die allen tierischen Lebewesen primär eigen ist. Wenn die genannten Eigenschaften und die ihnen zu Grunde liegenden Erbanlagen im Laufe der Menschheitsgeschichte eine Steigerung erfuhren, so geschah das nicht durch Auslesezüchtung, sondern durch die Wirkung derjenigen Momente, denen auch die ‚sozialen' Eigenschaften ihre Steigerung verdanken, in denen diese letzteren ebenso ihre natürliche Quelle haben wie Eigentum und Ehe. Diese, einen so weitgehenden Einfluß ausübenden Momente sind: Arbeitsteilung, getrennte Ausbildung der Geschlechter und Brutpflege.

Fassen wir zunächst die erstere ins Auge, so erkennen wir bald, daß sie die gesamte Organismenwelt, Tier wie Pflanze, beherrscht. Sie tritt ein, wenn gleichartige Lebewesen in länger dauernden Zusammenhang geraten, und ist verbunden mit einer häufig sehr weitgehenden Spezialisierung der einzelnen Glieder der Gemeinschaft. Mit dem Kampf ums Dasein hat diese Erscheinung von vornherein nichts zu tun; sie beruht auf der jeder lebenden Zelle und jedem Zellverbande innewohnenden Fähigkeit, auf eine veränderte Umwelt mit einer Abänderung der Funktion und dadurch

mit einer Abänderung der Ausgestaltung zu reagieren. Die darin begründete Spezialisierung der Einzelglieder führt zu Höchstleistungen dieser selbst wie des Ganzen. Die mit Differenzierungen Hand in Hand gehende Arbeitsteilung beherrscht sowohl die Embryonal- als auch die Stammesentwicklung und die Entwicklung der Gesamtflora und -fauna. Durch sie erst wird die Entstehung vielzelliger Organismen möglich; wir finden sie von den einfachsten Lebewesen an bis hinauf zu den höchsten. Wesentlich bei der ganzen Erscheinung ist, daß die Einzelglieder einen Teil ihrer Selbständigkeit aufgeben und in harmonischem Zusammenklang in den Dienst des Ganzen treten. Wie tief dieser Vorgang in der ganzen Natur wurzelt, mögen einige Beispiele zeigen.

In der Embryonalentwicklung tritt er uns entgegen darin, daß die anfangs gleichartigen Zellen sich in Gruppen und Verbänden ordnen, diese einzelnen Verbände jeweils eine spezielle Differenzierung erfahren, so daß aus ihnen die verschiedenen Gewebe und Organe hervorgehen. Ohne die mit Spezialisierung verknüpfte Arbeitsteilung würde aus dem sich teilenden Ei nicht ein einheitlicher Organismus entstehen, sondern nur ein Konglomerat gleichartiger Zellen. Von einer Steigerung der Leistungsfähigkeit gegenüber dem Einzeller könnte keine Rede sein. Was beim einzelligen Lebewesen alles die eine Zelle leistet, also sämtliche Lebensfunktionen, wird beim Vielzeller auf verschiedenartig differenzierte Zellen verteilt. So entstehen Knochen-, Muskel-, Nerven- und Sinneszellen usw., jede für ihre besondere Funktion und durch dieselbe mit auf Höchstleistung gerichteter differenter Ausgestaltung, wenn sie auch dafür durch Kümmerung der anders gearteten Leistungsmöglichkeit die Fähigkeit, selbständig zu existieren, verliert. Wie weit schließlich das Ergebnis solcher Verteilung der Leistung führt, weiß jeder von seinem eigenen Körper.

Aber nicht nur in Zellverbänden finden wir die besprochene Erscheinung, sondern auch dort, wo vielzellige Individuen miteinander in Zusammenhang geraten wie bei der Stock- und Staatenbildung.

Ein Tierstock entsteht dann, wenn die jungen Tiere sich nicht von ihrem Ursprungsort trennen, sondern dauernd damit verbunden bleiben. Das ist namentlich dann der Fall, wenn die Vermehrung durch Knospung erfolgt. Die einzelnen Individuen können einander völlig gleichen und jedes für sich imstande sein, alle Lebensfunktionen auszuüben. Öfter beobachten wir aber, daß die Einzeltiere ungleich differenziert sind: einige besorgen nur die Ernährung des ganzen Stockes; andere übernehmen die Fortpflanzung, noch andere Verteidigungs- und Angriffsaufgaben usw., und alle sind jeweils der spezialisierten Funktion entsprechend einseitig differenziert. Das geht unter Umständen so weit, daß beispielsweise die freischwimmenden, im Meere lebenden Schlauchquallen (Siphonophoren) nicht den Eindruck eines Stockes aus vielen Individuen, sondern eines einheitlichen Individuums machen. Das Aufgehen der Teile im ganzen ist hier bereits recht deutlich.

Bei höheren Tieren kommt Stockbildung nicht mehr vor, wohl aber Staatenbildung, wofür jeder die Staaten der Ameisen, Bienen, Termiten als Beispiele kennt. Es herrscht in ihnen eine weitgehende Arbeitsteilung, der nicht nur eine spezialisierte Körperbeschaffenheit parallel geht, sondern auch eine Spezialisierung der Instinkte. Dadurch sind zwar die Einzeltiere jeweils in gewissen Richtungen beschränkt, in anderen aber bevorzugt. Die Einordnung des Einzelnen in das Ganze liegt auf der Hand. Nicht nur in physischer, sondern auch in psychischer Hinsicht sind dadurch Höchstleistungen möglich. Gerade die staatenbildenden Ameisen besitzen eine so hohe Intelligenz,* wie wir sie sonst im Tierreich nicht finden; sie steigert sich sogar bis zum Gebrauch von Werkzeugen, indem gewisse Ameisen (Oecophylla), welche selbst keine Spinndrüsen besitzen, ihre Larven als Spinnspulen benützen.

Indem im vielzelligen Individuum die einzelnen Zellen, im Tierstock die einzelnen Individuen sich gegenseitig einen Teil der Gesamtleistung abnehmen, also für einander arbeiten, entsteht ein physischer Altruismus. Indem die Arbeitsteilung in den Tierstaaten auch die psychischen Funktionen umfaßt, geht aus ihr außerdem der psychische Altruismus hervor. Und hier haben wir die biologischen Wurzeln der sozialen Individualeigenschaften.

Als allgemeine Gesetzlichkeit beherrscht, schon bei tiefstehenden Lebewesen beginnend, physischer und psychischer Altruismus, begründet in der mit Arbeitsteilung gepaarten Differenzierung, die Welt der Organismen, und dieser biologischen Gesetzmäßigkeit unterliegt von allem Anfang an auch der Mensch. Auch er ist ein staatenbildendes Lebewesen, und wenn bei ihm aus besonderen Gründen, die den Biologen nicht beschäftigen, zum physischen und psychischen Altruismus auch noch ein ethischer hinzutritt, so gilt für seine Staatenbildung unweigerlich auch die geschilderte Gesetzmäßigkeit. Sie in extrem sozialistischer Weise durch öde Gleichmacherei ausschalten wollen, heißt ein Naturgesetz für ungültig erklären und Höchstleistungen unmöglich machen.

Darauf hat Graßl in seinem Aufsatze mit Recht bereits hingewiesen. Es erschien mir aber wünschenswert, den wegen der folgenden Ausführungen besonders wichtigen Grund dafür schärfer herauszuarbeiten und zugleich die biologische Wurzel der sozialen Anlagen des Menschen und auch seiner sogenannten Kampfesanlagen bloßzulegen. Daß für die Verschiedenheiten der Lebewesen noch andere Faktoren mitverantwortlich sind, braucht hier nur angedeutet zu werden.

Es bedarf keiner weiteren Erläuterung, daß Voraussetzung für die Ehe die Getrenntgeschlechtigkeit des Menschen ist. Die Bedeutung derselben hat Graßl auch eingehend betont; wie er aber ihre Entstehung

* Ich gebrauche hier den Ausdruck Intelligenz nur als Bezeichnung für die allgemeine psychische Leistungsfähigkeit.

herleitet und diese Herleitung als Ergebnis der neueren biologischen Wissenschaft hinstellt, das fordert den schärfsten Widerspruch heraus. Ob seine phantasievolle Darstellung sich eng an die Bibel anschließt, wie er meint, mag dahingestellt bleiben, ist auch ganz irrelevant, denn die Bibel ist kein naturwissenschaftliches Lehrbuch.

Die Getrenntgeschlechtigkeit ist nicht aus einer ursprünglichen Zwittrigkeit hervorgegangen dadurch, daß die zufällig stärkeren Individuen die Beschwerden der Schwangerschaft von sich abwehrten und sich die zufällig schwächeren so allmählich zu Weibern heranzüchteten, während sie selbst rein männlichen Charakter annahmen. Mit darwinistischen Züchtungsideen ist bei der Erklärung der Getrenntgeschlechtigkeit nichts anzufangen, auch wenn man sie wie hier mit mehr lamarckistischen Gedankengängen verquickt. Das ist festzuhalten für die Bewertung der letzten Konsequenz der Existenz von Mann und Weib, der Ehe.

Die Menschheit war von allem Anfang an in Mann und Weib geschieden; das kann man mit größter Sicherheit behaupten, auch wenn man rückwärts über die Zeit des ältesten bekannten Menschenrestes von Mauer bei Heidelberg hinausgeht in hypothetische Fernen. Das folgt zwingend aus dem Verhalten der Geschlechtsverteilung in der ganzen Natur. Die Trennung der Geschlechter ist, wenn nicht überhaupt, zum mindesten für alle höheren Formen das Ursprüngliche. Durch Auslese im Kampf ums Dasein kann sie nicht erworben sein, denn es muß für die Erhaltung der Art günstiger sein, wenn jedes Individuum sich fortpflanzen kann, als wenn sich dazu erst zwei zusammenfinden müssen. Wie geschlechtliche Differenzierung überhaupt, so beherrscht die Verteilung der beiden Geschlechter auf verschiedene Individuen die ganze Natur, Tierreich wie Pflanzenreich. Die Zwittrigkeit, insbesondere bei höheren Formen, ist durch besondere Momente herbeigeführt.

Bereits bei den Einzellern sehen wir neben den Fällen, in denen gegenseitige Befruchtung stattfindet, ebenso häufig oder häufiger Getrenntgeschlechtigkeit auftreten. Wenn dann auch in den mittleren Bezirken der aufsteigenden Tierreihe Zwittrigkeit nicht selten ist, so tritt doch auch dort die getrennte Verteilung der Geschlechter immer mehr als die allein herrschende Erscheinung hervor und ist für die höheren Formen Gesetz.

Wenn wir ‚noch gegenwärtig bei jedem Menschen beide Geschlechter anatomisch und funktionell angedeutet finden‘, wenn z. B. der Mann ebenso wie das Weib Brustwarzen und Anlagen von Milchdrüsen besitzt, oder wenn umgekehrt im weiblichen Geschlecht sich Rudimente männlicher Organe vorfinden, so liegt das nicht daran, daß ursprünglich der Mensch ein Zwitter war, sondern das hat seinen Grund darin, daß aus einer anfänglich bei beiden Geschlechtern gleichen Anlage sich die später ungleichen Organe herausdifferenzieren. Auf diese Verhältnisse, welche erst durch die moderne Erblichkeitsforschung verständlich geworden sind, soll hier nicht näher eingegangen werden.

In der geschlechtlichen Differenzierung überhaupt und in der Getrenntgeschlechtigkeit treffen wir wieder das Prinzip der Arbeitsteilung. Diese Teilung und die mit ihr verknüpfte Differenzierung erstreckt sich nicht nur unmittelbar auf die Fortpflanzung, sondern auch auf die ihr häufig nachfolgende Brutpflege.

Diese kann ebensowenig wie die Getrenntgeschlechtigkeit nach der darwinistischen Zuchtwahllehre erklärt werden. Die Brutpflege ist eine Funktion des physischen und psychischen Altruismus, dessen Wurzeln bereits dargelegt wurden. Auch die ‚Kampfeseigenschaften‘, wenn wir den Ausdruck noch einmal gebrauchen wollen, oder die Raubinstinkte treten in den Dienst der Brutpflege. Sobald sie nicht mehr allein den egoistischen Erhaltungsfunktionen des Individuums dienen, sondern der Erhaltung der Art dienstbar werden, namentlich durch Beschaffung der Nahrung für die Brut, verlieren sie wesentlich den Gegensatz zu den sozialen Anlagen, werden sogar selbst in hohem Grade altruistisch. So ist es auch verständlich, daß sie in Wechselwirkung mit letzteren weiterentwickelt werden, wobei die in der Getrenntgeschlechtigkeit begründete Arbeitsteilung auch für sie mitbestimmend eingreift.

Die Brutpflege hat ihren eigentlichen Ursprung nicht, wie es vielleicht scheinen möchte, in der Hilflosigkeit der jungen Nachkommen, sondern die Art ihres Vorkommens bei niederen Tieren lehrt, daß sie ganz unabhängig davon entstanden ist. Sie kann deswegen auch nicht als ein Auslesefaktor der natürlichen Zuchtwahl gewertet werden. Die Hilflosigkeit der Brut ist nicht die primäre, sondern die sekundäre Erscheinung, die dann allerdings ihrerseits die Brutpflege steigernd beeinflußt.

Wir müssen eine zweifache Brutpflege unterscheiden, eine passive und eine aktive. Meist sind beide Arten mehr oder minder miteinander verknüpft, wenn auch häufig nur die eine davon stärker in den Vordergrund tritt oder ganz allein vorhanden sein kann.

Unter passiver Brutpflege sind zu verstehen die Beziehungen, welche das Ei bis zum Ausschlüpfen des Jungen zum elterlichen Organismus eingeht. Diese Beziehungen werden am engsten bei den lebendgebärenden Tieren, bei denen der Embryo mehr oder minder vom mütterlichen Körper aus ernährt wird.

Häufig folgt der passiven Periode eine aktive Pflege der Jungen, doch ist das keineswegs immer der Fall. Die lebendgebärenden Haie oder Eidechsen beispielsweise kümmern sich gar nicht um die Nachkommenschaft. Die Tatsache, daß die nächsten Verwandten vieler brutpflegenden Tiere keine Spur von Brutpflege zeigen, z. B. bei Fischen und Amphibien, beweist, daß diese keineswegs grundsätzlich für die Erhaltung der Art notwendig ist, daß die Nachkommenschaft auch ohne sie gesichert sein könnte. Deshalb kann die Brutpflege nicht infolge ihrer Nützlichkeit durch den Kampf ums Dasein gezüchtet worden sein; denn sonst müßten alle Formen sie erworben haben oder, wenn sie das nicht taten, zugrunde gegangen sein, weil die Naturauslese nichts anderes sein soll als das Überleben des Passendsten.

Die Brutpflege ist nicht durch die Erhaltung der Art im sogenannten Kampf ums Dasein aufgezwungen worden, sondern eine tief im Wesen des Tieres begründete Erscheinung, die allerdings, eben weil sie zur Erhaltung der Art primär gar nicht notwendig ist, nicht überall zur Ausbildung kam.

Noch deutlicher springt das in die Augen, wenn man die aktive Brutpflege betrachtet, bei welcher durch besondere Instinkthandlungen eine eigentliche Pflege der Nachkommen ausgeübt wird. Diese Pflege beginnt oft schon gleich nach der Ablage der Eier, bei den lebendgebärenden Formen erst auf einem vorgeschrittenen Stadium der Entwicklung. Sie ist primär unabhängig von der Hilfsbedürftigkeit der Brut, denn sie setzt bereits bei niederen Formen dann ein, wenn eine solche gar nicht vorhanden ist. Bei den nächsten Verwandten fehlt sie, ebenso wie die passive, häufig; daraus geht hervor, daß sie an sich zur Fortpflanzung völlig entbehrlich ist und darum auch ursprünglich keinen Selektionswert hat.

Es sei nur auf die Verhältnisse bei Reptilien und Vögeln verwiesen. Die überwiegende Mehrzahl der Reptilien ist eierlegend; die ausschlüpfenden Jungen sind durchaus selbständig. Gleichwohl zeigt sich hier die als ‚Brüten' bezeichnete Erscheinung, indem z. B. Schlangen die abgelegten Eier betreuen. Von einem Ausbrüten durch die Körperwärme kann keine Rede sein, denn die Schlangen haben keine besondere Körperwärme, sondern diese hängt von der Umgebung ab, mit deren Temperatur sie übereinstimmt. Gerade dieser Fall zeigt besonders einleuchtend das durch kein Nützlichkeitsmoment von irgendwelchem Selektionswert bedingte ursprüngliche Auftreten des altruistischen Triebes aktiver Brutpflege, welcher dann bei den Vögeln, die den Reptilien nahestehen, seinen Gipfelpunkt erreicht. Die aktive Brutpflege des Vogels beginnt mit dem echten Bebrüten der Eier; sie äußert sich in echter Pflege nach dem Schlüpfen der Jungen auch dann, wenn diese gar nicht eigentlich hilfsbedürftig sind wie bei den sogenannten Nestflüchtern. Die Hilflosigkeit der jungen Nesthocker ist aller Wahrscheinlichkeit nach erst eine sekundäre Erscheinung, für welche der starke Pflegetrieb des Vogels mitverantwortlich sein dürfte. Zu beachten ist, daß beide Geschlechter an der Brutpflege beteiligt sind, wenn auch das Weibchen den größeren Teil leistet; das Männchen hilft aber schon beim Nestbau und durch Ablösen des Weibchens oder durch Futterzutragen.

Bei den Säugetieren ist die aktive Brutpflege allgemein verbreitet und wegen der Abhängigkeit der Jungen in der Ernährung obligatorisch. Man könnte auf den Gedanken kommen, hier sei der Pflegetrieb durch Auslese im Kampf ums Dasein gezüchtet worden, da nur die brutpflegenden Säuger lebensfähige Nachkommen heranziehen. Das trifft aber nicht zu. Die Hilfsbedürftigkeit des Säugerjungen ist eine Folge der einseitig spezialisierten Fortpflanzungsart, und diese ist beim Säuger erst nachträglich erworben. Denn das Lebendgebären ist erst nachträglich aus der verzögerten Eiablage hervorgegangen, wie leicht zu beweisen ist. Der Brutpflegetrieb mußte aber schon primär vorhanden sein, denn sonst wären nur die eier-

legenden Formen nicht ausgestorben, deren Junge keine weitere Pflege mehr nötig hatten; die lebendgebärenden ohne Brutpflegetrieb hätten ihre Nachkommen stets zugrunde gehen lassen und wären dadurch selbst untergegangen. Die als Folge des Lebendgebärens auftretende Hilfsbedürftigkeit der Jungen hat allerdings sicherlich in Wechselwirkung mit dem primären Pflegetrieb zur Steigerung des letzteren, ebenso auch zur Steigerung der Hilfsbedürftigkeit der Brut geführt.

Wir haben also die Brutpflege nicht anzusehen als ein Ergebnis der vom Darwinismus in den Vordergrund gestellten natürlichen Auslese. Sie ist als primäre Erscheinung tief in der ganzen Tierwelt verankert, entfaltet sich, anfänglich bei tiefstehenden Formen in zunächst einfacher Weise beginnend, beide Geschlechter in ihren Bann ziehend in mehreren Linien immer mehr und erreicht bei den divergierenden höchsten Endgruppen der Wirbeltiere, den Vögeln und Säugetieren (und beim Menschen) ihre ausgeprägteste Gestaltung.

In der Brutpflege wurzelt, wie auch Graßl hervorhebt, das Eigentum, das in seinem primitiven Zustande ausschließlich im Dienste der Brutpflege steht. Es genügt, in dieser Hinsicht auf Vögel, auf Ameisen und Bienen zu verweisen; auch die Raubtiere haben in diesem Sinne Eigentum. Es dient zur Erhaltung der Art, ist Brutgenossenschafts-Eigentum, mag nun diese Brutgenossenschaft nur aus einem Paar elterlicher Tiere und der Brut, also aus der Familie, bestehen oder in spezialisierten Fällen durch Auftreten von nicht zur Fortpflanzung dienenden Individuen mit weitgehender Arbeitsteilung zum sogenannten Tierstaat ausgebaut sein, der aber eigentlich nichts anderes ist als eine erweiterte Familie. Wie von dieser primitiven Grundlage aus das Sondereigentum des Individuums sich entwickelt hat, wie speziell das menschliche Eigentum unter Wirkung besonderer menschlicher Anlagen und vielfacher Umstände weiter ausgebaut wurde, ist hier nicht zu untersuchen. Es genügt hier festzustellen, daß das naturgesetzmäßig bedingte Eigentum an die Brutgenossenschaft, d. h. an die Familie, gebunden ist. Diese Bindung durch ausschweifende Sozialisierung zerstören, hieße gegen grundlegende Einrichtungen der naturgemäßen Entwicklung verstoßen. Auf die Dauer ist das unmöglich, schon vorübergehend ist es mit schwersten Schädigungen verbunden.

Man kann sich für die völlige Sozialisierung des Eigentums nicht auf die Tierstaaten (Bienen, Termiten, Ameisen) berufen, denn gerade hier zeigt sich, daß das Eigentum an die Brutgenossenschaft gebunden ist. Diese Tierstaaten, die trotz ihrer manchmal zahlreichen Einzelglieder lediglich eine einheitliche Brutgenossenschaft, d. h. nichts anderes als eine erweiterte Familie darstellen, worauf Graßl wenn auch mit anderen Worten ebenfalls hinweist, stehen in einem wesentlichen Gegensatz zum menschlichen Staat. Dieser letztere ist keine einheitliche Brutgenossenschaft, sondern die altruistische Vereinigung zahlreicher selbständiger Brutgenossenschaften oder Familien. Es handelt sich also um eine höhere Form der Staatenbildung. Daß die mensch-

liche Brutgenossenschaft nicht aus dem ganzen sekundären Staat mit freier geschlechtlicher Vermischung der Einzelglieder, sondern aus der einpaarigen Familie besteht, geht aus der biologischen Grundlage der menschlichen Fortpflanzungsgemeinschaft unzweifelhaft hervor. Allerdings dient auch der menschliche Staat der Erhaltung und Pflege der Art, und daher liegt es durchaus auf der Verlängerungslinie der natürlichen Entwicklung, daß der Staat als solcher ein im Interesse der Allgemeinheit verwertetes Eigentum besitzen kann, jedoch nur neben der Familie.

Denn diese kann nicht im Staate aufgehen. Sie ist nichts anderes als die dauernde Brutgenossenschaft, welche in der einpaarigen Dauerehe ihren einzig naturgemäßen Gipfelpunkt findet.

Die Grundlagen der Ehe sind Getrenntgeschlechtigkeit und Brutpflege, verbunden mit Eigentum und ausgestaltet nach dem die Natur durchsetzenden altruistischen Prinzip der Arbeitsteilung. Die Verteilung der Geschlechter auf zwei Individuen, die Art der Fortpflanzung und Eigentum, darin ist der Ausdruck einer die ganze Natur durchziehenden Entwicklungslinie gegeben, welche noch eine weitere Fortsetzung findet.

Bei denjenigen niederen Formen, bei welchen die aktive Brutpflege noch wenig entwickelt ist, treten Männchen und Weibchen im allgemeinen in keine länger dauernden Beziehungen. Je mehr aber dieselbe in den Vordergrund gerückt wird, um so fester werden die Beziehungen der beiden zur Fortpflanzung zusammengetretenen Individuen. Hierbei ist zu beachten, daß auch die männlichen Tiere an der Brutpflege beteiligt sind, daß der Trieb dazu auch bei ihnen primär ist. So kommt es schließlich bei den höheren Formen zu einer länger währenden Paarbildung. Die Dauer der so begründeten Familie währt mindestens die ganze Brutpflegkperiode hindurch, besonders bei den an Intelligenz hochstehenden Tieren, wofür bekannte Beispiele Vogel und Raubtier sind. In den ausgeprägtesten Fällen der aktiven Brutpflege, wie beim Vogel, überdauert die Brutgenossenschaft sogar mehr als eine Brutperiode, indem nach dem Flüggewerden der ersten Jungen das gleiche Paar zu einer zweiten Brut schreitet.

Beim Menschen dauert infolge der naturgegebenen Verhältnisse die einzelne Brutpflegeperiode sehr lange, sogar Jahre lang. Das Natürliche ist also auch die gleiche Dauer der Paarbildung. Bevor die erste Periode beendet ist, wird bei normalem Verlauf des durch diese Brutpflege bedingten Gemeinschaftslebens von Mann und Weib bereits eine zweite Periode eingeleitet, da die Fortpflanzungsfunktion nicht längere Zeit durch die aktive Brutpflege unterbunden wird. Die allein naturgemäße Folge ist die Ausgestaltung der Brutgenossenschaft zu einer dauernden, und zwar zur einpaarigen Dauerehe, welche ermöglicht wird durch das aus gleicher Quelle entspringende Eigentum und durch eine die ganze Natur beherrschende Arbeitsteilung mit ihrem physischen und psychischen Altruismus. So findet die oben angedeutete Entwicklungslinie ihren gesetzmäßigen Abschluß in der menschlichen Einehe.

Daß es auch höhere Tiere gibt, welche polygam in Herden leben, ist für die Beurteilung der menschlichen Verhältnisse nicht maßgebend. Denn daraus, daß es überhaupt so etwas gibt, folgt nicht, daß der Mensch Vielweiberei treiben muß, sondern es kommt einzig darauf an, als Endpunkt welcher Entwicklungslinie die menschlichen Verhältnisse sich darstellen. Und da lehrt die gesamte Menschheitsgeschichte, daß der Mensch kein Herdenwesen, sondern ein Familien- und höchstens Staatenwesen ist. Der Höhepunkt der biologischen Familienentwicklungslinie ist aber, wie gezeigt, nicht die Vielweiberei oder die Vielmännerei, sondern die Einehe. Für die Naturgesetzmäßigkeit der letzteren spricht übrigens auch die zahlenmäßige Gleichheit der beiden Geschlechter, welche nur geringe, rassenmäßig bedingte Variationen aufweist.

Gemäß seiner darwinistisch beeinflußten Grundanschauungen erblickt Graßl die biologische Bedeutung der Ehe in ihrer Volksfilterwirkung und in der Sicherstellung der Inzucht. Hiergegen muß ich abermals Widerspruch erheben.

Was Graßl über die Wirkung der Inzucht sagt, beruht offenbar auf unzutreffenden Vorstellungen vom Vererbungsvorgange. Eine Häufung von Eigenschaften durch Inzucht, also eine Höherzüchtung (oder Tieferzüchtung) durch dieselbe findet nicht statt. Die meisten Ehen werden jetzt und auch in Zukunft zwischen Gliedern ein und derselben Rasse geschlossen. Da die Gattenwahl stets eine in weiten Grenzen freie ist, kann man höchstens von „Inzucht" innerhalb derselben Rasse sprechen. Wie eine solche durch Beseitigung der eigentlichen Ehe aufgehoben werden soll, ist nicht einzusehen, da auch dann die Fortpflanzung durchweg ebenso innerhalb derselben Rasse erfolgen wird. Auch besteht bei Eheschließung zwischen Angehörigen verschiedener Volksstämme keineswegs ohne weiteres die Gefahr der Nachkommenschädigung. Eine solche kann eintreten bei Paarung sehr fernstehender Rassen, braucht es aber nicht, wie z. B. die Bastards Südwestafrikas beweisen, welche aus einer Kreuzung von Hottentotten-Weibern und Weißen, besonders Buren, hervorgegangen sind.

In Verbindung mit der Inzucht soll dann die Ehe nach Graßl eine erhebliche Volksfilterwirkung ausüben, eine Wirkung, die der Verfasser ganz im Sinne der Darwinschen Zuchtwahl auffaßt. Soll unsere Rasse und unsere körperliche Beschaffenheit nicht geschwächt werden, soll nicht eine Verelendung der Menschen eintreten, so müßten ohne Ehe andere Auslesefaktoren einsetzen. Das Mittel, durch welches die Ehe als solches darwinistisches Zuchtwahlinstrument funktioniert, soll die Gattenwahl sein. So werden durch die Ehe von der Fortpflanzung ausgeschieden ‚die Kranken körperlicher und geistiger Art, die Dummen und die Liederlichen, die Jugendlichen und die zu Alten. Ohne Ehe würden alle diese unseren Volkskörper mit ihren Nachkommen in geradezu volksleben-gefährdender Weise belasten'. Es bedarf keines langen Beweises, um die gänzliche Unrichtigkeit dieses Satzes einzusehen, und man fragt sich unwillkürlich: Kann wirklich ein Arzt

einen solchen Satz schreiben? Gewiß; schwer Kranke, namentlich solche mit häßlichen, äußerlich sichtbaren Symptomen, werden wegen der Forderung des dauernden Zusammenlebens nicht leicht eine Ehe schließen können, sie werden auch außerhalb der Ehe nicht eben leicht zur Fortpflanzung kommen. Aber wie steht es mit äußerlich nicht abstoßend gezeichneten Kranken? Ich fürchte, gerade in der nächsten Zeit werden wir an der zu erwartenden Zunahme geschlechtskranker Ehegenossen und ihrer bedauernswerten Nachkommen bitter spüren, daß die Ehe als ein solcher Filter schlecht funktioniert. Daß Dumme und Liederliche durch die Gattenwahl zur Ehe von der Fortpflanzung ausgeschlossen werden, kann beim besten Willen niemand glauben. Woher kommen denn die unglücklichen Ehen? Von der außerehelichen Nachkommenerzeugung wollen wir in diesem Zusammenhange gar nicht reden.

Die Ehe übt keine Zuchtwahl aus. Im Gegenteil, sie ist einer Auslesezüchtung namentlich durch ihre lebenslängliche Dauer durchaus hinderlich. Das haben die konsequenten Darwinisten auch längst erkannt. Von demselben Standpunkt aus, von dem Graßl die Beibehaltung der Ehe fordert, verlangen sie ihre Abschaffung und Einrichtung staatlich beaufsichtigter Züchtungsanstalten nach Gestütsgrundsätzen an ihrer Stelle. Es sei nur auf die Schriften von Ploetz, Schallmeyer, Koßmann, von Ehrenfels und das Programm des Mittgartbundes verwiesen, welch letzterer die Sache in Deutschland praktisch in Angriff nehmen will. Näher kann darauf in diesem Zusammenhange nicht eingegangen werden; wer sich über die genannten Bestrebungen orientieren will, sei auf eine Schrift Oskar Hertwigs verwiesen, deren Lektüre jedem Gebildeten aufs angelegentlichste empfohlen sei.*

Wie ist nun aber aus dem Zwiespalt, daß die Ehe vom darwinistischen Standpunkt aus auf der einen Seite gefordert, auf der anderen abgelehnt wird, herauszukommen? Sehr einfach: die Beurteilung der Ehe nach dem darwinistischen Auslese- und Züchtungsmaßstab ist völlig falsch.

Ebensowenig wie die darwinistische Auslesezüchtung die organismische Entwicklung im allgemeinen zustande gebracht hat, und ebensowenig wie die Grundlagen der Ehe, Getrenntgeschlechtigkeit, physischer und psychischer Altruismus, Brutpflege, Arbeitsteilung und Eigentum, durch Auswahlzucht entstanden sind, ist auch die in der menschlichen Ehe ihren natürlichen Gipfelpunkt findende Brutgenossenschaft eine Einrichtung zur Auswahlzucht. Und das ist biologisch auch belanglos, denn die natürliche Zuchtwahl kann das gar nicht leisten, was der Darwinismus von ihr verlangt, auch dann nicht, wenn sie staatlich reglementiert wird. Die biologische Bedeutung und unmittelbare Leistung der Ehe besteht darin, daß sie die Fortpflanzung und Erhaltung der Art sichert, während die Weiterentwicklung durch andere Momente bewirkt wird. Mittelbar wird sie unentbehrlich als natürliche

* Oskar Hertwig, Zur Abwehr des ethischen, des sozialen, des politischen Darwinismus. Jena, Fischer, 1918.

Grundlage der Staatenbildung, die auf der Familie beruht, welche durch die Ehe festen Halt gewinnt. Beizubehalten ist die Ehe vom biologischen Standpunkt aus deswegen, weil sie die naturgesetzmäßig entwickelte Form der menschlichen Brutgenossenschaft ist, die sich durch allmählich gesteigerte Ausbildung primär im Organismus gegebener Grundlagen folgerichtig ergeben hat. Noch immer hat es sich schwer gerächt, wenn man der Natur zuwider handelte. Daß auch noch andere Gründe für die Aufrechterhaltung der Ehe sprechen, kommt in diesem Zusammenhange nicht in Betracht.

In dem Graßlschen Aufsatze finden sich außer den im vorstehenden richtig gestellten noch andere Unstimmigkeiten, wie z. B., daß das Zusammenheiraten Erstgeborener die Konstitution der Nachkommen schwächen soll, was durchaus nicht zutrifft. Diese und einige andere Ungenauigkeiten mögen aber hier unberührt bleiben, da sie für die grundsätzliche Auffassung nicht von so einschneidender Bedeutung sind. Im übrigen hoffe ich, daß die beachtenswerten Ausführungen Graßls durch vorstehende Kritik an Bedeutung gewonnen haben.

Eigentum, Ehe und Darwinismus

Eine Erwiderung von Jos. Graßl

Wie so oft reden wir aneinander vorbei. Herr Dürken beschreibt die Vorteile der Symbiose und führt die Fähigkeit der Zelle und des Zellenverbandes an, sich mit einer Abänderung der Funktion der Umwelt anzupassen. Er nähert sich also schon dem Begriffe: Kampf ums Dasein als Fortschrittsursache. Dieser Begriff ist selbstverständlich viel weiter zu fassen, als es manchmal geschieht, indem man lediglich die Angriffskraft darunter verstehen will. Dürken glaubt, daß der Darwinismus rückständig ist. Aber der tot gesagte Darwinismus ist wieder auferstanden, auch die Lehre des Benediktinerabtes Mendel, ist nur auf darwinistischer Grundlage verständlich. Auf ihn stützt sich auch der Jesuitenpater Muckermann, dessen Abhandlung: ‚Biologische Grundlagen der Bevölkerungsfrage' in ‚Des deutschen Volkes Wille zum Leben' sehr gemeinverständlich ist. Ich habe Wasmanns Forschungen über die Ameisen genau verfolgt und halte Wasmann für einen ausgemachten Darwinisten, nur macht er mit seiner Ansicht vor dem Menschen Halt. Wasmann konnte sich zu der biblischen Mitteilung über die Schöpfung, daß der Leib zuerst aus Erde geformt wurde und daß ihm dann erst die Seele eingehaucht wurde, noch nicht aufschwingen. Und doch statuiert die biblische Erzählung einen Dualismus der Zeit und einen Dualismus der Handlung! Auf den Mendelismus stützte sich dann auch die Bewertung der Inzucht. Ich ersuche den Leser, sich in Muckermanns Abhandlung hineinzuarbeiten.

Dürken führt dann aus, daß der Mensch der Eiszeit vorwiegend von der Jagd auf friedliche Tiere lebte (Ren, Wildpferd); also war der

damalige Mensch ein echtes Raubtier. Die Friedlichkeit der erjagten Tiere entkleidete doch nicht den Jäger. Allerdings ist der Mensch der Eiszeit nicht der ursprüngliche Mensch, der um etlich hunderttausend Jahre früher lebte und damals in der Lebensweise dem Affen nahestand, denn der ursprüngliche Mensch war vermutlich Pflanzenesser, wie die Bibel schreibt. In einem zweiten Artikel ‚Natur und Staat‘, den ich vor der Zuleitung der Korrekturen bereits an den Herausgeber dieser Zeitschrift abgesandt habe, bin ich auch darauf zurückgekommen, ebenso wie auf die dritte Eigenschaft der Staatenbildung, die ich ‚soziale Gefühle‘, Dürken Arbeitsteilung nennt. Sachlich scheinen wir also in dieser Beziehung einig zu sein. Dürken hält allerdings die Bibel für kein naturwissenschaftliches Lehrbuch. Dem muß ich widersprechen. Ich habe in keinem Buche so viel naturwissenschaftliche Erkenntnis gefunden wie in der Bibel, deren plastische Darstellung wunderbar ist. Die Bibel und die moderne Biologie nähern sich nun ganz merkwürdig, und die Bibel steht der darwinistischen Auffassung sehr nahe. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf die in der Bibel festgelegte altjüdische Inzuchtslehre bei der Ordnung der Stammesfortpflanzung und den vollständig modernen bakteriologischen Standpunkt Mosis im 5. Buch bei der Bekämpfung der Cholera hinweisen.

Ich habe den Satz der neueren Biologie: ‚Jede Geschlechtseigenschaft war vorerst Stammeseigenschaft‘ in allgemein verständliche Form gekleidet. Herr Dürken hält dies für eine Phantasie von mir, bekundet also damit, daß er die neuere biologische Literatur nicht kennt. Ich verweise auf die Veröffentlichungen der Wiener Schule.

In Beziehung auf die Brutpflege als Auslesefaktor widerspricht sich Dürken. Er leugnet (was ich auch gern zugebe) den primären Finalismus der Brutpflege, gibt aber mehrere Zeilen später eine Wechselwirkung zwischen Brutpflege und Hilflosigkeit zu. Dürken beachtet anscheinend nicht genügend das ewige Gesetz der Kausalität, daß die Folge wiederum Ursache wird. Die Brutpflege als primäre Erscheinung wird übrigens stark bekämpft. Viele Biologen fassen sie als sekundäre Erscheinung, aus dem Geschlechtstrieb hervorgehend. In bezug auf die Schwächung der Erstgeborenen verweise ich auf die schöne Arbeit Plötzs, die grundlegende Bedeutung für die Medizinalstatistik hat. Die Geburtenreihe als Lebensfaktor ist von allen Medizinalstatistikern anerkannt. Der Mittgardbund wurde im Archiv für Rassenbiologie so oft und so deutlich von den Darwinisten Plötz, Gruber, Lenz usw. abgeschüttelt, daß es auffällt, daß Dürken immer noch ihn den Darwinisten zurechnet. Daß Plötz und Schallmayer die Abschaffung der Ehe verlangen, ist mir völlig neu. Ich kenne deren Schriften doch sehr genau. Schallmayer z. B. prägt in seinem bekannten Buche ‚Vererbung und Auslese‘, 2. Auflage, Seite 357, wo er von der Ehe spricht, den fundamentalen Satz: ‚Die Stärke des Familienverbandes (von Schallmayer durchschossen) in China ist eine der Hauptursachen der beispiellosen Dauerhaftigkeit dieses Kultur-

volkes.' Plötz und Schallmayer treten auch für Abstufung der Steuerlasten nach Maßgabe der Kinderzahl ein. Die Schriften der anderen zwei erwähnten Autoren kenne ich nicht. Sollte sich Herr Dürken bei diesen ebenso gründlich geirrt haben wie bei Plötz und Schallmayer?

Einen sehr bösen Streich spielt Dürken seiner Gegnerschaft zum Darwinismus bei der Bewertung der Ehe als Auslesefilter. Die Ehe ist der vornehmste Auslesefaktor, den es überhaupt gibt — trotz Dürkens. Ich ersuche den freundlichen Leser, aus der Reihe seiner Bekannten 100 Verheiratete und 100 Ehelose im gleichen Alter miteinander auf ihre körperlichen und sittlichen Eigenschaften zu vergleichen. Er wird finden, daß die Verheirateten voraus sind, daß sie also eine Auslese sind. Wie denkt sich Dürken den Vorgang der Fortpflanzung, wenn die Ehe und die damit verbundene Hochschätzung der außerehelichen Keuschheit aus dem Volksleben schwindet? Wird da nicht der Vielzujunge sich bereits fortpflanzen, und wird der alternde Mann sich nicht häufiger fortpflanzen als in der Ehe, in der seine Gattin bereits steril ist? Glaubt D. im Ernste, wenn die Ehe aufgehoben würde, daß die Fortpflanzung der Untüchtigen nicht häufiger würde als bei der Filterwirkung der Ehe? Wie erklärt er sich die Tatsachen, daß die Verheirateten geringere Kriminalität, geringere Selbstmordhäufigkeit, geringere Erkrankung an Geisteskrankheiten, dagegen trotz der durch die Kinderzahl bedingten erhöhten Arbeitslasten verlängerte Lebensdauer haben? Die Erklärung ist nur möglich durch Zuhilfenahme der Ansicht, daß die Verheirateten einen auserlesenen Teil der Bevölkerung bilden. Eine Anschauung, die das ganze Volk hat. Von einem Verheirateten verlangt das Volk höhere sittliche und körperliche Eigenschaften als von den Ledigen. D. verweist auch auf die bevorstehende Verschlechterung der Rasse durch die Geschlechtskrankheiten. Mit Recht. Aber seine Anklage gegen die Ehe ist doch falsch. Ich leite seit längerem die Beratungsstelle für Geschlechtskranke des Allgäus. Die geschlechtskranken ehemaligen Soldaten nehmen in der Regel ihre Krankheit ohne besondere Gemütserregung auf. Sehr unruhig werden sie aber, wenn sie die Absicht haben, in die Ehe zu treten. Dann fallen oft gotteslästerliche Worte, und sie wollen möglichst rasch und möglichst sicher geheilt sein. Gerade diese Erfahrung hat mich auch darin bestärkt, daß die Allgemeinheit des Volkes gesund in die Ehe treten will, daß also die Ehe eine Volksfilter ist. Habe ich nicht gesagt, daß auch die moderne Ehe krank ist?

Kleine Bausteine

Gedanken nach dem Kriege
Von Fr. A. Holland

Wir fragen immer noch, wir haben es noch immer nicht ganz begriffen: ‚Warum werden wir gehaßt?‘ Der Krieg, den dieser Haß erzeugte, ist vorbei, und noch immer besteht diese Frage. Aber Fragen werden zuweilen durch Gegenfragen schärfer formuliert und aufgehellt. Wird Frankreich gehaßt? Nein. Wird Italien gehaßt? Nein. Wird Rußland gehaßt? Nein. Wird England gehaßt? Ja. Dieser eine Grund ist also klar. Schwaches, Dürftiges und Chaotisches haßt man nicht, selbst dann nicht, wenn es Scheinerfolge feiert. Dafür gibt es Mitleid oder Verachtung, oder was tödlicher ist — ein Lächeln.

Was aber Deutschland angeht — haben wir vergessen, daß wir auch vierzig Jahre lang *gelobt* wurden und *wie*, und daß wir dieses Lob *erzwangen*? Nun, welch mittelmäßiger Kopf kann dem je vergeben, den er anerkennen und loben mußte, von dem er gar zum Lob gezwungen wurde? Man soll nichts Unmögliches verlangen. Wohltäter und Große kann man nicht lieben, denn sie haben die eigene Scham und Armut gesehen. Daher ist Dankbarkeit so selten. Selbst unter Kindern. Und was ist schließlich ein Volk? . . .

In der historischen Reichstagssitzung vom 4. August 1914 sagte der damalige Reichskanzler Herr von Bethmann-Hollweg: ‚Wer so von Feinden umgeben ist wie wir, darf nur darauf sehen, wie er *sich durchhaut*.‘ Die größte italienische Zeitung, der ‚Corriere della Sera‘, besaß damals einen Mitarbeiter, der verpflichtet war, jeden Tag geistreich zu sein. Etwa ein halbes dutzendmal sprach dieser vortreffliche Herr in seinen geistreichen zwanzig Zeilen von dem inaprezzabile cancelliere (unbezahlbaren Kanzler), der in einer solch feierlichen Stunde in Bezug auf den Feind nur den Unteroffiziersrat geben konnte: picchiar' sodo (ordentlich durchprügeln, kräftig durchhauen). Man sieht, ein kleiner Übersetzungsfehler. ‚Durchhauen, *sich* durchhauen.‘ Der Unterschied ist nicht groß; Pettenkofer — Patentkoffer, Gasthof — Gustav, pulpito — polpetta.

Wohlgemerkt, dies festzustellen, darauf kommt es hier wirklich nicht an, sonst hätte ich es schon vor bald fünf Jahren tun können. Aber etwas anderes: Daß keiner von den paar Tausend Deutschen, die das Blatt in Italien lasen und die Entstellung sicher bemerkt hatten, es überhaupt der Mühe wert hielt, den geistreichen Herrn auf seine Übersetzungskünste aufmerksam zu machen. Sie dachten sicherlich alle das Gleiche: Es ist ja *so*

einerlei. Wenn der Mann fähig ist, zu glauben, daß ein Kanzler des Deutschen Reiches in solcher Stunde ein solches Wort über die Lippen bringt, — nun um so schlimmer für ihn selber. Prachtvoll war das, dieses Verhalten wie auf Verabredung.

Frankreichs Siegesrausch gleicht dem auffälligen und mitleiderregenden Tun eines vom Tode gezeichneten Schwindsüchtigen, der am Vorabend seines Ablebens plötzlich noch einmal ganz gesund erscheint und nur von dem spricht, was er morgen und übermorgen, und was er in zehn Jahren tun wird. Hat man in Frankreich ganz vergessen, daß Herr M. Sembat in seinem kurz vor Kriegsausbruch erschienenen Buch ‚faites un roi sinon faites la paix' zugestand, daß Frankreichs wertvollstes Menschenmaterial die ‚stark mit Germanenblut gemischten Nordfranzosen' bilden?

Käme der französische Plan, Deutschland auf Jahre hinaus tributpflichtig zu machen, wirklich zur Ausführung, so würde Frankreich unter seinen Folgen sehr bald mehr zu leiden haben als wir. Oder gedenkt Frankreich den kleinen ‚Käsebrot-Rentier', der sich mit 4—5000 frcs. Rente auf die faule Haut legte, noch mehr zu züchten als vor dem Kriege, wo man die gleichen 40—45 jährigen Männer Tag für Tag spielend und faulenzend im jardin de Luxembourg treffen konnte? Und wissen die französischen Bevölkerungsstatistiker nicht, daß ein armes, aber arbeitsames Volk mehr und kräftigere Knaben in die Welt setzt als ein reiches, gesättigtes und von Renten und Tribut lebendes Volk? Die Gründe für diese Tatsache sind so einfach, daß sie nicht einmal erwähnt werden sollen.

Zuweilen scheint es, als habe man bereits vergessen (oder wolle man vergessen), was das deutsche Heer war, und was es geleistet hat. In 20—30 Jahren, wenn die offizielle Geschichte des Krieges geschrieben sein wird, mit allen Daten und Zahlen, Feldstärken und Frontrapporten, wird es hüben und drüben genug Bewunderung, Staunen und Kopfschütteln geben. Vielleicht wird man es auch nicht mehr für möglich halten, daß deutsche Bataillone in ungünstigen Stellungen tage- und selbst wochenlang gegnerische Regimenter und Brigaden in Schach hielten. Die Franzosen, in ihrer Eitelkeit, werden vermutlich die Wahrheit der amtlichen Angaben bezweifeln, Engländer und Amerikaner jedoch werden wohl die Ersten sein, die vor dem einstigen, in Bezug auf Zahl, Material und Ausrüstung unterlegenen, durch mangelhafte Ernährung und Bekleidung geschwächten Gegner den Hut ziehen werden. Und wir selbst?...

Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Mit dem Aufstellen eines neuen Schlagwortes, z. B. Expressionismus, ist nichts getan, ebenso wenig aber mit seiner Ablehnung. Uns kümmert hier nur die Leistung, und da scheint mir, als müßten wir vorläufig darauf verzichten von den Jungen Leistungen zu erwarten, an denen man genießend teilnehmen kann. Denn bei jeder jugendlichen Bewegung kommt es den Trägern nur darauf an, Empfindungen und Gedanken auszudrücken, unbekümmert darum, wie sie wirken. Die Vollendung des Kunstwerkes aber ist nur den innerlich ausgeglichenen Dichtern möglich, also selten und spät. Es ist das Vorrecht der Jugend, mit dem Bestehenden unzufrieden zu sein; die Unmöglichkeit, sich in dem, was augenblicklich ist, zurechtzufinden, es innerlich zu erleben, dürfte der Grund für alle neuen Bewegungen sein. Eine einfache Erklärung — aber, wischt man die großen Worte weg, die auch ein Vorrecht der Jugend sind — bleibt nicht immer zuletzt etwas sehr Einfaches übrig? Nun gut: Die jungen Leute werden eben mit sich und dem Leben nicht fertig. Wollen wir, die wir einmal auch nicht damit fertig wurden und uns mit Mühen und Nöten das Ausgeglichensein und die Harmonie mit den Dingen errungen haben, diejenigen verhöhnen, die noch nicht so weit sind? Was verlangen wir Früchte von einem Bäumchen, das noch von den Frühlingsstürmen geschüttelt wird? — Gehen wir nun vom Allgemeinen ins Besondere, so hat es den Anschein, als wäre in den jungen Dichtern unserer Tage eine neue Romantik wirksam und ein neues ‚Junges Deutschland'. Entweder fühlt man sich als Mittelpunkt, nimmt sich infolgedessen sehr wichtig und meint, wenn man selber etwas sei, dann sei der ganzen Welt geholfen, oder man stürzt entschlossen in die Arbeit an der sozialen Vollkommenheit, wobei man gewöhnlich beim Kommunismus endet. Immer aber ist das Grundgefühl so: Ich verstehe die Welt nicht; der sich mit ihr abfindet, ist ein ‚Bürger', ein ungemein erbärmliches und unbedingt zu bekämpfendes Geschöpf.

Der Verlag Kurt Wolff in Leipzig gab zuerst eine Sammlung von Zeugnissen dieser Art heraus; was halbwegs in Form und Umfang sich dafür eignete, gab er unter der Bezeichnung: ‚Der neue Roman.' S. Fischer in Berlin sah ebenfalls die Notwendigkeit ein, den Anschluß nicht zu verlieren, und bringt ‚Dichtungen und Bekenntnisse aus unserer Zeit'. Es folgt Georg Müller in München mit einer Sammlung ‚Neue deutsche Romane'. Aus den beiden letztgenannten Sammlungen habe ich je ein Stück zur Hand, Wilhelm Lehmanns Roman ‚Die Schmetterlingspuppe' und Hermann Sinsheimers Roman ‚Peter Wildangers Sohn'. Beiden kommt es nicht

* Wilhelm Lehmann, ‚Die Schmetterlingspuppe.' (S Fischer, Berlin, M. 5.—.) Hermann Sinsheimer, ‚Peter Wildangers Sohn' (Georg Müller, München, M. 9.—.) Hermann Bahr, ‚Die Rotte Korahs.' (S Fischer, Berlin, M. 10.—.) Ottomar Enking, ‚Das Pünktlein auf der Welle' (Deutsche Dichtergedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großborstel, M. 6.—.) Emil Strauß, ‚Der Spiegel' (S. Fischer, Berlin, M. 5.—.) Hermann Kurz, ‚Das Glück in der Sackgasse'. (Quelle & Meyer, Leipzig, M. 6.50.)

auf Kunst an, sondern auf den Ausdruck von Gefühlen, nicht ganz klaren, aber sehr quälenden Gefühlen. Der Lehrer Loeski in Lehmanns Buch reißt sich von seiner Frau los, fällt in Irland (weil das noch nicht da war) in die Arme einer anderen, flieht abermals, und zwar auf ein einsames Gut, von wo er zum dritten Male flieht, kopfüber aus einer Dachluke hinaus; denn natürlich meint er, der Tod sei das Ende des Lebens: Ruhe und Ausgelöschtsein. Warum dieses Fliehen? Ich glaube, er flieht, weil er in seiner Leerheit und Schwachheit die Brutalität der immer neu zeugenden Natur nicht ertragen kann. Weder gläubig noch geistig ist er stark genug, das Übernatürliche anzuerkennen; er sieht nur die unaufhörliche Brunst, vor der ihn eine Art von femininem Grauen packt. Im übrigen hat Lehmann die im Beschreibenden sich reizvoll offenbarende dichterisch-symbolische Anschauungskraft. Etwas ganz unbürgerlich Romantisches, ganz auf das persönliche Empfinden Gestelltes offenbart sich etwa in folgenden Sätzen: ‚Von Christine träufelte junges Licht. Ihre Stirnhaut schälte sich ab, reine, neue drang unter der alten hervor. Sie hob den linken Fuß; auch von der Sohle löste sich die Haut ab, als wäre es Bast der Linde. Sie war ein junger Baum. Süß sprang sie wie eine Forelle im Mai. Sie war nicht mehr da.‘ So wie er selber hierin nur Gefühltes ausspricht, kann ihm der Leser nur mit Nachfühlen beikommen. Oft ist es auch nur eine Ahnung, so persönlich und so unklar, daß auch der Willigste nur kindlich unbeholfene Flötentöne hört. Ja, es ist eines begabten Kindes kunstloses Spiel, bei dem die vielleicht zu erreichende Kunst durchschimmert, aber nur für empfindliche und ganz und gar nicht robuste Hörer. Letzten Endes ist dieses Bekenntnis, das sich Roman nennt, der Ausdruck einer heftigen Sehnsucht nach Reinheit.

Dagegen ist Konrad Wildanger in Sinsheimers Roman noch völlig von Pubertätsnöten gefangen, brennend auch von Sehnsucht, aber von Sehnsucht nach Befreiung durch Lusterfüllung. Daneben ganz erfüllt von Haß auf den freilich tyrannischen Vater, den er schließlich totschlägt: ganz das besonders krasse Bild eines Jünglings, der mit sich nicht aus und ein weiß, dem keine Hand liebevoll in das Chaos gereicht wird, damit sie ihn leite. Besonders kraß, denn die Pubertätsnöte wie die Auflehnung gegen väterliche Autorität, — das ist jedem jungen Menschen irgendwie eigen. Aber diese Nöte und Gefühle mußten auf die Spitze getrieben, über trieben sein, mit dem Erfolg, daß sie überhaupt nicht mehr wirken. Der Stil ist natürlich ganz Ausdruck dieser aufgepeitschten Empfindungen. In einem wahllos aufgeschlagenen Absatz von sechs Zeilen ist gehäuft: plötzlich, geschlagen, stieß, jäh, schrie, Schrei, wild, unbarmherzig. Da sitzt also ein junger Mann am Wege und schreit seine Nöte heraus.

Auf der anderen Seite aber sitzt wohlgenährt und akklimatisiert ein behäbiger Mann und sagt: ‚Die Sonne? Ach, lieber Gott, wo bist du, Sonne, geblieben! Freue dich an dem Lichtpünktlein auf der Lebenswelle, das ist der gute Rat eines Erfahrenen.‘ Dieser Erfahrene heißt Ottomar Enking, und er hat einen Roman um das hübsche Wort ‚Das Pünktlein auf der Welle‘ geschrieben. Und ich könnte es der Jugend wirklich nicht verdenken, wenn sie mit ihrem heißen Sehnen nach dem Unbedingten sich gegen ein so selbstzufriedenes Kompromißlerwesen aufbäumte. Da ist in einer nordischen Kleinstadt ein junges Mädchen, das einen Redakteur und Dichter liebt; aber die Mama will davon nichts wissen, gibt die Tochter rasch einem Senator, und die Tochter — ja, was soll sie anderes tun als sich beugen? Vielleicht sagt sie sich auch mit der Sophisterei aller Schwachen: Der Senator hat nur meinen Leib, der Redakteur aber hat meine Seele? Was

nicht hindert, daß der Redakteur auch mal an dem schönen Leib naschen darf. Die klugen Leute haben ganz recht: das ruhige Leben ist die Hauptsache. Die Jugend aber sagt: Das ist kein Leben, das ist Tod. Ein Urteil von Rechts wegen.

Hat Enking nicht einen guten Namen? Hat er nicht einige wackere Bücher geschrieben? Das Ende ist ‚Das Pünktlein auf der Welle', ein Roman für die Satten, die das dicke Bier von Krukeluhn lieben und die dicke Luft in den Stuben, denn die Fenster dürfen nicht geöffnet werden. Ist Enking ein Humorist, so fehlt ihm die nötige Ironie. Nein, er ist schon eine Art Humorist, der mit der Träne im Auge über Jugendeseleien lächelt, ein Akklimatisierter. Von ihm sah ich neulich einen Einakter; darin war eine Frau, die nach dem Tode ihres Mannes noch einmal nach ihrer Art leben möchte, die aber darauf verzichtet, um ihren Schwiegersohn nicht zu kränken. Das ist eine echte Schwester der Frau Senator im Roman. Beides recht brave Frauen, mit einem müden Lächeln um den Mund, allem Unbürgerlichen still aus dem Wege gehend und doch mit ihm liebäugelnd. Das scheint für Enking der Weisheit letzter Schluß zu sein. Es ist der Weisheitsschluß alt und unfruchtbar Gewordener, schroff entgegengesetzt der Unbedingtheit heißblütiger Jugend. Beides sind, wie ich glaube, Extreme. Das Alter braucht nicht ganz so zu sein und die Jugend nicht ganz so. Glücklich der Mensch, der in der Jugend rechtzeitig den Punkt findet, wo er den Hebel ansetzen kann, d. h. sich seinen Wert innerhalb der Gesellschaft gibt, und der im Alter so jung bleibt, daß er mit der Jugend fühlen kann.

* * *

Ein solcher jugendlicher Alter ist Hermann Bahr, der sich in jedem neuen Buch wieder neu angeregt von irgendeiner brennenden Idee zeigt, sie durchdringt, klärt und dadurch den Lesenden fördert. Er tut das immer unbeschwert und ungehindert von Rücksichten, ganz der Sache und dem Augenblick ergeben, neuerdings im Glauben fundiert, ohne an weltmännischer Art eingebüßt zu haben. Man kann sich sehr wohl vorstellen, daß er vielen jungen Menschen Führer und Freund ist, denn er hat neben vielem anderen auch die Fähigkeit, einer Sache zuliebe bis zum Ende zu gehen: eine der Jugend sehr schätzbare Eigenschaft. In seinem neuen Roman versucht er sich mit dem jüdischen Problem abzufinden und nennt ihn ‚Die Rotte Korahs'. Der ungemein dickleibige Band ist eine Paraphrase über das Thema: Die Juden haben wir selber so gemacht; kommen die Juden erst in die Stadt, so sind sie gar keine richtigen Juden mehr. Unsere eigenen Leute aber hassen sie nur deshalb, weil sie ein ihnen unerreichbares Ideal dessen sind, was sie selber gern sein möchten: nichts als irdische Menschen. Der Grundirrtum ist, mit ihnen konkurrieren wollen. Wir überwinden ‚Die Rotte Korahs' nur, wenn wir gute Christen sind, etwa von der Art, wie Karl Muth im Märzheft die Katholiken zu haben wünscht. Muths Ablehnung galt ja gerade den Katholiken, die sich in den Wettlauf mit der Rotte Korahs einlassen. Was nun Bahrs Roman anlangt, so ist er, wie gesagt, eine Paraphrase; die Entwicklung liegt für ihn in der Klärung des Themas, die Menschen sind eigentlich nur Instrumente, die seine Musik machen. Aber dabei hat Bahr doch die geheimnisvolle Fähigkeit, diese Instrumente wie Menschen wirken zu lassen; er ist ein zu guter Menschenkenner und Menschenfreund, um nicht allen seinen Gestalten das Abstrakte völlig zu nehmen. Er erinnert da an den alten Fontane, den er im Roman einmal etwas gewagt charakterisiert, ja man kann ihn den österreichischen Fontane nennen, nur daß die Kauserie des märkischen Emigrantenabkömmlings bei Bahr der österreichische Plausch ist. Plausch ist aber noch ein wenig breiter und redseliger

wie Kauserie, wenn auch in beiden das Sprechen selber zu einer Kunst geworden ist. Vielleicht werden viele Leser Bahrs Buch ermüdend finden, aber ich glaube, es liegt dann an den Menschen, nicht an dem Buch. Wir sind durch eine laute Zeit an das Rasche, Grobe und Schnellfertige gewöhnt, uns fehlt meist die Ruhe, weil wir nicht mehr so recht in uns selber ruhen. Ich glaube sogar, man sollte Bahrs Buch zweimal lesen, mit dem unbedingten Willen dabei zu bleiben: es würde uns gut tun. Auf den ersten Blick haben seine oft über eine halbe Druckseite ausgedehnten Sätze etwas Ungefüges, bis man dahinter kommt, daß es eben eine ganz persönliche Art der Satzbildung ist: einer gesprochenen Satzbildung. Ich bin überzeugt, Bahr weiß bei Beginn des Satzes oft gar nicht, was er in ihm alles sagen will. Sobald er anhebt, strömt es ihm von allen Seiten zu; er muß mit beiden Händen umgrenzen, daß nichts ausrutscht; das nächste Wort soll die Sache immer noch klarer machen, das vorhergehende bleibt dann als Schlacke liegen, und, von dem immer zum letzten Ausdruck drängenden Willen getrieben, spitzt sich die Pyramide immer mehr zu, bis der schwierige, aber imposante Bau des Satzes fertig ist. Zurückblickend und den Aufstieg bedenkend schwitzt man und freut sich zu gleicher Zeit.

* * *

Mit Dichtung, die zu gleicher Zeit Kunst ist, haben die vier Bücher, von denen erzählt wurde, nichts zu tun. Zwei Schwaben sind's, die in ihren neuen Büchern zu dieser besten Reife gekommen sind. Zunächst Emil Strauß mit seinem Roman ‚Der Spiegel', der zwar diese Bezeichnung nicht trägt, im Wesen aber durchaus Roman ist: Entwicklung eines Menschenlebens zur Harmonie mit der Umwelt. Ein Mann gedenkt seiner Jugend, unklar des Weges, den er fortan gehen soll, und erlebt, dringlicher und klarer wie als Knabe, die Erzählung einer Tante vom Leben seines Großvaters. Dieses Leben, das ihm ein Spiegel wird, ist der Inhalt des Buches. Ein gesteigerter Mensch wird lebendig, der in den Lebensformen des Offiziers und Landwirts sich versucht, unbefriedigt vom äußeren Leben ins Kloster geht, viele Enttäuschungen erlebt, mit heißem Bemühen zum Predigerberufe drängt, schließlich aber doch von der eingeborenen Begabung zur Musik überwältigt wird. Sein Verhältnis zur Kunst, das ganz religiös ist, wird noch tiefer, als die Aufhebung auch seines Klosters ihn in die Welt hinaus stellt; er findet die Frau, die er liebt, und das Leben geht schön und still zu Ende, nachdem eine Erbschaft es vorübergehend getrübt hatte.

Strauß, der als Realist begann — so viel oder so wenig ein Alemanne Realist sein kann — hat nun eine Dichtung geschaffen, die alle Merkmale der echten Romantik an sich trägt. Diese Romantik ist nicht so phantastisch wie die alte, aber, wie mir scheinen will, tiefer, da sie Persönlichkeit, Umwelt und Überwelt zu einer vollkommenen Einheit machen konnte. Meist hängen die Menschen der vor hundert Jahren dichtenden Romantiker in der Luft, hier sind sie im irdischen Boden verankert, ohne schwächere Wurzeln im göttlichen zu haben. Kräftig geschieht die Überwältigung und Verarbeitung des Realen, woran es bei den Alten meist fehlt; die kindliche Art mit der ihre gedankenlosen Taugenichtse eine Erbschaft oder eine reiche Heirat als das empfinden, was den Becher des Glückes erst füllt, ist bei Strauß in eine asketische Ablehnung des Reichstums gewandelt. Sein Musiker trennt sogar, im tiefen Gehorsam zum Unbedingten, seine Wirtschaft von der seiner Frau, als diese, praktisch-irdisch, eine ihr zufallende Erbschaft nicht wegschenken will. ‚Jeden Nachmittag verbrachte er mit seiner Familie, von jedem der vier auf besondere Weise angezogen, jedes

auf besondere Weise umwerbend; denn, nachdem ihm die Fürsorge für ihr äußeres Dasein entzogen war, mußte er Ersatz dafür haben in der Sorge für ihr Inneres und sich ihrem persönlichen Leben und Wachsen erst recht glückhaft und unentbehrlich zu machen suchen.' Dieser Satz zeigt nicht nur, wie die Familienbeziehungen veredelt und vergeistigt werden, sondern er gibt zu gleicher Zeit eine Ahnung von der feinen und verklärten Art, in der das Buch geschrieben ist. Solche Sätze haben etwas von elegischen Tonfolgen, satt und verträumt, innerlich und wohlgeformt zu gleicher Zeit, und reichen, weil sie einer gleichen Seelenstimmung entspringen, an die hohe Sprachkunst Ricarda Huchs heran. In Strauß ist — etwas sehr Seltenes — eine Entwicklung über die bloße Darstellung hinaus ersichtlich.

Der zweite Alemanne, von dem zu sprechen ist, heißt Hermann Kurz. Er hat seit seinen ersten zwei Büchern lange Jahre geschwiegen und schenkt nun uns einen Roman, der ‚Das Glück in der Sackgasse' heißt. Er ist im Gegensatz zu der Strauß'schen Dichtung ganz wohlgelaunte Erdgebundenheit, denn er ist eigentlich eine Spießbürgergeschichte. Aber wenn Kurz auch, wie ein kleiner Herrgott seine Menschen tanzen läßt, manchmal so, wie sie gar nicht wollen, und seinen Spaß dabei hat, so darf man doch nicht glauben, daß er die Leutchen aus der Sackgasse von oben behandelt — wie Spießbürger. Er lebt zu gleicher Zeit ganz mit ihnen und macht ihnen keine Vorwürfe, weil sie über ihre Sackgasse nicht hinaussehen. Denn natürlich ist es eine richtige Sackgasse, in der sie leben, aber da drinnen sind sie eben rechte, wohlgerundete Menschen, die leben und sterben, lieben und trinken, essen und werken, wie das so allerorts geschieht, ohne sich viel Gedanken zu machen. An dem Dichter und Humoristen Kurz liegt es, wenn sie und ihre ganze Welt wie verklärt erscheinen, wieder einmal ein Beweis dafür, daß es nur auf den Dichter ankommt und nicht auf den Stoff. Außer einer unüberlegten Flucht, die ein junger Mensch einmal unternimmt, aber nicht weit dabei kommt, geschieht nichts in dem Buche, was aus dem Rahmen des Bürgerlichen fiele, und das Werden und Vergehen von vier Generationen bleibt ganz im Geleise; trotzdem kann man das Buch getrost als Dichtung bezeichnen, denn sie senkt sich bis in das Lebensgeheimnis an sich hinab. Daß ein Alemanne der guten Erzählertradition seines Stammes vergißt, ist noch nie erhört, und auch bei diesem Buche nicht. Kurz bringt aber noch einen besonderen beweglichen Geist mit, der den Stil also beeinflußt, daß er gleichsam losgelöst vom Stoffe etwas besonders Reizvolles darstellt. Er ist ganz persönliche Betrachtung geworden, ein Spiel mit gutgelaunten Einfällen, und manchem Leser, der, durch den Naturalismus verdorben, in der Hauptsache Stoff sucht, mag diese Art des Erzählers zuweilen langweilig erscheinen. Das liegt aber wie bei Bahr am Leser; man sollte sich geradezu zwingen, keinen Satz auszulassen, damit man den Reiz des stilistischen Spiels wieder einmal spürt.

Rundschau

Zeitgeschichte

Zur Pflege christlicher Weltanschauung. Der Artikel von Fritz Fuchs im „Hochland" 1919, Märznummer, gibt mir die erwünschte Veranlassung zu einigen Bemerkungen über die seit Jahren bestehenden Vereinigungen akademisch gebildeter Katholiken zur Pflege der christlichen Weltanschauung. Da ich von Anfang an als Vorstandsmitglied der ersten Gründung mitwirken durfte, glaube ich, in etwa das für ein Gedeihen dieser Bewegung Ersprießliche oder auch Nachteilige — selbstverständlich von meinem Standpunkte aus — beurteilen zu können. Eine gewisse Unruhe bezüglich einzelner Neuerungen zwingt mir beinahe die Feder in die Hand.

Zunächst eine historische Feststellung. Bei der ersten Gründung in Köln vor zirka zehn Jahren gaben wir unserem Kind den Namen: Vereinigung akademisch gebildeter Katholiken zur Pflege der christlichen Weltanschauung. Es war die Zeit, als Julius Bachem durch seinen Ruf: „Heraus aus dem Turm!" in weitschauender Art ein Zusammengehen aller positiven Elemente forderte. ‚Colligite fragmenta, ne pereant!' sagten auch wir in der Überzeugung, daß nur eine Zusammenfassung aller im Prinzip Gleichgesinnten und aller aus diesem oder jenem Grunde Abseitsstehenden unserer Bewegung die nötige Stoßkraft geben könnte.

Wir erreichten unser Ziel auf neuen Wegen. Nicht Kongregation, sondern freie Vorträge aus den verschiedensten Gebieten von Kunst und Wissenschaft, Einführung in die Apologetik, aber auch in die außerthomistische Philosophie und Kritik der letzteren durch Fachleute — so war ungefähr unsere Losung. Mit berechtigter Freude konnten wir bald feststellen, daß unser Streben in weiten Kreisen Anklang fand und daß sich um den durch die katholischen Studentenverbände gegebenen Kern vieles ankristallisierte, was bis dahin bewußt oder unbewußt fern im modischen Fahrwasser schwamm. Was verschlug es da, wenn wir unsere Erwartungen sich nicht in allem erfüllen sahen, wenn z. B. die Erfolge der an die Vorträge sich anschließenden Diskussion ausblieben!

Schon bei den ersten Neugründungen machte sich aber eine Erscheinung geltend, die man in einer Zeit, als die katholischen Arbeitervereine Berliner Richtung im Todeskampfe lagen, während die christlichen Gewerkschaften blühten und wuchsen, nicht recht verstehen konnte: Die Vereinigung akademisch gebildeter Katholiken zur Pflege der christlichen Weltanschauung gebar Mutationen, die wenigstens vorläufig ziemlich konstant erschienen. Es entstanden aus ihr an manchen Stellen Vereinigungen katholischer Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung. Es spielten hier offenbar dieselben Faktoren eine Rolle, die auch in anderen Kreisen nur die katholischen Elemente sammeln wollten und von einer Einigung aller positiv christlichen Elemente absahen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Neuerung auf die Dauer schädlich sein muß. Was in dem Sturme, der heute über uns hinwegbraust, bestehen bleiben soll, muß auf möglichst breiter Basis sich aufbauen und im Fundament alles fassen, was gegen den Umsturz in Staat und Kirche als Schutzwehr zusammentreten könnte. Es wird daher anzustreben sein, daß a l l e Katholiken, vielleicht auch orthodoxe Protestanten an unserer Vereini-

gung teilnehmen. Erst so wird ‚das Geheimnis der christlichen Persönlichkeit, die unter einem glücklichen Sterne empfängliche Gemüter anzog und die sich nicht nur selbst geben, sondern auch andere zu erschließen wußte', vollkommen in Erscheinung treten.

‚Dieses Werk muß auf ein rein religiöses Fundament gestellt werden. Die Pflege der Wissenschaft ist bereits bei der Görres-Gesellschaft in guten Händen,' so heißt es nun weiter. Auch hier trennen sich unsere Wege. Wir sind die letzten, die das segensreiche Wirken der Görres-Gesellschaft in Frage ziehen. Sie wird aber vorläufig in den einzelnen Städten keinen Einfluß auf die Gruppierung der Geister ausüben können, weil sie lokal bis jetzt kaum in Tätigkeit trat. Soll die Görres-Gesellschaft den von Fr. Fuchs verlangten Zweck erfüllen, dann wird ihre ausgedehnte Renaissance und zeitgemäße Entwicklung nicht zu umgehen sein. Werden lokale Zweigvereine geschaffen, in denen ausgedehntes wissenschaftliches Leben pulsiert, dann erst würde Herr Fuchs mit seiner Forderung recht haben — aber erst dann, da nur so Glaube und Wissen im einzelnen Akademiker den wünschenswerten gleichmäßigen Ausbau finden würde. Zu überlegen wäre allerdings, ob es sich empfiehlt, neben Bestehendem, in diesem Falle der Vereinigung akademisch gebildeter Katholiken zur Pflege der christlichen Weltanschauung, jetzt schon etwas Neues zu schaffen und allzu frühzeitig die jungen, wachsenden Kräfte zu zerteilen. Vorläufig sollten daher unsere Vereinigungen auch die wissenschaftliche Seite stark betonen.

Zu unserem nicht geringen Erstaunen hörten wir indes von einer Herrn Fuchs offenbar nahestehenden Seite schon im vorigen Jahre, daß dogmatische und philosophische Vorträge nur in Unterrichtskursen gehalten werden sollten. Auch Herr Fuchs glaubt, daß ein kleiner Kreis am besten imstande wäre, ein verinnerlichtes Gemeinschaftsgefühl aufkommen zu lassen; intensives Leben in kleinen Zirkeln gebe den Ausschlag.

Man kann das eine tun, ohne das andere zu lassen. Die Hauptleistung der Zirkel kann es nur sein, bei jeder Zusammenkunft einen kleinen Ausschnitt aus irgend einem theologischen oder philosophischen Gebiet zu geben und systematisch Stein an Stein zu fügen. Gewiß ein löbliches Ziel! Wer aber von uns gejagten Städtern hat neben seiner Berufsarbeit noch so viel Zeit, daß er einem solchen in kleinerem Kreis spielenden Unterrichtskurs regelmäßig beiwohnt? Notwendigerweise würden die freien Berufe dabei zu kurz kommen. Und ob nicht vielleicht gerade auf sie ein großes Gewicht gelegt werden muß, ob nicht z. B. der vielbeschäftigte Arzt, der zeitlebens auf naturwissenschaftlichem Außenposten steht, in erster Linie herangeholt werden müßte? Wir erkennen intime Kurse als notwendig und ersprießlich an. Mindestens ebenso wichtig erscheinen uns aber zusammenfassende Vorträge, gehalten in akademisch freiem Rahmen von hervorragenden akademischen Fachleuten, Vorträge, die ein aktuelles Thema behandeln, dasselbe wohl kaum je ganz erschöpfen — was ist in dieser Hinsicht überhaupt imstande, auf Vollkommenheit Anspruch zu machen? — aber Anregung geben, die man still nach Hause trägt und sorgsam weiter entwickelt.

Schließlich sind meine Ausführungen doch nur aus der Überlegung entstanden, daß die Psyche des Menschen verschieden eingestellt ist, und daß weder Verstand noch Gemüt sich in spanische Stiefel pressen lassen. Geben wir also beiden Nahrung, damit es uns nicht so geht wie in der Fabel, wo Fuchs und Storch sich einluden und der Fuchs dem Storch das Essen auf einem flachen Teller präsentierte, während der Storch seinen Gast aus der Flasche essen lassen wollte. So etwas ist für beide Teile sehr un-

bequem und erhöht nicht das Gemeinschaftsgefühl. L. Huismans-Köln.

Nachschrift: Die Auffassung von L. Huismans weicht in drei Punkten von der unseren ab:

An Stelle des rein katholischen Charakters der Vereine Einbeziehung von gläubigen Protestanten; statt Konzentration auf die Pflege des religiösen Lebens Bildungsstreben im Rahmen der christlichen Kultur; weniger Betätigung im engsten Kreise als vielmehr Wirken in breiter Öffentlichkeit.

Der zweite Punkt stellt den Angelpunkt dar. Die Güter christlicher Bildung können uns auch mit Protestanten gemeinsam sein; auch lassen sie sich in öffentlichen Vorträgen mitteilen. Ist aber unsere Aufgabe eine religiöse, so sind wir genötigt, so entschieden wir auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete für einen Zusammenschluß aller im Prinzip Gleichgesinnten eintreten, auf die Mitarbeit auch orthodoxer Protestanten zu verzichten; wir müßten denn gerade den Bezirk des Christlichen, in dem die Prinzipien Fleisch annehmen, ich meine den Bezirk des Sakramentalen, ausschalten. Gewiß mögen Andersgläubige, ja Ungläubige, soweit sie sich von der Kirche angezogen fühlen, als Hörer, als Fragende zugelassen werden, aber der rein katholische Charakter einer religiösen Arbeitsgemeinschaft muß dem Katholiken feststehen.

Es fragt sich also nur: Soll unser Verband auf eine ausgesprochen religiöse Grundlage oder aber auf die breitere Basis christlicher Bildung gestellt werden?

Wie wir die Dinge sehen, ist es nicht Kunst, nicht Wissenschaft, nicht Technik, was wir modernen Katholiken brauchen. Soweit uns diese Güter tatsächlich fehlen, nützte ihr Erwerb uns wenig, wenn wir nicht erst einen lebendigen Glauben wieder unser nennen, aus dem der ganze Mensch herauslebt, den Kern, aus dem unsere ganze geistige Welt organisch erwächst, das geistige Band, das allen jenen Teilgütern erst die innere Einheit schenkt.

Indem wir Katholiken unsern weiten Abstand von den Leistungen moderner Kultur sehen, glauben wir, damit sei schon genug getan, daß wir das, was die andern fertigbringen, auch machen können. Daß aber positivistischer Wissenschaftsbetrieb, vertreten von einem Katholiken, erst recht unerquicklich wirkt, vergessen wir. Daher tut uns nichts so not, als in allem aus dem seelischen Zentrum unseres katholischen Glaubens heraus zu wirken. Ich sage soviel lieber katholischer Glaube, katholische Frömmigkeit als katholische Weltanschauung. Dies Wort fängt an, eine abgegriffene Münze zu werden. Die katholische Weltanschauung können Parteipolitiker, Kulturpolitiker, Soziologen oder Pädagogen, auch ohne daß der katholische Glaube in ihnen lebendig wäre, als brauchbar vertreten. In Frankreich — ich erinnere an Maurras oder Barrès — sind diese Typen klassischer ausgeprägt, aber sie sind auch bei uns in Deutschland möglich.

Vielleicht hofft man, Fernstehende eher zu gewinnen, wenn man, sich mehr an der Peripherie haltend, lieber von Weltanschauung als von Glauben spricht. In Wirklichkeit aber ist die Darstellung des Glaubensinhaltes selber noch immer die wirksamste Apologie gewesen und aus der Berührung mit dem Glaubensleben sind noch stets die stärksten Missionierungskräfte geflossen.

Aus diesen Gründen sind wir für den vorwiegend religiösen Charakter der Vereine eingetreten, als katholische Kreise Süddeutschlands — und nur diesen stehen wir nahe — dem Vorbild der Rheinlande folgten.

Den Weg zu einer Verständigung mit L. Huismans sehen wir nicht versperrt: Die Kultur — Kunst, Dichtung, Wissenschaft — in ihrem Zusammenhang

mit einem höheren Leben aus dem Glauben oder auch als Ausstrahlung einer religiösen Innenwelt zu betrachten, scheint auch uns zu den Aufgaben unserer Zirkel zu gehören.

Ein Mißverständnis sei noch aus dem Wege geräumt. Die zwanglosen Zusammenkünfte unserer Zirkel sind nicht mit den Unterrichtskursen zu verwechseln; sie sollen für den einzelnen nicht mehr Zeit in Anspruch nehmen als vereinzelte Vorträge, aber eine gegenseitige Aussprache herbeiführen.

Im übrigen werben wir für unsere Auffassung, ohne sie jemanden aufzunötigen. Die freie Organisation unserer Vereine schließt jede Bindung an dieses oder jenes Programm, und wäre es auch das Programm der Gründer, von vorneherein aus. Fritz Fuchs.

Prinz Johann Georg, Herzog zu Sachsen, unsern Lesern als Mitarbeiter auf kunsthistorischem und archäologischem Gebiet bekannt, tritt am 10. Juli in sein 50. Lebensjahr. Unter den deutschen Fürsten neuester Zeit hat er sich wie wenige die Pflege von Kunst und Wissenschaft angelegen sein lassen. Er folgte in dieser Beziehung den Spuren seines Großvaters, des Königs Johann, der als ‚Philalethes' durch eine ob ihrer Genauigkeit geschätzte metrische Übertragung von Dantes Divina Commedia vielleicht unvergänglicheren Ruhm geerntet hat, als ihn kriegerische Lorbeeren eintragen können. Heute, da nach dem revolutionären Kehraus unsere Fürsten von gestern schon so vergessen scheinen, als ob sie nie dagewesen wären, ist es nur eine Forderung der Gerechtigkeit, sich derjenigen unter ihnen zu erinnern, die die Tradition aus den besten Zeiten fürstlicher Mühen und Opfer im Dienste der Wissenschaft und Kunst und der Förderung des höheren Lebens überhaupt aufrecht erhalten. Von den soldatischen Neigungen seines Oheims, des Königs Albert, hat Prinz Johann Georg keine Spur; er ist in erster Linie Gelehrter und tritt als solcher besonders mit historischen Beiträgen zu der Zeitschrift für sächsische Geschichte regelmäßig hervor. Wer ihn kennt, ist geneigt, seinen Namen eher in Kürschners Deutschem Literaturkalender, wo er sich auch findet, aufzuschlagen als in einem genealogischen Handbuch, wo er sein Profil verliert. Sein Verkehr erstreckt sich mit Vorliebe auf die Kreise der geistigen Arbeiter und der Künstler, und es ist nichts Seltenes, daß er seine alten Bekannten oft über drei, vier Stockwerke in ihren schlichten Behausungen zu einem gemütlichen Gedankenaustausch aufsucht. Sein Hauptinteresse hat er jedoch der Erkenntnis des Ostens und der alten byzantischen, koptischen und syrischen Kunst zugewendet. Über größere Reisen, die er an die Fundstellen machte, und ihre Ergebnisse hat er in den Schriften und Büchern: ‚Das Katharinenkloster am Sinai' (1912), ‚Tagebuchblätter aus Nordsyrien' (1912) und ‚Streifzüge durch die Kirchen und Klöster Ägyptens' (1914) berichtet. Das letztgenannte hat Prof. Baumstarck hier besprochen (Mai 1915); über die wertvolle Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. von Preußen sind die ‚Hochland'-Leser durch Prof. M. Spahn (Oktober 1917) unterrichtet. In den Vereinsschriften der Görres-Gesellschaft erscheint soeben als erste des Jahres 1919 eine Reihe von Abhandlungen des Prinzen unter dem Titel ‚Kunst und Kunstforschung im slavischen Osten' (Bachem, Köln), die das Ergebnis wiederholter Besuche in Rußland, Polen, Ostgalizien und Litauen sind, von denen der hohe Reisende auch im ‚Hochland' mehrfach berichtet hat. Auch nach dem für uns so schmerzlichen Ausgang des Weltkrieges müssen wir nach des Verfassers Meinung die Kunstforschung auch über unsere Grenzen hinaus weiter betreiben, denn ‚wer die Kunst eines Vol-

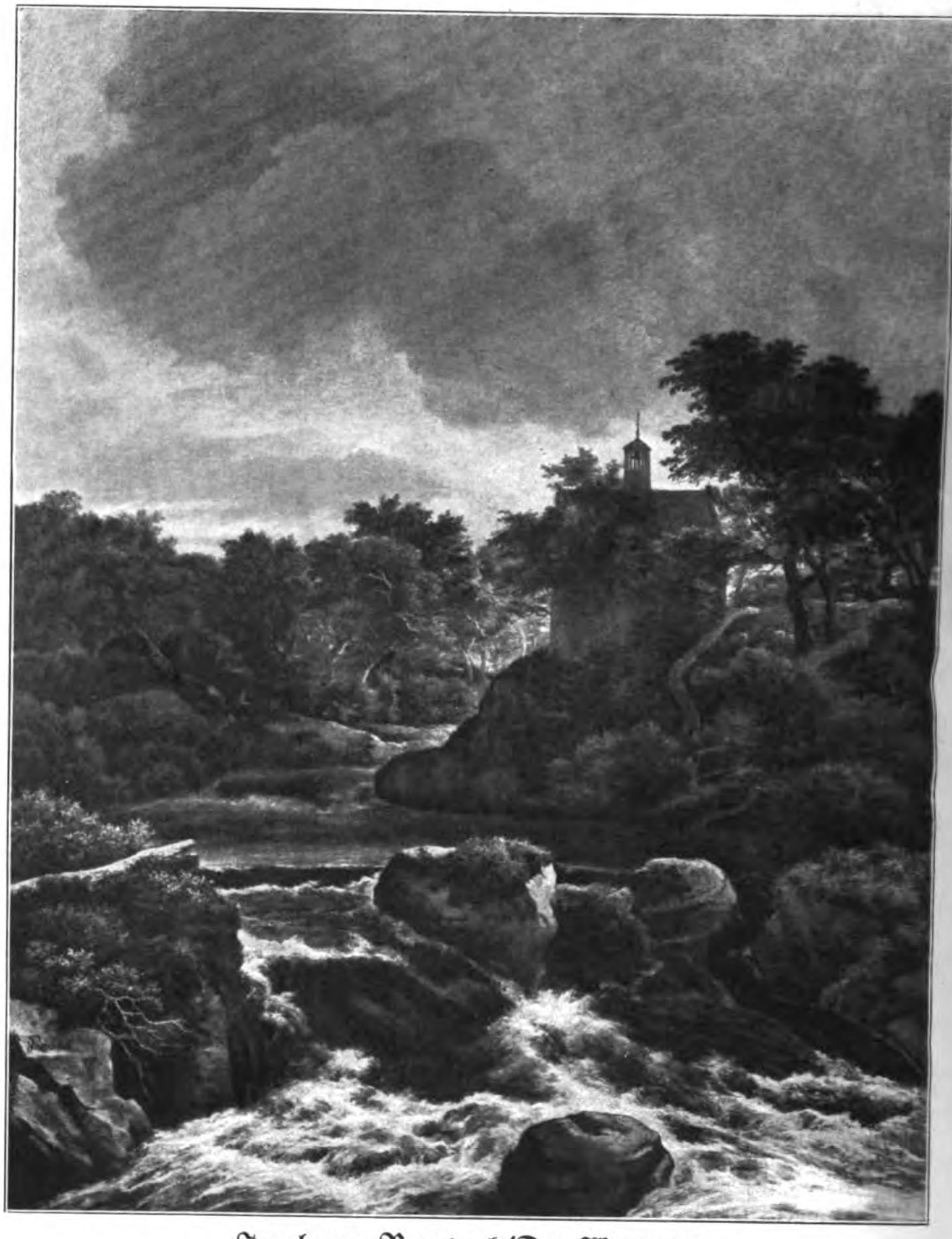
kes versteht, lernt auch das Volk selbst und seine Eigenheiten und Sitten begreifen und wird ihm wirklich näher treten'. In diesem Sinn enthält die kleine Schrift schätzbare Anregungen.

Aus Anlaß des 50. Geburtstages haben sich über 45 deutsche katholische Gelehrte zu einer wissenschaftlichen Ehrengabe vereinigt, die zunächst als Manuskriptband überreicht wurde und auf die wir zurückkommen werden, sobald sie gedruckt vorliegt. Dem verdienten Jubilar und Mitarbeiter unsere besten Glückwünsche! M.

Unsere Kunstbeilagen

Unser Bild ‚Vor der Lokomotive' von Leonhard Sandrock stammt noch aus der Vorkriegszeit, wo man die Kraft und Buntheit des technischen und industriellen Lebens in malerische Bilder übertrug und gerne in einem Atem von Industrie und Kunst sprach. Man freute sich, dem unpoetischen Werkbetrieb einen tonigen Schimmer und ein farbiges Eigenleben zu verleihen. Sandrock hat eine stattliche Fülle solcher Werke geschaffen, die von der Freude des malerisch gesehenen Industrielebens und seiner Verbindung mit dem Natureindruck erzählen. Solche Kunst, die vor dem Kriege auch in Ausstellungen gesammelt geboten wurde, war ein Zeugnis des tätigen Treibens jener Zeit und dabei auch der Ausdruck eines gewissen gesättigten bürgerlichen Gefühls. Daneben bestand die soziale Stimmungsmalerei, die weniger das Künstlerische und Handwerkliche der Malkultur, dagegen mehr das Menschliche betonte und die auf heutige Stimmungen ihre Schatten vorauswarf.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Univ.-Prof. Dr. Eugen Schmitz Dresden, Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöppl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.



Jacob van Ruysdael / Der Wasserfall



Sechzehnter Jahrgang August 1919

Die Dreigliederung des sozialen Organismus / Ein Weg zur Lösung der sozialen Frage?

Von Karl Heyer

Ueber die europäische Kultur ist eine Katastrophe hereingebrochen, wie sie furchtbarer kaum vorzustellen ist und deren Größe vielleicht doch noch durch das übertroffen werden wird, was die nächste Zukunft bringen mag, wenn nicht bald Entscheidendes zur Gesundung der gesamten sozialen und internationalen Verhältnisse geschieht. Immer mehr hat es sich ja im Laufe der Kriegskatastrophe enthüllt, wie sehr diese in demjenigen Gesamtzustand des sozialen Lebens wurzelte, der sich in den letzten Jahrzehnten herausgebildet hatte und der bei aller imponierenden und glanzvollen Entwicklung nach außen doch nur als ein innerlich unterhöhlter, als ein Krankheitszustand bezeichnet werden kann, gegen den alle bisher angewendeten sozialen Palliativmittel wirkungslos bleiben mußten. Heute steht insbesondere das deutsche Volk am Rande des Abgrundes. Das alte kapitalistische System ist in einem Maße untergraben, daß sein völliger Zusammenbruch nur eine Frage kürzester Zeit zu sein scheint, und es droht die furchtbare Gefahr, daß wenn nicht andere, ganz neue Wege gefunden werden, das deutsche Volk und die gesamte deutsche Kultur unrettbar in den Abgrund versinken werden.

In dieser Situation ist stärker als je zuvor der Sehnsuchtsschrei der Menschen nach einem rettenden Ausweg, nach Mitteln, die gleichsam in letzter Stunde das drohende äußerste Unheil abzuwenden vermöchten. Und wer

heute mit neuen Gedanken, mit Vorschlägen hervortritt, die auch nur die leise Hoffnung auf eine Gesundung unserer gegenwärtigen Lage zu wecken vermöchten, wird mehr als seit langen Zeiten der Aufmerksamkeit aller derer gewiß sein können, die noch zu hoffen, zu glauben, zu vertrauen vermögen, die sich noch nicht ganz der Stumpfheit, der Gleichgültigkeit, der Verzweiflung hingegeben haben. Als ein solcher stellt sich heute ein Mann vor die Öffentlichkeit, von dem es nach seinem bisherigen Wirken wohl die wenigsten erwarten konnten. Er unterbreitet der öffentlichen Diskussion Gedanken, die Heilung der sozialen Übel versprechen, die den Anspruch erheben, nicht bloße Utopien zu sein, sondern der praktischen Lebenserfahrung entsprungen auch dem praktischen Leben unmittelbar dienen zu können und realisierbar zu sein, wenn nur die Menschen aus der jetzigen tiefsten Not heraus die rechte Einsicht annehmen und den Willen zu einer rettenden Tat aufbringen wollen. Rudolf Steiner, bisher nur bekannt als naturwissenschaftlich orientierter Schriftsteller, als Philosoph, als Goetheforscher und als Theosoph, als Begründer der von ihm so genannten ‚Geisteswissenschaft' tritt nun mit einem großzügigen und imponierenden Vorschlag einer grundlegenden sozialen Neugestaltung an die Öffentlichkeit, zunächst in einem Aufruf ‚an das deutsche Volk und an die Kulturwelt', der vor einiger Zeit in einer großen Reihe von Zeitungen aller politischen Richtungen veröffentlicht wurde, und sodann mit einer Schrift ‚Die Kernpunkte der sozialen Frage in den Lebensnotwendigkeiten der Gegenwart und Zukunft'.* Der Aufruf trägt eine große Anzahl zum Teil wohlbekannter Namen ernster Menschen aus den verschiedensten Berufskreisen; die Schrift ist jetzt ** bereits im 21. bis 30. Tausend erschienen. An beide hat sich eine eifrige Werbetätigkeit seitens des zu diesem Zwecke gegründeten ‚Bundes für Dreigliederung des sozialen Organismus' (Geschäftsstelle Stuttgart, Champignystraße 17), besonders in Württemberg, angeschlossen. Man hat es mit Gedanken, man hat es mit einer Bewegung zu tun, die allermindestens unzweifelhaft den Anspruch erheben kann, ernst genommen und mit interessierter Aufmerksamkeit verfolgt zu werden. In den folgenden Zeilen soll daher versucht werden, von dem Gedankenkomplex insbesondere der genannten Steinerschen Schrift in großen Zügen ein Bild zu geben, insoweit dies gegenüber einem so durchaus Werdenden, Wachsenden überhaupt möglich erscheint.

Der Kernpunkt der Schrift ist bereits in dem soeben erwähnten Namen des Bundes ‚für Dreigliederung des sozialen Organismus' ausgedrückt. Was ist aber mit der dadurch bezeichneten, zunächst etwas abstrakt und schlagwortartig anmutenden Forderung gemeint? Es ist die Überzeugung, daß die drei hauptsächlichen Glieder unseres gesamten sozialen Wesens, nämlich das geistig-kulturelle, das politisch-rechtliche und das

* Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, 125 Seiten. Preis 2.50 M.
** Im Juni 1919.

wirtschaftliche Leben sich nur dann gesund entwickeln können, wenn ein jedes von ihnen mit einer weitgehenden relativen Selbständigkeit, mit dem Recht einer autonomen Regelung seiner Angelegenheiten ausgestattet ist. In den letzten Jahrhunderten sind diese drei Glieder ja immer mehr verschmolzen und verquickt worden, und gerade darin ist in Steiners Sinne der tiefere Grund der gegenwärtigen schweren Erkrankung des sozialen Organismus zu erblicken; das Geistesleben war in stärkster Weise durch den Staat beeinflußt und dadurch an freier Entfaltung seiner eigenen Kräfte gehindert, auf der anderen Seite auch vom Wirtschaftsleben stark beeinflußt; vollends war der staatlich-politische Organismus von der Wirtschaft in Beschlag genommen, vielfach geradezu zum Spielball rein wirtschaftlicher Interessenvertretungen geworden, trat aber andererseits auch selbst als Wirtschafter auf usw. Demgegenüber will der Impuls zur Verselbständigung der drei Glieder des sozialen Organismus, daß ein jedes sich in verhältnismäßiger Unabhängigkeit in der ihm angemessenen Weise entwickeln könne. Am unmittelbarsten einleuchten wird dies vielen auf dem Gebiete des geistig-kulturellen Lebens (wozu in Steiners Sinn Religion, Wissenschaft, Kunst, Erziehung und Unterricht gehören). Es ist das Gebiet der individuellen menschlichen Anlagen, die sich, um fruchtbar für den einzelnen und damit für die Gesamtheit zu werden, in Freiheit entfalten können müssen. Das ist aber nur dann möglich, wenn sie ihrer eigenen Verwaltung unterstehen und von rein menschlichen statt staatlich-politischen Gesichtspunkten aus ihre Antriebe empfangen. Auf der einen Seite soll also das Geistesleben der Beeinflussung durch den Staat entzogen und auf eigene Füße gestellt werden. Auf der andern Seite gilt das gleiche für das Wirtschaftsleben, d. h. dasjenige Gebiet, das es mit Warenerzeugung, Warenzirkulation und Warenverteilung zu tun hat. Auch auf ihm wirkt der staatlich-politische Organismus, wenn er es mit übernehmen will, lähmend und ertötend. Das Wirtschaftsgebiet ist die Stätte, der in unserer Zeit eine ‚Sozialisierung' im rechten Sinne nottut. In brüderlichem Geist, in einer organisch-lebendigen Weise sollen sich Arbeiter und Arbeitleiter eines jeden Betriebes zu einer Produktionseinheit zusammenschließen; die einzelnen so gebildeten Assoziationen hätten sich dann wieder miteinander und mit Verbänden der Konsumenten zu höheren Einheiten zu verbinden und so weiter bis zu einer von unten aufgebauten höchsten Einheit der wirtschaftlichen Selbstverwaltung. In diesen Assoziationen soll der Gegensatz zwischen ‚Unternehmer' und ‚Lohnarbeiter' als in einem höheren Ganzen überwunden werden. Auf moralischen Kräften, auf sozialem Verständnis, auf gegenseitigem Vertrauen und auf Verantwortung wäre eine solche Sozialisierung aufgebaut, nicht auf juridischem Wege ‚von oben her' durch einseitige ‚Verordnungen' oder durch ebenso einseitige Gewaltakte ‚von unten her' ins Leben zu rufen. Dem politisch-rechtlichen Organismus endlich verbleiben alle diejenigen im engeren Sinne des Wortes ‚staatlichen' Aufgaben, die von jeher sein eigentlichstes Wesen ausgemacht haben. Hier ist das Gebiet der Gleichheit aller Staatsbürger vor

dem Gesetz; hier ist die streng demokratische Verfassung am Platze. Treibende Kraft muß hier das gesunde Rechtsgefühl sein, wie es für alle Menschen in gleicher Weise gilt. (Der politisch-rechtliche Organismus würde also in einer ähnlichen Weise auf das eigentliche Staatsleben eingeschränkt werden, wie es Wilhelm v. Humboldt in seinen geistreichen ‚Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen' gefordert hat.) — Es ist interessant, wie Steiner diese Dreigliederung des sozialen Organismus in Beziehung setzt zu dem Losungswort der französischen Revolution, das so enthusiasmierend auf Millionen von Menschen gewirkt hat und das doch einer wirklichkeitsgemäßen Betrachtung in dem bisherigen Gesellschaftsorganismus mit seiner Verquickung von Geist, Recht und Wirtschaft so undurchführbar erscheinen mußte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. In dem einheitlichen Staat der Neuzeit schließen sie sich aus, in dem dreigegliederten sozialen Organismus können sie ihre Verwirklichung finden: Freiheit muß auf geistigem Gebiet die Losung sein, Gleichheit ist im Rechtsleben zu verwirklichen, für das wirtschaftliche Leben aber ist das Ideal die Brüderlichkeit, das brüderliche Zusammenstehen der Menschen zur Befriedigung der äußeren Lebensbedürfnisse aller.

Das schwierigste, aber auch das in der tiefsten Weise von Steiner behandelte Problem ist das der Eingliederung des Arbeiters und auch des ‚Arbeitleiters' in den Produktionsprozeß. Es ist die Frage: Wie kann das kapitalistische System überwunden werden? Der Grundgedanke ist hier, daß die Arbeitskraft aufhören muß, eine Ware zu sein, die gleich äußeren Gütern sich im bloßen Wirtschaftsprozeß bewegt. In dem Warencharakter der Arbeitskraft im kapitalistischen System liegt das Menschenunwürdige, gegen das sich im Grunde genommen die tieferen Impulse der modernen proletarischen Bewegung richten. Die Arbeitskraft soll nach Steiner aus dem rein wirtschaftlichen Gesetzen folgenden Organismus herausgelöst und zu einem Gegenstand der vertraglichen Vereinbarung oder der Regelung aus dem menschlichen Rechtsgefühl heraus werden. Der Arbeitleiter soll nur auf Grund seiner persönlichen Fähigkeiten berufen sein; das nötige Kapital wird ihm zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt. Ganz zu überwinden ist der jetzige Zustand, nach dem die Verbindung eines Menschen — oder seiner Erben! — mit einem Kapital auch dann noch fortdauert, nachdem längst die sachliche Berechtigung — durch die Verwendung des Kapitals in einem von dem ‚Kapitalisten' selbst geleiteten Produktionsprozesse — aufgehört hat. Auf diesen Punkt kann hier nur gerade hingedeutet und im übrigen eben auf die näheren Ausführungen bei Steiner verwiesen werden.

Von grundlegendster Bedeutung ist für Steiner bei der Betrachtung der sozialen Frage seine Auffassung über den tieferen Sinn der proletarischen Bestrebungen der letzten Jahrzehnte. Diese mit unwiderstehlicher Macht sich geltend machenden Bestrebungen müssen in ihrer wahren, auch den Proletariern selbst zumeist unbewußten Bedeutung erkannt werden. Steiner forscht diesen tieferen Triebkräften nach und er findet als den proletarischen For-

derungen zugrunde liegend das starke Streben nach Menschenwürde, das sich einerseits gegen den Warencharakter der menschlichen Arbeitskraft auflehnt und auf der anderen Seite nach einem Seeleninhalt für den modernen Proletarier verlangt, der ihm eben das Bewußtsein seiner Menschenwürde zu geben vermöchte. Steiner zeigt, wie im Proletarier die wissenschaftliche Vorstellungsart herrscht, die er von den führenden Schichten übernommen hat. Während aber die Menschen dieser führenden Schichten neben ihrer Wissenschaftlichkeit noch vieles alte Kulturgut besitzen, das letzten Endes aus den religiösen Traditionen älterer Zeiten stammt und das ihren Seelen einen tragenden Inhalt, einen Halt und das Bewußtsein der Menschenwürde zu geben vermag, ist der traditionslose Proletarier ausschließlich auf jene ‚wissenschaftliche' Grundstimmung angewiesen, auf der er im Gegensatz zu den Angehörigen der führenden Schichten die ernsten praktischen Konsequenzen für seine ganze Seelenverfassung gezogen hat; diese aber mußten bei dem ganzen Charakter der neueren Wissenschaftlichkeit seelenverödend wirken, da diese Wissenschaftlichkeit es nicht mehr vermocht hat, Vorstellungen zu entwickeln, die den Menschen als ein geistiges Wesen in einen geistig-moralischen Weltenzusammenhang stellen; der Mensch ist ihr immer mehr zu einem bloßen Naturwesen geworden. So betrachtet erscheint der moderne Proletarier — und das ist eine der erschütternden Einsichten, die die Steinersche Schrift gewährt — als ein Opfer einer seelenverödenden Wissenschaft, wie sie von den führenden Kreisen im 19. Jahrhundert ausgebildet worden ist. Diese hat in ihm den verhängnisvollen Wahn erzeugt, alles Geistesleben sei nur ‚Ideologie'.

Daraus erhebt sich eine ernsteste Kulturforderung nach einer Erneuerung, Vertiefung und Verlebendigung unseres Geisteslebens. Dazu aber ist eine unumgängliche Voraussetzung, daß das Geistesleben verselbständigt werde. Nur ein vom Staat und seinen unindividuellen Tendenzen unabhängiges Geistesleben kann wiederum die zündende Kraft entfalten, die es braucht, um seine volle Bedeutung für die seelischen Bedürfnisse der Menschen wieder zu gewinnen und darüber hinaus auch führend und impulsgebend auf das wirtschaftliche Leben einzuwirken. Darum kann auch die Sozialisierung des Wirtschaftslebens nur dann zum Guten führen, wenn gleichzeitig das befreite Geistesleben die Menschen der Wirtschaft mit einem sozialen Verständnis und Verantwortungsgefühl erfüllt, das als Antrieb an die Stelle der bisherigen ‚kapitalistischen' Motive (des Wirtschaftens um des Profits willen usw.) treten muß. — Nur angedeutet kann hier werden, welche weiten Perspektiven sich bei der Verselbständigung des Geisteslebens insbesondere aus der Entstaatlichung der Schule und des gesamten Bildungswesens ergeben müssen.

Es wird heute viel von der Überwindung des Materialismus als einer dringlichsten Notwendigkeit für unsere Zeit geredet. Der Impuls zur Dreigliederung des sozialen Organismus, wie ihn Steiner vertritt, will einen praktischen Weg zur Überwindung des Materialismus zeigen: es ist die Befreiung des Geisteslebens von den Fesseln des Staats und der Wirtschaft.

Es wird dabei von dem Vertrauen ausgegangen, daß das Geistesleben nur seinen eigenen Kräften überlassen zu werden braucht, um sich in einer Weise zu beleben und zu gestalten, daß es sich ganz von selbst in die ihm zukommende Führerrolle einsetzt.

Von größter Bedeutung ist die Rückwirkung der sozialen Dreigliederung auf die internationalen Beziehungen der Staaten und Völker. Hier eröffnen sich vollends ungeheure Perspektiven. Der Grundgedanke ist, daß die verselbständigten Glieder des sozialen Organismus mit den entsprechenden Gliedern der anderen Staaten in unmittelbare Beziehungen treten und mit ihnen zusammen ihre gemeinsamen Angelegenheiten regeln sollen. Die Folge hiervon würde sein, daß zahlreiche Reibungsflächen zwischen den Staaten verschwänden, da Gebiete sich z. B. wirtschaftlich oder kulturell zusammenschließen können, die politisch getrennt sind usw. Die bisherigen Staatsgrenzen würden einen Teil ihrer Bedeutung verlieren. Steiner gibt hier den Ausblick auf einen anderen ‚Völkerbund‘, der im Gegensatz zu dem jetzt geplanten organisch wachsen, durch die Wucht der Tatsachen entstehen würde und nicht ‚gegründet‘ oder ‚eingesetzt‘ zu werden brauchte.

Dies ist der Inhalt der gedankenreichen und tiefgründigen Schrift in einigen großen Zügen. Ihn näher auszuführen oder gar auf die bedeutende Fülle von interessanten und fruchtbaren Gedanken im einzelnen einzugehen, ist hier nicht möglich. Sicherlich sind gegen viele hier wiedergegebenen Gedanken zahlreiche und schwerwiegende Einwände von den verschiedensten Gesichtspunkten aus möglich. Solche Einwände entspringen zum Teil mehr alten Denkgewohnheiten, wie z. B. der auf römisch-rechtlichen Impulsen beruhenden Vorstellungsart von der Omnipotenz des Staates, oder auf der mehr oder weniger materialistischen Geschichtsauffassung, die ein selbständiges geistiges Leben nicht anzuerkennen vermag. Solchen Einwänden könnte mit dem Hinweis auf frühere Zeiten begegnet werden, in denen die Dreigliederung tatsächlich, wenn auch in einer mehr unbewußten Weise viel stärker durchgeführt war als heute (man denke z. B. an das Mittelalter mit seiner fruchtbaren selbständigen religiös-geistigen Kultur) und in denen das soziale Leben ein gesunderes war als heute. Zum Teil enthalten die möglichen Einwände aber auch den Hinweis auf tatsächliche erhebliche Schwierigkeiten der praktischen Durchführung der hier skizzierten Gedanken, — besondere Schwierigkeiten scheint uns z. B. die Frage der Finanzierung der Unternehmungen des geistigen Organismus, z. B. aller Schulen u. dgl. zu bereiten —; insofern verdienen sie natürlich volle Berücksichtigung, brauchen aber doch nicht im negativen Sinne durchschlagend gegenüber diesen Gedanken und Impulsen zu sein. Diesen stehen wohl viel mehr die Denk- und Lebensgewohnheiten der Menschen, ihre geistige Schwerfälligkeit und die geringe Neigung, sich in neuartig Anmutendes zu finden, als eine wirkliche objektive Undurchführbarkeit entgegen. Gegen die menschliche Bequemlichkeit aber läßt sich kämpfen, und vielleicht braucht ein solcher Kampf in der Gegenwart aus den eingangs erwähnten Gründen nicht ganz

aussichtslos zu bleiben. Auf alle von ihm vorgebrachten Einzelheiten legt Steiner, wie er ausdrücklich erklärt, selbst kein entscheidendes Gewicht: das mag so oder anders sich gestalten, wenn nur der Grundimpuls selbst es ist, der sich in der Gestaltung des einzelnen auswirkt. Ein ‚Programm' will er ebensowenig geben, wie er sich etwa mit irgend einer parteimäßigen Bewegung identifiziert. Zu diesem Grundimpuls selbst wird aber allerdings wohl jeder strebende Mensch heute ein Verhältnis zu gewinnen suchen müssen. Hier scheint uns in der Tat für unser deutsches Volk die Schicksalsfrage gestellt zu sein, ob es zu einer aktiven Gestaltung des sozialen Lebens im Sinne seiner eigentlichen Mission sich aufraffen will oder in altgewohnten Bahnen verharren und dadurch das bisherige Unheil sich ins Unendliche vermehren lassen will.

Der Stil und die Schreibweise Steiners erschwert u. E. mehr, als es durch die bloße Schwierigkeit des Stoffes unvermeidlich erscheint, das Verständnis; das wird aber den nicht zurückschrecken können, dem es ernstlich um die von Steiner behandelten Fragen zu tun ist und der die Fähigkeit und den Willen mitbringt, auch umzudenken, wo das Leben selbst die Unzulänglichkeit unserer bisherigen sozialen Gedanken und Einrichtungen erwiesen hat. Gegenüber der Gedankenlosigkeit und Ideenarmut der Kriegsjahre und der Vorkriegszeit werden hier neue große Gedanken von — wie uns scheinen will — tragender Kraft verkündet. Offenbar ist es Steiner und seinen Anhängern in erheblichem Maße gelungen, auch und besonders proletarische Kreise (zunächst in Württemberg) für seine Ideen zu gewinnen. Das ist ein Ereignis, das vielleicht die Hoffnung auf eine wirkliche Versöhnung der anscheinend so unheilbaren Klassengegensätze erwecken kann. Möchten nun die bisher ‚führenden' Schichten in dem Verständnis für neue Gedanken und Wege hinter dem aufstrebenden Proletariat nicht zurückbleiben. Insbesondere sollten alle, denen es um eine Gestaltung unserer sozialen Verhältnisse aus christlichem Geist heraus zu tun ist, nicht an dieser Bewegung vorbeigehen, die zwar nicht den so oft mißbrauchten christlichen Namen führt, um so mehr aber, wenn nicht alles trügt, aus einer wahrhaft christlichen Gesinnung heraus zu neuen Lebensgestaltungen, zu einer Versöhnung der feindlich sich gegenüberstehenden Menschen und zu einer geistlebendigeren Kultur hinstrebt.

Weltgeschehen und Rechtswissenschaft

Von Otto Hipp

Die Liquidation des Weltkrieges ist gekommen; niemand kann leugnen, daß sie für Deutschland zu einem völligen Zusammenbruch nach außen und innen geführt hat, wenn sich auch schon vielfach wieder verheißungsvolle Ansätze zu neuem, schaffenden Leben zeigen. Ein Zusammenbruch, durch die Plötzlichkeit und Gewalt des Geschehens ohnegleichen in der Weltgeschichte. Man ruft nach den Schuldigen und übersieht, daß dieses Beginnen von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt ist. Nicht Einzelpersonen sind objektiv und subjektiv verantwortlich zu machen, ein ganzes System ist zusammengebrochen; nach innen das System des auf blinder Autorität, nicht auf Ethik und bewußter Unterordnung aufgebauten Obrigkeitsstaates, nach außen die von den Grundsätzen der christlichen Moral unberührte kapitalistisch-militärische Machtpolitik, die übrigens keineswegs ein Kennzeichen der deutschen Politik allein gewesen ist. Ein vollgerüttelt Maß der Schuld an all dem Namenlosen, das über das deutsche Volk hereingebrochen ist, trägt die deutsche Rechtswissenschaft. Aus ihrer Schule gingen all die Tausende von Beamten hervor, Diplomaten und Verwaltungsbeamte, Richter und Bankfachleute; und was hörten und lernten sie auf unseren hohen Schulen neben der bloßen Gesetzeskenntnis? Auf dem Gebiete des rechtsphilosophischen Denkens so gut wie nichts von gesunden ethischen Grundlagen des Rechts, geschweige denn etwas von einer den Grundsätzen der christlichen Moralphilosophie entsprechenden Basierung des Rechtes auf objektive Geltung beanspruchenden naturrechtlichen Sätzen.

Das Endergebnis der modernen Rechtswissenschaft, die vielfach auf eine eigene, ihren besonderen Bedürfnissen angepaßte rechtsphilosophische Begründung verzichtete, um aus der modernen allgemeinen Philosophie die grundlegenden Sätze auch für die besondere Philosophie des Rechtes abzuleiten, war bei der voraussetzungslosen Ablehnung eines jeden Naturrechts unvermeidlich ein wirres, systemloses Durcheinander von allen möglichen Theorien, die einander gegenseitig bekämpften und widerlegten. ‚Rechtswissenschaft ohne Recht‘, wie es Leonard Nelson genannt hat, das ist das wenig erfreuliche Bild von der deutschen Rechtswissenschaft am Anfang des 20. Jahrhunderts; Irrgänge, die bei der grundsätzlichen Abkehr von jeder metaphysischen Begründung des Rechtes notwendig eingeschlagen werden mußten.

Kein Gebiet des Rechtes hängt aber in seiner praktischen Auswirkung derart mit Ethik und Moral zusammen wie das Staatsrecht und das Völkerrecht. Die notwendige Folge von der Preisgabe jeder metaphysischen Beimengung in der philosophischen Begründung des Rechtes war die Einführung der Willkür und der schrankenlosen Gewalt, der absoluten Selbstherrlichkeit des omnipotenten Staates als rechtsetzende Faktoren in Staats- und Völkerrecht. Ein Volk, dessen führenden Männer

in ihrer überwiegenden Mehrheit derartige Rechtslehren als wissenschaftliche Erkenntnisse vorgetragen wurden, die sie ohne weiteres als richtig annahmen, stand allmählich in seinem inner- und außerstaatlichen Leben auf vollständig unterwühltem Boden. Eine sich auf die herrschende Rechtslehre stützende Politik trug den Keim des Zusammenbruchs von vornherein in sich selbst. Es ist interessant zu sehen, wie die einzelnen Richtungen der Rechtswissenschaft allmählich immer radikaler wurden, und der eine aufgab, was der andere noch hatte festhalten wollen. Wahrhaft prophetisch war der Ausspruch des großen Ludwig v. Bar: ‚Am Ausgange des neunzehnten und am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts stehen wir in einer jener Perioden, in welcher die Idee des Rechts verblaßt. Es wird Zeit, sie wieder in ihrer Bedeutung zu erkennen.'

Schon die ältere Schule, die fast nur mehr historische Bedeutung hat, ist nicht ohne Schuld an dem fortschreitenden Zersetzungsprozeß. Bereits v. Savigny* lehnte die Annahme eines über dem positiven Rechte stehenden Normalrechtes als einseitig ab, wobei er ähnlich wie später Binding und Merkel von einer ganz willkürlichen Auffassung des Naturrechtes ausgeht, wie sie etwa im 18. Jahrhundert herrschend war. Wesentlich weiter in ihren Folgerungen gehen L. Gumplowitz** und A. Lasson,*** die mit völliger Leugnung des Naturrechts bereits zu der später weit verbreiteten Lehre kommen, daß völkerrechtliche Verträge von einem Staat nur so lange gehalten werden, als er sie nicht ohne eigenen Nachteil verletzen kann. Während unter den neuzeitlichen großen Juristen vor allem Stammler und J. Kohler an einer ethischen Grundlage des Rechtes wenn auch vielfach mit sehr anfechtbaren Ausführungen festhalten, vermeidet es die gegenwärtig wohl am weitesten verbreitete Staatsrechtslehre Jellineks aufs ängstlichste, sich irgendwie auf den Boden der ‚metaphysischen Spekulation' zu begeben. Als reale Grundlage für das objektive Recht kennt Jellinek nichts mehr als eine äußere Macht; die Quelle des Rechtes ist ihm die Vorstellung von der Gültigkeit des Rechtes. Die menschliche Gesellschaft in der Form des Staates ist die befehlende und als solche Recht schaffende Macht; eine Auffassung, die bereits Schopenhauer zurückgewiesen hat: ‚Die, welche leugnen, daß es außer dem Staate ein Recht gebe, verwechseln die Mittel, das Recht geltend zu machen, mit dem Recht. Des Schutzes ist das Recht nur im Staate versichert, aber es selbst ist von diesem unabhängig vorhanden.' In innerem Widerspruch zu dieser Befehlstheorie begründet aber andererseits Jellinek das Staatsrecht durch den Grundsatz der ‚Autonomie'. Die Verpflichtbarkeit durch den eigenen Willen ist nach Jellinek das juristische Merkmal des Staates. Nur allzu naheliegend ist hier die Frage, warum die Verpflichtung durch

* System des röm. Rechts I, 52.

** Allgem. Staatsrecht (1897) S. 414.

*** System der Rechtsphilosophie (1882) S. 394.

den eigenen Willen nur für den Staat, nicht aber für das einzelne Individuum gelten soll. Gerade die Ereignisse der letzten Zeit haben mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, wie gewisse Individuen, ohne von der Jellinekschen Staatslehre auch nur die leiseste Ahnung zu haben, sehr geneigt und gewillt sind, praktisch die alleräußersten Folgerungen aus der Lehre von der Autonomie zu ziehen.

Ebenso unbefriedigend ist Jellineks Lehre auf dem Gebiete des Völkerrechts; es fehlt ihr eben die mit peinlicher Scheu fern gehaltene metaphysische Grundlage. Mittelpunkt der Völkerrechtstheorie ist der Begriff der ‚Souveränität'; hiebei erscheint ‚Souveränität' als ‚das Recht, nur durch eigenen Willen verpflichtbar und verpflichtet zu sein'. Aber für einen wirklich souveränen Staat gibt es auch kein Recht der Vertragstreue; der Staat hat lediglich ein opportunistisches Interesse, keine sittliche Pflicht, seine Vertragstreue zu beweisen. Wir sehen hier einen der vielen unfruchtbaren Versuche, die Rechtsordnung unabhängig von der sittlichen Ordnung auf sich selbst zu stellen, die alle ergebnislos bleiben müssen, wenn nicht gar verderblich, da unter Recht eine Norm verstanden werden muß, die unabhängig von der Eigenschaft der Machthaber die Willkür aller einschränken soll.*

Auf andere Weise als Jellinek versucht v. Liszt eine rechtsphilosophische Grundlage für das Staats- und Völkerrecht zu gewinnen. Er geht aus von einer Anzahl ‚völkerrechtlicher Grundrechte' und zählt hiezu die Gleichberechtigung und den Satz der Nichtintervention. Allein mit beiden Prinzipien ist für den praktisch doch ausschließlich wichtigen Fall des völkerrechtlichen Interessenkonflikts nichts gewonnen. Ein über dem Willen der Staaten stehendes Recht und damit den objektiven Charakter des Völkerrechts leugnet auch v. Liszt; auf verschiedenem Wege kommt er zu demselben Ergebnis wie Jellinek, daß die Beobachtung des Völkerrechts politische Klugheit, politische Notwendigkeit sei, aber nicht durch eine allgemeine Rechtsnorm gefordert werde. Nichts kennzeichnet besser die einseitige Selbstbeschränkung der herrschenden Völkerrechtslehre als die Auffassung v. Liszts, ‚daß die Völkerrechtsgemeinschaft durch unabhängige Staaten gebildet werde, die die Anerkennung eines über ihnen stehenden Herscherwillens weit von sich ablehnen'.

Von anderer Seite, wie z. B. Max Huber, wird das wesentliche Merkmal des Völkerrechts erblickt in der Gleichheit der Staaten, ein Grundsatz, der zur Ablehnung jeder Majorisierung durch völkerrechtliche Beschlüsse führt. Aufbauend auf der Lehre von der Souveränität, wie sie von Jellinek, und der repräsentativen Gleichheit der Staaten, wie sie von Liszt begründet worden ist, kam Oppenheim zu seiner interessanten Schrift über ‚Die Zukunft des Völkerrechts'. Auch er stellt sich noch auf den durch die Weltereignisse überholten Standpunkt, daß ein Völkerbund,

* Hertling, ‚Recht, Staat und Gesellschaft'. Kösel, Kempten.

ein Weltstaatenbund, wenn auch praktisch möglich, so doch nicht erstrebenswert sei. Die von ihm zur Grundlage einer lebenskräftigen Staatenorganisation gemachte Fiktion einer faktischen allgemeinen Moralität der Staaten ist durch die Geschehnisse der letzten Jahre nur zu gründlich widerlegt worden.

Schon aus den bisher angeführten staats- und völkerrechtlichen Theorien ist das eine ersichtlich, daß die moderne Rechtswissenschaft im allgemeinen an einer Zerstörung des gesunden Rechtsbegriffs krankt. Die herrschende Richtung geht aber noch erheblich weiter. Während der andererseits allerdings sehr der naturrechtlichen Schule zuneigende Joseph Kohler den grundsätzlichen Relativismus des Rechtes geschichtlich zu begründen sucht, unternimmt Radbruch dessen philosophische Begründung. Die Lehre Radbruchs basiert auf dem Gedanken von der Unmöglichkeit der Erkenntnis des richtigen Rechtes. Radbruch geht in seiner Voreingenommenheit so weit, zu behaupten, die Anerkennung eines Naturrechts ende folgerichtig in der Leugnung jeder autoritären Rechtsetzung, im Anarchismus (!).*

Nicht nur als erkenntnistheoretische Verirrung, sondern auch als notwendige Folge der herrschenden Lehre vom ‚Zweck des Rechtes' kommt die Rechtswissenschaft zum rechtsphilosophischen Relativismus, wie er sich insbesondere in der Machttheorie E. Kaufmanns äußert. Die Macht der Staaten ist ihm das einzige Kennzeichen des Rechtes. Damit sind wir bei der nackten, brutalen Gewalt als Grundlage eines des wahren Rechtscharakters entkleideten ‚Rechtes' angelangt. Diese vollständige Außerachtlassung eines wirklichen Rechtsbegriffes geht noch weiter. Während es nach Anschütz für den modernen Staat kein ‚darf' und ‚soll' gibt, gehen Zitelmann und Heilborn sogar so weit, die Unmöglichkeit einer völkerrechtlichen Organisation zu behaupten. Das Bürgerliche Gesetzbuch anerkennt vielfach einen Zusammenhang der rechtlichen mit der sittlichen Ordnung.** Allein die zersetzenden Tendenzen in der Theorie des Staats- und Völkerrechts griffen folgerichtig auch über auf das bisher unberührt gebliebene Gebiet des Privatrechts und führten bei J. Binder zum privatrechtlichen Nihilismus: ‚. . . abzulehnen ist die allgemeine Kategorie der Untertanenpflichten; abzulehnen die kriminalistische Pflicht, Delikte zu unterlassen; abzulehnen die zivilrechtliche Pflicht, Verbindlichkeiten zu erfüllen.'

Hiemit stehen wir vor dem völligen Bankerott des Rechtes. Für das gesunde, natürliche Rechtsempfinden des Volkes ist im Namen der Wissenschaft kein Platz mehr weder im Staats- und Völkerrecht, noch im Privatrecht.

Doch fehlt es erfreulicherweise nicht an einer kräftigen Reaktion gegen den Zersetzungsprozeß in der modernen Rechtswissenschaft. Unter

* ‚Grundzüge der Rechtsphilosophie', Leipzig 1914.

** Stammler, Die Bedeutung des deutschen bürgerlichen Gesetzbuches für den Fortschritt der Kultur.

dem glücklich gewählten Titel: „Die Rechtswissenschaft ohne Recht"* unternimmt vor allem in zusammenfassender, grundlegender Darstellung Leonard Nelson einen Vorstoß gegen die herrschende Richtung. Nach einer eingehenden Darlegung der hauptsächlichen Theorien der Staatslehre, wie sie im Vorstehenden zum Teil in Anlehnung an die Darstellung Nelsons erwähnt worden sind, stellt der Verfasser den Staats- und Machttheoretikern mit aller Entschiedenheit gegenüber das Prinzip von der Gerechtigkeit als Grundlage eines jeden Rechtes. Das Werk Nelsons ist zeitgemäß wie nicht leicht ein anderes. Als vor mehr als vier Jahren der Sturm des Weltkrieges losbrach, da kam auch der ganze Bau des geltenden Völkerrechts ins Wanken; es fehlte nicht viel an einem Zustand völkerrechtlicher Anarchie. Das Völkerrecht war tot, und doch lebte das Völkerrecht.** Wenn es über die alte Erde geht wie die Wehen einer neuen Zeit, wenn in unerhörtem Ansturm Altes zusammenstürzt und die Welt in neue Form gegossen wird, am Ende entsteht daraus wiederum — Völkerrecht! Man darf vielleicht sagen, unser Jahrhundert wird einmal genannt werden das Jahrhundert des Völkerrechts, wenn wirklich die kommende Entwicklung aus den Trümmern der alten Welt eine Fortbildung des Rechtes, der Gerechtigkeit und des Friedens schaffen wird, so segensreich für die Menschheit, daß um ihretwillen all das Furchtbare der letzten Jahre doch nicht umsonst war. Welches aber sind die Grundlagen eines wahren Völkerrechts, des Rechtes überhaupt? Die Rechtswissenschaft weiß in ihren am meisten verbreiteten Theorien hierauf keine Antwort zu geben! Wenn man bedenkt, daß das Nelsonsche Buch bereits im Herbst 1914 vollendet war, als die ganze Flut der Ereignisse noch nicht im entferntesten geahnt werden konnte, wenn man sieht, wie es Probleme anpackt, die erst in den letzten Monaten aus dem Chaos des Weltgeschehens sich herauskristallisierten, kann man der weitschauenden Erkenntniskraft Nelsons wie auch seinem mutigen Bekenntnis gegenüber herrschenden Tagesmeinungen die Anerkennung nicht versagen.

Nelson steht fest auf dem Boden einer ethischen Auffassung des Rechtes und anerkennt ein allgemein geltendes, objektives, ‚richtiges Recht'; er anerkennt ein überstaatliches, mit verpflichtender Kraft ausgestattetes Recht und sieht in einem Weltstaatenbund eine nicht nur mögliche, sondern erstrebenswerte Fortbildung der menschlichen Gesellschaftsform. Von überzeugender Klarheit und einen hoffnungsvollen Ausblick in die weitere Entwicklung des Völkerrechts gewährend sind z. B. seine Schlußbemerkungen in dem der Auseinandersetzung mit der Lehre Max Hubers gewidmeten Kapitel (S. 105 f.):

* Kritische Betrachtungen über die Grundlagen des Staats- und Völkerrechts, insbesondere über die Lehre von der Souveränität. Veit & Comp., Leipzig 1917, 251 S.

** Vgl. auch M. Reichmann S. J. in den ‚Stimmen der Zeit' 1915: ‚Umschwung in der Wertung des Naturrechts'.

‚Einzig ein hinreichend entwickeltes und einen angemessenen öffentlichen Ausdruck findendes Rechtsbewußtsein ist es also, was, über die bloße Stabilität der Organisation hinaus, die Herrschaft des Rechts im Völkerleben gewährleisten kann. Der Entwicklung dieses Rechtsbewußtseins zu dienen und ihm Ausdruck zu verleihen, dies ist eine Aufgabe, zu der vor allem anderen die Rechtslehrer berufen sind. Rechtslehrer aber, die unter Ignorierung des wirklichen Rechtes der Völker auf die gleiche Befriedigung ihrer Interessen diesem nur ein formales Recht der gleichen Repräsentation unterschieben und so dem Zustandekommen einer wirklich rechtlichen Organisation vielmehr entgegenwirken, mißbrauchen die Autorität ihrer Wissenschaft, um den Zustand der Rechtslosigkeit durch ein angebliches Rechtsprinzip zu sanktionieren und so gerade den Mächten zu dienen, die an der Erhaltung dieses unrechtlichen Zustandes ihren Vorteil finden.‘

Gegen Oppenheim vertritt Nelson mit Entschiedenheit die Errichtung eines völkerversöhnenden Weltstaatenbundes (S. 112 f.):

‚Nicht einmal die Existenz und Vielheit der Staaten steht bei einem Weltstaatenbund auf dem Spiel. Die Errichtung eines mit Exekutionsgewalt versehenen Weltstaatenbundes braucht nicht nur keinem einzigen Menschen das Leben zu kosten, sondern ist auch mit dem ungeschmälerten Fortbestehen der inneren Selbständigkeit der einzelnen Staaten vereinbar, und er ist nicht nur mit ihr vereinbar, sondern er setzt sie sogar zu seiner eigenen Möglichkeit voraus. Denn was sollte man sich unter einem Staatenbund vorstellen, wenn es keine Mehrheit von Staaten gäbe? Gerade der Staatenbund und nur der Staatenbund bietet ja die Gewähr für die Erhaltung der in ihm vereinigten Staaten, die ohne solchen schutzlos den Angriffen auf ihre Selbständigkeit von seiten ihrer Rivalen ausgesetzt bleiben. Kein ungereimteres Argument also kann es geben, als die Behauptung, daß der Gründung des Staatenbundes die Existenz der Staaten und die Integrität der nationalen Eigenart zum Opfer fallen müßte.‘

Voll beißenden, aber nicht unverdienten Spottes wird die Polemik Nelsons, wenn er den oben erwähnten Angriff Radbruchs gegen das Bestehen eines objektiven, richtigen Rechtes zurückweist: ‚Ein wenig Überlegung reicht indessen hin, um im Gegenteil einzusehen, daß gerade das richtige Recht — wenn die Annahme eines solchen überhaupt gemacht wird — sofern es mit Notwendigkeit zu gelten beansprucht, unmittelbar den Anspruch in sich schließt, selbst als öffentliches Recht zu gelten, und daß also in der Behauptung, die Annahme eines als richtig erweislichen Rechtes müsse folgerichtig im Anarchismus enden, durch das Wort ‚folgerichtig‘ einander gerade Widersprechendes vereinigt wird. Die Erschleichung beruht hier auf dem Doppelsinn des Wortes ‚autoritär‘. Der wahre Sachverhalt wird dabei gerade auf den Kopf gestellt. Jedem, der sich nicht durch Wortspiele verwirren läßt, muß ja klar sein, daß

dann und nur dann, wenn es kein als richtig erweisliches Recht gäbe, der Überzeugung jedes einzelnen die Entscheidung überlassen bleiben müßte, daß also vielmehr die Leugnung des als richtig erweislichen Rechts folgerichtig im Anarchismus enden muß. Denn welcher denkende Mensch wird sich einem Gesetz verbunden halten, für dessen Geltung ‚sich keine Rechtfertigung erdenken läßt'! Der Zynismus der Relativisten aber geht so weit, uns dieses gerade darum zuzumuten, weil ‚sich keine Rechtfertigung dafür erdenken läßt'.

Das Bedenkliche all der Theorien des Rechtes ‚ohne Recht' liegt in der ungeheuren praktischen Bedeutung der Rechtswissenschaft, der Rechtsphilosophie für das gesamte öffentliche Leben. Die mit der neueren Philosophie und der ihr Gefolge leistenden Rechtswissenschaft begründete und gestützte Machtpolitik, die ganz auf die Gewalt und blinde Unterwerfung des Individuums unter die omnipotente Staatsgewalt aufgebaute innerstaatliche Organisation sind zusammengebrochen wie ein Kartenhaus. Gerichtet ist damit auch die das ganze System stützende Richtung in der Rechtswissenschaft als mitschuldig an dem grausamen Geschehen der letzten Jahre. In einer Schlußbetrachtung über ‚Rechtswissenschaft und der Krieg' und ‚Rechtswissenschaft und Metaphysik' kommt Nelson ausführlich darauf zu sprechen. Er bekennt sich zum Glauben, daß ein hinreichend entwickeltes Rechtsbewußtsein imstande gewesen wäre, den Ausbruch des Krieges abzuwenden, und lädt mit flammenden Worten der herrschenden Rechtslehre einen großen Teil der Verantwortung an dem Weltbrande auf. ‚Man wende nicht ein, dieser Krieg sei als ein unabwendbares Verhängnis über die Menschheit hereingebrochen und es liege kein Grund vor, die harmlos ihrer Wissenschaft lebenden Rechtsgelehrten dafür verantwortlich zu machen. Denn solange diejenigen, deren höchster Beruf es wäre, auf die Sicherung des Rechtes hinzuwirken, und denen die hohe Aufgabe anvertraut ist, das Rechtsbewußtsein im öffentlichen Leben zu festigen und zum Siege über alle Machtvergötterung zu führen, sich den Pflichten ihres Berufes so weit entfremden, daß sie, im Schwindel des Tanzes um das goldene Kalb der Souveränität, selber vor diesem Götzen in den Staub sinken, hat man keinen Grund, nach einem im verborgenen waltenden bösen Geist zu suchen, um auf ihn die Verantwortung dafür abzuwälzen, daß eingetreten ist, was nur ein hinreichend entwickeltes öffentliches Rechtsbewußtsein abzuwenden vermocht hätte.'

Letzten Endes ist für die Zersetzung aller Rechtsbegriffe die Philosophie verantwortlich; vor allem die Nachwirkung der despotischen Herrschaft der Hegelschen Philosophie. Einige der wenigen, die den falschen Weg erkannt haben, waren nach Nelson vor allem Fricker, Schlief und endlich L. v. Bar. Um die Rechtslehre wieder auf eine gesunde Basis zurückzuführen, ‚ist das erste, was not tut, den Irrwahn ein für allemal aufzugeben, als ließe sich dieses Ziel dadurch erreichen, daß man sich von aller Metaphysik überhaupt emanzipiert'.

Wie denkt sich nun Nelson den Wiederaufbau einer gesunden Rechtswissenschaft? Dem fast vollständigen Zusammenbruch eines geordneten Rechtsbegriffes setzt er entgegen die ‚Restitution des Rechtsbegriffes bei Ludwig v. Bar' (S. 211 f). Bar erblickt nicht in dem Willen der Staaten, sondern in der über dem Willen der Staaten stehenden, unmittelbar und immer geltenden Gerechtigkeit die letzte Rechtsquelle. Sachlich treffen in der Anerkennung eines solchen überstaatlichen objektiven Rechtes Bar und Nelson zusammen mit der in klarster Form durch Graf Hertling vertretenen rechtsphilosophischen Schule, die in dem in den Sternen geschriebenen, allgemein geltenden Recht und damit letzten Endes in einer außerweltlichen Macht die Grundlage allen Rechtes sucht. Ohne Metaphysik keine Rechtswissenschaft; das ist das Endergebnis der Nelsonschen Untersuchungen, und er schließt sein gedankenreiches Buch mit den Worten: „... Dann muß aber auch einleuchten, daß einem Rechtslehrer, der metaphysische Voraussetzungen entbehren zu können meint, in Wirklichkeit nur die Klarheit des Bewußtseins um die metaphysischen Voraussetzungen fehlt, von denen er selbst Gebrauch macht, und daß er daher durch den Verzicht auf die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Kritik seiner Voraussetzungen die einzige Waffe aus der Hand gibt, um sich einer trügerischen, dogmatischen Metaphysik zu erwehren. Dann allerdings besteht infolge der Evidenzlosigkeit der metaphysischen Erkenntnis für die Rechtslehre dauernd die Gefahr, daß sie ohne den Schutz einer den höchsten Anforderungen an wissenschaftliche Strenge genügenden Kritik der Vernunft das Opfer sich unbemerkt einschleichender Vorurteile und damit einer immer zügelloser ins Phantastische schweifenden Metaphysik wird.

Nur durch eine aufrichtige Rückkehr zum Rechtsbegriff und damit zu einer ehrlichen Metaphysik des Rechts, und das heißt zu einer auf eine erneute Kritik der praktischen Vernunft gegründeten Rechtslehre, wird man hoffen können, die unsauberen Geister, die sich der Jurisprudenz unserer Tage bemächtigt haben, wieder aus der Wissenschaft zu bannen und damit die Rechtslehre in wissenschaftlich gesunde und zugleich für die höchsten praktischen Zwecke des Lebens fruchtbare Bahnen zurückzulenken.'

Vorbehaltlos kann man freilich auch den Nelsonschen Ausführungen nicht zustimmen. Um nur eines hervorzuheben, so kommt Nelson, wie man es bei wissenschaftlichen Doktrinen so oft wahrnehmen kann, einige Male zu einer gewissen Übertreibung seiner gegensätzlichen Anschauungen. Ganz entschieden abzulehnen ist es, wenn Nelson ein absolutes Recht der Selbsterhaltung eines Staates nicht gelten lassen will, wenigstens dann nicht, wenn die Durchsetzung dieses Rechtes mit Normen des Völkerrechts kollidiere. ‚Es ist eine durch nichts begründete und nachweislich falsche Voraussetzung, daß das Fortbestehen eines Staates für seine Glieder eine notwendige Bedingung der Befriedigung ihrer Interessen sein müßte. Das Aufhören der selbständigen Existenz des Staates bedeutet für seine Glieder an und für sich nichts anderes als einen Wechsel in der Verwaltung.

Sehen wir daher von denjenigen ab, die vermöge ihrer Herrscherstellung im Staate an seinem Fortbestande interessiert sind, so ist es zwar möglich, aber nicht notwendig, daß mit einem solchen Wechsel der Verwaltung Verletzungen der Interessen der einzelnen oder gar ihrer höchsten Interessen verbunden sind.' Ganz im Gegenteil, auch losgelöst von den einzelnen Interessenten, muß man doch dem modernen Staat so viel Eigenleben zuschreiben, daß ein absolutes Selbsterhaltungsrecht auch des Staates anerkannt werden muß. ‚Freiheit' und ‚Ehre' sind für ein Volk keine leeren Begriffe, sondern reale Werte und ebenso auch der Bestand als selbständiges Staatswesen. Daß mit dem Aufhören der Selbständigkeit eines Staates die höchsten Interessen der Volksgesamtheit verletzt sind, dieses Bewußtsein ist so tief im Empfinden der Völker verankert, daß wir diese Folge ohne weiteres als notwendig, nicht als nur möglich ansehen müssen. Gerade von der christlichen Moralphilosophie wurde das Selbsterhaltungsrecht des Staates stets als eines der unentziehbaren Grundrechte anerkannt. In diesem Zusammenhang sind besonders bedeutungsvoll die Darlegungen M. Reichmanns S. J. in der Abhandlung: ‚Ob Macht ein Recht zum Kriege gibt?' (‚Stimmen der Zeit' 1915), der es als rechtsphilosophisch falsch bezeichnet, wenn Reichskanzler Bethmann-Hollweg die Verletzung der belgischen Neutralität als ‚Unrecht' bezeichnete, sich aber gleichzeitig auf das höhere Recht der Notwehr berief. Reichmann hält dem entgegen, ein Staatsmann der naturrechtlich-christlichen Schule hätte, den Fall der äußersten Not vorausgesetzt, lieber gesagt: ‚Der Vertrag ist zwar regelrecht geschlossen, aber über dem Recht dieses zufälligen Vertrages steht das natürliche, in den Sternen geschriebene Recht der Selbsterhaltung und Selbstverteidigung, auf das ich selbst dann nicht verzichten darf, wenn einem Unbeteiligten durch meine Abwehr Gefahr oder Schaden entsteht.'

Nach der eingehenden Besprechung der Theorien Jellineks, Liszts, Kaufmanns usw. wäre es sehr zweckmäßig gewesen, wenn Nelson mit derselben Ausführlichkeit auch die von ihm wiederaufgenommene Theorie Bars in einem besondren Kapitel zur Darstellung gebracht hätte. Nicht nur für den der Rechtswissenschaft fernstehenden Gelehrten, auch für einen auf dem Spezialgebiet der Rechtsphilosophie weniger bewanderten Juristen ist es nur äußerst schwer möglich, sich aus den zum Teil schon ziemlich lange zurückliegenden Schriften v. Bars selbst ein Bild von dessen Rechtslehre zu verschaffen. Die Andeutungen Nelsons hierüber sind nicht ausreichend und klar genug, ebenso wie seine eigenen Anschauungen zu sehr in der Polemik gegen die einzelnen von ihm bekämpften Theorien verstreut sind. Für eine Neuauflage des zweifellos hervorragenden Werkes wäre daher zu wünschen, daß die Rechtslehre v. Bars sowie die eigene Rechtslehre Nelsons, unbeschadet deren Niederlegung in den anderen größeren Schriften des Verfassers, kurz und straff zusammengefaßt in gesonderten Kapiteln behandelt würde.

Ob das durch Bar als Rechtsgrundlage eingeführte Prinzip der

Gerechtigkeit tatsächlich die richtige Lösung des Problems bedeutet, ist rechtsphilosophisch freilich noch sehr fraglich. Denn die ‚Gerechtigkeit' setzt erkenntnistheoretisch schon ein ‚richtiges Recht' voraus, nicht also kann dieses erst aus der Gerechtigkeit abgeleitet werden. Allein abgesehen von diesem Bedenken ist es eine hocherfreuliche und bedeutsame Tatsache, daß von einem so hervorragenden Juristen wie v. Bar überhaupt auf eine metaphysische Grundlage des Rechtes zurückgegriffen worden ist und daß sich diesem Wege nicht nur Nelson, sondern auch sonst noch eine ganze Reihe neuerer Juristen unter Abkehr von der noch herrschenden Meinung zuwenden. Nachdem schon, um nur die bedeutendsten hervorzuheben, von den älteren Rechtslehrern Rudolf Stammler* und Karl Gareis tief ethische Gedanken zur Grundlegung des Rechtes verwertet hatten, während der sonst historisch-relativistische Joseph Kohler** seit neuestem starke Anlehnung an die Gedankengänge der christlich-naturrechtlichen Schule zeigt, hat vor allem das furchtbare Erlebnis des Krieges auch die Rechtswissenschaft aufgerüttelt. Völkerrecht, Staatenbund, Gerechtigkeit, Friede — lauter Begriffe und Ideale, die nach Verwirklichung schreien und die so vielfach von der Rechtswissenschaft nur als Utopien behandelt wurden, sie werden und müssen sich durchsetzen, und die deutsche Wissenschaft hat alle Veranlassung, auf diesem Gebiete nicht den anderen Nationen die wissenschaftliche Führung zu überlassen.*** Erfreulicherweise haben in letzter Zeit neben Nelson zum Teil mit abweichenden Ansichten, aber doch auf der allgemeinen, metaphysischen Grundlage der Ethik und Moral hervorragende Gelehrte sich mit den Problemen des Rechtes, vor allem des Völkerrechtes, befaßt. Zu den beachtenswerten Neuerscheinungen, ohne diesen in allen Einzelheiten zustimmen zu wollen, gehören z. B. ver-

* Vgl. u. a. dessen heute noch bedeutendes Buch ‚Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung' und ‚Zukunftsaufgaben des Rechts und Rechtswissenschaft' in ‚Kultur und Gegenwart', 2. Teil der Abt. VIII (Teubner 1906).

** Vgl. hiezu M. Reichmann S. J. in den ‚Stimmen der Zeit' (Maiheft 1916/17), von Kohler selbst: ‚Die spanischen Naturrechtslehren des 16. und 17. Jahrhunderts' (April 1917 im Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie) und ‚Lehrbuch der Rechtsphilosophie' (1917).

*** Vgl. z. B. die hochinteressanten, ethisch tief empfundenen Ausführungen von Wladimir Solovjeff über den Staat (aus dem Russischen von Harry Köhler, Jena, Diederichs, 1914, Bd. I, S. 118 f.). Auch die Ende des 18. Jahrhunderts bereits von Jeremy Bentham gemachten Darlegungen: ‚Grundsätze für ein künftiges Völkerrecht und einen dauernden Frieden', deutsch von C. Klatscher, Halle 1915, kommen in England wieder zu gesteigerter Beachtung, gerade infolge ihres scharfen Gegensatzes zu der bisherigen imperialistischen Politik Großbritanniens. Ein allgemeines Völkerrecht anerkennt auch das American Institute of International Law (Protokoll der Sitzung vom 6. Januar 1916).

schiedene Veröffentlichungen von H. Lammasch,* die Werke Max Schelers.** Auch Prof. Fr. W. Foerster*** muß trotz entschiedener Ablehnung mancher seiner Ansichten mit Achtung unter jenen Gelehrten genannt werden, die den Machtpolitikern in der Wissenschaft aus Gründen des Sittengesetzes und der Gewissensforderungen widersprechen. Über alle den ‚Völkerbund' betreffenden Fragen orientiert ausgezeichnet, wenn auch ohne tiefere rechtsphilosophische Begründung die Schrift Erzbergers, nachdem schon früher Walther Schücking† sehr bemerkenswerte theoretische und praktische Ausführungen zu dieser Frage gemacht hatte. Im Geiste Foersters trat für eine Versittlichung des Völkerrechts auch Sinzheimer†† ein. Endlich sei in diesem Zusammenhange noch eine machtvoll aufstrebende Organisation erwähnt: ‚Das weiße Kreuz' (kathol. Weltfriedenswerk), worüber Dr. Metzger in der ‚Allg. Rundschau'††† berichtete.

Rechtzeitig haben die auf positiv-christlichem Standpunkt stehenden Gelehrten die neuen Aufgaben der Zeit erkannt. Anfangs 1918 gliederte sich der ‚Geschäftsführende Arbeitsausschuß zur Verteidigung katholischer und deutscher Interessen im Weltkrieg' einer ‚Kommission zum Wiederaufbau des christlichen Völkerrechtes' an, deren wissenschaftliche und praktische Bedeutung gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Vorsitzender der Kommission ist Prof. Dr. Mausbach-Münster, Schriftführer Prof. Dr. Ebers-Münster. Es ist beabsichtigt, das ganze Gebiet des Völkerrechts in weitestem Umfange in einer Reihe von streng wissenschaftlichen Einzeldarstellungen unter dem Sammeltitel ‚Das Völkerrecht' zu behandeln. Im Herbst 1918 erschien als vielversprechender Anfang das erste Doppelheft dieser Sammlung. Mausbach untersucht in seiner Schrift: ‚Naturrecht und Völkerrecht'§ die moralphilosophischen Grundlagen des Rechtes. Als nächsten und zunächst einzigen Zweck der Rechtswissenschaft sieht Mausbach das Bestreben, dem Rechte neuerdings im Gegensatz zu den auf dem Positivismus beruhenden Schulen einen allgemein gültigen Halt zu geben. Notwendige Grundlage ist die Gewinnung einer objektiven Norm durch das sittliche Vernunftgesetz. Der Rechtspositivismus kann nur als Unter-

---

* Z. B. ‚Kulturgemeinschaft, Weltwirtschaft und Völkerrecht nach dem Kriege' in der Europ. Staats- und Wirtschaftszeitung 1916, Nr. 11. ‚Zeit' vom 12. Nov. 1916; ‚Europas elfte Stunde'.

** ‚Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg'; ‚Krieg und Aufbau', Leipzig 1916.

*** ‚Politische Ethik und politische Pädagogik' bei Reinhardt-München; ‚Weltpolitik und Weltgewissen' (Verl. für Kulturpolitik 1919).

† ‚Der Weltfriedensbund', Heft 2 der Sammlung: ‚Nach dem Weltkrieg', Verlag Naturwissenschaften G. m. b. H., Leipzig; ‚Die völkerrechtliche Lehre des Weltkriegs', Veit & Comp.

†† ‚Völkerrechtsgeist', Heft 1 der Sammlung ‚Nach dem Weltkrieg'.

††† 1917, Nr. 46.

§ Freiburg, Herder 1918.

art des allgemeinen Moralpositivismus betrachtet werden. Daher hatte sich der Verfasser zunächst eingehend mit diesem System zu befassen; in wirklich grundlegenden Darlegungen zeigt er Wesen und Existenz eines sittlichen Naturgesetzes und leitet dann über zum Nachweis eines hieraus entstammenden Naturrechts, das seinerseits dann wieder angewendet wird auf das Völkerrecht. Die Erkenntnisnorm für das Gute und Böse ist die menschliche Vernunft; diese ist ihrerseits wieder befähigt, das Naturgesetz aus dem Wesen der Dinge, des Menschen und seiner Güter abzuleiten. Eine wahre und überzeugende Grundlage für gutes und ‚richtiges' Handeln kann aber nur ein höchstes Gut sein, von dem aus alle Wertbeziehungen erst absolute Gültigkeit erhalten. Auch das Recht kennt Normen, die an sich, zu allen Zeiten und für alle Menschen Geltung haben. Das Recht wird freilich durch den Staat geschützt, aber es ist unabhängig von ihm vorhanden. Es gibt ein natürliches Recht, das zum Staate führt, das dem bestehenden Staate Rechtsgewalt verleiht; ferner ein Naturrecht im Staate, wenn auch die staatlichen Gesetze als Kulturformen wechseln, und endlich ein Recht gegen den Staat als natürliche Menschen- und Volksrechte, die man auch gegen positive Satzung behaupten darf. Allein damit nicht genug; die sittliche Ordnung verlangt auch ein über und zwischen den Staaten stehendes Recht als Voraussetzung eines wahren Völkerrechts. Das Naturrecht ist also die einzig mögliche, formell und inhaltlich notwendige Grundlage für das zwischenstaatliche Recht. Eine ausgezeichnete Ergänzung erfährt die Schrift Mausbachs durch das 5. Ergänzungsheft zu den ‚Stimmen der Zeit'. Unter dem Titel ‚Die Grundlage des Völkerrechts'* behandelt Viktor Cathrein S. J. in schlechthin mustergültiger Weise das Problem des Völkerrechts, wobei er noch wesentlich eingehender als wie Mausbach die historische Entwicklung der einschlägigen Fragen darlegt. Im übrigen sind die Gedankengänge Cathreins in der Beweisführung für die Existenz eines Naturrechts aus seiner zweibändigen Moralphilosophie zu bekannt, als daß sie hier erwähnt werden müßten. Beide Neuerscheinungen zusammen sind für den Fachmann das unentbehrliche Kompendium der christlichen Rechtsphilosophie.

Aus dem ganzen Chaos der Geschehnisse, aus dem Bankrott der meistverbreiteten Theorien in Philosophie und Rechtswissenschaft leuchtet immer klarer eine Erkenntnis auf. Wenn die Menschheit aufsteigen will zu höheren Kulturformen, dann muß sie wieder — einen Schritt zurück, aber nicht ins Dunkel, sondern zum Urquell des Lichtes. Soll das Werdende im Völkerleben von Dauer und Segen sein für die Menschheit, so muß es geboren werden aus dem Geiste der christlichen Weltanschauung; die Garantie, die Zwangsgewalt für die Einhaltung des künftigen Völkerrechts muß neben der äußeren Form eines Völkerbundes liegen in den Menschen selbst, durch die sittliche, zwingende Bindung auf die Grundsätze

* Freiburg, Herder 1918.

des objektiven Rechts und der Gerechtigkeit. Weit und hart ist bis dahin der Weg. Viele Geister werden führen müssen in mühevoller Arbeit, aber eines wird die Arbeit erleichtern: das Ziel ist bereits deutlich und unverrückbar zu erkennen. Freilich nicht im Sinne Haeckels,* der von dem Monismus erwartet, daß er sich als neue, geläuterte Religion, als Phönix aus dem blutgetränkten Ascheberg des Weltkriegs erheben werde. Auch für das Recht und seine Unterart des Völkerrechts ist die Stunde gekommen, wo es sich, um sich nicht selbst aufzugeben, dem Worte zu beugen hat: ‚Meinen Frieden gebe ich euch; meinen Frieden hinterlasse ich euch!'

* ‚Ewigkeit, Weltkriegsgedanken', Berlin 1915.

Gang am Abend vor den Toren

Die Berge schwinden in die schwarze Nacht.
Viel Menschen gehn auf abendlichen Wegen
Und starren, friedlos Volk, den Wolken bald,
Den stummen, bald dem tauben Wind entgegen.

Die wilde Flut von Haß und Liebe braust
Um alle Seelen. Ist das Heil auch sichtbar,
Wir gehen doch von neuem wieder fehl,
Und immer bleibt die Rettung unverrichtbar.

Es blüht ein Sternlein überm Walde auf,
Des Leuchten macht des Dunkels Last gelinder.
Es singt uns seinen Trost ins düstere Lied:
Wollt ihr genesen, werdet wie die Kinder!

Fritz Olt.

Der Erbe / Roman von Firmin Coar

10. Kapitel.

Ziele.

Herr Mayer war in den Aufsichtsrat erst von einer, dann schnell von mehreren großen Industriegesellschaften gelangt. ‚Von diesem Augenblicke an wurde ich erst Kapitalist,‘ sagte er gern über diese Stufe seines Lebens. ‚Von jetzt ab arbeiten meine Gelder, ohne daß ich selbst auch nur einen Federstrich darum zu tun habe. Ich nehme teil an der großartigsten Errungenschaft der modernen Zeit. Ein Heer von Arbeitern und Beamten leistet höchste Dienste für Lohn und für Gehalt zum Nutzen jener, die den Talisman Geld besitzen. Der Kapitalismus ist die wunderbarste Kraft. Er erzeugt mechanisch; er ist fast ein Perpetuum mobile.‘

Herr Mayer hatte bereits zweimal Forderungen seiner Arbeiter um Lohnerhöhungen dadurch abzulehnen vermocht, daß er ihnen Lebensmittel zu liefern versprach. Er lieferte ihnen dann auch Lebensmittel durch die Machenschaften seiner geheimnisvollen Geschicklichkeit. Er lieferte sie ihnen mit einem Gewinne von fünfzig vom Hundert. ‚In meinem Betriebe gärt es nicht,‘ sagte er gerne. ‚Ich weiß jeden Aufruhr in eine Unterwerfung umzubiegen. Das ist auch die Pflicht wahrer Stützen von Thron und Altar.‘

Seit einiger Zeit fuhr Herr Mayer jede Woche einige Tage nach Berlin. Er kam zwar stets mit schwarzen Grübchen unter den Augen und einer mehligen Farbe auf den roten Hamsterbacken zurück, aber er ertrug standhaft diese Zeichen kapitalistischer Arbeitserschöpfung. Eines Tages wurde ihm die Kommerzienratswürde und das Eiserne Kreuz Erster Klasse für Friedensdienste verliehen. Ein seliges Lächeln schwamm von seinen schwulstigen Lippen in die Falten seiner Fettwangen. Er dachte an seine Berliner Reisen und an seine unzähligen Verdienste, strich sich selbst kosend über seine allmächtige rechte Hand und sagte: ‚Ich habe das Kreuz des Krieges zu tragen gewußt. Es freut mich, daß man das höchsten Ortes durch Verleihung des E. K. I etwas anerkennt.‘

Solches geschah an einem Tage des späten März; aber die Sonnenstrahlen waren keine Frühlingsküsse; es schneite, und zwischen den weichen Flocken flogen Hagelkörner, und es waren tausend Peitschen in der Riesenfaust eines harten Ostwindes.

Herr Mayer stand an dem Fahrstuhle, worin seine halb gelähmte Frau tagsüber sitzen mußte, seit dem Tage, da ihr ehebrecherisches Leben und das verruchte Treiben ihres Sohnes offenbar geworden war. Ihr Ehemann war seit Wochen nicht bei ihr gewesen. Jetzt war er großmütig, tat ihr seine Ordens- und Würden-

auszeichnungen kund und schloß: ‚Das alles verdiente ich mir, trotzdem du und der verfluchte Junge mir eine Fessel waret.‘

Die leidende Frau starrte auf das weiße Frühlingsunwetter.

Plötzlich schrie sie leicht auf: ‚Hans! Da ist er! Hans ...‘

‚Quatsch auf die Hirngespinste deiner zu späten Reue,‘ knurrte Herr Mayer verächtlich, wandte sich ohne Gruß zum Ausgange, prallte zurück; sein mannbarer Sohn Hans stand in der geöffneten Tür.

‚Guten Tag,‘ rief dieser mit etwas rostiger Stimme. ‚Ihr seid zusammen? Wie schön! Ich begrüße euch. Ihr sagt nichts? Ich bin wieder da! Die Besserungsanstalt hat mich in den paar Wochen zu einem reifen, seiner selbst bewußten Menschen gemacht.‘

‚Ohne mich erst zu befragen, hat man dich entlassen?‘ fauchte Herr Mayer. Er ward rot wie ein Hahnenkamm. Im Magen fühlte er einen bösen Schmerz.

‚Dein Wille war eine beißende Zange, seitdem wir uns nicht mehr verstanden. Du verstandest mich nicht mehr, seitdem ich nach meinem anstatt nach deinem Gewissen leben wollte. Die Rechte, womit wir Menschen geboren sind, verleugnetest du in mir, weil sich erwies, daß deine Rechte die meinigen nicht duldeten. Deshalb stelle ich dir jetzt ein Ultimatum:

Erstens: Du sorgst dafür, daß ich ein blendendes Entlassungszeugnis von der Besserungsanstalt erhalte. Du hast Geld und Beziehungen; damit geht alles.

Damit geht auch der zweite Punkt; nämlich du bringst mich wieder auf der Staatsschule unter.

Drittens: Du leihst mir ein Kapital von tausend Mark. Ich bin in der Lage, Geschäfte zu machen; ähnlich wie du. Damit vermeide ich, dir zuviel zur Last zu fallen. Ich rechne für meinen Unterhalt dreihundert Mark monatlich. Ich hoffe, dir zu zeigen, daß ich dir ebenbürtig bin in der Geschicklichkeit, Geld zu verdienen.

Viertens: Du läßt mich sonst nach meiner Fasson selig werden. Ich verspreche dir dafür, dir keinen Skandal zu bereiten.

Fünftens: Falls du diese Bedingungen nicht innerhalb zehn Stunden annimmst, werde ich die dir fürchterlichste Waffe ergreifen: den Streik und die Offenbarung der Geheimnisse des Kommerzienrats Mayer. Nieder mit dem väterlichen Militarismus. Es lebe die Freiheit!‘

Knapp, mit aufzischendem Geräusch als Unterton schrillte es der Sechzehnjährige. Ohne schlappen Hut und ohne schmutzig-nassen Mantel, was er in mechanischer Erinnerung an gute Sitten unten in der Garderobe abgelegt hatte, stand er wie ein Aufwiegler da. Der Strumpf an seinem linken Bein war nach unten geglitten. Das runde, vom Unwetter gerötete Knie streckte sich vor Erregung

straff; es zitterte. Der ganze Bubenkörper war leise bebende Sehne. Die trotzigen Lippen, feucht glänzend von wilder Lebensüberfülle, öffneten sich wie in Erwartung und spalteten schreiend rot das bleiche Gesicht. Die Pupillen der von Begier grünlichen Augen dunkelten erschreckend.

Die Fleischmasse des Vaters sackte ineinander; sich sammelnder Geist riß sie gleichzeitig wieder hoch. Die Armbewegung mit dem aufsteigenden Zeigefinger der geballten Hand flog zusammenhanglos aus Gewohnheit von ihm los.

Ein grausames Lächeln kroch über das gespannte Gesicht seines Sohnes. Der weiße Widerschein des Schneesturmes draußen legte sich gespensterhaft unnatürlich auf die aufrührerische Figur.

Vom Sitze der Mutter klang ein Gewimmer; solch ein leises, feines, zerschneidendes Gewimmer.... Ihr Kopf war starr gegen den Sohn gerichtet; der eine nicht gelähmte Arm suchte Hilfe in der Luft; die Augen irrten im verzerrten Gesichte. Das Wimmern ward zu leisen, spitzen Schreien: ‚Dies Lachen des Hans, ganz wie sein Vater lachte.... So lachte er, als ich ihm den ersten Betrug vorwarf, als ich selber ihn dann betrog, dann ich selber, selber ... oh, oh, oh, ich bin so jung und so eingekerkert und doch frei und dennoch gelähmt ... oh, oh, oh, selbst Gott hat mich nicht mehr lieb.... Ist es Strafe? Eingekerkert ... und mein einziger Sohn lacht.... Ich möchte ihn züchtigen — ich bin lahm....‘

Fürchterlich waren diese lispelnde Stimme, diese Bewegungen des einen Armes, diese Fesselung des jungen Frauenkörpers durch die Lähmung.... Und plötzlich die aus Tiefen aufgestoßenen aufwirbelnden Worte: ‚Gott, erbarme dich meiner!...‘

‚Den Arzt, den Arzt!‘ heiserte Herr Mayer und schob mit beiden Armen den Sohn hinaus. ‚Du tötest sie,‘ schrie er draußen ins nahe heiße Gesicht des Buben. ‚Ich werde ...‘ Eine Empörung, die sich überschlägt aus Wut, ohnmächtig zu sein gegen den nicht zu vergewaltigenden, nicht zu ergreifenden, nicht zu überlistenden Aufruhr der Seele der Frau, des Sohnes.... Steigende Seelenflut. Peitschender Gewissenssturm. Da hinein splittert die Anklage des Sohnes: ‚Du hast mir meine Liebe entrissen, beschmutzt, beferkelt. Du ... du ...‘

Herr Mayer steht am Telephon. ‚Der Arzt! Der Arzt!‘ Der ist das Ziel seiner Heftigkeit und seiner Hantierung. Dazwischen streicht schon Beruhigung in dem Gedanken: ‚Alles ist Appetitsache; auch Liebe; auch Verzweiflung. Wenn der Mensch genug davon hat.... Der Arzt.... Ah....‘

Er wähnte, nun wäre alles gerettet.

— — — — — — — — — — — —

Du dunkle, liebe Erde! Aus deinem tiefen Schoße rührt die Gebundenheit unserer Sehnsüchte. Mit dir sind wir Leiber, die in Stürmen wehrlos sind. Deine Kälte erschauert uns das Herz. Deine Zähigkeit erpreßt uns Hartnäckigkeit, die unsere Stirnen senkt und mit Schweiß feuchtet. Deine Schwere ist das Maß, worin unser Blut pocht und begehrt. Unseres Blühens Saft entsteigt dir. Dein Rasen in dem unendlichen Lichte der Gestirne schleudert unsere Geister in die Kreise des Ewigen, reißt auf unsere Nacht. In leuchtenden Sternenbahnen sehen wir Himmelsweiser.

Du dunkle, liebe Erde, gewähre uns Fruchtbarkeit!

— — — — — — — — — — — —

Gerd geht in Knechtskleidung einen Pflug führend über einen braunen nassen Acker einem Erdrücken zu, worüber hoch am Himmel ein finster blauer Wolkenballen hängt und einen Regen festhält, den tausend Umarmungen eines warmen Westwindes von ihm erpressen möchten. Gerd hebt schwer den Pflug. Das Messer glänzt; der Grauschimmel zieht und wirft den Kopf schnaubend hoch; das Messer schneidet aufwühlend in die klebrige zähe Scholle.

Gerd hat sich als Knecht bei einem Bauern verdingt, nachdem der Fabrikbesitzer Mayer Gerd davon gejagt hatte im Ärger, daß er ihn nicht zu politischen Aufruhrworten, die seine Verhaftung forderten, hinreißen konnte. Vom Generalkommando ist Graf von Asseweeth auf die schwarze Liste der entlassenen Offiziere zweifelhafter Gesinnung gesetzt.

Gerd pflügt einen wilden Acker und Gertrud schreitet neben ihm, einen Korb am Arme und einen Regenschirm in der Hand haltend. Sie ist von der Stadt gekommen und hat ihren Heimweg unterbrochen, um ihn zu begrüßen. Die Lehmerde, die von Regengüssen der Frühe naß ist, klebt in Brocken an ihren Stadtschuhen und sie geht stolpernd wie winters auf Schneeklumpen. Sie hat Gerd noch nie beim Ackern gesehen. Sie hält es kaum für möglich, daß er der Graf Asseweeth ist. Seine edelmännische Eleganz, die sie früher so bestrickte, scheint mit der Kleidung von ihm abgefallen zu sein. Oder heftet die Arbeit sich ihm an wie eine Fessel? Reueempfindungen über Berufswechsel wittert sie in der Seele Gerds. So merkwürdig ist das. Alles wird schwer an ihr. Sie meint beim Gehen den ganzen Acker mitzuschleppen. So merkwürdig, denn stolpernd mit Lehmklumpen an den Schuhen zu gehen, ist ihr nicht ungewohnt. Ihr Rücken schmerzt. Wie schwer muß ihm das Pflügen fallen! Oder rührt es bei ihm daher, weil er es als Knecht tut? Auf ihrem aufrichtigen Gesicht liegt eine schmerzliche Frage.

Gerd hat sie ihr längst vom Gesichte gelesen. Es ist ihm peinlich und er weiß nicht, warum es ihm peinlich ist. Er bleibt nicht lange zur Begrüßung bei ihr stehen. Er sagt, er müsse bis Mittag fertig

werden. Und sie sehe ja, wieviel Streifen Ackers er noch zu werfen habe. Er schritte, meint er, auch leichter aus als sonst wohl und leichter, als es ihm zu Mute sei. Seine Pflugfurchen wären zwar nicht wie an einer Schnur gerade gezogen; als ein Lehrling fühle er sich noch. Aber tief ginge seine Spur und Müdigkeit wäre mehr in den Regenwolken als in ihm. So tut und redet er. Aber ihre schmerzliche Frage weicht nicht von ihrem Gesichte. Er fühlt es, obschon er es nicht sieht. Zum ersten Male empfindet er ein Gefühl, wovon er bestimmt weiß, daß sie beide es in sich haben, beide so seltsam es erleiden, nur sie noch um einiges schmerzhafter als er.

Lange Stunden hatte er um sie geworben. Er hatte ihr geistvolle und erschütternde Bücher vorgelesen; er hatte es angestellt, daß diese Bücher ihr zum Erlebnisse und zur Bildung wurden. Er war mit ihr im Museum und in den Läden der Stadt gewesen und hatte ihre Sinne geweckt zum Genusse der Farben und Linien auf Bildern, an Häusern, in Landschaften, in der Kleidung, im Gehen. Merkwürdig schnell begriff sie und erschloß sie sich. Ihr Erstaunen über dies Wunder war wie ein Parfüm um sie; er fühlte es mit. Und doch stand etwas zwischen ihnen wie ein lauernder Zweifel und verhinderte ein ineinander Überströmen. Und nun kam es ungewollt, ungerufen, unerwartet. Eine gewöhnliche Frage brannte und es war, als ob ihre beiden Seelen es wären, die aufflammten.

Sie ging jetzt hinter ihm. Sie machte seinen Schritt noch schwerer. Sein Blut fieberte; seine Hände waren davon heiß. Er zwang sich zur Eile; aber hinter ihm die Gestalt, unter ihm der Boden, über ihm der Himmel, das bedrückte ihn alles und ärgerte ihn. Und da sprach er zusammenhanglos von der Mühsal der Arbeit.

Man müsse sie entweder blindlings ausführen oder sich ihr gänzlich hingeben, gänzlich, nicht dabei an etwas anderes denken, nicht dabei anderes ersehnen, erhoffen, dabei nicht sich an vergangenes aufrührerisch erinnern.

Und wenn man das nicht vermöge....

Er stockte. Seine Stockung hinterließ keine Leere. Er wußte, daß hinter ihm die Gestalt, die warme, die lebende, seinen abgebrochenen Gedanken weiter denke, gerade so heiß...

‚Hü, hott! Kein Gras auf fremdem Boden fressen; es ist nur Wintergras, verkrümmtes, mit gelben welken Spitzen. Gleich geht's heim. Dann gibt es Heu.' So sagt er laut. Und es bedeutete nichts; es unterbrach gar nicht den Strom, der ihn mit ihr verband, verschmolz.

Man müsse die Arbeit mit allen Widerwärtigkeiten ganz durchleben; man müsse sie erleidend meistern lernen. Sie bekomme dann den Takt unseres Herzens. Sie sei unser Besitztum geworden; ein Hebel unserer Seele, ein Erwecker tiefster und reinster Freuden, ein Schöpfer, denn die wahre Arbeit spiegele unser Selbst wieder,

gestalte unser bestes Dasein.... Nicht der Besitz des Landes beglücke, sondern das Erlebnis, es nach seiner Absicht bearbeitet zu haben.

Hinter ihm sagte eine zitternde Stimme: ‚Ach, so denkt Vater nicht! Für Vater ist das Land ein Werkzeug zum Geldgewinn.‘

Er verstand nicht; er hörte nur auf den zitternden Ton. Das erfüllte ihn mit sonderbarer Musik.

‚Die Liebe, die Liebe! Sie ist es doch,‘ sagte er sich, ‚ich werde Gertruden eine neue Schwäche zeigen, wenn ich mich nicht aufraffe.... Sie würde mich wieder zurückstoßen, mir zeigen, daß sie stärker und stolzer sei als ich ...‘

In glühender Verwirrung redete er weiter. — ‚Sie haben recht, Gertrud! Man kann nicht aus seiner Haut heraus. Diese Erde! Diese eigenwillige Erde! Sie ist zu schwer ... Das Stück ist lehmig, ich drücke ein und schneide tief. Ich gerate in ein anderes Teil und das ist fast Sand. Da müßte mein Messer nicht so tief furchen. Ich weiß es nicht.... Krumme Pflugbahnen werden es; schnurgerade müßten sie sein. Die Placken glänzen ölig. Die Wolke hat schwarze Flügel. Sieht sie nicht aus wie eine Riesenfledermaus? Die Luft ist heiß. Die Hand ist wie erstarrt am Pfluge.... Der Grauschimmel muckst sich. Er sinkt in den Boden; er wehrt sich, schnaubt.... Die Erde dampft ...‘

Gerd vernimmt nur das Knirschen des Pflugmessers, das Stampfen des Grauschimmels; nichts vernimmt er hinter sich. Hat sie ihn schon verlassen? Mit Anstrengung sprach er: ‚Diese verdammte Erde. Sie knechtet einen,‘ sprach's, obschon er wußte, daß es eine Lüge wäre, denn über der Fesselung an der schweren Arbeit schwebte etwas frei, und doch auch wieder so mächtig ...

Da drehte er sich um, drehte ihn eine gewaltige Macht jäh um.

Gertrud stockte hinter ihm, erschreckt, bleich. Der zwei Menschen Blicke flammten ineinander. Da erkannte sie, daß einer alles von dem andern wußte. Sie schämte sich, daß sie sich nicht besser gehütet habe, daß sie ihn zu sehr liebe. Sie erbebte am ganzen Körper. Er riß sie an sich, er preßte sie an sich; seine Hände flogen scheu um ihre Hüften und ihre Schultern; sie glitten auf und ab; sie ertasteten erschauernd die Umrisse ihres Körpers, die voll waren von Liebe und Scham und Reinheit. Seine Lippen lagen auf ihrem kühlen, schwellenden Munde. War es nicht, als ob reinster Gartenduft ihnen entströme? O Reinheit, Keuschheit, Schauer, Liebe!...

Sie begriffen nicht, wie ihnen geschah und was sie taten; sie standen in einem brennenden Rausch. Es fing an zu regnen. Ein Windstoß fegte. Der Schirm lag hinter ihr geöffnet wie ein Kübel aus schwarzem Stoffe. Die Regenwolke, die wie eine Fledermaus mit Riesenflügeln aussah, ließ Wasser hineinströmen. Der Grauschimmel sah sich nach dem Menschenpaar um und klirrte mit dem

Gespanne. Die frisch aufgewühlte Erde dampfte. Das Pflugmesser schimmerte.

Gegen Mittag führte Gerd Asseweeth seine Braut, die auf dem Grauschimmel unter einem regendurchweichten, an einem Ende zerrissenen Regenschirme strahlend saß, heim. Der ganze lange Weg bestand aus mühevoll gezügeltem Jauchzen und Scherzen.

— — — — — — — — — — — —

Den Kreuzhof erfüllte ein wunderbares Gewoge. Job Heben tappste darin, die Bäuerin schwelgte darin und Gertrud schwebte darin. Die Mägde spürten es wie Zauberluft, worin man leichter als sonst arbeiten konnte und glimpflicher um Nachlässigkeiten herum kam. Alle nannten es Freude über die Verlobung Gertruds.

Als man das erste Mal über die Hochzeit und das Leben nachher sprach, erklärte die Bäuerin, daß Gertrud als Mitgift den größten Teil vom Kreuzhofe erhalten solle. Ein neues Gut mit neuen Hofgebäuden wollte man daraus machen. Gütergemeinschaft sollten sie haben. Gerd gehöre es so gut wie Gertrud. Der Frau Heben Gesicht verriet dabei deutlich, daß dies geschähe, weil ihre Tochter einen Grafen heirate. Es sollte eine Schmeichelei für Gerd sein. Es war eine Bitternis. Aber da er die Bäuerin kannte, lächelte er in seiner eigenen dünnen Weise und erklärte ihr: ‚Ich werde nur als Pächter dort wohnen und arbeiten. An der Pacht beteiligen wir unser Gesinde gemäß der Arbeitsleistung; das ist unsere Regelung der Lohnfrage für die Landarbeiter. Wenn ich zu verfügen habe, werden wir unsern Besitz der Stadt verleihen zum Nutzen der Gemeinschaft, doch so, daß man uns nur kündigen kann, wenn wir durch unsere Schuld die Pacht nicht mehr aufbringen, denn dann sind wir nicht mal mehr würdig Pächter zu sein. Die Pacht darf nie ortsübliche Sitten verletzen. Ein Recht auf Landbesitz haben wir nicht; nur eine Pflicht auf Arbeit und Lohn.‘

Die Bäuerin zog eine Grimasse und wollte etwas Feindliches aus dem Munde lassen. Gerd kam ihr zuvor und sagte scherzend: ‚Mutter will wieder predigen, daß ich im Menschen nur die Schimmer des Guten sähe, und daß ich damit das dritte Reich des irdischen Menschenglücks bauen wolle. Soll ich ihr wieder nachweisen, daß ich für meinen Bauplan auch das gründliche Böse im Menschen in Rechnung ziehe?..‘ Job Heben vermittelte: ‚Wir machen den Vertrag nach unserer Art. Was ihr beide dann mit dem Erbe macht, ist eure Sache. Das Eigentum hält die Familie zusammen; das Eigentum zwingt zur Arbeit, zum Fleiß, zur Sparsamkeit, hält von dummen Gedanken ab.‘ Er klappste Gerd auf die Schulter und schloß: ‚Ich habe nur die eine Bedingung. Über das Erbe dürft ihr erst dann frei verfügen, wenn ihr den ersten Jungen in der Wiege liegen habt. Nicht wahr Frau?‘ und faßte sie bei den welken Händen,

streichelte ihre verlederten Wangen, lachte und flüsterte ihr schlau und glücklich ins Ohr: ‚Wenn sie erst einen Jungen zu versorgen haben, werden sie ihren Hof nicht mehr sozialistisch bewirtschaften.‘

Gerd und Gertrud fragten einander durch Blicke ihrer blanken Augen und antworteten sich, ohne ein Wort zu sagen: ‚Die Alten werden uns nie verstehen.‘ In faltenloser Glätte lag das Glück auf ihrem Gesichte.

— — — — — — — — — — — —

Eines Tages kam Gerd der Einfall, in der Stadt einen Architekten, der ihm empfohlen worden war, aufzusuchen, um mit ihm die Erbauung des neuen Hofes zu planen. Der Einfall erschien ihm selbst ganz absonderlich, denn solange der Krieg währte und vielleicht noch lange Zeit nachher war an eine Ausführung des Bauplanes nicht zu denken. Der Einfall wurde unerträglich, so häufig kam er. Wolkige Ängstlichkeit folgte ihm. Er haßte den Einfall, pfiff laut, wenn er ihm im Kopfe saß, rief sich Gertruds — der Geliebten — Bild vor die Seele, zwang sich, an Fremdes zu denken, arbeitete hastig. Plötzlich gab er dem Einfall ohne jede Ursache nach und eines Nachmittags ging er mit Gertruden in die Stadt. Der Architekt war nicht zu Hause; nach einer Stunde wäre er anzutreffen. Gerd dachte, obschon er es grundlos fand: Der Mann wird auch dann nicht zu Hause sein. Mein Einfall rührt von einem teuflischen Unhold, der mich äffen will.

Er lud Gertrud zu einem Glase Wein in Lüttekens Gasthof, einer Schenke Altmünsters ein, da sähe er mal wieder viele Menschen; das erfreue ihn. Er ließ Gertruden nah an seiner Seite sitzen, trank ihr, Auge minnig heiß in Auge, ein fröhliches Wohlbekomms zu, und seine Lippen waren noch feucht vom gelben Weine, als ein Mann mit krausem braunen Vollbarte, weißer Gesichtshaut und kleinen, unruhigen Blicken sie unverschämt musterte, zuerst ihn, dann Gertrud. Gerd sah ihm erstaunt ins Weiße seiner braunen Augen; der Fremde verschwand. Die beiden verliebten Leute lachten sich an. Sie plauderten unbefangen. Gerd machte Gertrud auf die deckenlosen Tische, die der Wirt selbst poliere, auf die alte große Standuhr, deren messingenes Zifferblatt und große Pendelscheibe der Wirt selbst blank putze, aufmerksam. Er erklärte ihr die alten Kupferstiche, die sämtliche Friedensunterhändler zur Beendigung des Dreißigjährigen Krieges darstellten und die an der Wand wie zur Ausstellung hingen und worauf der Wirt so stolz sei. Gerd pries ulkig die Altertümlichkeit der Ledertapete, deren Farbe zwischen grün und braun und staubfarben wechsele, die außerdem an einer Ecke zerrissen und nicht wieder geflickt wäre, weil der Wirt eine künstliche Wiederherstellung als eine Grausamkeit gegen das ehrwürdige Alter der Tapete, die seit

vielen Jahrzehnten die seltsamsten Gäste umgeben hatte, empfände. Beide erheiterten sich unbefangen über den Raum und den Wirt.

Die sechs Quertische der länglich-schmalen Stube waren dicht besetzt.

Alte Stube, neues Leben! Es summt von Gesprächen. Vier Männer beraten den Warenschmuggel aus Holland; nicht sackweise, sondern waggonweise; ein ganzes Heer von Zahlmeistern, Schiebern und Eisenbahnern wäre daran beteiligt. Die letzteren allein sollten 38 000 Mark Bestechungsgelder erhalten. Es sind bessere Herren, die wissen, daß Geheimnisse am besten in der Öffentlichkeit besprochen werden.

Alte Stube, neues Leben! Ein Mann in Arbeitskleidung schimpft laut auf den Krieg und vergnügt sich, sein Mädchen betrunken zu machen. Ihr glockiges Gelächter schallt, rollt und endet in einem Glucksen. Dann fängt er selbst an zu lachen.

Dazwischen sitzt friedlich ein Greis mit frischen Zügen. Er riecht nach frischem Laub, hat ein Riesenbündel Weidenkätzchen neben sich liegen, trinkt bedächtig ein Glas Bier und erzählt das Schicksal einer Gans mit verkrüppeltem Schnabel, die geflohen und wild geworden war. Ein Käferchen kriecht ihm am Kragen. Sein Nachbar will es abschlagen. ‚Sachte, sachte,‘ ruft er aus, ‚bitte, sachte. Das seidige Tierchen will auch leben.‘

Alte Stube stirbt, neues Leben brandet herein.

‚Der Krieg macht uns reich. Man kann das Geld nicht lassen. Die Sparkassen wissen nicht, wohin damit,‘ kirrt ein Dickwanst mit roter Leckerzunge im breiten Gesicht und steckt seiner jungen Dame in lilabläulichem Seidenaufputz einen zusammengerollten Hundertmarkschein ins fuchsige Haar. ‚Wenn das im finsteren Münster passiert,‘ sagt sie schnippisch, ‚was ist dann den Leuten in Berlin möglich?‘ Sie rollt das Staatspapier auf, liest die Zahl, verkneift den scharlachenen Mund, so daß man statt der Lippe nur eine welke Falte unter der langen Spitznase erblickt, nimmt eine Zigarette und steckt sie mit dem wieder aufgerollten Staatspapier an. Der Dickwanst lacht. Sie gibt ihm einen Klaps auf die Fettpolster seiner beringten Hand und fragt: ‚Wo vergnügen wir uns heute Abend? Es gibt kein Vergnügen bei den Potländern, ergo mußt du mich in deine Familie einführen. Deine Frau soll mir Eifersucht vorspielen.‘ Der Dickwanst lacht wieder.

Ein Soldat hat das braune Gesicht verzerrt. Er hetzt auf eine teilnahmslos neben ihm sitzende Frau: ‚Wir verrecken! Die Kapitalisten gebrauchen den Krieg wie eine melke Kuh. Es gibt bald nur mehr reich und arm. Der Krieg ist für sie eine Mastanstalt. Sie schröpfen uns mit ihren Preisen. Ein Briefumschlag wird bald zwanzig Pfennige, ein Briefbogen vierzig Pfennige, ein Buch, das

sonst drei Mark kostete, wird noch auf sechs, acht, zehn Mark steigen; ein Anzug auf eintausendfünfhundert Mark, eine Krawatte auf zwanzig, dreißig Mark, Schuhe auf achtzig bis neunzig, hundertzwanzig Mark. Wir Gebildeten können uns nicht mehr standesgemäß erziehen, können keine Bücher mehr kaufen; die Hungrigen des Geistes und Armen am Gelde können sich nicht mehr weiterbilden. Unser Geschlecht verdummt. Die Kapitalisten kriegen uns immer mehr in Gewalt.... Sie monopolisieren alles.... Auflehnung ... Revolution....'

Er starrte fanatisch in sein Glas, goß es in die Kehle, heiserte nach einem neuen. Die Frau zittert auf ihrem Sitze. Sie denkt an ihre Kinder, die hungrig in der Schule sitzen.

Alte Stube, toll schäumendes Leben! In bizarren Figuren kräuselt, schlängelt, windet Rauch von Zigarren und Zigaretten.

Gerd spricht nicht mehr. Er sieht, hört, erleidet. Er nimmt die Hand Gertruds und drückt sie.

Der Wirt kommt mit seinem großen, grauen Kopf auf kleinem Körper. Seine Kornblumenaugen im runzeligen Gesicht blicken traurig. Er kennt sich nicht mehr wieder in seiner alten Stube. Er hat zuviel Gäste. Er verdient zuviel. Das viele Geld ängstigt ihn.

Gerd bezahlt die Zeche, steht auf, will mit Gertrud gehen. ‚Halt,' schreit eine Stimme. Der Fremde steht vor ihm, tritt ganz nahe an ihn heran, stürzt eine Ehebruchsgeschichte, wie man eine Speise erbricht, aus: ‚Sie betrügt mich, während ich im Kriege war. Sie betrügt mich noch. Und ich wohne doch wieder mit ihr zusammen; ich bin gesund, stark, verdiene Geld; ich liebe sie. Was will sie mehr? Sie betrügt mich dennoch. Ich habe sie überrascht. Seitdem verfolgt ihr Liebhaber mich. Ich bin sicher, daß er mich vergiften will. Er überredet sie. Sie ist so schön, sie ist groß und so glatt an Figur. Nicht wahr, Sie kennen sie? Sie sind ihr Liebhaber. Sie sind der Betrüger, Mörder....'

Seine Hände bilden einen Schraubstock um Gerds Hals. Gertrud reißt den Irrsinnigen von hinten an den Schultern, ohne zu schreien, ganz Kraft, wachsende Kraft. Tumult der Gäste. Gerd ringt. Da geschah's. Die Wut stürmt in ihn. Haß, Haß — dieses verzerrte, gemeine Mördergesicht vernichten.... Er spuckt hinein. Heiße Wallungen, roter Dunst, süße, krampfige Lust. Er schüttelt ihn ab. Er steht allein. Der Angreifer windet sich in einem Knäuel von Menschen. Gerd fällt auf einen Stuhl, gleitet in einen Schwindel.

Er hatte Lust am Töten. Er war ganz so gemein wie der Fremde. So wenig war er noch nach seinem Aufstieg ins reine Menschentum. Das war das Erlebnis, weswegen es ihn nach der Stadt so gewaltig trieb? Demut schleift seine Seele an Ketten.

Er stöhnt; er weint bei zuckendem Gesicht. Gertrud steht vor ihm und umhüllt seine Schmach.

— — — — — — — — — — — —

‚Ein Bauernhaus, das im Erdgeschoß zwei Zimmer hat, dahinter eine Diele mit Küche, worin wir mit dem Gesinde essen. Im ersten Stock Schlafräume und ein Saal für die Feste. Oben ein großer Giebel. Hinten hinaus der Hof, dahinter der Garten, umgeben mit Obstbäumen. Vorn führt ein Lindengang auf das Haus zu, das eine große, weiße Eingangstür und schöne Fensterreihen hat. Ein Bauernhaus mit etwas Edlem in den Formen. Im Norden und Westen muß es durch ein Gehölz gegen die bösen Winde geschützt werden. Etwas tief, in einer Erdfalte muß es liegen, ganz für sich, eine Gemeinschaft für sich bildend, wie alle westfälischen Häuser; nur durch den neuen Geist, der durch die edlen Formen der barocken Herrenhäuser ausgedrückt wird, soll es für die große menschliche Gemeinschaft erziehen.‘

So sprach Gerd zu dem Architekten, den er an einem Tage aufsuchte, an dem er wegen des Vorfalles in Lüttekens Gaststube als Zeuge in einer Gerichtsverhandlung gewesen war. Während er sprach, gedachte er dieses Vorfalles und empfand ein wunderliches Gefühl darüber, daß er den Architekten besuche infolge einer Veranlassung, die so ganz unabhängig von seinem Willen war.

Der Architekt ging bereitwillig auf Gerds Pläne ein. Er dachte nach, sann, erfand, indem er sprach. Seine Sprache war deshalb stockend und eintönig, fast nebensächlich. Plötzlich ließ er das Sprechen sein. ‚Lassen Sie mich zeichnen,‘ bat er; ‚dann sehen Sie, was ich meine. Die Worte hindern einen nur bestenfalls; meist verfälschen sie den wahren Gedanken.‘

Den Rücken gebeugt, das Gesicht mit der großen, überaus herrlich gebuckelten Stirn abwesend, mit den schlanken Fingern zeichnend, saß er vor einem Blatt Papier.

Es war in einem viereckigen Raume. Hohe Fenster durchbrachen strebend und glänzend die äußere Wand. Ein vom Tragen verkrüppelter Apfelbaum stand draußen. An seinen Ästen fingen rosige Blüten an, die Köpfchen herauszustecken. Zu sehnsüchtig! Weißer, glitzernder Reiffrost legte um sie einen Todesglanz.

Der Architekt hob große, runde Augen dunkel zu Gerd empor und reichte ihm den Entwurf eines Grundrisses. ‚Erst den Grundriß. Ich sehe immer zuerst den Grundriß. Der Grundriß ist der Geist des Baues. Die Formen sind sein Kleid.‘

Er sagte es und verzog den Mund bitter; die Unterlippe rollte er nach unten wie ein brennendes Blatt. ‚Wir kommen ja doch nicht mehr zum Bauen,‘ meinte er. ‚Der Krieg vernichtet uns wohl alle.‘

‚Sehen Sie so finster in die Zukunft?‘ fragte Gerd.

‚Es war ein Stoßseufzer,' erwiderte der Architekt. ‚Vor vierzehn Tagen mußte mein Bruder zum fünften Mal an die Front. Gestern erhielten wir die Nachricht, daß er gefallen sei. Er war Maler, sehr hoffnungsvoll. Wir glichen uns. Auch ich werde wieder eingezogen. Mein Bruder ahnte sein Ende und malte drauflos. Alle seine Gesichte malte er aus Angst, zu kurz zu kommen in der Kunst. Sind Sie ein Freund moderner Malerei?'

Gerd antwortete gern: ‚Ich empfand schon die Lust zu fragen, ob Sie Maler wären, denn es riecht hier nach Ölfarben.' Er gab sich einer Spannung, die ihn vor diesem Architekten erfaßt hatte, hin.

Die Bilder waren nebenan. Der Architekt öffnete die Tür. Gerd trat näher und sah Reihen von Bildern, die alle verhängt waren. Der Architekt lichtete eines nach dem andern. Gerd sah und schwieg. ‚Sie sagen Ihnen nichts, weil sie der modernsten Schule angehören?' fragte der Architekt, schmerzlich lauernd. ‚Vor acht Monaten hätte ich mich unter Vertrauten lustig über sie gemacht,' gestand Gerd. ‚Jetzt wühlen sie mich auf. Ich erkenne wieder mal im neuen Sinne, wie sehr ich meine Anschauung geändert habe.'

‚Die Bilder vergewaltigen den Gegenstand. Diese blauen, roten, gelben Farben sind so seltsam. Kein Gegenstand sieht so aus. Selbst die Auflöser der Lichtflächen, die Impressionisten, fanden solche Farben nicht. Und diese geschraubten Gebärden? Sie sind noch unwirklicher als die Farben. Sie sind gewaltsam verrenkt. Sie sind häßlich, abscheulich. . . . Es ist die Auflösung der Form. Es ist kunstfeindlich und soll doch Kunst sein. Oder . . .'

Sein Blick lag in gespannter Sorge auf Gerd.

‚Diese schmerzhafte Mutter Gottes, die ihren am Kreuze gestorbenen Sohn auf dem Schoße hält,' sagte Gerd leise, als spräche er zu sich selbst. ‚Sie ist stark, die Frau. Sie trägt den abgemagerten Körper Christi wie eine knöcherne Puppe leicht auf ihrem mächtigen Schoße. Aber ihr Kopf. . . . Er liegt wie hingeschmettert auf der linken Schulter; die starken Arme fallen steif herab. Steif? Ich finde kein Wort. Das ist nicht steif, das ist vernichtet, das ist durchkrampft von Schmerz, das ist übernatürlich erfüllt sein von Schmerz, das ist mehr. Dieses Hingenommensein, das die Körperformen zerbricht, ist etwas, das alles Menschliche übersteigt. Der Wille Gott Vaters, der den Sohn sterben ließ, wollte solchen Mutterschmerz.'

Gerd sank in einen Sessel und starrte. Er war erschüttert. Seine Lippen bewegten sich. Er sprach weiter wie zu sich selbst: ‚Der Künstler mißhandelte den Gegenstand? Ach, der Gegenstand! Ist er nicht Schein? Ist er meist nicht Täuschung? Wenn zweie denselben Menschen sehen und es sich klarmachen wollen, daß es der-

selbe Mensch sei, wird nur klar, daß sie zwei verschiedene Menschen gesehen haben. Nichts ist täuschender als der Gegenstand. In wieviel Farben, Linien und Umrissen sah ich schon unser altes Herrenhaus! Und erst die Landschaft! Mit jedem Morgen ist sie anders. Nur für grobe Augen ist alles immer gleich. Und selbst diese....' Er brach ab und rief unvermittelt: ‚Oh, Mutter, wie unrecht hast du immer noch vor mir!... Die Bedeutung des Gegenstandes ist das Wichtige, das einzig Notwendige. Was nützte es dir, daß du die ganze Welt von Gegenständen gewannest, aber Schaden littest an deiner Seele?' Er brach verschämt ab. Pause. Dann fuhr er ganz sachlich weiter fort: ‚Was mich an einer jungfräulichen Birke in blauer Luft entzückt, ist der geheime Sinn ihrer zitternden Schlankheit im kühlen Licht. Und diese Mutter Gottes.... Es ist der von Gott gesandte Schmerz, den der Künstler sah. Er erlebte ihn so stark, daß er ihn in jeder Muskel erblickte. Das Spiel der Muskeln ist der sich steigernde Ausdruck dieses Schmerzes, größer, stärker, deutlicher, so gewaltig wie möglich. Es ist immer noch nicht gewaltig genug. Die Muskeln verbiegen sich unnatürlich. Klarer wird es dann. Und dann diese überirdischen Farben ... nie gesehene.... Man muß vor diesem Bilde an das Jenseits glauben.'

Stark fiel der Architekt ein. Jubel war fast in seiner Stimme. ‚Ja, das war er, mein Bruder. Oh, der Krieg, der gewaltige, unbarmherzige. Der alle menschliche Voraussicht zerschlägt! Nichts kann der einzelne sich mehr vornehmen. Auf Sand baut er seine Pläne, auf Sand, der ins stürmende Meer rollt. Wenn Sie gesehen hätten, wie mein Bruder Abschied nahm von diesen Werken und besonders von dieser Pietà! Wie er mit den Händen darüberfuhr, als wolle er die Umrisse auch im Tastgefühl seiner Finger mitnehmen in das Grausen draußen! Wie er, der Schöpfer, es wieder in sich sog, das Bildnis!... Sein Gesicht war starr, sein Auge glanzlos — tot....'

Der Architekt schwieg. Dann fanden sich beider Männer Blicke wie in einem Spiegel. Gerd stand auf und drückte einem neuen Freunde die Hand.

— — — — — — — — — — — —

Eine Dorfkirche scheint mit ihren weißgetünchten Wänden, die dick, aber sehr alt sind, nach innen in das Schiff sich senken und zusammenbrechen zu wollen. Aber es trifft nicht ein, was man jeden Augenblick erwartet. Eine Spannung hält das Kirchlein immer bis zur nächsten Spannung aufrecht. Und so fort, bis wie lange weiß Gott. Aber so war es schon, so weit seine Besucher sich zurückerinnern konnten.

Der Mittelgang des Kirchleins ist mit Veilchen und Goldlack, vielen Maiglöckchen und grünen Blättern dörflich bunt bestreut.

Darüber schreitet Gerd mit Gertrud, beide im Brautschmuck. Gerd denkt: ‚Welche Überraschung die Dorfkinder uns mit diesen lieblichen Frühlingsblumen auf diesem Kirchengange bereiten! Wie sie mich lieben!‘ Er lächelte. Gertrud schmiegte sich an ihn. Sie schritten weich durch süß aufsteigenden Duft. Sie fühlten die Blicke vieler Kinder von links und rechts aus den Bänken wie Liebkosungen. Ihnen gesellte sich zu die Wärme der Zuneigung vieler Personen. Zur Trauung Gerds waren die verschiedensten Menschen erschienen. Neben Job Heben und seiner Frau stand Meister Michel mit seiner Frau; Architekt Mensing war da, die Krankenschwester Anni von Spiegelberg war da; der Leutnant Hartmann aus Hamburg, der Oberrentmeister a. D. Pinnekamp, Pater Meinardus, Pfarrer Haderloos, der alte Freund von Gerds Mutter, der Dorfarzt, der Amtsrichter, politische Freunde aus der Stadt, ehemalige Dienstboten des Grafen Gerd, viele Bauersfrauen. Alle waren Gerds Freunde; selbst die Neugierigen. Alle freuten sich über das Lächeln des Brautpaares und über sein Glück. Jeder kam sich vor, als gehöre er zu einem Kreise Vertrauter, obschon meist einer den andern kaum kannte.

Gerd fühlte den Strom ihrer Zuneigung. Er hob ihn so, als schwebe er über einer dunklen Tiefe.

‚In jedem dieser Menschen steckt etwas von meinen Erlebnissen. Sie haben die Gesichter meiner Stationen, durch die ich gehen mußte, um vor diesen Altar zu gelangen. Was mich mit einem jeden verbindet, ist mein Erbe.‘

Der Gedanke ergriff ihn. Er wurde ernst.

Feierlichkeit rauschte von der Orgel in jenen merkwürdigen Tonverschlingungen, die aus der Luft einer anderen Welt zu schwellen scheinen. Kerzen flammten als Opferzeichen am weißen Altare. Weihrauch zog über den Duft der Blumenkelche des Bodens. Kinderstimmen ergossen sich im reinsten Chor. Engelflügelschweben füllte den Raum, der unter der Spannung der alten, weißgetünchten Kirchenwände lag. Der tiefe Baß des Priesters rief eintönig:

Aeterne Deus. Qui salutem humani generis in ligno Crucis constituisti . . . ‚Ewiger Gott. Der du das Heil des menschlichen Geschlechtes am Holze des Kreuzes bereitet hast. . . .‘

Die Arme Christi hängen an einem großen Kreuze über dem Altare. Sie breiten sich wie zum Empfange aus. Körperschwere lastet nieder. Gerd neigt tief das Haupt. Er horcht wie auf Stimmen. Sie rufen aus der Weite seiner Vergangenheiten seine Irrungen aus. Seine Hände öffnen sich, als ob sie Gott all seine Demütigungen darreichten.

Qui mortem nostram moriendo destruxit et vitam resurgendo reparavit . . . ‚Durch sein Sterben hat er unsern Tod zerstört und durch seine Auferstehung das Leben wieder hergestellt. . . .‘

‚Durch sein Sterben hat er unsern Tod zerstört und durch seine Auferstehung das Leben wieder hergestellt. . . .‘

Es wird ihm weich, als ob sein Fleisch zerflösse. ‚Alle meine Werke waren ein Schrei nach dir, o Gott. Arbeit machte mich glücklich, seitdem ich sie nicht mehr wertete nach dem Geldbetrag, den sie mehr einbrachte, sondern nach der Göttlichkeit ihres Inhaltes. Ich kämpfe mich durch die Kreise meiner Erlebnisse an dich, o Herr, hinan. Nachdem ich durch jedes Erlebnis in deinem reinen Sinne mich läuterte, spürte ich deine Vollkommenheit wie einen Hauch aus der Ewigkeit. Vollkommenheit ist kein Besitz für uns Menschen der Erde; sie ist nur ein Ziel, das in jeder Mühsal, in jeder Arbeit, in jedem Erlebnisse neu erscheint und neu erkämpft werden muß. Christus sei mein Begleiter. Führe mich in viele neue Erlebnisse, denn ich weiß mich arm und schwach, seit ich erfuhr, wie die Mordlust über mich kam, da ich mich im Guten stark und voll Menschenliebe wähnte. Seine Seele regte sich und streifte den Körper ab wie ein Kleid. Wie leblos kniete er in Versunkenheit.

Meine Arbeiten sollen deine Hände, mein Körper soll dein Tempel sein. Meine arme, liebe Mutter war mir ein Kreuz. Sei ihr darum um so gnädiger. Meine Familie werde dein Lobgesang. In meinen Freuden will ich dir dienen. In meinen Leiden will ich deine Liebe kosten. Keine Fessel fühle ich mehr. Freiheit! Freiheit! Endlich besitze ich dich!‘

Die letzten Dunkelheiten wichen. Zu ihm traten aus zeitloser Helle jene heiligen Seelen, die ihm vorangegangen waren. Er fühlte sich eins mit ihnen. War der heilige Franz nicht dabei? Nicht auch der heilige Benediktus? An den großen Zeitenwenden ragten sie als Wegweiser in die Ewigkeit. ‚Was ist das irdische Dasein? Eine Spur des Himmels! Soll ich da bangen wegen einer Kugel, die meinen Leib treffen, einer Krankheit, die mich zernagen kann? Wie leicht ist mir! Freiheit! Freiheit!‘

Und da empfing er den Leib des Herrn. Offenbar ward ihm an seines Daseins Zielpunkte das Wort: Ich bin das Brot des Lebens.

Als der Priester ihnen die Ringe ansteckte, schaute Gerd seine junge Frau mit einem solch strahlenden Blicke der Hingabe an, daß sie bleich wurde im Glücksschauer. ‚Jetzt haben wir den Bund Gottes gelobt. Gott neue Seelen zu schenken, sei unsere Ehe. Bitten wir um die Gnade dazu.‘ Gerd hauchte es und umschlang ihre Hand.

— — — — — — — — — — — — —

Der Weg aus der Kirche zur Hochzeit war der Weg in die bunten Wesen der Blumen, der Tiere, der Menschen, die die Welt Gottes bevölkerten. Er war wie eine Girlande um Gerds größten Tag.

— — — — — — — — — — — —

In der leeren Kirche, deren schiefe alte Wand nur die Spannung aufrecht erhielt, hallte ein Wimmern. ‚Mein letzter Sohn wollte nicht mehr in den Krieg. Er ist fahnenflüchtig. Man hat ihn gerichtet. „Mord ist Mord," hat er geschrieben. „Wollt ihr Mord durch Mord sühnen? Die Rache stirbt nie aus." So schrieb er. Er ist verrückt. Ich verstehe ihn nicht. Nie darf er nach Deutschland zurück. Sein kleines Vermögen raubt man ihm. Ich bin ohne Hilfe. Gott, Gott, was soll aus mir werden? Arbeiten kann ich nicht mehr. Unterstützung verweigert man mir wegen meines Sohnes. Man will mich dadurch zwingen, ihn zurück zu rufen. Ich weiß nicht, wo er ist. Oh, mein Gott, ich verstehe nichts mehr! Ich weiß keine Hilfe.‘ Und die alte Frau schluchzte ihre Seele in laute Gebete.

Der junge Priester, der soeben Gerd und Gertrud getraut hatte, eilte herbei. In seinen Augen leuchtete noch das Glück von der heiligen Handlung, die er soeben abgeschlossen hatte, leuchtete wie in Schwärmerei. Er richtete die Frau auf aus ihrer Niedergeworfenheit. Er sprach und war erstaunt, daß ihm solche Worte einfielen. Wie eine Eingebung war's. Dahinter glühte, ihm selber nicht bewußt, seines Freundes Assewееth große Seele. ‚Das Leben will zu Gott. Die Menschen wissen es oft selbst nicht. Sie gehen oft blind rund um Gott. Die Ungläubigen am tollsten. Die Verbrecher am weitesten. Die Freundschaften sind ein Kreis, die Ehen sind ein Kreis; am klarsten ist der Lauf der Menschen, die bewußt Gott suchen; am nächsten ist der Kreis der Gemeinschaft der Heiligen.‘ Die Frau verstand den Priester nicht. Aber sie labte sich an der viel versprechenden Güte seiner Stimme. Die Aufmerksamkeit der armen Frau trieb den Priester sonderbar an: ‚Jeder Schlag im Leben ist eine Ermunterung, aus einem unreinen Kreise in einen reineren zu gelangen. Wie bei diesem merkwürdigen Grafen Asseweeth.‘ Und er erzählte ihr seine Schicksale. ‚Was hat der nicht mitgemacht, nicht wahr? Wir wollen auf seine Hochzeit gehen. Da herrscht heute Gnade. Ich nehme Sie mit, da findet sich auch für Ihr Unglück ein Ausweg.‘ Die Frau erholte sich und lächelte in aufquellendem Vertrauen. Der Priester stützte sie und führte sie hinaus, indem er eifrig schloß: ‚Aber aller Dinge Ziel ist Gott. Alles irdische Erleben sind Kreise um Gott. Selig der Mensch, der sich in den engsten Kreis hineinfindet.‘

— — — — — — — — — — — —

Draußen auf den Landwegen, den Äckern, den Heidestrecken, den Gebüschen dehnte sich unter blauender Himmelsunendlichkeit tiefe Stille.

Die ‚Betrachtungen eines Unpolitischen'
Offener Brief an Thomas Mann*
Von Alois Dempf

Nur in unmittelbarer Anrede läßt sich Ihnen, hochverehrter Meister, auf Ihre Betrachtungen antworten. Das persönliche Bekenntnis verlangt ein Gegenbekenntnis, das freilich nur das eines unbekannten Einzelnen ist, der Ihrer Bedeutung nichts gegenüber zu stellen hat, der aber im Namen der jungen Generation zu sprechen glaubt. Ganz eins mit Ihnen in der Scheu als Außenseiter von einem Fach, der Politik, zu sprechen, was bei Ihnen gewiß nicht Flucht vor der Verantwortlichkeit, sondern Achtung des Meistertums ist, fand ich doch die XXXXIV Seiten der Rechtfertigung Ihres Unternehmens zunächst überflüssig, bis sie sich zuletzt als die gedrängte Zusammenfassung des ganzen Buches herausstellten. Muß man nicht in einer Frage, wie der der Politik des eigenen Volkes, für die Leib und Seele einzusetzen wir unpolitischen Jungen von 1914 auf einmal uns gezwungen sahen, mehr als Fachmann sein, muß einem nicht der Geist des Geschehens, das auf einmal keine bloße ‚Frage' mehr ist, jenseits von Kompetenz und Unzulänglichkeit klar und gewiß sein, muß nicht vor dem Ernst dieser Lage und vor der Pflicht der Selbstoffenbarung eigener Entscheidung die Sorge um das ‚Werk' zurücktreten, da es sich doch nicht

---

*Anmerkung der Redaktion: Thomas Mann hat in einem starken, bei S. Fischer in Berlin erschienenen Bande eine Rechtfertigung seiner politischen Haltung im Kriege erscheinen lassen. Er legt zu Anfang seine Auffassung des Weltkrieges als eines deutschen Geisteskampfes gegen den Geist des Westens dar, den der Demokratie und Humanität. Dann wendet sich der Kampf gegen die Vertreter dieses Geistes in Deutschland selbst, die radikalen Literaten, die Mann Zivilisationsliteraten nennt.

Mann greift mit hervorragender Offenheit sein eigenes ‚Literatentum' an und seinen Zusammenhang mit den drei ersten Literaten, Schopenhauer, Wagner und Nietzsche, und gibt so wertvolle Aufschlüsse über sein künstlerisches Werk. Das Kapitel ‚Bürgerlichkeit' bringt eine Ehrenrettung des Bürgertums als moralisch und national. Es folgt eine Auseinandersetzung mit Romain Rolland und Heinrich Mann, die ihn persönlich angegriffen haben. Das Kapitel Politik ist der Kernpunkt des Buches mit bemerkenswerten Gedanken über Staat und Volksstaat, Demokratie und fachmännische Politik, nur vielleicht mit zu einseitiger Auffassung der Politik überhaupt als bloßen Demagogentums, was der hier veröffentlichte offene Brief richtig zu stellen sucht. Vom letzten Teil ist besonders das Kapitel ‚Vom Glauben' lesenswert, das in der Hauptsache Dostojewskis Stellung zur Sozialreform würdigt und vorzüglich seinen Gegensatz zu Tolstoi als Sozialethiker heraushebt, das aber doch wiederum allzu zugespitzt außer acht läßt, daß Dostojewski die soziale Frage in der Hauptsache durch persönliche Vervollkommnung lösen will. Wir haben den Verfasser dieses offenen Briefes veranlaßt, sich in einem Aufsatz gesondert über Dostojewskis ‚Politische Schriften', ihre Bedeutung und ihre Grenzen hier zu äußern.

um fachmännische Politik und nicht um Kunst, sondern um Menschliches handelt! Auch künstlerische ‚Reizsamkeit', wie Sie meinen, konnte wenig nützen, wo die meisten die Aufgereiztheit einer permanenten Todesstunde erlitten, und ebensowenig konnten die geistigen Grundlagen eines Künstlertums aus einer deutschen Epoche, in der Politik Obrigkeits- oder Demagogensache gewesen war, Urteilsmaßstäbe für eine Weltgeschichtswende enthalten.

Sie standen, hochverehrter Meister, fast so hilflos wie wir Jungen vor einem Ereignis, von dem wir, nietzscheanisch und ästhetizistisch genug, zunächst nur die überwältigende Größe fühlten. Da kam Ihnen ein Glücksfall zu Hilfe, die Figur des Zivilisationsliteraten. Die Auseinandersetzung mit ihm, der ‚Bruderkrieg' und latente Skandal, hat Ihnen nicht nur die Klarheit der Entscheidung und die epische Breite der Verwerfung von Demokratismus und Parlamentarismus gebracht, sondern auch indirekt und ungewollt, wie nach Schelers Analyse alles Geistige sein muß, das so bekümmert gesuchte Kunstwerk: der deutsche Bruderkrieg ward zum Kunstwerk Ihrer ‚Betrachtungen'.

Wir Jungen hatten einen andern Glücksfall — freilich weiß ich nicht, für wie viele meiner im Krieg irgendwie verlorenen Freunde ich noch spreche, — nämlich Dostojewskis politische Schriften, die Sie gleich im Anfang Ihres Werkes zu meiner größten Freude anführen. Ich besitze dieses Buch jetzt dreieinhalbmal, das erste Exemplar verirrte sich mit dem Gepäck, das ich als Friedensballast bei der Mobilmachung abstieß, das zweite, nach dem ich sofort als Rekrut wieder verlangte, fand nicht den Weg zu meiner Bibliothek, so brauchte ich für das Feld ein drittes, von dem nur die eine 500 gr-Hälfte ankam; so daß ich ungeduldig mir den Band zum dritten Male schicken ließ, der dann die ganze Kriegszeit mit mir herumzog. Sie begreifen, daß mir das Buch unentbehrlich war, und würdigen wohl auch, daß es auf mich mit 25 Jahren so stark wirken mußte wie Schopenhauer nach Ihrem Bekenntnis in demselben Alter auf Sie.

Die zwei überwältigenden Grundtatsachen der politischen Schriften Dostojewskis sind, einmal daß dieses Buch Politik von einer Tiefe und Größe ist, die wir Unpolitischen niemals geahnt hätten, wir, die wir Politik nur bismarckisch als Macht gegen Geist oder westlerisch als Geist für die Ungeistigkeit, für die Selbstsucht und den Militarismus kannten. Hier offenbarte sich Politik als Seele, als Kampf des Glaubens gegen den Unglauben; auf einmal wurde hier dieser schöne Ausspruch Goethes durchgeführte Wahrheit.

Und dann ist diese allseitig liebende und allseitig erkennende Politik Hingezogensein und Abgestoßenwerden von und zu allen großen Parteien, von und zu der konservativen, die bald als deutsche und bald als katholische erscheint, die in ihrem Schoße Nationalismus und Allmenschentum, ja Nationalismus als Allmenschentum trägt — von und zu der westlerischen, kapitalistischen, liberalrevolutionären, und drittens endlich von und zu der größten zukünftigen Partei, der kommunistischen, sozialrevolutionären. Und

wer kann in dieser ‚Mobilisation‘ aller Kulturwerte neutral und fühllos bleiben?

Daß Dostojewski die Hauptfront gegen diese dritte Partei nimmt, läßt heute sein Werk von 1881—1883 jünger erscheinen als das Ihre von 1918. Man fragt sich, warum Sie nach diesem allseitigen Werke sich auf die eine Kampffront nach Westen beschränkten; aber daran wird wohl der Glücksfall der Gegnerschaft der Zivilisationsliteraten schuld sein, und wir haben Ihnen auch für diese mannhafte Abwehrschlacht zu danken, in der Sie das Werk Rudolf Borchardts, der mit Übersetzereinfühlung den westlichen Geist und das romanische Wort als Phraseologie und ‚Tun als ob‘ brandmarkte, und dasjenige Max Schelers vollendet haben, der die Lehre des Cant durchleuchtete. Daß Sie uns den Demokraten und Parlamentarier als ‚deutsche‘ Persönlichkeit gezeigt haben, bleibt Ihr Verdienst auch heute, wo wir in der Not des Bürgerkrieges noch um den dürftigen Halt, den uns die Demokratie gewähren kann, zufrieden sein müssen, bis sich eine bessere Organisationsform gefunden hat, bis sich vielleicht der Rätegedanke seiner einseitigen russischen, soziologisch bedingten Form entkleidet hat und als wirkliches Rätesystem die Erneuerung der deutschen Ständevertretung wird, um uns zukunftskräftig aus dem Chaos zu führen.

Heute ist es Gewißheit: was Dostojewskis Werk schon zu Beginn des Krieges ahnen ließ, daß der Krieg die oder eine Katastrophe des Kapitalismus war als der Zusammenstoß der Imperialismen. Heute ist der Frontwechsel eingetreten, der Sozialismus kämpft nicht mehr gegen den als Imperialismus national getrennten Kapitalismus, sondern gegen die bürgerliche Wirtschaftsordnung als solche. Dadurch scheinen Ihre Betrachtungen zunächst ihren aktuellen Wert verloren zu haben; sie haben scheinbar keine Front mehr; aber tatsächlich unterscheidet sich die heutige soziale Revolution im Geistigen kaum von der westlichen liberalen, sie hat deren ganze Ideologie übernommen, Humanität und Militarismus, Freiheit und Gleichheit, das größtmöglichste Wohl möglichst vieler, nur daß an Stelle der möglichst vielen Kleinbürger die Arbeiter getreten sind, nun als der vierte Stand. Da diese sozialistische Demokratie an den gleichen geistigen Schwächen wie die westliche leidet, ist sie gleicherweise bloßgestellt. Aber ist nicht Ihre Verbindung von Demokratie und Politik zu enge, die Sie zur Leugnung der Existenz einer sozialen Idee führen müßte, Idee nicht als Phraseologie, Schönrederei und Zukunftsmusik, sondern als auftauende Kraft und schöpferischer Sinn, ja als soziologische Unerläßlichkeit jeder Revolution, die mehr sein soll als Chaos und ‚Revolte der Enttäuschten‘. Sie scheinen, verehrter Meister, die Wirksamkeit der Idee wirklich zu verneinen, aber Dostojewski bejaht sie, nicht direkt und geradezu, aber durch seine ganze künstlerische und liebeerfüllte Persönlichkeit, als Politiker der Seele, ja als der größte Vertreter der Politik mit Ideen, und hierin werden wir Jungen ihm folgen. Im Kriege haben wir die Vergeblichkeit der Machtpolitik erkannt, dank auch Ihrer Betrachtungen haben wir die zugunsten des Un=

geistigen betriebene westliche Geistespolitik durchschaut, die wirklich der Verlust des wesentlichen Teiles des Christentums ist, weil sie nach Dostojewskis apokalyptischen Worten Antichristentum ist, die Prinzipерhebung der Selbstsucht, des Geistes dieser Welt. Und die Idealpolitik? Es ist schwer, während jetzt gerade in Versailles die kombinierte ‚Geist-' und Machtpolitik scheinbar triumphierte und die Sozialpolitik als Bruderkrieg betrieben wird, von der Überlegenheit der Idealpolitik zu sprechen. Politik als Gewalt und Lüge erscheint als die adäquate Form des Geistes dieser Welt. Und da möchte man fast meinen, Schopenhauers und Ihre Auffassung des Christentums, pessimistisch als mittelalterlich asketische Weltverneinung, bestünde zu Recht. Und doch gibt es neben dieser Auffassung, die auch die Augustins und Luthers war, noch die des Thomas und Calvin, Christentum mit ‚innerweltlicher Askese', als Anwendung auf Werte dieser Welt für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden. Dostojewski — er nebst seinen Jüngern Mereschkowski und Solowjeff — hat für den modernen Menschen diese Form des Christentums, ganz anders freilich als Thomas und sehr gegen Calvin, aufs eindrücklichste vertreten. Seine politischen Schriften sind vollkommen beherrscht von der Idee des dritten Reiches. Aber wie konnte er, der größte Psychologe der Weltgeschichte, an den Fortschritt glauben, im Sinne der grenzenlosen Verbesserungsfähigkeit der Menschheit? Weil er selber aus der ‚Fülle des freudigen Lebens heraus, aus der Überfülle der Liebe' lebte, weil er die Lenins Tolstois kommen sah, weil er ‚schrankenlos an unsern zukünftigen, heraufkommenden Menschen' glaubte, der ‚alle nach sich ziehen' wird, und ‚nicht gezwungen, sondern freiwillig wird man ihm folgen', das Volk ist ‚reinen Herzens', aber das allerwichtigste ist, daß Menschen reinen Herzens aus ‚unserer Schar' sich erheben, aus den Intellektuellen! (Dostojewski, Politische Schriften.) Sonderbar, daß dies als das allerwichtigste erscheint, nachdem die Lösung der sozialen Frage durch die Wissenschaft verspottet wurde. Es ist klar, die Bedeutung der Liebe, der Gesinnung ist so groß, daß ohne sie die Einrichtungen und Prinzipien, ‚nach denen man fehlerlos die Gesellschaft bilden kann', vergeblich sind. Mit ihr aber sind sie notwendig, ja die Verbindung von Gesinnung und Geist ist sogar das allerwichtigste.

‚In der moralischen Auffassung der (sozialen) Frage, d. h. der christlichen, liegt allein das Heil,' sagt Dostojewski, also nicht im resignierenden, sondern im überwindenden Christentum. Nur die Politik der idealen Gesinnung vermag die ganz großen Fragen zu lösen.

Freilich ist zu erwägen, ob unser Volk wirklich noch reinen Herzens ist, ob es, wenn der heroische Umschwung der geistigen Führer zur Idealpolitik erfolgen sollte, auch für die Fortschritte fähig ist. Nur soweit es die Rechtgläubigkeit besitzt, müßte heute Dostojewski sagen! Wer kann dies beurteilen? Aber hat nicht das Bürgertum seine bestimmte Moral ausgebildet, die, wenn sie auch besonders vom Calvinismus gefördert war, doch eigentlich eine ganz weltliche gewesen ist und als Arbeitsethos wirklich die herrschende moralische Form des letzten Jahrhunderts war, und die eigent-

liche Kraft des Fortschritts, die uns allein die heute notwendige Breite der Existenzbasis schuf. Wird auch der vierte Stand seine spezifische Moral ausbilden? Im Syndikalismus könnte er die bürgerliche Moral ohne weiteres fortführen, sofern sie mehr Selbstsucht als Askese ist. Es könnte sich auch ihr reines Ethos, Verantwortlichkeitsgefühl für das Werk und die Gütererzeugung, für Produkt und Rohstoff, für Zeit und Sparsamkeit, ohne den Gewinnanreiz, verselbständigen. Leider hat diese schönste Möglichkeit am wenigsten Wahrscheinlichkeit für sich. Die tragende Idee für dies Ethos fehlt, und selbst wenn die soziale Revolution von der Idee der sozialen Gerechtigkeit statt von dem Willen der Machteroberung des vierten Standes *geleitet* würde, besäße wohl auch diese Idee zu wenig Fruchtbarkeit. So steht es schlecht mit der Hoffnung auf das Volk. Aber was ändert das an der moralischen Notwendigkeit, ‚entschlossen zu sein, alles zu tun, um der tätigen Liebe willen‘. (Dostojewski.) Kann die Moral abhängig sein vom Erfolg? Ihre protestantische kann das nicht und unsere katholische, die neben der Gesinnung die Werktätigkeit nicht zu kurz kommen läßt, erst recht nicht. Was ist zu tun noch außer der idealen Gesinnung? Daß sich die Intellektuellen klar werden über die wissenschaftliche Ordnung der Gesellschaft, nicht die deskriptiv soziologische, sondern über eine normative, gesetzgeberische. Sollen sich hier unsere Wege trennen? Ihre Geistesgrundlagen, die auf Schopenhauer, Wagner, Nietzsche ruhen, sind nicht die unsern. Sie selber haben ja meisterhaft nachgewiesen, wie gerade durch diese drei der Einbruch der Geistpolitik in das Deutschtum erfolgte, seine Ankränkelung durch das literarische Wort. Wir Jungen stehen auf den Schultern der Vernunftphilosophen statt auf denen der Philosophen des Geistes im Sinne des Aphoristischen und literarisch Glänzenden. Wir Jungen haben es 1914 nicht bei dem glücklichen Zufall, daß Dostojewskis politische Schriften in deutscher Übersetzung erschienen, belassen, wir haben methodisch versucht, Politik, die uns auf einmal eine Seelenfrage geworden war, im Sinne der großen Philosophen, die den europäischen Geist bestimmten, zu verstehen. Wir haben den großen Zusammenhang kennen gelernt, der von Platos Staat und der Politik des Aristoteles über Augustins Civitas Dei und die mittelalterliche Philosophie, über Grotius und Montesquieu in die neue Zeit führt, zu Hegels Staatsapotheose, der wir gewiß nicht als solcher verfielen, deren unerschöpfliche Gedankenfülle wir aber auch nicht als sterilen Professorengeist mit der souveränen Geste des Außenseiters abtaten; zu Fichtes Staatslehre und geschlossenem Handelstaat, dem größten wissenschaftlichen Entwurf einer Gemeinwirtschaft, bis zu Marx als deutschem Philosophen.

Dieser Zusammenhang ist der mächtigste Beweis für die Einheitlichkeit und Herrschaft der geistigen Entwicklungslinie in Europa. Er offenbart uns zugleich den Sinn der Konservativität, im Geiste des Gewordenen sein weiteres Werden zu bewahren.

Was gedenken Sie, hochverehrter Meister, nun zu tun? Ihre politischen

Betrachtungen reichen im Grunde doch nur bis zum 9. November 1918. Ruft Sie die Revolution nicht genau so wie der Krieg zur Selbstbesinnung und Selbstoffenbarung? Fühlen Sie sich nicht uns Jungen, den getreuen Verehrern Ihres künstlerischen Werkes, zu weiterer Führerschaft verpflichtet? Sie haben uns eine Geisteshaltung gezeigt, die in erbitterter Gegnerschaft gegen den aufklärerischen Geist und seine Nützlichkeitsmoral eine so hoch konservative und positive ist, daß wir, katholische Jugend, Sie im Kampfe gegen den modernen Geist ganz als den unsern beanspruchen können. Es überrascht Sie vielleicht zu hören, daß Ihre Auffassung von Moral im Sinne weltüberlegener Geistigkeit, ja fast asketischer Weltflucht, konsequent nur im Katholizismus, speziell im vorthomistischen des ersten Jahrtausends vertreten wird. Dieser Ihr Standpunkt ist nur scheinbar negativ, ästhetizistisch und wirklichkeitsfremd, wie Sie ja auch selber nachweisen, und Sie haben in der Tat den wahren Geistesmenschen, den sich selbst Verantwortlichen und echt Moralischen, weniger bloß beschrieben, als durch Ihr Werk gestaltet. Wollen Sie nun uns konservative Jugend, der Sie ein so mächtiger Schützer gegen den radikalen, oberflächlichen Geist, den sich als einzig zukunftsfähig gebärdenden, geworden sind, zur Resignation ermahnen, die Ihnen, dem reifen Künstler, vielleicht erlaubt sein mag? Soll auch im neuen Deutschland der freie, nicht beamtete Geist wieder schweigen und das Feld den Demagogen der größtmöglichen Nützlichkeit und Wohlfahrt überlassen? Dann müssen wir außer Dostojewski noch einen anderen Eideshelfer gegen Sie aufbieten, für unsern Glauben, daß der wahre Geist nicht nur sein eigenes reines Leben neben dem niederen Weltgetriebe nebenher lebt, sondern bestimmend in die Weltgeschichte eingreift. Jakob Burkhardt hat in seinen ‚Weltgeschichtlichen Betrachtungen‘, deren Grundbestimmung der Ihren völlig konform ist, das jeden Künstler entzückende Spiel der Formen des menschlichen Geistes fern von jedem flachen Optimismus in klarer Systematik dargestellt. Nicht von selber durch die List der Vernunft und auch nicht bei aristokratischer Zurückhaltung der echt Geistigen wirkt der lebendige Geist auf die Weltgeschichte ein, sondern nur durch seine Gegenwirkung gegen das Ungeistige. Von diesem Glauben dürfen Sie uns, hochverehrter Meister, nicht abhalten wollen, noch weniger von der Tat in dieser Überzeugung, nachdem Sie selber uns Kraft und Würde des konservativen Geistes so vielseitig beleuchtet haben.

Von den Tiefen der Volksseele
Von Konrad Guenther

Alle unsere Hoffnungen strecken sich sehnsuchtsvoll nach jener Wahrnehmung aus, daß unter diesem unruhig auf und nieder zuckenden Kulturleben und Bildungskrampfe eine herrliche, innerlich gesunde, uralte Kraft verborgen liegt, die freilich nur in ungeheuren Momenten sich gewaltig einmal bewegt und dann wieder einem zukünftigen Erwachen entgegenträumt.

So ruft Friedrich Nietzsche in seinem ersten größeren Werk, der ‚Geburt der Tragödie' aus. Der junge Baseler Professor war von den Gedanken des späteren Einsiedlers von Sils Maria noch weit entfernt, er wußte noch nichts vom Übermenschen, war ein Anhänger der deutschen idealistischen Philosophie und noch kein Feind des Christentums. Seine Worte aber, die wir wiedergegeben haben, müssen gerade jetzt unser Herz treffen. Geben sie uns den Trost, den wir brauchen, geben sie die Hoffnung, daß dem deutschen Volke die Kraft, die aus der Tiefe seiner Seele kommt, erhalten blieb, dann hätten wir das Fundament, auf dem wir den neuen Bau des Reiches errichten können, nachdem der alte zusammengestürzt ist! Dann hätten die Stützen des alten Baus nur nicht tief genug hinuntergereicht und jetzt müßten wir alles daran setzen, die Tiefen der Volkskraft zu suchen und hier unsere Pfeiler zu verankern.

Der Naturforscher hat heute zwischen ‚somatogenen' und ‚blastogenen' Eigenschaften zu unterscheiden gelernt. Jene sind solche, die der Körper im Lauf des Lebens durch entsprechende Ausbildung erwirbt (starke Muskeln, besondere Technik etwa im Klavierspiel usw.), letztere werden dem Kinde als Anlagen schon bei der Geburt mitgegeben (Talent, gesunder Körperbau, gutes Gedächtnis, scharfe Augen usw.). Die Forschung hat nun herausgebracht, daß im allgemeinen nur die blastogenen Eigenschaften sich vererben, also auf die Nachkommenschaft übertragen werden können. Dem Kinde wird ja nicht einmal die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben, was doch der Kulturmensch seit Generationen sein ganzes Leben lang übt, angeboren. Es wäre nun freilich der Mühe wert, zu untersuchen, welche Eigenschaften dem deutschen Volke angeboren und welche ihm nur immer wieder gelehrt worden sind. Als erstere hätte man vor dem Kriege unweigerlich Ehrlichkeit und Pflichttreue bezeichnet. Wankt aber heute nicht auch dieser Fels? Sind also Ehrlichkeit und Pflichttreue uns wirklich nur anerzogen, mußten sie immer wieder unseren Beamten und Kaufleuten und unseren Kindern gelehrt werden, etwa als Vermächtnis jenes rauhen, aber wackeren Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I., der hart gegen sich und sein Volk diesem fuchtelnd mit seinem Stock seine ‚verdammte Pflicht und Schuldigkeit' beibrachte? Und wie steht es mit der deutschen Treue?

Ja, man hat es in diesem Kriege verlernt, sich zu wundern! Fast scheint es, als sei die ganze Kultur, auf die man so stolz war, nur ein äußerliches Kleid des Menschen, das seinen eigentlichen Körper unbe-

einflußt gelassen hätte. Völker- und Menschenrechte sind heute ebensowenig wie zur Römerzeit geachtet worden, wenn sie dem Mächtigen nicht in seine Pläne paßten. Wenige Tage Krieg, und man nahm wie etwas Selbstverständliches die Gewohnheiten an, die vor 5000 Jahren die Babylonier und Ägypter auf ihren Feldzügen gehabt hatten. Die ganze lange Zeit steigender Kultur scheint also an der Seele des Menschen nichts geändert zu haben! Grausamkeit, Raubsucht, Lüge, Genußsucht, Verstocktheit, in allen diesen Eigenschaften unterscheidet sich die heutige Kulturmenschheit nicht von den alten Völkern oder selbst den sogenannten Wilden! Daß dieser Krieg erstens überhaupt möglich war, zweitens so lange dauern und drittens mit solchem Frieden enden konnte, verrät schon den Zusammenbruch der Kultur, wenigstens der geistigen. Denn in der Technik wurden keine Errungenschaften aufgegeben, sie wurden vielmehr noch gesteigert, wodurch aber jene Übel nur noch grausiger hervortraten.

Wer aufmerksam in die Tiefen der geistigen Strömungen der Menschheitsgeschichte schaut, wird in der Tat von den ‚Fortschritten der Kultur' nicht allzuviel halten. Sind doch diese fast nur äußerlicher Natur. In der Technik schreitet der Mensch mit unheimlicher Schnelligkeit fort und erklimmt Höhen, die vergangenen Zeiten ewig unerreichbar schienen, wird freilich dadurch weder besser noch glücklicher. Die großen G e i s t e r hingegen sind heute nicht bedeutender als vor tausend Jahren. Hier finden wir keine Stufenfolge vom niederen zum höheren. Nicht ganz unrecht hat Nietzsche, wenn er uns ähnliche Gedanken in einem gewaltigen Bilde vor das Auge stellt: ‚Ein Riese ruft dem anderen durch die öden Zwischenräume der Zeiten zu und ungestört durch mutwilliges lärmendes Gezwerge, welches unter ihnen wegkriecht, setzt sich das hohe Geistergespräch fort.'

Darum kann es uns auch nicht wundern, wenn wir sehen, daß in den G r u n d l a g e n der Philosophie Neues kaum gefunden wurde. Die maßgebenden Erkenntnisse Kants lesen wir bereits bei Plato, und Schopenhauer fand seine Ansichten in denen der Inder wieder und freute sich über die Vorausbestätigung seiner Lehre vor 3000 Jahren. Auch die Grundlehren der Religion werden nicht verändert, sie sind zeitlos und bedürfen keines Fortschrittes. Und sind die großen Sittenlehrer und religiösen Führer der Neuzeit etwa besser als die vor 2000 Jahren? Selbst wenn wir von der christlichen Epoche absehen, finden wir im Altertum genug Beispiele von Seelengröße, von reinem Lebenswandel, von selbstvergessener Menschengüte; sie sind uns ja aus unserer Schulzeit vertraut, und wir wissen, daß sie in keiner Weise von Männern unserer Zeit übertroffen werden.

Denn wie in den Genien der Menschheit die fortschreitende Kultur keine höheren Werte schafft, so auch nicht in den Seelen der Völker. Die aufopfernde Vaterlandsliebe jener 300 Spartaner an den Thermopylen hat in der Geschichte wohl zahlreiche Beispiele gefunden, aber keine Steigerung. Dagegen dürfte zu der Bruderliebe, dem Glauben und der Todesbereitschaft

der ersten christlichen Gemeinde in der folgenden Zeit nicht einmal ein Seitenstück gefunden werden. Die ersten Christen lehren uns überzeugend, daß das Geistige in der Welt den endlichen Sieg erringt, nicht Macht und Waffengewalt; haben sie doch das waffengewaltige römische Reich allein durch die Kraft des Geistes, Wortes und Beispiels unterworfen. Wie hätte noch Tacitus einen solchen Ausgang ahnen können!

Die erste Christenheit zeigt uns das, was unserem Volk im Kriege fehlte, die unwiderstehliche Kraft einer Gemeinschaft, die eines Sinnes und überzeugt von ihrem Recht ist. Und nachdem die europäische Kulturwelt christlich geworden war, gab es von neuem ein Aufflammen, das aus der Tiefe der Seele kam. Das war zur Zeit der Kreuzzüge. Die Sehnsucht wurde mächtig, die heiligen Stätten dem Christentum wieder zu gewinnen, ja sogar die Kinder, Tausende von Kindern zogen über die Alpen. ‚O Herr, erhöre die Christenheit, o Herr, gib uns das wahre Kreuz wieder!‘ Damals gab es eine Christenheit, und alle fühlten es, heute ist dieses Gefühl schwach geworden, ja im Weltkrieg gänzlich zusammengebrochen. Es ist tief bedauerlich, daß es noch heute gang und gäbe ist, von ‚finsterem Mittelalter‘ zu sprechen, und daß wir die Fäden des Geisteslebens jener Zeit so lange abgebrochen daliegen ließen, statt unser Leben an sie anzuknüpfen. Um so bedauerlicher, als damals doch das Deutschtum seinen nie wieder erreichten Höhepunkt hatte, damals als die Kaiser aus dem Geschlecht der Sachsen, Salier und Hohenstaufen die Welt beherrschten, als in der großartigsten Kolonisation, die die Welt gesehen hat, das Land östlich der Elbe dem Deutschtum gewonnen wurde, und der Hansabund Vormacht auf der See wurde. In den Klöstern herrschte das regste Geistesleben, auch die Kunst fand hier eine Stätte, auf den Burgen blühte der Minnesang, und begnadete und begeisterte Dichter schufen unsere unsterblichen Heldenepen. Aber auch das Volk von damals darf man sich nicht als roh und ungebildet vorstellen. Der große Prediger, Meister Eckehart, hielt seine geistestiefen Reden in der Kirche, in Mönchs- und Nonnenklöstern, Reden, in die heutzutage selbst der solcher Dinge bereits Kundige einzudringen Mühe hat. Und das rege Geistesleben der Städte, so von Nürnberg, ruhte auf Bürgern und Handwerkern.

Und nun sehe man sich die Bauten jener Zeit an! Die gotischen Dome sind uns mit Recht unerreichte Meisterwerke. Auch wir bauen Dome, wir können jene auch nachbilden, können sie sogar höher und gewaltiger ausgestalten, und doch, sie erheben uns niemals so wie jene. Es fehlt ihnen das Ergreifende, Mystische, mit einem Wort, die Seele. Niemand vermag heute ein Freiburger Münster zu bauen, weil niemand mehr die religiöse Begeisterung von damals hat. Kunst kommt eben nicht nur von ‚können‘, sondern zuerst von ‚Fühlen‘, und fortschreitende Technik bringt sie um keine Stufe ihres Ewigkeitswertes höher.

Viktor Hugo sagt, in jener Zeit, als die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, und die geistigen Führer des Volkes noch nicht durch

Bücher zu diesem sprechen konnten — denn Pergamente waren selten und teuer — taten sie es durch die Architektur. Darum spielte diese damals eine ganz andere Rolle als heute. Jede Stadt hatte ihre steinerne Chronik. Jedem Gebäude, vor allem aber den Kirchen, lag eine schöpferische Idee zu Grunde, die in allen ihren Teilen zum Ausdruck kam. Diese Idee ergreift uns in den gotischen Domen und in den romanischen, sie packt uns aber auch in den Moscheen Cairos, im dorischen Tempel zu Paestum und in den gewaltigen Bauten des ägyptischen Theben. Jedes dieser Gebäude richtet sich zwar nach dem Zeitgeist, und teilt das mit unseren Bauten, die natürlich auch aus der Zeit entstanden sind und Gedanken zum Ausdruck bringen wollen. Aber wenn uns der Berliner Dom, das Reichstagsgebäude, die Theater auch fesseln mögen, sie ergreifen uns nicht, ihre Sprache dringt nicht bis in die Tiefen unserer Seele. Und das liegt daran, daß ihre Idee nicht tief wurzelt.

Es gibt ein geheimnisvolles Leben und Weben auf dem Grunde der Menschheitsseele, aus dem die geistigen Erhebungen aufsteigen. Hier liegen die zeitlosen Wahrheiten und Schönheiten, und hier auch die Wurzeln der Menschenkraft. Aus diesen Tiefen ist seit dem Mittelalter kein Strom mehr aufgestiegen. Nur einzelne, die großen Künstler und Dichter, finden noch den Weg hinunter. Und sie fühlen es, wenn jenes Leben und Weben aus ihnen spricht, sie haben es oft ausgesprochen, wie sie solche Töne als ein Geschenk höchster Begnadung empfanden, wie sie selbst nichts dafür können. Darum darf man das Werk des Dichters von seiner Person nicht abhängig machen. Man darf z. B. nicht Richard Wagners Schöpfungen herabsetzen wollen, weil etwa die Persönlichkeit des Dichterkomponisten Schwächen zeigte. Wer so denkt, hat das Wesen der Kunst nicht empfunden, hat seine Seele in ihr nicht gefunden, und jene Genien betrachtet er vom Standpunkt des Kammerdieners.

Und das ist es, was uns heute vor allem fehlt. ‚Ein Publikum, wie wir es kennen,' sagt wieder Nietzsche, ‚war den Griechen unbekannt: in ihren Theatern war es jedem bei dem in konzentrischen Bogen sich erhebenden Terrassenbau des Zuschauerraumes möglich, die gesamte Kulturwelt um sich herum recht eigentlich zu übersehen und in gesättigtem Hinschauen selbst Choreut sich zu wähnen.' Also Mitspieler, Mitempfinder. Eine solche Empfindung überkam auch mich, als ich im Theater von Syrakus stand und über die zu mir herauf brandenden Wogen der Terrassen hinweg auf den Hintergrund, das weite blaue Meer, schaute. Und ich stellte mir zu dieser Szene die Gestalten der Hellenen vor, in ihren lichten Gewändern und das Stück des Aeschylos, das aus der Tiefe sprach von der Gottheit, vom ewigen Schicksal, von waltender Gerechtigkeit. Die älteste Dichtung ist Kultus, daher ihre Weihe. Unterhaltungsstücke als Zeitvertreib kannte man damals noch nicht.

Schiller wollte dem Theater seine Weihe wieder geben, und Richard Wagner hat es versucht, das praktisch auszuführen. Hatte er doch schon

seine Werke aus dem ersten unbewußten Werden seines Volkes heraus entwickelt und wollte nun ihnen in Bayreuth die rechte Stätte schaffen. Aber es mißlang. Ein Jahrmarkt der Eitelkeit war jene erste Aufführung, wie uns eine Augenzeugin, Frau Förster-Nietzsche, berichtet. Kaiser Wilhelm und König Ludwig fesselten das Publikum in den Aufführungen mehr als diese selbst; man sah die Träger großer Namen, stellte prachtvolle Toiletten und Schmuck zur Schau, Marienbad hatte seine dicken Rentiers und Bankiers herübergesandt; man balgte sich um die Nahrungsmittel, die dem Andrang gegenüber nicht reichlich genug herbeigeschafft worden waren. Ich kann mir das alles gut denken; fehlte doch auch mir bei der ersten hiesigen Parsifalaufführung die Weihestimmung des Publikums und ich suchte diese lieber wieder wie früher für mich allein zu Hause am Klavier. Jene Disharmonie des Publikums stört den eigenen Aufschwung wie Gegenstrahlen einer anderen Station ein Funkentelegramm.

Man lese nach, wie Goethe im Faust über das Publikum sich äußert! ‚Halb sind sie kalt, halb sind sie roh!' Unter den wirklich Teilnehmenden aber hat den ästhetischen, den mitempfindenden Zuschauer der Griechen bei uns, wie Nietzsche sagt, der Kritiker abgelöst, ein ‚seltsames Quidproquo, mit halb moralischen und halb gelehrten Ansprüchen. Der Student, der Schulknabe, ja selbst das harmloseste weibliche Geschöpf war wider sein Wissen bereits durch Erziehung und Journale zu einer gleichen Aufnahme eines Kunstwerks vorbereitet, so daß zu keiner Zeit so viel über Kunst geschwätzt und so wenig von der Kunst gehalten worden ist. Kann man aber mit einem Menschen noch verkehren, der imstande ist, sich über Beethoven und Shakespeare zu unterhalten?'

In der Tat, die Kritik ist der Tod des Ergriffenwerdens. Solange man nur Kritiker ist, wird man das Ewige und Große eines Kunstwerks nicht empfinden. Der Kritiker sucht ja absichtlich ‚seine Sinne zu behalten'. Nur die Kinder geben sich noch willenlos den Eindrücken der Kunst hin. ‚Um wieviel leichter erkauft man den unmündigen Kindern arkadische Schäferwelten', sagt Jean Paul, ‚als den Erwachsenen nur ein Schaf daraus!' Und Heinrich Seidel wünscht sich ‚nur noch einmal ein Buch so lesen zu können wie als Kind.' Ganz unpersönlich liest das Kind. Ich erinnere mich, in den Schillerschen Dramen längst gelebt und gesonnen, sie halb auswendig gewußt zu haben, ehe ich mich auch nur im leisesten für die Person des Dichters selbst zu interessieren begann. Das war das unbewußte Gefühl von dem Heraufsteigen der Kunst aus den Tiefen der Menschenseele, wo noch keine Person ist. Sobald man beim Hören des Dramas den Dichter nicht vergessen kann, sobald gar auf der Bühne Lohengrin nicht mehr nur als Lohengrin, sondern als eine künstlerische Darstellung des betreffenden Schauspieles wirkt, ist man alt für die Kunst geworden, und das beste, was sie zu geben hat, gibt sie solch einem Zuhörer nicht mehr.

Der Mensch hat in seiner Brust ein Instrument, dessen Saiten klingen,

wenn die Töne erschallen, auf die sie abgestimmt sind. Jene Töne stammen aus dem Unbewußten. Wie die Seele im Unbewußten versinkt, ist herrlich in Ton und Wort am Schluß von Tristan und Isolde wiedergegeben: ‚Höre ich nur diese Weise' — — — bis ‚versinken — unbewußt — höchste Lust!'

Selten ertönt das ganze Instrument in unserer Brust, oft nur die eine oder die andere Saite, deren Ton gerade geweckt wird. Für den einen geschieht solches bei diesem Künstler, für den anderen bei jenem. Darin liegt auch der Grund von der notwendigen Unzulänglichkeit einer jeden Literatur- und Kunstgeschichte. Ein Dichter kann mit seinem Werk Hunderte von Seelen zum Tönen bringen, die eben die betreffende Saite haben, die er spielt, und gerade dem Literaturhistoriker mag diese Saite fehlen. Von diesem Gesichtspunkt aus möchte mir als die vollkommenste Literaturgeschichte die erscheinen, in der kritisch nur jene Dichter behandelt werden, die der Schreiber selbst liebt.

Selbst in der Wissenschaft ist es ähnlich. Man kann das System eines Philosophen aus seinen Anlagen verständlich machen. Und dem einen liegt die, dem anderen jene Weltanschauung, je nachdem seine Anlagen denen des Philosophen sich nähern. Schon unbewußt hat der Mensch eine geistige Entwicklung in sich, die sich langsam von selbst entfaltet. Ein Buch, das er früher gelesen haben mag, ohne daß er einen bleibenden Eindruck von ihm empfangen hätte, schlägt plötzlich ein, wenn die Entwicklung seiner Seele reif geworden ist. Mancher sucht seinen besten Freund oder seine Lebensgefährtin den Philosophen zu lehren, der ihm selbst alles ist; aber das Beginnen ist von Anfang an zur Aussichtslosigkeit verurteilt, weil jenem die Saite fehlt, die der Philosoph anschlägt. Lesen und Lernen ist freilich notwendig, aber es ist nur die Vorbereitung, das Öffnen der Tore der Seele, das Reinigen des Innern von allem, was im Wege steht, für den Tag, wo das Ersehnte einziehen soll. Wem es um sich ernst ist, der wird es als höchstes Lebensziel betrachten, zu suchen, bis er den Klang hört, dem seine Seele antwortet.

Weltanschauung wird ebensowenig erlernt wie Religion. Allen großen Lehrern der Menschheit kam die Erkenntnis plötzlich, als Erleuchtung, und sie fühlten den Schauer des Jenseitigen, es war ihre höchste Stunde. Dante hat diesem Mysterium Ausdruck verliehen. Als er am Ende seiner Reise vor der Dreieinigkeit stand, konnte er sie trotz höchsten Mühens nicht begreifen, denn nicht genügten ihm die eignen Schwingen. Ein Blitzstrahl aber fuhr, sein unbewußt, durch seinen Geist und ließ den Wunsch gelingen.

— — — — — — — — — — — —

Wir sind am Ende. Jetzt wissen wir, woher das Beste eines Volkes und seine Kraft kommt. Wie bringen wir nun Leben in die Tiefe unserer Volksseele, daß das Schöne und Edle an den Tag trete? Weisen wir dem

Volk das, was aus dem Grunde der Menschheitsseele kommt, vor dem die Kritik verstummen muß! Lassen wir die Töne vor ihm erschallen, die auf die besten Saiten seines Herzens eingestimmt sind! Führen wir das Volk in die Dome aus alter Zeit, bis es die erhabene Sprache, die jene Hallen reden, wieder hört! Und die Worte, die von Altar und Kanzel zu uns herübertönen, das Herabbrausen der Orgel, dem der Gesang der Gemeinde entgegensteigt, sie geben, wie seit Jahrhunderten, so auch heute noch Weihe dem, der sein Herz öffnet. Aber auch außerhalb der Kirche finden wir, was uns erheben kann. Die alten Sagen und Märchen, die vom einstigen Werden der Deutschen reden, und vor allem auch die Volkslieder, müssen wieder jedem vertraut werden! Es muß ferner von der deutschen Kunst, vor allem von Dichtung und Musik das beste geboten, und es müssen die Mittel aufgebracht werden, die freie Konzert- und Theateraufführungen im größeren Maßstabe ermöglichen als bisher. Naturtheater müssen geschaffen werden wie in Oberammergau, die Tausende von Zuhörern umfassen, daß das Volk wieder erfahre, wie beseligend eine Weihe ist, gleich derer, die einst den Griechen ihre Kunst schenkte.

Nun freilich werden Theater und Säle nur in Städten gebaut werden können, und mancher Landmann wird selten Zeit zu ihrem Besuch finden. Wir haben aber eine Weihestätte, die überall, soweit der Himmel über uns blaut, sich auftut. Das ist die Natur. Schon seit vielen Jahren vor dem Kriege rufe ich meine Mahnung * in das Vaterland hinaus: ‚Erhaltet unserer Heimat ihr schönes und reichhaltiges Leben in Wald und Feld, lehrt unser Volk, Freude und Belehrung aus der Natur zu schöpfen!' Für den Germanen war die Natur eine Weihestätte, in den Eichenhainen hörte er das Raunen der Gottheit. Auch das Mittelalter schaute in der Natur das Antlitz Gottes, ein Gedanke, der seinen höchsten Ausdruck in des Franziskus Sonnengesang fand. Wessen Herz Ehrfurcht vor dem Hohen hat, muß sie auch vor der Natur haben, und umgekehrt ist Naturliebe ohne Ehrfurcht nicht denkbar. Ehrfurcht aber vor der Natur haben wir, wie vor so vielem anderen, verlernt. Uns ist sie eine Quelle der Ausbeutung geworden, der Wald wird nach seinem Holzertrag, der Strom nach seinen Pferdekräften abgeschätzt. Schon das Kind folgt dem Trieb des Habenwollens; es pflückt die Blume und fängt den Schmetterling und hat nicht gelernt, die Werke der Natur zu bewundern, an ihnen Herz und Verstand statt der Tasche zu bereichern. Die rechte Beschäftigung mit der Natur macht aber vorurteilsfrei, gesund und zufrieden, legt unerschöpflichen Reichtum in Kopf und Herz, den jeder Spaziergang vermehrt. Und wie sehr entspricht die Natur auch gerade dem Ideal der neuen Zeit! Gibt es doch vor ihr keinen Unterschied zwischen hoch und niedrig, arm und reich, überall ist sie ohne Kosten zugänglich. Naturliebe ist die Wurzel der Vaterlandsliebe, lieben aber kann man nur eine blühende, keine verödete, nur zu praktischen Zwecken ausgenutzte Natur. Darum ist es Notwendigkeit

* Siehe mein Buch ‚Der Naturschutz'. Stuttgart. 11. Tausend. 1919.

und für die Erstarkung Deutschlands unerläßlich, unser Volk wieder zu lehren, Ehrfurcht vor der Natur und Liebe zu ihr zu haben. Der Staat muß die rechten Männer so anstellen, daß sie ihr Leben dieser Sache widmen können, daß bis ins kleinste Dorf die Erkenntnis vom Wert der Natur dringe, und jeder Bauer, jeder Fabrikarbeiter dafür sorge, daß nicht eine lebensvolle Pflanze oder ein schönes oder interessantes Tier ohne Not aus seiner Umgebung verschwinde.

Denn wo könnte man wohl die Stimme des Ewigen eher vernehmen als beim Rauschen der Kronen des Waldes, auf blühender Wiese beim Lerchengesang oder auf den Bergen?

Führt man das Volk in die Natur, so wird man ihm hier noch eher das Gefühl der Weihe geben können als in den Werken des Menschen.

‚Der Mensch lebt nicht vom Brote allein,' wenn dieser Satz zur Überzeugung unseres ganzen Volkes geworden sein wird, dann werden wir getrost in die Zukunft schauen können. Auf ein solches Ziel, von dem wir leider heute weiter als je entfernt sind, müssen wir unsere Augen richten. Arbeiten und suchen, immer wieder und überall Töne der Weihe anschlagen, dann muß der Tag kommen, wo wir erst hie und da, dann allgemeiner und lauter den Wiederklang aus der Seele des Volkes vernehmen.

Dazu müssen wir aber die Menschen, die solche Ziele anstreben, unterstützen. Denn das war bisher nicht so, im besten Fall hielt man sie für ‚sonderbare Schwärmer'. Selbst die Universitäten schlossen sich vom Volke ab, Vermittelung zwischen den Fortschritten der Wissenschaft und dem Volk wurde als ‚populär' beiseite geschoben und gerade denen, die die berufenen Vermittler hätten sein können, verübelt. Es müßten aber im Gegenteil noch besondere Vermittler angestellt werden, die die Fähigkeit haben, Schwieriges in klarer Sprache wiederzugeben. Denn das Volk stellt die Universitätslehrer an und hat ein Recht zu erfahren, was sie leisten.

Vor allem gilt es die zu fördern, denen ein begnadetes Geschick das Ohr verliehen hat, die tiefsten Melodien aus der Menschheitsseele zu hören. Und doch bildet das Leben der großen Dichter und Künstler das traurigste Kapitel in der Menschengeschichte, und leider gerade in Deutschland. Wie viele wahre Schätze sind unserem Volke schon verloren gegangen, weil die einzigen, die Zutritt hatten zu jenen Tiefen, wo sie liegen, sie nicht heben konnten. Teils hielt sie der Kampf um das tägliche Brot von jenen Wegen ab, teils starben sie, als sie ihn betreten wollten, weil Mangel und Sorge ihre Lebenskraft untergraben hatte. Und wie viele mögen es überhaupt nicht erkannt haben, daß sie Schatzgräber waren, weil das Leben ihnen nicht Zeit ließ, auf ihr Inneres zu hören!

Das Wertvollste an einem Volk ist die Erbmasse, die, von jeder Generation aufs neue bereichert, dem kommenden Geschlecht übergeben wird. Diese Erbmasse enthält einen unendlichen Reichtum an Anlagen aller Art, geistigen und körperlichen. Aus ihr erhält jedes Kind, das geboren wird, seine Auswahl.

Die reichste Erbmasse eines Volkes, die wir kennen, war die der Griechen. Welche Auswahl an herrlichsten Talenten wurde aus ihr geschöpft! Freilich nicht auf lange. ‚Denn daß die Lieblinge der Götter früh sterben,' sagt Nietzsche, ‚gilt in allen Dingen, aber ebenso gewiß, daß sie mit den Göttern dann ewig leben. Man verlange doch von dem Alleredelsten nicht, daß es die haltbare Zähigkeit des Leders habe!' Wie steht es nun mit der Erbmasse des deutschen Volkes? Ist sie erschöpft, nachdem sie noch vor hundert Jahren eine Kunst in Worten und Tönen erblühen ließ, die wir mit dem höchsten Preise auszeichnen, den wir zu vergeben haben und ‚klassisch' nennen?

Das ist die Frage unseres Schicksals, und wir können sie nicht beantworten. Die Zeit wird lehren. Aber hüten können wir das Gut unseres Volkes und dafür sorgen, daß alles Edle, was aus ihm aufsprießt, Nahrung erhalte. Denn wenn die Besten des Volkes ihr Leben ausleben und Kindern ihre Anlagen mitgeben können, dann wird die gesamte Erbmasse um so viele Teile reicher. Leider erhält diese vorerst noch die meisten Zutaten von jenen Wirklichkeitsmenschen, die nur eigenen, und zwar materiellen Vorteil suchen und im Kampf des Lebens den zarteren Naturen, zu denen auch die genialen gehören, überlegen sind. Wir wollen sehen, ob der neue Staat diese seine Pflicht besser erfüllt; tut er es nicht, dann wird auch die freieste Gesetzgebung ihn nicht vor dem langsamen, aber steten Herabsinken bewahren.

Ehrfurcht vor allem Tiefen und Schönen brauchen wir, dann wird auch die Freude kommen. Und unser Volk wird wieder die Stimmen hören, die aus der Tiefe seiner Seele tönen, und in sein Leben werden die Stunden eintreten, die ihm jetzt fehlen, die Stunden der Weihe.

Briefe von Onno Klopp an Johannes Janssen / Von Ludwig Freiherrn von Pastor

(Fortsetzung.)

Penzing, den 18. November 1874.

Mein verehrtester Freund! Nachdem ich von Ihnen lange nichts vernommen, habe ich eben heute einen schmerzlichen Anlaß erhalten, Ihnen zu schreiben. Es ist der Tod des guten Iwan Zahn, dessen Sie sich vor mehreren Jahren in Frankfurt und Mainz so freundlich angenommen. Ich lege den Partezettel bei. Ich darf versichern, daß er Ihrer stets mit warmer Dankbarkeit gedacht hat. In ihm ist eine Kraft hinweggefallen, wie deren diese arme, unglückliche Monarchie wahrlich keinen Reichtum aufzuweisen hat.

Er ist mit seinen Eltern im Sommer hinausgereist nach der Pusta, so daß ich ihn bereits seit Monaten nicht gesehen. Er scheint den Keim des Todes durch überreiches Studium schon dahin mitgetragen zu haben. Doch hörten wir von keiner Krankheit, bis vor reichlich 14 Tagen seine Schwester meine Tochter bat um Absendung von Büchern für ihn. Die Bücher werden ihn nicht mehr lebend getroffen haben. Wenn Sie an die armen Eltern einige wenige Worte richten wollten, so würden Sie damit ein Liebeswerk tun. Namentlich die Mutter lebte in ihrem Iwan. Mit den freundlichsten Grüßen Ihr aufrichtiger Onno Klopp.

Penzing, den 6. Dezember 1874.

Mein hochverehrtester Freund, es ist dieselbe alte Klage, daß man vereinsamt ist in seinen Werken. Ich teile sie vollaus mit Ihnen, sehe aber wenigstens für mich nicht ab, wie es anders sein könnte. Ich glaube, daß, wenn wir beide an einem Orte zusammen wären, wir gegenseitig uns durch manches Aussprechen fördern könnten. So aber, brieflich, fehlt doch die unmittelbare Anregung. Ich bin hocherfreut über Ihre Mitteilung, daß Ihre große Arbeit über das sechzehnte Jahrhundert so fortschreitet. Denn nach meiner festen Überzeugung tut das vor allem uns not. Es müssen selbständige historische Werke geschaffen werden, welche dienen können als die Pfeiler einer wahrhaft geschichtlichen Anschauung, nicht bloß also gelehrte Werke, sondern wissenschaftliche Arbeiten in lesbarer Form. Weder Kritik noch Polemik ist uns so nötig wie ein positiver Bau. Wie die Dinge jetzt liegen, können ja die Menschen oft sich nicht einmal unterrichten, auch wenn sie den besten Willen dazu haben. Nirgends trifft das mehr zu als hier in Österreich. Ich bin oft gefragt worden nach einem historischen Werke, das man zur Grundlage machen könnte der Heranbildung einer patriotisch gesinnten Jugend. Ich muß erwidern, daß ich für Österreich keines kenne als Wagners zwei Folianten über Leopold I.; aber diese sind lateinisch geschrieben. Da die Leute hier nichts anderes haben, so verfallen sie auf die preußischen Bücher, und es gibt gut gesinnte Öster-

reicher, die unbedingt auf Ranke vertrauen, den gefährlichsten aller dieser preußischen Lügner. Es fehlt eine historische Literatur, durchtränkt vom Geiste katholischer Weltanschauung und lesbar.

Wenn es Ihnen möglich, so kommen Sie einmal hierher zu uns. Ich darf dahin mich nicht wagen. Denn durch allerlei Unverstand sind in Berlin Papiere genug über mich, denen gemäß preußische Gerichte mit mir machen würden, was sie wollen. Was meine Arbeiten betrifft, so sind jetzt die ersten beiden Bände meines Werkes über den Fall des Hauses Stuart und die Sukzession des Hauses Hannover in England im Drucke fertig. Sie gehen nur bis zum Tode Karls II. 1685. Jakob II. für sich wird einen Band füllen, an dem ich jetzt arbeite. Ich ende mit 1714 und rechne auf pp. 7 Bände. Sie sehen, es ist das siècle de Louis XIV. Ich stelle entgegen die aetas Leopoldina und kaum minder Innocentii XI., freilich nur bis 1689. Aber der Schwerpunkt meiner Arbeit wird liegen 1688/89, und ich darf versichern, daß darin Innozenz XI. und Leopold I. ebenso groß und herrlich erscheinen sollen wie Ludwig XIV. ehrlos und infam, und Jakob ärmlich und erbärmlich. Wilhelm III. ist tingiert von der Schlechtigkeit der Engländer, die in der Hauptsache weniger eine glorious revolution gemacht haben, als eine not very glorious desertion. Die Arbeit ergreift mich aufs tiefste. Ich lebe in völliger Isolierung, teils, weil es so meine Neigung ist, teils aber auch, um in dieser Konzentration nicht abgelenkt zu werden. Ich stehe mit den Gedanken auf, ich lege mich damit nieder, und wenn ich nachts erwache, denke ich an Whitehall und St. James. Ich weiß, daß ich als foreigner den Engländern nicht genug tun kann; aber ich hebe auf dem Titel ausdrücklich hervor: im Zusammenhange der europäischen Begebenheiten. — Ich werde niemals direkten Bezug auf die Gegenwart nehmen und doch wird mein Buch ein historischer Protest sein gegen die liberale Theorie der Nicht-Intervention.

Aber nun, um darauf zurückzukommen, es lebt in Wien meines Wissens auch nicht eine Seele, mit der ich mich über solche Dinge besprechen könnte.

Herzlichen Dank für Ihre freundliche Teilnahme an meinen eigenen Erlebnissen.* Die Konsequenz meiner Lebensanschauung führte dahin; daß es viele Bitterkeiten mit meinen Verwandten gesetzt hat, brauche ich kaum zu sagen. Es genügt, zu erwähnen, daß in den sämtlichen Familien meiner Brüder und Schwestern die ‚Gartenlaube' das tägliche Lesefutter ist.

Was sagen Sie von der Szene in Berlin?** — Ich sehe Blut und

* Gemeint ist Janssens Gratulation zur Konversion Klopps. Da dieser Schritt in aller Stille erfolgt war, wurde er erst langsam bekannt und so erklärt es sich, daß Janssen ihn erst nach einem Jahr erfuhr. Das Schreiben Janssens vom 24. November 1874 wird in dessen Briefwechsel vollständig publiziert werden.

** Die Szene ereignete sich am 4. Dezember 1874 im Deutschen Reichstage. Reichensperger, welcher sie als den Höhepunkt des sogenannten Kulturkampfes bezeichnete, hat sie in seinem Tagebuch (s. Pastor, Reichensperger II, 134 f.) also

Schrecken voraus. Es tut mir leid, den Bismarck nie persönlich gesehen zu haben. Er ist der wiederauferstandene Gustav Adolf, unter den Schurken der Schurke, aber auch der Tiger. Ich besorge, daß endlich einmal irgendwo den mißhandelten Katholiken die Geduld bricht, und dann wehe den Armen! Bismarck ist der Mann, zu welchem Ranke Kaiser Karl V. machen möchte: unversöhnlich, erbarmungslos. Wir werden noch Grausiges erleben.*

---

geschildert: ‚Vorigen Freitag, 4. Dezember, die stürmischste der bisherigen Reichstagssitzungen. Ich hatte die Majorität durch eine Rede über die offiziöse Wahlstatistik bereits unangenehm berührt, als Jörg die auswärtige Politik des Reichskanzlers in ebenso ruhiger als einschneidender Weise kritisierte und persiflierte, indem er z. B. von einem Fiasko derselben in der spanischen Anerkennungsfrage, von der europäischen Suprematie Rußlands usw. sprach. Bismarck griff in seiner sehr gereizten Erwiderung das von Jörg berührte Kullmannsche Attentat auf und stellte die Zentrumspartei in den Schatten der Mitschuldigkeit. Kullmann habe ihm, dem Reichskanzler, bei seiner Unterredung mit demselben gleich nach dem Attentat erklärt, die Zentrumsfraktion sei seine, des Kullmann, Partei. „Kullmann halte sich an unseren Rockschößen fest“ u. dgl. mehr. Darüber zustimmender Lärm der Majorität, vielfaches Pfui aus dem Zentrum, für welches der in meiner Bank zufällig sitzende Graf Ballestrem allein heftig angelassen und zur Ordnung gerufen ward. Sittliche Entrüstungsreden von Lasker und Beseler gegen das Zentrum, für welche ersterer vom Präsidenten zur Ordnung gerufen ward, kurz, arger Tumult und höchste Aufregung, so daß Forckenbeck sich schon seinen Hut zur Hand hatte stellen lassen.‘ Vergleiche auch die dramatische Schilderung von Hans Blum in der Zeitschrift ‚Daheim‘, XI, 196 ff.

* Sein Urteil über Bismarck faßte Klopp später in einem Briefe zusammen, den er an einen Leipziger Buchhändler richtete, der so naiv gewesen war, ihn aufzufordern, sich durch die Einsendung einer Sentenz an einem Album für den Fürsten Bismarck zu beteiligen. Das zuerst im Wiener ‚Vaterland‘ veröffentlichte Schreiben lautete also:

Wien-Penzing, 14. Jan. 95. Sehr geehrter Herr! Ihr gefälliges Schreiben vom 6. d. M. hat mich in Verwunderung gesetzt. Denn weder meine geschichtlichen Arbeiten noch meine persönlichen Erlebnisse berechtigen zu der Annahme, daß ich ein Bewunderer des Fürsten Bismarck sein könnte. Allein, da Sie meine Meinung verlangt haben, will ich sie nicht verschweigen. Als die Sentenz, die ich dem Fürsten Bismarck ins Album zu schreiben gedächte, würde ich erwählen die Worte des h. Augustin: Sine justitia, quid sunt civitates nisi magna societas latronum? Gestatten Sie mir dazu eine kurze Ausführung. Das Unternehmen des Krieges von 1866 war ein Rechts- und Friedens-Bruch, der hauptsächlich oder für Deutschland allein dem Fürsten Bismarck zur Last fällt, und zwar nicht bloß der Krieg als solcher mit seiner Entfesselung der menschlichen Leidenschaften, sondern auch, weil der Erfolg mit dem Unrechte war, die tiefe Zerrüttung des Rechtsbewußtseins vieler Menschen, die noch währt bis auf den heutigen Tag. Dann kam der Krieg mit Frankreich. In dem guten Glauben, es handele sich um den Schutz des Vaterlandes, zogen die Deutschen in diesen Krieg und kämpften wie vielleicht nie zuvor. Erst lange Jahre nachher erfuhren sie von dem Fürsten Bismarck selber, daß nur er und er allein die zwei Nationen zum Kriege aneinander gehetzt, weil es ihm gelungen, mit wenigen Strichen eine Chamade in eine Fanfare

Leben Sie wohl, auch meine Frau läßt Sie bestens grüßen. Ganz der Ihrige O. Klopp.

Penzing, den 30. Juni 1875.

Mein verehrtester Freund! Auf Ihren freundlichen Brief vom 20. des Monates schicke ich Ihnen zunächst anliegend einige Bemerkungen über

---

zu wandeln. Nicht Bewunderung ist das Gefühl, das man vor dem Träger einer solchen Politik empfindet, sondern ein anderes. Die Consequenz beider Kriege, die der eine Mann gemacht hat, ist die, daß die Völker das Bewußtsein des sicheren Friedens und des Rechtes im Völkerleben verloren haben, daß sie seufzen unter einer Militairlast, die, wie nie zuvor, von Jahr zu Jahr sich erneuert und steigert, unabsehbar. Und weiter war der Fürst Bismarck der hauptsächliche Urheber der unheilvollen Wirren, die man Culturkampf genannt hat, gleich als wäre es ein Kampf, daß der physisch Stärkere den Schwächern mißhandelt. Die Übergriffe der omnipotenten Staatsgewalt auf das Gebiet der Kirche, in das Eigenthum ihrer Körperschaften, in die Rechte der Individuen — alle Quälereien unschuldiger Menschen, aller Jammer jener Tage weist zurück auf den Fürsten Bismarck. Als an dem passiven Widerstand der moralischen Kräfte die physische Übermacht erlahmte, hielt der Fürst Bismarck still und zog dann zurück, nicht weil er wollte, sondern weil er mußte. Und endlich trägt der Fürst Bismarck negativ einen erheblichen Antheil der Mitschuld an dem Aufwachsen der Social-Demokratie. Die Häupter derselben haben wiederholt auf das Beispiel des Jahres 1866 hingewiesen. Sie haben gefragt, ob für die Zwecke, die sie ideal nennen, das Privat-Eigenthum eine festere Schranke sein solle, als für die Zwecke, die im Jahre 1866 der Fürst Bismarck ideal nannte, die vielhundertjährigen Rechte der Fürsten und Völker ringsumher. Er selber hat in Bezug auf die Vorgänge von 1866 und deren Consequenzen ein Mal öffentlich gesagt, daß er über juristische Zwirnsfäden nicht strauchele. In ähnlicher Weise haben einst aus dem Vollbewußtsein ihrer Macht Ludwig XIV. und Napoleon I. geredet. Sie haben für derartige Äußerungen die jubelnde Zustimmung der Menge empfangen, die jeder Zeit den Baal des Erfolges anzubeten pflegt. Es ist dann nachher anders gegangen, als wie jene Häupter gemeint haben, daß es gehen müsse. Sie hatten jene kurzen Worte des heiligen Augustin, die doch das Mene tekel phares in sich bergen, nicht gelernt oder wieder vergessen. Und darum wäre es zu wünschen, daß die genannten Worte des heiligen Augustin dem Fürsten Bismarck oder auch der Schule, die er herangezogen, immerdar vor Augen ständen.'

Die ‚Kölnische Volkszeitung' bemerkte zu diesem Schreiben: ‚Das sind bittere Worte, und wir möchten nicht gerade jeden einzelnen Satz unterschreiben. Namentlich kann man nicht sagen, „daß nur er (Fürst Bismarck) und er allein" zum Krieg von 1870 hetzte. Seine famose Enthüllung über die damalige „Chamade oder Fanfare" hat seinem Andenken wahrlich nicht genutzt, aber deshalb kann man Napoleon III. und die ihm zur Seite stehenden „Staatsmänner mit dem leichten Herzen" nicht von der Verantwortung für den deutsch-französischen Krieg entlasten. Anderseits enthält der Brief O. Klopps sehr ernste Wahrheiten, und auch die Verehrer der Fürsten würden wohl thun, dieselben in dem Festtaumel des 1. April nicht zu vergessen.'

meine beiden ersten Bände.* Ich muß immer besorgen, daß, wo ich nur etwas davon anfasse, ich sofort zu weitläufig werde. Sie werden finden, wie ich glaube, daß mein Text ohnehin doch schon ziemlich komprimiert ist. — Da noch Raum war, so habe ich doch auf dem letzten Blatte eine Abschrift des Handschreibens vom Hl. Vater beigefügt, in der Hoffnung, daß es auch Ihnen Freude machen werde.

Freundlichen Dank für den Gruß von Herrn Professor Steinle. Ich werde mich sehr freuen, Ihr Kapitel über die Volksbildung vor der Reformation zu lesen und bitte also darum. Ich habe in diesen Tagen eine hübsche Abhandlung über das Mittelalter vom guten alten Dr. Fick** in Kalksburg gelesen, freilich nicht wohl abgeschrieben, sondern in seiner eigenen furchtbaren Handschrift. P. Hattler S. J. hat mich um ein Urteil darüber in betreff des Druckes ersucht. Ich bin durchaus dafür, obwohl das Ding zuweilen etwas zerfließt, denn es enthält doch wieder eine reiche Fülle von Gedanken. Der Alte geht nicht ab von seiner Weise, sonst wäre er der Mann, ein lebensvolles Bild des Mittelalters zu liefern. Es fehlt zu sehr das Konkrete. Dennoch möchte ich wünschen, daß es bald gedruckt würde. Vielleicht könnte es dann auch Ihnen noch zustatten kommen. Meine Frau dankt Ihnen bestens für Ihren freundlichen Gruß. Sie bewegt sich indessen weniger in historischer Sphäre als abwechselnd in beschaulichen Briefen oder in der Absicht für die soziale Not, korrespondiert auch zuweilen mit Alban Stolz.

Ich wünsche Ihnen guten Erfolg für Ihre Kaltwasser-Kur, obwohl ich für mich darauf nicht viel vertrauen würde.

Band III und IV schreiten rasch im Drucke vor, gleichzeitig. Die Ergebnisse darin werden noch mehr als die in I und II manche überraschen, namentlich meine Auffassung des Oraniers. Ich habe Hoffnung, seine Korrespondenz mit dem Jesuiten-General, auf welche ich in einem demnächst in den „Historisch-politischen Blättern" erscheinenden Aufsatze verweise, in die Hände zu bekommen. Verlohnt sich einigermaßen der Mühe, so schicke ich sie als Vorläufer in die Welt. Band V und VI gedenke ich bald zu beginnen. Das Material ist gesammelt und wenigstens ziemlich verdaut. Es ist die Zeit von 1689—1702. Leben Sie wohl. Ganz Ihr getreuester Klopp.

Penzing, den 13. August 1875.

Mein verehrtester Freund, besten Dank für Ihren lieben Brief und die Nachricht darin, daß Sie mit dem Ausgang Ihrer Kur zufrieden sind.

* Janssen beabsichtigte, Klopps Werk über den Fall des Hauses Stuart in der „Literarischen Rundschau" zu rezensieren, und erbat sich dafür einige Angaben, da ihn der gewählte Gegenstand zunächst befremdete.

** Joseph Fick, Lehrer des Kaisers Franz Joseph, Professor und Staatsarchivar. Vgl. die Lebensskizze dieses trefflichen Mannes von L. v. Führich in „Histor.-polit. Blätter", Bd. 89, S. 333—346. Ebenda Bd. 107 S. 321—334 sind Briefe Ficks über Schiller gerichtet an Lukas von Führich veröffentlicht worden.

Die eigentliche Probe werden Sie ja allerdings erst in der schlimmen Jahreszeit machen können.

Ich habe mit einigen Bedenken jene Bemerkungen* niedergeschrieben. Um so mehr freut es mich, daß Sie damit zufrieden. Band III und IV werden noch in diesem Monate zu Ende gedruckt sein. . . .

Leider vernehme ich hier in Österreich gar nichts. Und doch ist mein Werk geschrieben mit spezieller Rücksicht auf Österreich. Die geschichtliche Unwissenheit ist hier unglaublich, ebenso aber auch der Mangel an Interesse.

Nach Holland und England habe ich Exemplare senden lassen; aber ich vernehme keine Rückäußerung. Freilich habe ich die englische Nationaleitelkeit mitunter derb verletzt; aber die Holländer haben wahrlich kein Recht, sich über mich zu beschweren. Dies wird namentlich klar sich herausstellen in Band III und IV. Sie billigen nicht meine Wortstellung. Vor allen Dingen habe ich das Bestreben, die Sätze nicht abzuschließen mit den Hilfszeitwörtern, sondern mit einem gewichtigen Worte. Vielleicht tue ich des Guten darin zu viel. Denn auch die Patres in Kalksburg nehmen Anstoß. Einigermaßen ist mir indessen auch die Neigung natürlich. Schon als Student in Bonn 1843 habe ich von meinen Komilitonen die Bemerkung hören müssen: ‚Aber warum stellst du die Worte anders als wir andern Leute?‘ Das eifrige Lesen der lutherischen Bibelübersetzung in meiner Jugend mag mitgewirkt haben. Überhaupt aber ist der Grund mein Streben nach Klarheit und Nachdruck. Die Frage würde doch nur sein, ob ich dem Sprachgeiste zuwider gehandelt. Und dies glaube ich bis jetzt nicht.

Vor allen Dingen freue ich mich, daß Sie das Werk gut aufgenommen haben. Diese Gewißheit hilft mir über Vieles hinweg. Denn die Zahl der kompetenten Richter ist so überaus klein. Auch aus dem Handschreiben des Hl. Vaters läßt sich erkennen, daß man dort ein eigentliches Eingehen in die Sache nicht hat auf sich nehmen wollen. Der Nuntius Jacobini hat, wie ich von Kalksburg erfahren, hier sich bemüht um ein Gutachten und endlich ein solches eingefordert von einem Geistlichen französischer Nationalität. Da mag etwas Schönes herausgekommen sein! Die Mehrzahl der Franzosen ist unverbesserlich. Ich habe mit Wohldenkenden unter ihnen Verbindungen gehabt; aber sobald wir auf Ludwig XIV. gekommen sind, lockerte und löste sich die Verbindung. Wenn man mir aber die Frage vorlegte: ‚Wer ist der größere Schurke, Ludwig oder Friedrich II. von Preußen?‘ so würde ich um die Antwort verlegen sein.

Ich habe meiner Frau Ihr Schreiben zu lesen gegeben. Sie dankt sehr und empfiehlt sich bestens. Sie ist nach Wien gefahren zu ihrer besonderen Freundin, der Oberin von Sacré-Coeur, Mère Mayer. Meine zweite Tochter ist im Orden oder vielmehr tritt ein; denn erst im Dezember

* Über Band 1 und 2 des Werkes ‚Der Fall des Hauses Stuart‘ usw.

des Jahres wird sie den schwarzen Schleier erhalten. Das Kind ist glücklich darin. Ihr getreuer O. Klopp.

Penzing, den 20. September 1875.

Mein verehrtester Freund! .... Es tut mir leid, daß ich im Stile dennoch des Guten, das ich beabsichtigte, nämlich in dem Streben nach Klarheit und Präzision, allzuviel getan. Band III und IV sind nun schon gedruckt, aber bei V und VI werde ich etwas einlenken. Ich bitte, das auch Herrn Professor Steinle zu sagen und ihm zu danken. Ich höre hier vom Sacré-Coeur her, daß sein Sohn an einer Besprechung arbeitet, und zwar für die „Historisch-politischen Blätter".

Ich sehe mit Ungeduld Ihrer Sendung entgegen. Nach meiner Erfahrung hat die Sendung keine Gefahr. Denn ich korrespondiere oft mit dem Pastor Grote,* dessen Namen Sie vielleicht daher kennen, daß der Herkules des Jahrhunderts ihn so oft wie nur möglich hinter eiserne Stäbe setzen läßt. Es kommt, soviel ich bis jetzt weiß, alles richtig an. Tragen Sie aber Bedenken, so adressieren Sie an meine gute Köchin, die mir 1867 zu solchen Zwecken immer gedient und sich eine große Ehre daraus macht, also Fräulein Franziska Kaschas, Penzing bei Wien, Pfarrgasse 26. Meine Frau freut sich nicht minder darauf als ich.

Wenn Sie Herrn Professor Steinle wieder sehen, so bitte ich, ihm zu sagen, daß wir neulich zu Gainfarn mit Interesse die fünf Köpfe der Brennerschen** Buben betrachtet haben.

Ich habe jetzt eine andere Arbeit gemacht, bei der ich gern und oft den Herrn Professor Steinle herbeigewünscht hätte, nämlich einen Katalog des Königl. Reliquien-Schatzes. Sie werden erstaunen, wenn ich Ihnen sage, daß derselbe in aller Beziehung vielleicht nicht seinesgleichen hat. an materiellem, kunsthistorischem, scil. historischem, kirchlich-religiösem Werte.*** Ich bemerke z. B. in letzterer Beziehung, daß kein Apostel nicht vertreten ist, mehrere vielfach. In historischer, daß es die Sammlung eines Fürstenhauses ist durch fünf Jahrhunderte. In kunsthistorischer — das älteste Kreuz sehe ich an, durch Kombinaton, als ein Stück der Aussteuer der Kaiserin Theophano, Gemahlin Otto II. Materiell — dieses letzte Kreuz ist schwer golden, geziert mit 334 Perlen.

---

* Der protestantische Pastor und Volksschriftsteller Ludwig Grote, geboren 1825, gestorben 1867 zu Basel, war wegen seiner Anhänglichkeit an König Georg V. von Hannover nach der Annexion dieses Königreiches von der preußischen Regierung seines Amtes entsetzt worden.

** Baron Brenner, österreichischer Diplomat und intimer Freund von Eduard von Steinle.

*** Der Reliquienschatz des Hauses Braunschweig-Lüneburg, bekannt unter dem Namen „Der Welfenschatz", war von 1866 bis 1906 im österreichischen Museum für Kunst und Industrie zu Wien deponiert. Er befindet sich jetzt im Palais des Herzogs Ernst August von Cumberland in Penzing bei Wien. Eine fachmännische Beschreibung veröffentlichte G. A. Neumann 1891.

Der König hat schon 1860 die gute Absicht gehabt, den Schatz öffentlich kund werden zu lassen und den Senator Culemann in Hannover damit beauftragt. Dieser Mann, der selber eine Sammlung besitzt, ist ein vortrefflicher Kenner der christlichen Kunst, aber für wissenschaftliche Dinge unfähig. In betreff jener Seite der Sache traf er gute Anordnungen. Er setzte sich mit dem Kunstlithographen Deickers in Köln in Verbindung und ließ durch diesen die hauptsächlichen Gegenstände in farbigen Abbildungen wiedergeben. Herr Culemann wollte dann die Beschreibung dazu geben. Aber hic haeret aqua. Herr Culemann konnte das nicht. Die Sache stockte. Die schönen Abbildungen lagerten in der königlichen Privat-Bibliothek. Und dort lagern sie noch heute; denn mit allem übrigen haben die Herren Preußen auch dies gepreußt. Ich habe nicht ein einziges Exemplar zur Ausstattung des Katalogs, der zunächst nur bestimmt ist für die königliche Familie. Sie besitzt den Schatz, ohne ihn doch zu kennen, weil der Schlüssel, der Katalog, bisher fehlte. So ist doch wenigstens etwas geschaffen. — Aber ich habe hauptsächlich mich auf das historische Element, die Bedeutung des Schatzes für die Geschichte des Welfenhauses, konzentriert und muß ganz offen sagen, daß ich besorge, in betreff der künstlerischen Würdigung, ungeachtet der Beihilfe vom k. k. österreichischen Museum, wo sich zur Zeit der Schatz befindet, mehr als einen Irrtum begangen zu haben. Eben darum habe ich oft an Herrn Professor Steinle gedacht. Wir haben z. B. ein Prachtstück von Kölner Email, 13. Jahrhundert, einen Zwillingsbruder eines Stückes, für den das Kensington-Museum drei- oder vierhundert Livre Sterling gezahlt haben soll; aber wie gesagt, ich bin kein Kunstkenner. Ich habe jedoch eine besondere Absicht. Wenn ich nämlich in Erfahrung bringen könnte, ob der Lithograph Deickers die Steine noch hat, und zwar in verwendbarem Zustande, so würde ich meinem Allergnädigsten den Vorschlag machen, einige neue Abzüge nehmen zu lassen und dann den Katalog, versteht sich, sehr gesiebt, zu drucken, nicht für den Buchhandel, sondern zu Geschenken. Der älteste Katalog, deutsch von 1697, lateinisch von 1713, freilich sehr mangelhaft, soll ins Lateinische übersetzt sein auf Anlaß einer Äußerung von Papst Clemens XI. Auch Pius IX. würde sich freuen erstens über den einstigen frommen Eifer dieses welfischen Fürstenhauses und dann über die Pietät der Königsfamilie in der Bewahrung dieses Schatzes. Leider ist derselbe zur Zeit am ungeeigneten Orte. Aber wir haben keinen geeigneteren. Dennoch hoffe ich ihn von dort fortzubringen. — Doch es ist Mitternacht. Ihr getreuester O. K.

Penzing, den 5. Oktober 1875.

Zuerst muß ich mein vollstes Erstaunen aussprechen über die Reichhaltigkeit des Materials,* das Sie zusammengebracht haben. Meine Studien

* Janssen hatte Klopp das erste Buch des ersten Bandes seiner Geschichte des deutschen Volkes im Manuskripte übersandt mit der Bitte um kritische Bemerkungen.

über die ganze Zeit beginnen erst um 1577, und ich sehe nun erst, wie unendlich viel auch vorher zu tun ist, um jene Zeit zu erfassen. Unsere Gedanken indessen liegen nicht fern voneinander. Wenn ich jemals dazu komme, über jene Zeit zu schreiben, so wird allerdings mein eigentliches Feld die politische Seite sein. Es kommt für mich darauf an, die kirchliche rectius antikirchliche Bewegung von Luther usw. auf das rechte Maß ihrer Bedeutung zu beschränken. Das nimmt nicht hinweg, daß immerhin ihre Bedeutung noch groß war. Aber hier nun komme ich an den Punkt, an welchem wir, wie ich glaube, einander berühren. Dies ist nämlich unser beiderseitiges Urteil, daß die Tradition einer allgemeinen Korruption in Lehre, Kultus, Verfassung der Kirche eine Fiktion ist, daß vielmehr die gesunden Elemente weitaus überwogen, daß die sogenannte Reformation, d. h. die Predigt der Auflösung, die Kirche in voller Lebenskraft traf, daß diese Predigt in sich erlahmte und alles hergestellt wäre, wenn nicht von etwa 1526 an die weltliche Macht sich des ‚Evangeliums' bemächtigt hätte, und daß von da an unser Volk um seine Kirche belogen und betrogen wurde. Nun unsere Divergenz. Ich hatte bisher den Plan, in solchem Falle für die Lebenskraft des Alten nur oder hauptsächlich Luther und Melanchthon vorzuführen, aus den gelegentlichen Äußerungen der sogenannten Reformatoren selbst zu zeigen, daß jene Tradition eine Fiktion ist, daß sie selbst wohl wußten, welches Unheil sie angerichtet, wenigstens innerhalb ihres Gesichtskreises. — Sie nun zeigen mir, daß die Dinge noch viel günstiger liegen, daß die Jahrzehnte vorher uns ein außerordentlich reiches Leben darbieten, daß demnach umsomehr die Kirchenspaltung zersetzend, zerstörend, vernichtend wirkte. Karl V. hat in einer seiner Anreden auf einem Reichstage, ich weiß nicht gleich, wo, den deutschen Fürsten mahnend zugerufen: ‚Bedenket, daß vor dieser Bewegung die deutsche Nation die erste war von allen, und bedenkt, was hieraus folgen muß!' (Karl Adolf Menzel muß es haben.)

Ich spreche Ihnen also über das gesamte Material, welches Sie heranbringen zur Bewahrheitung jener kaiserlichen Worte, meine herzlichste Freude aus. Nun aber das ‚wie'?

Ich bemerke bei Ihnen manche Bezugnahme auf die Gegenwart. Ich glaube, es wäre besser, dieselbe direkt zu unterlassen, wie überhaupt jede Polemik. Ich wünsche dagegen indirekt die Polemik fundamental. Ich will dies deutlicher aussprechen. Eins der wichtigsten Gebrechen unserer Zeit ist die Unfreiheit des Unterrichtes im Lehren und im Lernen. Der Vorzug jener Zeit war die Freiheit des Unterrichtes.

Sie berühren dieselbe oft, heben sie auch hervor; aber Sie machen sie nicht zu einem Kardinalpunkte. Darauf kommt alles an. Die Freiheit des Unterrichtes ist eine der wichtigsten Waffen der Kirche. Mit der Freiheit des Unterrichtes würde sie — ut nunc sunt res — in einem Menschenalter Deutschland zurückerobern. Allein bleiben wir bei jener Zeit. Die Basis, von welcher aus sich jene Blüte entwickelte, die Sie

beschreiben, war diese Freiheit. Andererseits aber ist die Entwicklung des Lebens von dieser Basis aus untrennbar, ist aufs innigste verbunden mit der Lehre von den guten Werken. Die Betätigung dieser Lehre hat unsere Dome gebaut, ist überhaupt das wichtigste Ferment gewesen für die Wissenschaft und Kunst des sogenannten Mittelalters.

Diese Elemente treten, wie ich nicht anders sehe, bei Ihnen nicht zur Genüge hervor als die schöpferischen und erweckenden. Wenn dagegen dies mehr geschieht, so bedarf es wahrlich nicht eines Hinweises auf die unsäglich trostlose Gegenwart: Ihr Werk selber wird der nachdrückliche, der lebendige Protest gegen das Staatsmonopol des Unterrichtes. Ich glaube nicht, noch Worte über diese Fessel verlieren zu müssen. Im vorigen Jahre besprach ich mit Windthorst dieses Kapitel. ‚Wenn es in meiner Macht stünde,' sagte er, ‚so würde ich damit beginnen, die sämtlichen jetzigen Universitäten aufzuheben.' Ich konnte ihm erwidern, daß ich bereits 1865 denselben Gedanken einem Diplomaten ausgesprochen, der mich ganz verwundert oder entsetzt darüber anblickte.

Also ich fasse meinen Satz dahin: stellen Sie mehr noch, als Sie getan haben, die Freiheit des Unterrichtes als die Basis hin, von welcher aus sich das geistige Leben vor der Spaltung entwickelte, und heben Sie dabei gleichfalls hervor die Lehre von den guten Werken. Dies ist das Fundament.

Was nun die Durchführung im einzelnen betrifft, so muß ich Ihnen offen sagen, daß das Detail reichlich ist, besonders in der Aufführung der Namen. Ich würde lieber sehen, daß Sie uns einen Lebenstag der Brüder des gemeinsamen Lebens im Detail beschrieben, als viele Namen nennten, die auch mit dem, was sie geleistet, im Gedächtnisse nicht haften. Ein anschaulich geschriebenes Lebensbild dagegen haftet. Ich nenne die Brüder des gemeinsamen Lebens, weil Ihre Heimat mit derjenigen der fratres vitae communis dieselbe, also diese Ihnen näher stehen als Nürenberger oder Augsburger Patrizier.

Dies führt mich jedoch noch einmal zurück auf das Allgemeine. Wenn ich nicht irre, hat Ullmann unter die ‚Reformatoren vor der Reformation' auch die fratres vitae communis aufgezählt oder Anklänge. Es wäre, glaube ich, wichtig, mit strengster Vermeidung aller Polemik gegen solche tendenziöse Auffassungen dennoch mit dem größten Nachdrucke darzulegen, daß die fides formata (charitate) durchaus der Lehre des Tridentinismus entspricht, daß alle diese Richtungen untrennbar sind von dem Boden der Kirche, ohne dieselbe nicht gedacht werden können. Widerlegen Sie also Ullmann indirekt, ohne ihn zu nennen, lediglich durch Positiva, die die Möglichkeit dieser vermeintlichen Reformatoren vor der Reformation als solcher völlig abschneiden.

In betreff des Einzelnen habe ich ferner zu bemerken, daß Sie zuweilen mir zu springen scheinen, daß die Übergänge fehlen. Die Universitäten werden erst allgemein, nachher, nachdem etwas dazwischen ist, speziell

behandelt. So habe ich den Eindruck. Aber vielleicht haben Sie dafür durchschlagende Gründe. Dann gefällt mir nicht der allzu häufige Gebrauch des Wortes deutsch oder auch des Wortes national. Vielleicht erwächst dies mein Mißfallen vom hiesigen Boden aus, denn hier ist der Gebrauch der beiden Worte gleichbedeutend mit preußischer Gesinnung, mit der Preußenseuche. Wenigstens glaube ich, möchte hervorgehoben werden, daß unter der Herrschaft der allgemeinen Kirche wohl eine Verschiedenheit, ein Wetteifer der Nationen existiert, nicht jedoch eine Feindschaft. Wenn der Kaiser Max I. darin anders dachte, so hatte das seine besonderen Gründe. Ich für mich wünsche nichts sehnlicher, als daß Bismarck nur einmal Gelegenheit gäbe, ihm gegenüber das Kapitel vom Erbfeinde zu behandeln. Ich kann das Datum angeben, an welchem Kaiser Leopold I. zum erstenmale, subjektiv berechtigt, den unglücklichen Ausdruck gegen Ludwig XIV. wandte; aber am wenigsten hat dazu ein Recht der Hohenzollernstaat, dies Geschöpf des sogenannten Erbfeindes.

Auch sprechen wir vor allen Dingen nicht von d e u t s c h e n Kaisern. Der erste und einzige derselben, will's Gott, ist Wilhelm I. Die wahren Kaiser sind römische Kaiser, Romanorum Imperatores, seit Max I. Electi Romanorum Imperatores, bis zu Franz II. Der Unterschied ist prinzipiell in aller Beziehung. Den Titel deutscher Kaiser würden Karl V. und Leopold I. für eine Beleidigung genommen haben. Doch es ist Mitternacht.

6. Oktober.

Die zwei mächtigsten Worte, durch welche Bismarck die Begriffe zu verwirren sucht, sind Nation und Evangelium. Ich wundere mich oft über die unselige Blindheit der Deutschen, die, obwohl sie sehen, daß jene beiden Worte am nachdrücklichsten von den Juden und Preßreptilien gehandhabt werden, dennoch nicht erkennen, daß sie die Gefoppten sind, daß Nation und Evangelium nur die Aushängeschilder sind für das Preußentum in Bismarckscher Form. Deshalb möchte ich Sie bitten, beim Gebrauch des Wortes national ja recht vorsichtig zu sein und gelegentlich auch jenen Gedanken zu erörtern, daß immerhin eine Rivalität, ein Wetteifer der Nationen existiere, nicht jedoch eine Feindschaft oder gar eine Erbfeindschaft. Der Erbfeind ist bis zu Ende des 17. Jahrhunderts nur der Türke und jedesmal mit dem Zusatze ausgestattet: ‚nominis Christiani'.

Vielleicht haben Sie noch an einer anderen Stelle das berechtigte Nebeneinanderstehen der deutschen Stämme erörtert, auch in ihrer Kulturentwicklung, wie sie sich repräsentiert in ihrer Sprache: ich glaube, es ist wichtig, vorzubauen, damit nicht der Irrtum fortwuchere, als knüpfe sich die Herrschaft des hochdeutschen Dialektes an die lutherische Bibelübersetzung. Denn die Reichskanzlei schrieb ja lange vorher hochdeutsch. Dagegen war das Niedersächsische noch bis tief ins 16. Jahrhundert hinein bei den norddeutschen Fürsten hoffähig. Die Brüder des gemeinsamen Lebens

haben sicherlich nicht hochdeutsch gesprochen, sondern Holländisch, Plattdeutsch und Lateinisch. — Mein Landsmann Ubbo Emmius, der als Rektor der Universität Groningen 1622 starb, aber doch in Leer geboren war, also unter dem Doppeladler, hat Hochdeutsch nicht verstanden.

Ich möchte überhaupt wünschen, daß Sie die alte Reichsidee irgendwo besprächen als den Gegensatz des Nationalitätsprinzipes, als den Gegensatz überhaupt der modernen Bismarckischen Schlagwörter, nicht polemisch gegen diese, sondern positiv. Der letzte Ausgangspunkt dafür ist meines Erachtens immer der Krönungseid. Böhmer hat ja gelegentlich auch einmal erörtert, daß dieser Eid bis zu Franz II. inklusive nie verändert sei. Wie die Messe der Inbegriff des katholischen Kultus ist, so war der Krönungseid der Inbegriff des Verhältnisses von Staat und Kirche im Mittelalter. Je näher wir zu diesem Verhältnisse zurückkehren, desto gesunder werden die Dinge sein. Aber zunächst muß doch dies Verhältnis gekannt werden. Die landläufigen Geschichtsbücher wissen nichts davon. Es graut mir bei dem Gedanken an die Devastation, welche von der preußischen Geschichtschreibung seit 60 Jahren ausgegangen, immer weitere Dimensionen annimmt. Mit welcher Liebe war noch der bei aller Gelehrsamkeit allerdings confuse Melanchthon dem römischen Reiche ergeben! Und im Jahre 1848 betrachteten auch die Katholiken in der Frankfurter Nationalversammlung die alte Reichsidee fast wie ein antidiluvianisches Monstrum.

Doch nun genug. Kann ich Ihnen weiter in irgend etwas behilflich sein, so mit Freuden.

Ich sitze wieder täglich im k. k. Archiv zur Vorbereitung von Band V und VI. Nicht als ob ich diese Vorarbeiten jetzt erst machen wollte. Der Rahmen meiner Arbeit ist festgestellt 1873, wo ich alles Material zu haben glaubte. Im September nun begann ich an der Ausarbeitung von Band V. Ich gewahrte aber zu meinem Schrecken, daß meine Aktenauszüge von 1690 an, die ich zuerst gemacht, ungleich dürftiger waren als die später gemachten von 1670—1690. Ich bin nämlich schrittweise in meiner Forschung rückwärts gegangen. Es bleibt mir also nichts Anderes übrig, als die sämtlichen Anglica und Hollandica von 1690 bis 1703 noch einmal vorzunehmen und meine Auszüge zu ergänzen. Das wird noch Wochen dauern. Sonderbarer Weise ist mir ein Vorteil über Ranke zugefallen durch die Torheit eines seiner Schweifwedler. Ein gewisser Zeißberg kritisiert meine zwei ersten Bände in der ‚Wiener Abendpost‘ und macht mir darin den Vorwurf, daß ich Ranke nicht nenne, der zuerst die auswärtigen Verhältnisse der Revolution von 1688 ans Licht gezogen, und denunziert mich also, daß ich dessen Verdienst mir habe aneignen wollen. Ich richte darauf ein Schreiben an die Redaktion und lege dar, daß Ranke die betreffenden Akten des k. k. Archivs nicht gekannt, bitte also um Aufnahme der tatsächlichen Berichtigung. Die Redaktion nimmt nicht auf im Montagsblatte, das 4 Uhr nachmittags erscheint. Ich gehe

also sogleich zum ‚Vaterland', und am Dienstag morgen erscheint mein Brief an die Redaktion der ‚Wiener Abendpost' im ‚Vaterland' mit einer sehr eindringlichen Apostrophe dieser Redaktion des ‚Vaterlandes' an diejenige der ‚Wiener Abendpost'. Diese Apostrophe oder vielleicht auch andere Einflüsse hatten auf die Redaktion der hochoffiziösen ‚Wiener Abendpost' so drastisch gewirkt, daß sie in der folgenden Nummer am Dienstag nachmittag 4 Uhr meinen Brief an sie abdruckte. Wie sich von selbst versteht, stimmte das ‚Vaterland' in der Nummer von heute Mittwoch morgen einen Sieges-Päan an.*

Die Hauptsache aber dabei ist, daß ich, während ich mich verteidigte gegen eine Ungerechtigkeit, die Gelegenheit hatte, diesem . . . Ranke, der hier noch mehr verehrt wird als in Berlin, einige derbe Hiebe beizubringen. Die einfältige Verhimmelung dieses Ranke durch den Zeißberg, ‚Mitglied der Akademie', zwang mich nämlich, die Unkenntnis des Herrn Ranke mit wenigen Strichen klar zu legen und so von der Defensive aus ihn zu attaquieren. Sein Ansehen hier muß dadurch einen derben Stoß erleiden. Er selber, wenn er Kunde davon erhält, wird dem Herrn Zeißberg das Lob nicht mit Lob vergelten.

Ihre besondere Aufgabe aber ist es, den Ranke totzuschlagen in seiner Geschichte der Reformation.**

---

* Klopps Erklärung gegen den Wiener Geschichtsprofessor v. Zeißberg erschien im Wiener ‚Vaterland' 1874 Nr. 76. Er weist hier darauf hin, daß die von ihm zuerst klargelegte Bedeutung und großartige Wirksamkeit des kaiserlichen Staatsmannes Franz Freiherrn von Lisola, die schon aus gedruckten Archivalien zu erkennen war, von Ranke völlig übersehen wurde, so daß dieser den genannten Staatsmann in seiner englischen Geschichte nur einmal bei einer untergeordneten Sache und ebenfalls nur einmal in seiner französischen Geschichte erwähnt, beidemal aber mit der falschen Schreibung der Franzosen und Engländer, nämlich Isola. Vgl. Histor.-polit. Blätter Band 80 S. 723 ff. v. Zeißberg hat meines Wissens auf diese Richtigstellung nicht reagiert.

** Schon früher hatte Klopp sich in den ‚Historisch-politischen Blättern', Band 60, Seite 9, folgende, sehr scharf über Ranke geäußert. Er zieht hier einen Vergleich mit Mauernbrecher, indem er bemerkt:

‚Herr Mauernbrecher nennt Herrn Leopold von Ranke seinen Meister. Allerdings, die Richtung ist dieselbe. Es ist in Betreff der Zeit, die hier in Frage steht, Kaiser Karl V., bei beiden derselbe Grundzug des Eifers für das, was sie protestantische Freiheit nennen, nämlich der Tatsache nach für das Landeskirchentum, für den Cäsareopapismus, welcher zuerst den Boden vorbereitete für die Möglichkeit des Aufwachsens des preußischen Staates und welcher ferner in diesem preußischen Staate zuletzt seinen Kulminationspunkt erreichen muß. Aber die Art und Weise, wie bei den genannten Herrn diese Richtung in Szene tritt, ist doch sehr verschieden.

Auch Herr Ranke bringt es dahin, daß er denselben großen Kaiser, welchen der gleichzeitige Melanchthon niemals anders als mit den Ausdrücken der Verehrung nennt, welchem Melanchthon, der mit dem Kaiser oft in persönliche Berührung getreten war, namentlich die Eigenschaft der Milde, der Freundlichkeit

Sie werden mich nicht mißverstehen. Jedes polemische Wort gegen ihn, wenn es nicht der Nachweis eines gefälschten Aktenstückes ist, wäre zu viel. Aber ein positiver Aufbau jenem elenden Werke gegenüber muß es über den Haufen werfen. Rankes Werk ist nichts weiter als der aufgewärmte Sleidan.* Und auf dieses paßt einzig und allein die Kritik Karls V., wenn er sich in St. Juste Stücke daraus vorlesen ließ, gefaßt in die 2 Worte: ‚Mentitur nebulo'. Leider weiß ich augenblicklich, wenn Sie diese Worte nicht kennen, die Autorität dafür nicht anzugeben. Ich meine, es ist Surius. Doch nun genug meiner Schreiberei. Meine Frau fügt auch ein Briefchen bei, welches wohl mehr fromm als kritisch sein wird.

Noch eins pro domo. Es kommt mir vor, als ob doch mein Stil demjenigen von Meisterlin,** nach den Anführungen, die Sie machen, nicht so ferne stünde. Ich bekenne offen, daß noch Niemand mich dafür gelobt hat; aber er ist doch nur gegen die Gewohnheit und nicht gegen den Genius der deutschen Sprache. Danken Sie indessen auch Herrn

---

in hohem Grade bemißt, welchen die venetianischen Gesandtschaftsberichte von Contarini, Tiepolo, Giustiniano, Cavalli alle in gleicher Weise zeichnen — Herr Ranke, sagen wir, bringt es dahin, daß er diesem Kaiser die Prädikate beilegt: habgierig, unversöhnlich, schonungslos.

In soweit also, in Betreff dieses Eifers, stehen der Meister wie der Schüler, Herr Ranke wie Herr Mauernbrecher für uns andere auf der selben Stufe.

Aber das Bestreben beider tritt in sehr verschiedener Weise zutage. Wahre innere Befriedigung hat beim Lesen der Rankeschen Arbeit über den Kaiser Karl V. vielleicht noch niemand empfunden. Denn auch derjenige, dessen eigene Kunde nicht so weit reicht, sich über die Tragweite der Sophistik dieses Autors völlig klar zu werden, kann doch hie und da sie erkennen, kann an anderen Stellen sie durchfühlen. Allein bei alledem ist das Werk von Ranke mit großem Geschicke, mit großer Gewandtheit abgefaßt, auch selbst dann, wenn er sich an so unmögliche Aufgaben wagt wie an die Rechtfertigung des Landgrafen Philipp von Hessen und dabei freilich die vielfachen Urteile von Philipp Melanchthon über diese Persönlichkeit unberücksichtigt läßt. Überhaupt hat das Werk wegen seines technischen Aufbaues viele Bewunderer gefunden und darum nicht weniger zur Verwirrung der Begriffe von Recht und Unrecht auf dem kirchlich-politischen Gebiete beigetragen.'

* Über Sleidan, der im Solde Frankreichs und der Schmalkaldener stand, und sein Geschichtswerk s. Janssen-Pastor, Geschichte des deutschen Volkes, VII (14. Auflage), 303 ff. Kampschulte in den ‚Forschungen zur deutschen Geschichte' IV, 68 kennzeichnet Sleidans Standpunkt mit den Worten: ‚Das ganze Werk ist in einem inneren Gegensatz gegen den Kaiser geschrieben. Die Anklage, welche in dieser Hinsicht schon Zeitgenossen gegen den Verfasser erhoben, ist vollkommen begründet troz all seiner Beteuerungen vom Gegenteil, trotz aller obligaten Lobeserhebungen des Kaisers.'

** Sigmund Meisterlin, Verfasser der Chronik von Nürnberg, ein die Geschichtschreibung der dortigen Stadt lange beherrschendes Werk, zum ersten Male herausgegeben im 3. Bande der Chroniken der deutschen Städte. Vgl. Joachimsohn, Die humanistische Geschichtschreibung in Deutschland, 1, I, Bonn 1895.

Professor Steinle und empfehlen Sie mich ihm aufs wärmste. Ihr getreuer O. K.

Penzing, den 5. November 1875.

Mein verehrtester Freund, es tut meiner Frau und mir aufs tiefste leid, daß Sie wieder mit den Händen* diese Kalamität haben. Wir hoffen nur, daß es nicht von Dauer sein werde.

Ich habe meine Arbeit in betreff des K. Reliquienschatzes erledigt und sitze nun wieder fest im Archive. Denn, indem ich zur Ausarbeitung von Band 5 schreiten wollte, erkannte ich, daß die Vorarbeiten als zuerst in den Jahren 68, 69, 70 gemacht, weitaus nicht mit den späteren, aber zuerst verwerteten im Einklang standen. Ich muß die ganze Zeit von 1690 bis 1697 noch einmal vornehmen, wenigstens die Anglica und Hollandica, bin jedoch schon ziemlich darin gefördert und hoffe, bis zu Ende dieses Monates abzuschließen. Sie sagen mir, daß mein Aufsatz über Oranien gern gelesen sei. Ich wünsche nur, es käme ein sachlicher Widerspruch von französischer oder englischer Seite. Denn um die sogenannte deutsche Wissenschaft kümmere ich mich herzlich wenig. Darum ist es mein sehnlicher Wunsch, daß ein englisches Blatt Notiz nähme etwa von dem Aufsatze in den ‚Historisch-politischen Blättern' und eben vielleicht auch Einwendungen machte oder doch Fragen stellte, in betreff Irlands zum Beispiel. Ich habe mein besonderes Augenmerk darauf gerichtet, auf solche Fälle gefaßt zu sein.

Die Sendung, die Sie mir in Aussicht stellen betreffend die kirchliche Kunst usw. des 15. Jahrhunderts, wird mir in hohem Grade willkommen sein. Denn ich habe darin noch viel zu lernen, wie ich beim Reliquienschatze erprobt. Leider sind die schönen Abbildungen desselben sämtlich in den Händen der Preußen und demnach dort Maculatur. Geben Sie sich keine Mühe mit meiner Köchin. Die gute Seele weiß, daß von dorther an Sie nichts gelangen kann, sondern, daß alles für mich ist. 1867 und 1868 war sogar dies der gewöhnliche Weg.

Ich habe gehofft, daß ‚de Tyd' in Amsterdam sich des Werkes etwas annehmen sollte. Aber die Redaktion hat mir nicht einmal geantwortet.

Andererseits dagegen ist es klar, daß der quantitativen Übermacht des preußischen usw. Professorentumes gegenüber wir alle des auswärtigen Succurses bedürfen. Mein Werk ist ja durch und durch zugunsten des alten Österreichs, wie es nicht anders sein kann; aber ich erwarte dafür hier nichts als entweder Totschweigen oder Spott und Hohn. Das ganze Gelehrtentum von Österreich ist vor dem preußischen servil kriechend. Für die Anerkennung als Gelehrter hier ist erforderlich der Berliner Stempel. Dazu kommt der Aussatz von Österreich, die Wiener Presse, gegen die hier nur das ‚Vaterland' mutig kämpft; man kann daher hier nur durchdringen von außen her. Könnte ich den Aufsatz über Oranien

* Janssen litt damals an Schreibkrampf.

in der englischen Presse zur Erörterung bringen: so würde man sich dem hier nicht entziehen können, wenigstens nicht auf die Dauer. Dies ist in meiner Lage das einzige Mittel, dem versumpften österreichischen Gelehrtenstande beizukommen. Im andern Falle ist man nicht da, existiert nicht. Es genügt das einzige Wort ‚ultramontan', das hier noch ungleich mächtiger ist, als es in Berlin sein kann. Z. B. vor einiger Zeit stöberte ich bei einem der ersten Antiquare hier umher. Eine Dame trat ein, überreichte ihm einen Band eines Werkes und bot es zum Verkaufe an. Er erwiderte mitleidig lächelnd: ‚Ich kann Ihnen gar nichts bieten, das Werk ist ultramontan.' ‚Ja freilich dann', sagte die Dame und zog wieder ab. In der Tat, der würde fürchten müssen, am nächsten Tage in einer Zeitung der allgemeinen Verachtung der Gebildeten preisgegeben zu werden, weil er schnöden Gewinn sucht vom Handel mit ultramontanen Büchern. Das ist Wien.

Können Sie darum beitragen, daß der Oranier und indirekt damit Leopold I. in englischen Blättern zur Besprechung gelangt, so würde das sehr nützlich sein. Leopold I. ist hier völlig vergessen. Denken Sie sich (unter uns): im vorigen Jahre antwortete mir ein österreichischer Kirchenfürst auf einige Worte des Lobes für Leopold, ein Mann, der zugleich für sehr gelehrt gilt, namentlich in historicis, mit leichtem Lächeln: ‚Nun ja, der Kaiser Leopold I. war ein guter Mann.' Ich könnte Ihnen Dutzende ähnlicher Äußerungen erzählen. Doch satis. Ihr getreuer K.

Penzing, den 24. April 1876.

Mein verehrtester Freund, es kommt von Ihnen eine Zusendung nach der andern, und ich bin noch nicht im Stande gewesen, etwas zu erwidern. Ich komme jetzt erst langsam nach.

Zuerst schicke ich Ihnen den Ausschnitt aus dem ‚Vaterland'. Gestern war Baron Vogelsang bei mir, und ich fragte ihn nach dem Verfasser. Er nannte erst Molitor, wurde aber dann wieder zweifelhaft und sagte, er werde es mir melden. Da ich heute keine Nachricht von ihm erhalten, so ist die erste Antwort richtig, es wäre denn, daß er es vergessen hätte.

Ich habe die erste Abteilung von Band I durchgelesen und schicke Ihnen das Exemplar. Ich habe außer den armseligen Strichen hier und da keine Bemerkung zu machen gewußt. Wie soll ich auch das können auf einem Gebiete, auf welchem Sie so unendlich besser bewandert sind als ich? Einen Wunsch freilich kann ich dennoch nicht verschweigen, nämlich, daß Sie, wenn möglich, noch einige Parallelen mit andern Ländern heranziehen, dem Buche dadurch etwas mehr universellen oder doch richtiger europäischen Charakter geben wollen. Es ist mir augenblicklich nicht ganz erinnerlich, ob Sie zum Beispiel in Betreff des Kirchenbaues den Niederlanden, also den damaligen 17 Provinzen, ihr volles Recht widerfahren lassen. Denn sie sind doch die ersten.

Nun aber ad rem:

Sie sagen in ihrem Briefe vom 22. März:

Der zweite Band soll die Zeit vom Beginne der kirchlichen Revolution bis zum Ausbruche der socialen Revolution 1525 umfassen.

Erlauben Sie mir darauf die Gegenfrage:

Messen Sie den Anhängern Martin Luthers von 1517 bis 1521 die traditionelle hergebrachte Wichtigkeit bei?

Meines Erachtens wäre es besser, der hergebrachten Spur nicht zu folgen, vielmehr den zweiten Band zu beginnen mit dem welthistorischen Ereignisse der Wahl Karls V., respektive dem Tode Maximilians und erst dann, wenn Sie zum Reichstage von Worms kommen, die Anfänge Luthers von 1517 bis 1521 in einem raschen Überblicke wie eine verhältnismäßig untergeordnete Sache nachholen. Bis 1521 hatten ja die Lehrsätze Luthers allerdings in den Gemütern devastierend gewirkt; aber eine äußere Störung war noch nicht eingetreten, so daß selbst in Wittenberg alles noch aufrechtstand, die Messen noch sämtlich gelesen wurden. Nach meiner Ansicht hat überhaupt die katholische Geschichtschreibung von jeher sich allzuviel mit Luther beschäftigt. Ich meine, man sollte diese Persönlichkeit auf das richtige Niveau hinunterdrücken. Aber Ihre eigentliche Frage betrifft I 2. Ich bin allerdings der Überzeugung, daß in der zweiten Abteilung die politischen Zustände ausführlich geschildert werden müßten. Die kirchlichen würde ich teils der Stellung gegenüber Rom, teils der Rubrik der geistlichen Fürsten daheim zuweisen. Ebenso erscheint es mir erforderlich, daß eine allgemeine Schilderung der politisch-sozialen Zustände der Bauern mit wenigen Strichen gegeben werden muß, wenn auch dabei zugleich auf die detailliertere Darstellung vor dem Bauernkriege verwiesen werden muß. Es sind ja doch auch weite Länderstrecken vom Bauernkriege unberührt geblieben. Ich erlaube mir nun einen kleinen Entwurf beizulegen, wie ich mir die Sache denke.

25. April.

Mein Entwurf, wie ich ihn gestern niedergeschrieben, ist allerdings sehr roh. Aber da Sie ja das Detail der Kenntnisse vollauf besitzen, so werden Sie mich leichter so verstehen, als wenn ich noch mehr detaillieren wollte und dann vielleicht zu viele Subjektivität hineinbrächte. Einiges haben Sie schon berührt, z. B. am Schlusse von I 1, die Äußerungen von Macchiavelli über die Reichsstädte, welche doch besser in eine politische Übersicht passen. Ich möchte sagen, daß wir an wahrer Freiheit im Jahre 1876 gegen 1500 unendlich weit zurückgeschritten sind. Wenn Sie über eine besondere Frage meine Ansicht wünschen, so bitte ich Sie, kein Bedenken zu tragen. Es ist möglich, daß Sie nicht so günstig wie ich über Karl V. urteilen. Ich sehe in ihm den größten Habsburger. Ganz der Ihrige O. Klopp.

Ich lege den Brief an Windthorst, dessen Adresse ich nicht weiß, hier bei mit der Bitte um Überreichung.

Penzing, den 2. Juni 1876.

Mein verehrtester Freund, es liegt mir seit langem auf der Seele, daß ich Ihnen noch gar nicht meinen herzlichsten Dank für die Besprechung* gesagt. Es geht mir der Regel nach so: entweder schreibe ich sofort, oder ich komme ins Zaudern hinein und dann bedarf es eines Entschlusses. Sie sind gütig, allzu gütig gegen mich gewesen, und ich sehe voraus, daß die Berliner den Thukidides Ihnen und mir gelegentlich aufs Butterbrot streichen werden.

Da ich hier wie ein Einsiedler lebe, ohne allen Kontakt mit dem Wiener Publikum, so weiß ich Ihnen von hier aus über Ihr Werk nichts zu berichten. Eher etwas von Personen. Frl. Sophie Görres** also, die häufig sonntäglich zu uns kommt, hat mir aufgetragen, sich Ihnen bestens zu empfehlen. Sie war sehr befreundet mit meiner ältesten Tochter, will auch zur Einkleidung nach Riedenburg. Von dieser Ihrer Freundschaft her ist uns oder richtiger meiner Frau das Erbe der Zuneigung geblieben.

Eine andere Persönlichkeit, die uns hier mehrmals besucht hat, ist die Frau Brentano aus Aschaffenburg, die Mutter des Professors Franz Brentano. Die gute Frau hat unverkennbar den Wunsch, daß wir auf ihren Sohn einwirken sollen, was wir nicht können. Nun hat die Akademie hier ihn zum Mitgliede gemacht. Er wird dadurch noch weiter in jene Richtung gezogen.

Ich arbeite so viel ich kann täglich mein Pensum ab. Ich bin gezwungen, so viele Dinge auf den Kopf zu stellen, daß ich schwerlich mir irgendwo Freunde erwerbe. Die Franzosen sind bereits ingrimmig auf mich wegen ihres roi soleil, le roi des rois. Den Engländern muß ich unangenehme Wahrheiten sagen. Das Preußentum haßt mich, Gottseidank. Hier in Österreich kümmert man sich nicht um die Geschichte oder man will unparteiisch sein, wie man es hier nennt, d. h. man ist begeistert für Ranke, der für Österreich unendlich gefährlicher ist als Sybel. Holland hat gewiß keine Ursache, mit mir unzufrieden zu sein; aber bisher habe ich von dort kein Wort vernommen, als einen Brief von Groen van Prinsterer*** an Max von Gagern.

Es ist mir dagegen außerordentlich lieb gewesen, daß die ‚Germania' ebenso wie hier ‚Vaterland' die Besprechung aus der literarischen Rundschau vollständig abgedruckt. So ist doch eine Kunde des Werkes in weitere Kreise getragen.

---

* Janssens Rezension des III. und IV. Bandes von ‚Der Fall des Hauses Stuart' in der ‚Literarischen Rundschau' 1876, S. 226 ff. und 163 ff.

** Sophie Görres, Tochter von Guido Görres, gestorben im Januar 1918, hochverdient um die katholische Bewegung in Wien.

*** Holländischer Geschichtsschreiber und Staatsmann, geboren 1801, gestorben am 18. Mai 1876.

Wie aber in der Geschichtskenntnis alles im Argen liegt, davon ein Beispiel. Mein Sohn bei den Jesuiten in Kalksburg erzählte mir neulich: der Pater-Geschichts-Professor habe ihnen vorgetragen, daß Friedrich der Dritte, nachher König Friedrich der Erste, der einzige Hohenzoller sei, der sich ehrlich und treu gegen Kaiser und Reich benommen. — Ich habe ihm also erwidert: ,wenn du eine Gelegenheit hast, mit deinem Pater allein darüber zu sprechen, so sag' ihm, daß ich erbötig wäre, ihm die Akten vorzulegen, aus denen der Pater selber das Urteil ziehen wird, daß Friedrich I. ebenso verlogen und schurkenhaft war, wie seine Vorfahren und Nachkommen.' Ich besitze nämlich die Akten über den Erwerb der preußischen Königskrone. Die Sache wird für mein Werk zu weitläufig sein. Wenn ich erst über das Jahr 1701 hinaus bin, so werde ich diese Schmutzgeschichte gesondert geben. Ich habe schon oft mir die Frage vorgelegt, ob nicht in den Hohenzollern etwas von dem Samen Abrahams stecke, namentlich wegen der unglaublichen Gemeinheit in Geldsachen.

Dennoch werde ich demnächst mir einen Anspruch erwerben auf einen Dank vom Hause Hohenzollern. Mein zehnter Leibniz-Band, der unter der Presse, bringt die Correspondenz von ihm mit der Königin Sophie-Charlotte, ihr wahrlich nicht zu Unehren. Aber sie war eine hannöversche Prinzessin, und ihr Sohn Friedrich Wilhelm I. — daß sich Gott erbarm! — der gekrönte Unteroffizier, wie er es ja bekanntlich nicht allein ist.

Nun, nachdem ich meinen Brief fertig geschrieben, kommt erst die Frage: ob nach Berlin oder Frankfurt?

5. Juni. Ich habe meinen Brief noch das Fest über liegen lassen, weil ich die Vertagung des preußischen Landtags* zu lesen erwartete. Jetzt sende ich ihn sicher nach Berlin. Macht man ihn auf, so wird man sich sagen müssen: ein Horcher an der Wand usw. Der Ihrige.

Penzing, den 19. April 1877.

Mein verehrtester Freund, erst jetzt, wo ich das letzte Manuskript zu Band VI heute abgegeben, komme ich zur Beantwortung Ihres lieben Briefes vom 8. d. M. Die Herzogin von Braganza möge sich doch wahrlich keinen Kummer machen. Ich dagegen bin verdrießlich, daß ich Ihren Wunsch noch nicht habe erfüllen können. Aber ich bin gelähmt, weil ich durch andere handeln muß, die keinen Eifer haben, dagegen bis über die Ohren voll sind von selbstgemachten Bedenken. Man kann nur handeln allein. Aber ich will demnächst wieder einen Versuch machen, anzutreiben.

Was den politischen Teil Ihrer Arbeit betrifft, so möchte ich ganz besonders hinweisen auf die jedesmaligen Einleitungen von Böhmer zu den Regesten. Leider besitze ich sie nicht und habe bis jetzt ihrer nicht habhaft werden können, weiß also auch nicht gleich, ob er über Karl IV.

---

* Janssen war damals Mitglied des Landtages.

hinabgeht. Und es wird Ihnen am meisten liegen eben am 15. Jahrhunderte. Für das 13. und 14. aber, soweit das in Betracht kommt, würde ich jedenfalls raten, diese Einleitungen zu Grunde zu legen. Der Hohenstaufe (damit ich es nicht vergesse, schalte ich hier die Frage ein: können Sie mir einen Weg angeben, auf welchem ich mir die Regesten verschaffen könnte? — Ich muß sie haben) Friedrich II. ist nirgends so treffend gezeichnet wie da. Und von diesen Subjekten an, d. h. richtiger von dem Barbarossa an, beginnt ja unser Verfall.

Ich bitte auch die Reihe der Aufsätze über das Mittelalter in den historisch-politischen Blättern zur Zeit zu beachten. Sie sind von Dr. Fick. Sie sehen den Aufsätzen nicht an, daß der alte brave Mann laboriert an der fixen Idee ein Mordbrenner zu sein. Er lebt hier, aber seit Jahren schon hat kaum ein anderer bei ihm Zutritt als sein Curator und der Beichtvater. Dieser hat mir die Aufsätze auf den Wunsch von Fick früher im Manuskript zugestellt. (Dies unter uns!)

Für das 15. Jahrhundert weiß ich wirklich gar nichts zu empfehlen. Ich habe mir mein Material hauptsächlich aus Müllers Reichstags-Theater gezogen und danach meinen kleinen Erzherzog* unterrichtet. Für Karl V. ist Lanz eine unerschöpfliche Fundgrube und im umfassenden Überblicke die Venetianer (Sammlung von Albèri, aber auch die Nachträge von Fiedler in t. XXX. der Fontes rerum Austriacarum).

Ich weiß nicht, ob Sie die drei Bände der Korrespondenz (Karls V.) von Lanz jemals genauer angesehen. Dieser Lanz, wenn er noch lebt, ist wie die meisten dieser Subjekte jeglichen historischen Urteiles bar. Wenn ich mich recht besinne, sagt er in seinem Vorworte: man werde finden, daß alles, was Ranke gesagt, ohne diese Korrespondenz völlig zu kennen, sich darin bestätigt finde. Und es ist alles das Gegenteil. Diese Subjekte haben herrliches Material zusammengebracht, aber für uns. Denn ebenso sind das Corpus Reformatorum und Luthers Briefsammlung von de Wette Arsenale gegen die versteinerte Tradition. Nach meiner Ansicht ließe sich durch die eigenen Worte von Luther und Melanchthon der Beweis erbringen, daß das Volk von damals um seine Kirche belogen und betrogen worden ist.

Ich besitze leider auch die Sammlung von Albèri nicht, sondern nur lückenhafte Excerpte aus früheren Tagen. Gehen die Relationen zurück bis in die Zeiten Maximilians, so würde ich sehr raten, ausgiebigen Gebrauch davon zu machen, obwohl sie ja für Max nicht freundlich sein können.

Die Arbeiten von Gachard über Karl V. habe ich noch nicht lesen können. Ich bezweifle, daß ein Romane — er ist, wenn ich nicht irre, ein Wallone — das volle Gefühl zur Würdigung Karls V. hat. Denn die Habsburger sind deutsch, eminent deutsch. Ich bitte vor allen Dingen, dies nicht im Sinne unserer Zeit zu nehmen — denn das ganze Preußentum ist ja nur eine Fratze Ludwigs XIV. —, sondern im Geiste des sächsischen

---

* Franz Ferdinand von Österreich-Este, dessen Geschichtslehrer Klopp war.

Kaiserhauses der Heinrich und Ottone, welche von den Berlinern für ultramontan erklärt worden sind.

Wie auch immer Sie die frühere Zeit anfassen, ich bitte Sie, das Moment der Krönung ins Auge zu fassen. Warum die Römerzüge? Um der Krone willen. Fick hatte sie anfangs nicht genügend berücksichtigt. Es freut mich, daß er tiefer darauf eingegangen ist; aber nach meinem Sinne noch lange nicht genug. Mit dem Akte der Krönung verband sich die Basis des richtigen Verhältnisses zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt: mit diesem Akte hat auch das Verständnis desselben sich verloren. Der Akt Friedrich I. am 17. Januar 1701 ist eine Fratze, aber eine Teufelsfratze. Dieser eine Akt enthält in sich den ganzen Jammer des Preußentums, wie die Eichel den Baum.

Vor allem bitte ich dringend, nie von einem ‚deutschen' Reiche sprechen zu wollen. Auch Voltaire sagt ja noch: ‚Le Saint Empire.' Es gibt kein deutsches Reich vor Bismarck und Wilhelm. Ob nach ihnen, das wissen die Götter.

Herder hat die Lieferungen geschickt, nicht jedoch Stolberg. Das wäre eine Lockspeise für meine Frau! Zur Zeit nicht für mich; denn — nehmen Sie es mir nicht übel — ich lese nichts, als was ich muß, d. h. was in Beziehung steht zu meiner Arbeit. Ich habe dem Könige versprochen, alle Kraft und alle Zeit daranzusetzen; aber selbst wenn ich es nicht versprochen hätte, müßte ich es, weil die extensiv und intensiv schwellende Arbeit mich völlig absorbiert. Ich kann nicht mehr leisten von Arbeit, als ich zur Zeit tue. Aber ich muß mich konzentriert halten. Band V und VI erscheinen in den nächsten Wochen. Es sind die Jahre 1689 bis 1699. Ich stehe in der Ausarbeitung von Band VIII und werde damit gelangen bis Ende 1700. Also von 1689 an auf je drei Jahre ein Band. Heute habe ich englische Parlamentsverhandlungen vor, morgen die gallikanischen Händel, dann die Reunionsversuche Spinolas, dann das Getümmel von Schlachten zu Lande und zu Wasser, dann die Protokolle des kaiserlichen Konferenzrates usw. usw. Ich trete den traditionellen Vorurteilen aller der verschiedenen Nationen entgegen, und es ist mir sehr fraglich, ob bei irgend einer mein Werk sympathische Aufnahme finden wird. Am ehesten vielleicht auf die Dauer in Holland. Aber ich habe nur das eine Ziel vor Augen, gerecht zu sein gegen alle. Und darum bedarf es eben der höchsten Konzentration, der Abgezogenheit vor allem Fremdartigen. Ich habe dies ziemlich erreicht. Es vergehen Tage, wo ich das Haus nicht verlasse und ein Fremder es nicht betritt. Denn mein Verkehr nach außen beschränkt sich auf ein Minimum. Dagegen habe ich aber auch ein Material, wie es vor mir über diese Zeit Niemand besessen. Das reichste Jahr wird für mich 1701 sein. Meine Auszüge und Abschriften von Akten über dies eine Jahr würden einen starken Folioband geben. Das muß aber doch auch bewältigt werden, und dazu bedarf ich meiner ganzen Kraft. Für alles übrige in der Welt aber muß ich mich begnügen,

wenigstens zur Zeit, mit dem, was ich in mir habe, und kann Neues nicht sammeln, weil es mich stört, meine Gedanken ableitet. Ich sage also ganz offen heraus: non possum. Seit dem Oktober 1869, wo ich diese Arbeit begonnen, habe ich keinen Urlaub genommen. Ich bin allerdings im Sommer 1870 in London gewesen, aber täglich von 10 bis 6 Uhr im britischen Museum. Nur im nächsten Monate werde ich eine Ausspannung haben, weil der König nach Gmunden kommen will und mir geschrieben hat, daß er, wie er sich ausdrückt, mich sehen will. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie wohl ich mich fühle, im Dienste dieses Fürsten zu sein. Da ist wahrlich jeder Zoll ein König. Doch genug. Ihr Klopp.

Penzing, den 27. August 1877.

Mein verehrtester Freund! Zu meinem Leidwesen habe ich von Pastor gehört, daß Sie noch nicht hergestellt sind, sogar am ersten September noch wieder eine Kur beginnen sollen. Ich bitte Sie recht dringend, nachher sich zu schonen. Es täte Ihnen vielleicht ein Mentor Not, wie meine Frau es für Pastor ist; denn wenn er ihrer Führung folgt, wird er sich sicherlich nicht überarbeiten, wo er allerdings zuweilen an die Grenze streift. Da meine Frau die Absicht hat, jedenfalls so zeitig in Frankfurt einzutreffen, daß sie noch das Vergnügen haben kann, Sie kennen zu lernen, so adressiere ich an Sie den für meine Frau beiliegenden Brief mit der Bitte, ihn ihr zu übergeben. Es sind auch zwei Kinderbriefe dabei. Ich arbeite rastlos fort an meinem großen Werke, bin freilich in diesem Jahre nicht sehr glücklich, weil ich die Jahre 1698 und 1699, nachdem sie fast fertig, völlig wieder habe umwerfen müssen, so daß ich zu Ende August nicht weiter bin als zu Ende April. Ich hoffe freilich manches Neue aufzudecken. Sonderbar aber ist es, daß, so viel ich bemerke, niemand in Holland das Werk bespricht. Man dürfte danach fast annehmen, daß auch dort der Liberalismus alles beherrscht. Es ist unendlich traurig, was in unserer tief gesunkenen Zeit für Wissenschaft ausgegeben wird. Pastor wird Ihnen aber berichten, daß wir hierzulande noch unendlich schlimmer daran sind als Sie dort. Er wird Ihnen auch sagen können, daß ich, ganz in meine Arbeit verloren, oft die gängigsten Dinge der Jetztzeit nicht weiß. Nun er wird einmal tüchtig seinen Platz ausfüllen. Für jetzt tut ihm vor allem not, mehr noch als die Wissenschaft seine Gesundheit zu pflegen. Ich halte ihn nicht für schwächlich. Zuerst aber bitte ich Sie, die Ihrige herzustellen. Vom Herzen der Ihrige O. Klopp.

Penzing, den 6. Januar 1878.

Mein verehrtester Freund! Die ‚Germania' hat neulich uns Nachrichten über Sie gebracht, nicht erwünschte. Aber ich begreife vollkommen, daß man Sie los werden will.*

* Janssen sollte damals seine Stellung als Geschichtsprofessor am Gymnasium entzogen werden.

Pastor gedeiht gut an Leib und Seele und setzt mich immer aufs neue in Erstaunen durch seine rasche und gründliche Auffassung. Ich glaube, wir dürfen uns viel von ihm versprechen. Wenn ich nicht irre, sind Sie jetzt mit der Besprechung von meinem 5. und 6. Bande vor dem Drucke. Es ist mir eingefallen, daß das Umstehende,* welches ich bereits im September erhalten, vielleicht benutzbar sein könnte. Deshalb lege ich es bei; allein ganz, wie Sie wollen. Ich weiß nicht, ob Nocella Kardinal ist; nach dem Siegel scheint es.** Ganz der Ihrige O. Klopp.

Penzing, den 17. Februar 1878.

Mein verehrtester Freund! Soeben erhalte ich Nr. 220 des ‚Literarischen Handweisers'. Ich sage Ihnen meinen herzlichsten und besten Dank und bin erstaunt und erfreut, daß Sie es möglich gemacht haben, auf verhältnismäßig kurzem Raum so viele Hauptsachen zusammen zu drängen. Ganz besonders auch ist mir die Art und Weise lieb, wie Sie am Schlusse das Schreiben Nocellas angebracht haben. Den Druckfehler in dem Schlußworte concipitur statt conjicitur werden Sie bemerkt haben. — Ich wiederhole, daß ich es mir kaum möglich gedacht haben würde, daß auf so kurzem Raume wie in nuce die Hauptideen des Buches*** wiedergegeben sind. Ganz besonders lieb ist mir namentlich aber auch die bestimmte Angabe, daß ich keine Polemik treibe. Dies um so mehr, da ich sehr wohl weiß, daß sehr viele gute Leute sich bei meinem Namen einen stets fehdelustigen Streithahn vorstellen. Ich kann mir denken, daß Ihnen sowohl wie Pastor† es lieber sein würde, wenn ich einen anderen Titel gewählt haben würde als meinen langatmigen. Dennoch wird sich im Fortgange der Dinge namentlich von 1701 an und speziell zum Jahre 1714 ergeben, daß für meine Arbeit dieser Titel der richtige. Von England her habe ich bis jetzt noch gar kein Interesse für die Arbeit verspürt. Braumüller hat mehrere Exemplare der ersten Bände an einige Hauptzeitungen geschickt, ohne auch nur einen Empfangsschein zu erhalten. Wie kann auch ein Foreigner sich anmaßen, etwas über englische Geschichte wissen zu wollen?

* Aus einem Schreiben unterzeichnet Carolus Nocella Smi. Domini ab epistolis latinis d. d. 12. Sept. 1877 (an O. Klopp):

Optat autem et sperat Pater Beatissimus, locubrationes tuas non modo privatis hominibus, sed etiam iis qui publicis funguntur officiis salutari documento futuras, hoc praesertim tempore quo improbitati gloria tribuitur et contemptus ac dedecus in veritatem concipitur.

Interim tibi pro hoc testimonio observantiae tuae debitas habet gratias etc.

** Ist ein Irrtum.

*** Die Rezension behandelte Band I—VI des Werkes ‚Der Fall des Hauses Stuart' usw.

† Ich hatte für meine Besprechung in den Histor.-polit. Blättern Band 80 und 81, 1877—1878, den Titel gewählt: Onno Klopps Geschichte Westeuropas von 1660—1714.

Ich komme übrigens den Franzosen gegenüber in einige Verlegenheit, nämlich in Betreff Ludwigs XIV. Es liegen mir von diesem Schurken solche Infamien vor, daß ich Bedenken trage, sie drucken zu lassen. Ich bin auch bei Fréderic II. nicht bis an die Grenze dessen gegangen, was ich wußte, habe namentlich die vie privée du roi de Prusse von Voltaire nicht ausgenutzt, und doch welcher Lärm auch bei den Nichtpreußen! Ich muß also auch in betreff Ludwigs XIV. fürchten, daß man mich als einen Verleumder abmalt, namentlich da der Berliner Meister Ranke so leichtfüßig an allen Abscheulichkeiten des Wüterichs vorüber hüpft. Freilich hat die Schurkerei Ludwigs XIV. immer noch mehr den Schein von Anstand als diejenige seiner hohenzollerschen Affen.

Eben diese aber führen mich nun auf Ihr Werk, welches handgreiflich vorführt, daß Joachim I. und Albrecht genau vom selben Blute sind wie später die Friedrich ohne oder mit Wilhelm. Ich habe allerdings jene beiden Individuen nie besonders hoch gewürdigt; aber an eine solche Erbärmlichkeit, wie Sie dieselbe jetzt dartun, habe ich nicht gedacht. Überhaupt nun aber muß ich Ihnen sagen, daß ich betroffen und verwundert oder richtiger bewundernd stehe vor dieser Fülle des geschichtlichen Stoffes, die sich durch Ihre Arbeit* vor unseren Blicken auftut. Dieser 4. Abschnitt, S. 567 ff., ist ein furchtbarer Sündenspiegel des deutschen Fürstentumes und vor allem des Hauses Hohenzollern. Mehr erfreut aber noch bin ich durch das Schlußkapitel: Rückblick und Übergang. Denn es kommt ja so sehr viel darauf an zu zeigen, daß die Spaltung die Kirche in voller Lebenskraft traf. Ich meine, daß auch sogar bei Luther selber sich Zeugnisse genug dafür vorfinden. ‚Wie selig‘, sagt er einmal, ‚ließ sich die Mutter dünken, deren Sohn ein Priester geworden war!‘ Also allgemein.

Ich bin sehr begierig, wie Sie die Aufgabe lösen werden, ferner zu zeigen, daß das eigentliche Volk um seine Kirche belogen und betrogen worden ist. Des Liedes Stimmen haben bisher von dem überwundenen Manne geschwiegen, wie Schiller sagt. Und wie unendlich viel besser als gegen das lutherische Evangelium Bücher zu schreiben, wäre es doch gewesen, wenn die Katholiken sich damals mehr Mühe gegeben, die Tatsache der Überwältigung überall urkundlich niederzulegen. In Betreff Preußens werden Sie im fünften Bande der Scriptores rerum Prussicarum die Darstellung des Ritters Philipp vom Kreuz über den preußischen Abfall kennen. Diese Angelegenheit interessirt auch mich, weil ich eine Arbeit über die preußische Königskrone beabsichtige, also auch auf das Bubenstück von 1525 zurückgehen muß . . .

Vor allen Dingen aber wiederhole ich meinen Dank zunächst für mich in Betreff Ihrer Besprechung, dann aber in Betreff des Allgemeinen

* Die zweite Abteilung des ersten Bandes der ‚Geschichte des deutschen Volkes‘.

für Ihr herrliches Werk. Wenn es in dieser Weise fortgeht, so ist es der Todesstreich für das hohle Geschwätz von der Reformation. Möge Gott Ihnen Kraft und Gesundheit dazu verleihen.

Meine Frau läßt sich Ihnen bestens empfehlen. Stets der Ihrige Onno Klopp.

Penzing, den 12. Mai 1878.

Mein verehrtester Freund! In der Regel pflege ich gleich zu antworten. Wenn das nicht geschieht, so kommen mir allerlei Bedenken und die Sache zieht sich hin von einem Tage zum andern. Darum gelange ich erst jetzt dazu, auf Ihren lieben Brief vom 26. v. M. zu antworten.

Zuerst tut Ihre Lage dort mir von Herzen leid, namentlich, wie ich, Gott sei gedankt, es sagen kann, im Vergleiche mit der meinigen. Man wirft mir freilich vor, daß ich mich allzusehr isoliere; aber ich kann nicht anders. Ich lebe in der tiefsten Zurückgezogenheit und halte geflissentlich alles, was nicht zur Sache gehört, mir fern. In Frankfurt dies zu erreichen wird für Sie unmöglich sein. Deshalb habe ich zunächst einen anderen Versuch gemacht. Ich habe mich bei jemandem vertraulich erkundigt, ob keine Aussicht, Sie an eine österreichische Universität zu ziehen. Die Antwort lautete ganz kategorisch: ‚unter der gegenwärtigen Regierung unmöglich.‘ Es dürfte überflüssig sein, den weiteren Dialog zu berichten. Ich bemerke nur, daß eine Verschiedenheit der Meinungen zwischen uns nicht bestand.

Seit Monaten geht allerdings hier das Gerücht, daß es endlich einmal anders werden solle oder könne. Mein Vertrauen darauf ist gering.

Ich wage aber auch nicht zu raten, daß Sie von dort weichen. Ich lege nicht so starkes Gewicht auf Ihre Verpflichtung, die Stelle zu erhalten und zu bewahren als zunächst auf Ihre eigene Gewöhnung. Sie haben ein Viertel-Jahrhundert etwa amtlich fungiert: würden Sie völlig auf jede amtliche Tätigkeit verzichten können? — Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß man sich dann doch leicht ganz isoliert fühlt. Die andere Seite der Sache ist der Geldpunkt, über den Sie allein entscheiden können. Dazu endlich kommt, daß das freiwillige Aufgeben einer Stellung von den Gegnern immer ausgenützt werden kann. Und mit ehrenhaften Gegnern haben Sie es ja nicht zu tun. Auf dem Gebiete der Politik, und was damit zusammen hängt, muß jeder Preuße, der Erfahrung eines reichlichen Jahrhundert gemäß, a priori als Spitzbube angesehen werden, der jedes Mittel für erlaubt hält. Ziehe ich alles zusammen — ohne freilich die Einzelheiten zu kennen — so glaube ich doch, daß es besser ist auszuhalten, bis man weggedrängt wird, als freiwillig zu weichen.

Sie geben die Disposition der nächsten Bücher. Ich erlaube mir die Gegenfrage: halten Sie wirklich die literarische Bewegung, also Erasmus und den jüngern Humanismus, den Reuchlinschen Streit für so bedeutend in Betreff der Entwicklung der Tatsachen? Ich meinesteils halte

die Brandschriften von Luther und Hutten und deren Wirkungen für ungleich wichtiger. Jene ohne diese wären spurlos vorübergegangen; aber diese geben die Schlagworte, an denen das arme, unglückliche Volk sich verleiten läßt.

Was nun eine öffentliche Besprechung betrifft, so hoffe ich im Laufe des Sommers dazu zu kommen. Aber was ich davon erwarte, hier in diesem geistig und moralisch so tief depravierten Lande — das ist ziemlich gleich Null. Der Liberalismus taugt überall nicht viel; aber der Wiener Liberalismus ist der verächtlichste, den es auf Gottes Erdboden gibt. Sein hauptsächlichstes Ingredienz ist Furcht und Feigheit vor der dominierenden Judengasse. Das geht sehr hoch hinauf. Dazu hat der Wiener Scheu vor jeder ernsten Arbeit, namentlich der geistigen. Deshalb will ich diese grausige Misere nicht ausmalen, sondern mein Urteil dahin zusammenfassen, daß für die geschichtliche Wissenschaft hier zur Zeit nichts zu hoffen ist, daß kein Land darin unglücklicher sein kann als Österreich. Es ist ein unsäglicher Jammer, zu vergleichen, wie es sein könnte oder müßte und wie es ist. Namentlich aber das Schulwesen aller Grade ist das korrosive Gift dieser Monarchie.

Mein betreffender Aufsatz,* den Sie gelesen haben, ist bereits 1876 geschrieben. Aber mein guter Freund, der ihn neulich zum Drucke gebracht, hat nicht gewagt, die wichtigsten Conclusionen mitzugeben. — Dazu hat diese Zeitung** einen verhältnismäßigen geringen Kreis. Vor einigen Jahren hieß es spottweise, daß ihr Absatz in Wien vier Exemplare betrage. Rechnen wir immer für die Stadt Wien 400, was ist das für eine Stadt von 800 000 Einwohner. Das jetzige Regierungs-System beachtet das Blatt nur in soweit, um eventuell den Staatsanwalt darauf zu hetzen. In Wirklichkeit, man möchte fragen: ob denn alle Welt hier im Solde Bismarcks ist, um zu tun, was Bismarck wünscht, das man tun möchte. Eine solche Schlechtigkeit ist unmöglich, also ist es Dummheit und namentlich Feigheit, d. h. Furcht vor der Judengasse. Diese Judengasse aber hütet sich, unsere Arbeiten auch nur zu nennen.

Besten Dank für Ihre Nachrichten. Wenn Sie die Herzogin*** wieder sehen, so bitte ich meinen untertänigsten Dank für die gnädige Erinnerung auszusprechen.

Umsomehr verdrießt es mich, daß ich das Aktenstück nicht verschaffen kann. Auch der Betreffende fürchtet sich. Ich habe ihm vorgestellt, daß in 1000 Fällen man 999mal von einem solchen Aktenstücke Abschrift behält, daß nur die Jugend, der Mangel an Lebenserfahrung des be-

---

* Denkschrift über das konfessionslose Schulwesen in Österreich. Sie wurde auch Kaiser Franz Joseph vorgelegt, hatte jedoch keinen Erfolg.

** ‚Das Vaterland'.

*** Adelhaid von Braganza, Witwe Don Miguels, auf deren Landsitz Bronnbach Janssen wiederholt verweilte.

treffenden jungen Herrn es erklärlich macht, das er keine Abschrift behalten, daß darum ein Verdacht unmöglich. Es hat alles nichts geholfen.

Ich sehne mich darnach, die Kron-Arbeit zu machen, aber ich habe noch für lange keine Aussicht dazu. Ich habe über die Zeit vom November 1700 (Testament und Tod Karls II. von Spanien) bis zur Kriegserklärung von Mai 1702 einen dicken Band (den 9. des Werkes) beinahe fertig, d. h. im Manuskript.

Meine Frau läßt Sie bestens grüßen. Wir wünschen sehnlichst, daß Sie einmal zu uns kommen könnten. Läßt sich das denn nicht machen? Ihr getreuer K.

Penzing, Ende August 1878.

Ich setze mich noch einmal wieder hin und schreibe, weil ich eben die Verhandlungen des Görresvereins gelesen habe. Ich weiß nicht, was aus solchen Sachen kommen soll. Alle solche Abhandlungen und kleinen Schriften sind wie Flintenschüsse gegen eine Mauer. Die Lüge über die letzten dreihundert Jahre sind diese Mauer. Wir bedürfen nicht der kleinen Arbeiten, die von heute bis morgen vergessen werden, sondern grundlegender Werke. Der Görresverein täte besser, anstatt Janssen zum Ehrenpräsidenten zu ernennen, sein Werk sich anzueignen und jedem Katholiken für den Papierpreis zugänglich zu machen. Die Leute sollten froh sein, daß sie einen wirklichen Historiker haben, und nicht ihre Mittel zersplittern an ein Dutzend oder mehr, die nebenbei sich auch mit Geschichte beschäftigen. Unsere Gegner sind qualitativ erbärmlich, quantitativ Legionen. Sie haben aber den Vorteil voraus, daß die Vorurteile oder auch die Lüge der letzten drei Jahrhunderte versteinert sind, geradezu, wie gesagt, eine Mauer bilden. Wenn man aber nun, wie in solchen Vereinen geschieht, durch kleine Schriften wirken will, so verfällt man in denselben Fehler, daß man die Quantität hochschätzt. Dabei bröckelt hie und da ein Stein aus der Mauer, aber die Mauer bleibt stehen. Man rennt sie nur nieder durch schweres Geschütz oder richtiger durch einen auf sich stehenden Neubau, der die Fundamente der Mauer bloßlegt, daß sie einstürzen muß.

Doch ich bin müde.

Penzing, den 2. April 1879.

Verehrtester Freund! Sie werden vielleicht beim Empfange dieser Zeilen bereits im Besitze eines Exemplares der bisherigen acht Bände meines Werkes sein. Diese kommen nicht von mir, sondern von Sr. Kgl. Hoheit, dem Herzoge von Cumberland und zu Braunschweig-Lüneburg, zur Anerkennung Ihrer wissenschaftlichen Leistungen. Er hat auch an einige, freilich sehr wenige österreichische Celebritäten zur selben Zeit das Werk geschenkt. Wir waren auf seine Frage ‚an wen?‘ etwas in Verlegenheit, denn Sie wissen, daß fast die ganze österreichische Professorenwelt

deutsch-liberal ist. In der Tat konnten wir ihm überhaupt nur die Gelehrten nennen: Sie in Deutschland, Professor Weiß in Graz und hier den Baron Helfert. Wollten Sie einige Worte des Dankes schreiben, so wird es das Zweckmäßigste sein, dieselben an den Hofrat Dr. Maxen, Lothringer Haus in Penzing, zu adressieren mit der Bitte, sie Seiner Königlichen Hoheit auszusprechen. Maxen ist täglich um den Herzog. Ich komme nur hin, wenn ich gerufen werde, und er verfolgt dasselbe Prinzip wie sein Vater, nämlich mich bei meiner Arbeit zu belassen, so daß oft 8—14 Tage vergehen, ohne daß ich ihn sehe. Ich bitte Sie, dem Vorworte* zum 7. Bande einige Aufmerksamkeit zu schenken. Ich habe Sie und Pastor dabei im Sinne gehabt. Im Vertrauen sage ich Ihnen noch dazu, daß der Titel so festgestellt worden ist zwischen dem Könige und mir. Sie wissen ja, daß überhaupt das ganze Werk seine Entstehung der Initiative des Königs verdankt. Sie haben ja meine kleine Schrift über ihn gelesen. Vielleicht erinnern Sie sich daraus einer Stelle, wo ich bemerke, daß ich ihm Briefe der Kurfürstin Sophie vorgelesen und daß er die Nacht darauf nicht geschlafen. Die Stelle steht Seite 71. Nun, das Ergebnis dieser schlaflosen Nacht war entscheidend für mein geistiges Leben von da an. Denn am andern Morgen sagte mir der König: ‚Ich verlange von Ihnen ein umfassendes Geschichtswerk über die Erwerbung der englischen Krone für unser Haus.' Damals hatten wir beide nur die Zeit von 1700 bis 1714 im Auge. Im Laufe des Jahres 1870 gestaltete sich das um. Ich erklärte, erst zurückgehen zu müssen auf 1688, dann einige Monate später, daß ich bis auf die Restauration des Hauses Stuart zurückgreifen müsse, also bis 1660. Der König war einverstanden mit allem, was ich vorschlug, sowie auch mit der Ausführlichkeit. Unser Herzog hat auf dem politisch-geschichtlichen Gebiete nicht die Kenntnisse des Vaters. Sein Feld ist vorzugsweise die mittelalterliche Kunstgeschichte, namentlich die der Architektur. Darin ist er eine Spezialität. Aber er ist der pietätvolle Sohn. Was der Vater getrieben hat, ist ihm heilig. Und darum werde ich unter ihm ruhig das Werk vollenden können, für das ich noch Jahre rechne.

Ein Bericht Pastors über die Hindernisse, die man ihm in Rom macht, läßt ersehen, daß da noch vieles im Argen liegt.**

Meine Frau läßt sich Ihnen bestens empfehlen. Stets Ihr getreuester O. Klopp.

---

* Betrifft die ermunternden Worte, die Pius IX. seinen historischen Studien gewidmet hatte.

** Die Forschungen im Vatikanischen Archiv waren damals noch mit großen Schwierigkeiten verbunden, die erst langsam durch den entschiedenen Willen Leos XIII. überwunden wurden.

(Schluß folgt.)

Kleine Bausteine

Professuren für Soziologie / Von Th. Brauer

Im Februarheft des ‚Hochland' hat Professor v. Below die Frage der Einführung von Lehrstühlen und Forschungsinstituten für Soziologie an den Universitäten in entschieden ablehnendem Sinne behandelt. Alles, was Soziologie heißt oder sein will, kommt dabei miserabel schlecht weg, und die Kennzeichnung der Vertreter der Soziologie als eines eigenen Hochschullehrfaches ist von einer solch herabsetzenden Eindeutigkeit, daß sich jeder, der auf akademische Reputation hält, schämen müßte, von ihnen ‚unter den Linden' gegrüßt zu werden. Als gänzlich Unbeteiligter, dem daher Objektivität nicht wohl abgesprochen werden kann, jedoch zugleich als einer, der erst in vorgerückten Jahren, nach jahrzehntelanger Betätigung im sozialen Leben, in den akademischen Betrieb hineingekommen, möchte ich zu v. Belows Ausführungen einige Bemerkungen machen.

Sieht man von dem ziemlich reichlichen ‚schmückenden Beiwerk' ab, darin seine Darlegungen eingehüllt sind, so bleibt als Kernpunkt seiner Gegnerschaft etwa folgendes: Eine eigene Wissenschaft der Soziologie zu fordern ist eine unmögliche oder doch mindestens unpraktische, ja zweckwidrige Forderung; das von den Vertretern der Soziologie in Anspruch genommene Gebiet, die Lehre von den Gemeinschaftsbeziehungen, ist, selbst bei Beschränkung auf die Formen der Vergesellschaftung, so unermeßlich, daß ein Mann es unmöglich bewältigen kann. Es würden darunter fallen Sprachwissenschaft, Rechtswissenschaft, Nationalökonomie, Geschichtswissenschaft, Theologie, Philosophie usw., denn deren Material- bezw. Formalobjekte begründen alle wichtigste Gemeinschaftsbeziehungen. Gerade im Hinblick auf letzteres kann ein wirklicher Erfolg auf soziologischem Gebiete nur dem tüchtigen Fachprofessor erwachsen, dem Philosophen, Nationalökonomen, Theologen, Juristen, der, weil er ganz von selbst die Gemeinschaftsbeziehungen behandelt, der eigentliche Soziologe ist, so daß die Forderung besonderer Professuren für allgemeine Soziologie geradezu sinnlos ist. Die Erfüllung dieser Forderung ist besonders unnötig und überflüssig, nachdem die Romantik, der die Herausstellung des Verhältnisses des einzelnen zum Geiste seines Volkes elementarstes Bedürfnis war, die Erforschung der Gemeinschaftsbeziehungen der Menschen zum integrierenden Bestandteil des wissenschaftlichen Betriebes gemacht hat. Die Errichtung besonderer soziologischer Professuren würde darum sogar gefährlich sein, weil sie dazu führen könnte, an Stelle gründlicher Kenner eines Sonderfachs Stümper mit anmaßender Aufgeblasenheit und Krippenreiter ‚mit einem groß aufgeputzten Wappenschild' auf die ahnungslose Menschheit loszulassen. Will man wirklich noch etwas mehr tun, als heute bereits

ohnehin geschieht, so könnte man etwa Philosophen oder Ethnographen mit der besonderen Erforschung soziologischer Fragen betrauen. Darüber hinaus müßte jedes Mehr praktisch auf ein Weniger hinauslaufen.

Was ist zu dieser ganzen Auffassung zu sagen?

Zunächst ist unbezweifelbar, daß der Standpunkt jener, die eine eigene Wissenschaft der Soziologie fordern, einstweilen noch eine breite Angriffsfläche bietet, weil sie sich selber nicht einig werden können über die Abgrenzung des Forschungsgebietes — von der Uneinigkeit in Einzelfragen ganz abgesehen. Der von Loria aufgestellte Satz, daß ‚noch nicht eine Linie Wahrheit erreicht' sei, in welcher die Soziologen unter sich einig wären, reizt auch heute noch zur Lächerlichkeit mit ihrem bekannten Erfolge. Die Zeit jedoch, wo der von Professor von Below mit merklichem Behagen zitierte Ausdruck ‚Wortmaskenverleihinstitut' auf die Soziologie angewendet werden konnte, dürfte doch verstrichen sein, seitdem sich insbesondere der unlängst verstorbene Simmel um eine Klärung der Begriffe bemüht hat. Auf diese Bemühungen trifft auch von Belows Vorwurf der Fadheit sicher nicht zu. Die von von Below vorgebrachten sachlichen Bedenken, sein Hinweis auf die Bedeutung der Romantik für die Untersuchung der Gemeinschaftsbeziehungen der Menschen usw. — das alles und noch vieles mehr ist in einer sehr gründlichen Studie von dem Präsidenten des Institut Supérieur de Philosophie in Löwen, Simon Deploige, die unter dem Titel „Le Conflit de la Morale et de la Sociologie" (Löwen und Paris, 2. Auflage, 1912) erschienen ist, gegen die französischen Soziologen Durkheim und Lévy-Brühl herausgestellt worden. Von den hauptsächlichsten Nachweisen dieser Schrift sagt Emile Faguet im Augustheft 1913 der ‚Revue', Deploige habe ‚vu et montré le problème avec la dernière netteté'. Kommt nun Deploige trotz seiner überaus scharfen Kritik besonders anmaßender soziologischer Ansprüche zu einer schroffen Ablehnung nach Art von Belows? Ganz im Gegenteil! Seine Schrift schließt mit Ausführungen, die davor warnen, die Soziologie mit dem zu verwechseln, was sie etwa an Zweideutigkeiten und Verdächtigungen nach sich zieht. ‚Die Bewegung ist es, die in ihrer tieferen Realität erfaßt werden muß, weniger die hervorragenden oder vielbeachteten Personen, die sie zu verkörpern oder zu monopolisieren streben; ihr Ursprung ist es, dessen gedacht, und ihre wesentliche Richtungseinstellung, die bewertet werden muß. Sonst täuscht man sich über ihren wahren Sinn, und man wird ihre tatsächliche Tragweite nicht ermessen. Was berücksichtigt werden muß, das ist die Rückwirkung, welche diese Bewegung gegen den unwissenden Stolz des Rationalismus darstellt; das ist ferner der in ihr sich offenbarende Wissensdurst und die Leidenschaft der Forschung, die sich entflammt; es ist die enorme Wirksamkeit, die sie hervorruft, und es sind die Entdeckungen, mit denen sie das Erbe der Wissenschaft bereichert.'

Die Verselbständigung des wissenschaftlichen Betriebes der Soziologie

ist denn auch von deutschen Gelehrten allerersten Berufes ernsthaft erörtert worden. So hebt beispielsweise Oswald Külpe (‚Einleitung in die Philosophie‘, 2. Aufl., S. 268) unter den Einzelwissenschaften, die innerhalb der Philosophie für einen selbständigen Betrieb heranreifen, neben der Psychologie, der Ethik und der Ästhetik auch die Soziologie hervor. Er denkt dabei an eine Scheidung dieser Disziplinen in einen philosophischen und einen einzelwissenschaftlichen Teil und bemerkt wörtlich: ‚Am meisten vorbereitet ist diese Teilung bei der Psychologie, demnächst vielleicht bei der Soziologie.‘ Im übrigen ist das, was von Below vorbringt gegen eine Abtrennung der soziologischen Forschung von den Sonderwissenschaften, die sich ihrer ganzen Eigenart nach ohnehin mit den Gemeinschaftsbeziehungen befassen, insofern ein Kampf gegen Windmühlenflügel, als wirklich ernsthafte Soziologen in diesem Punkte gar keine Angriffsflächen bieten. Simmel sagt in seiner kleinen, in der Sammlung Göschen erschienenen Schrift ‚Grundfragen der Soziologie‘ so klar und anschaulich wie nur denkbar: ‚Die Soziologie ist nicht nur eine Wissenschaft mit eigenen, gegen alle anderen Wissenschaften arbeitsteilig abgegrenzten Objekten, sondern sie ist eben auch eine Methode der historischen und der Geisteswissenschaften überhaupt geworden. Um sie auszunutzen, brauchen diese Wissenschaften ihren Standort durchaus nicht zu verlassen, sie brauchen nicht, wie jene phantastische Überspannung des Soziologiebegriffes forderte, zu Teilen der Soziologie zu werden. Diese vielmehr akklimatisiert sich jedem besonderen Forschungsgebiet, dem nationalökonomischen wie dem kulturgeschichtlichen, dem ethischen wie dem theologischen. . . Und eben weil die Methode diese Allgemeinheit besitzt, bildet sie ein gemeinsames Fundament für einzelne Problemgruppen, die zuvor gewisser Aufklärung entbehrten, die der einen nur von der andern kommen können; der Gemeinsamkeit des Vergesellschaftetseins, das die Kräfte der Individuen sich gegenseitig bestimmen läßt, entspricht die Gemeinsamkeit der soziologischen Erkenntnisweise, vermöge deren dem einen Problem eine Lösungs- oder Vertiefungsmöglichkeit mit einem inhaltlich ganz heterogenen Erkenntnisgebiet zukommt.‘ So eröffnet sich in der Tat, über den bloßen Begriff der Methode hinaus, der Blick auf den bedeutsamen Problemkreis der Soziologie. ‚Aber wenn er auch fast das ganze Feld menschlicher Existenz umfaßt, so verliert er dadurch nicht den Charakter jener immerhin einseitigen Abstraktion, den keine Wissenschaft abstreiten kann. Denn so sozial bestimmt, gleichsam von Gesellschaftlichkeit durchdrungen, jeder Punkt der wirtschaftlichen und geistigen, der politischen und rechtlichen, ja der religiösen und allgemein kulturellen Sphäre sei, so verwebt sich doch diese Bestimmung an einem jeden innerhalb des vollen Erlebens mit anderen, die aus anderen Dimensionen stammen.‘

Allein ich wollte zu der Angelegenheit auch einige eigene Erfahrungen und Beobachtungen aus der Praxis anführen. In Frage steht die Errichtung von besonderen Professuren für Soziologie. Dagegen wendet sich von Below mit der Begründung, daß alle in Betracht kommenden

Wissenschaften seit langer Zeit es sich aufs eifrigste angelegen sein ließen, die Gemeinschaftsbeziehungen der Menschen zu erforschen. Danach wären wir also zu der Schlußfolgerung berechtigt, daß die Behandlung dieser Gemeinschaftsbeziehungen beim Dozieren der betreffenden Wissenschaften immerhin eine nicht untergeordnete Rolle spielte. Ist dem wirklich so? Läßt sich das tatsächlich behaupten? Meine Erfahrungen in den Hörsälen berechtigten nicht dazu, diese Frage zu bejahen. Doch ich will davon ganz absehen und anderes Erfahrungsmaterial herbeiholen. Mein Beruf bringt mich fast Tag für Tag mit jungen Akademikern in Beziehung, die in irgend einer Art mit der Arbeiterbewegung in Berührung zu kommen wünschen. Nun fordert jede ernsthafte Beschäftigung mit der Arbeiterbewegung ein Bekenntnis über die Anschauung der Gemeinschaftsbeziehungen geradezu heraus. Und das Ergebnis? Meist völlige ‚Weltfremdheit'. Dasselbe Bild, ob es sich nun um Juristen oder Nationalökonomen, um Philosophen oder Theologen handelt. So etwas kommt doch nicht von ungefähr. Man redet das verständlichste Deutsch miteinander — und versteht sich doch keineswegs. Wieviel junge Gelehrte sind erst durch diese Beobachtung zu der bitteren Erkenntnis gekommen, daß sie nun erst diesen wesentlichsten Teil der heutigen Weltanschauung auf eigene Faust zu erforschen und sich anzueignen hätten! Von Below redet geringschätzig vom Marxismus. Dennoch würde manchem, der in seiner Studienzeit wenigstens damit bekannt geworden, das intensive Studium gerade des Marxismus auf die Spur helfen. Vorausgesetzt, daß er dessen Geschichtsauffassung natürlich nur, wie es die einsichtigen Sozialisten heute tun, als heuristische Methode nähme. Sombarts ‚Moderner Kapitalismus' zeigt, daß das nicht ohne Nutzen geschieht. Oder man mag Kants kleine geschichtsphilosophischen Schriften zu Hilfe nehmen. Was aber die Romantik anbelangt: steht man nicht gerade im Begriff, sie in ihrer soziologischen Bedeutung neu zu entdecken? Und wieviel Philosophen gibt es denn, die sich der Bedeutung der Tatsache bewußt sind, daß die deutsche idealistische Philosophie den Gattungscharakter der menschlichen Vernunft so stark betont hat? Stehen wir nicht auch auf diesem Gebiete erst im Anfang?

Die Frage der Errichtung eigener Professuren für Soziologie als einer Wissenschaft von dem Bau, der Erhaltung und Entwicklung sozialer Körper, die geeignet sein kann, die ganze Denkweise des Studierenden zu befruchten und dauernd zu beeinflussen, sollte daher allen Ernstes im Auge behalten und erwogen werden. Freilich, darin ist Below unbedingt zuzustimmen, erfordert das Gebiet ganz besonders tüchtige und erfahrene Lehrkräfte, denen neben umfassendem Wissen ein besonders eindringlicher Ernst eignen muß. Das ist aber eine Forderung, deren Erfüllung doch nicht so ganz außerhalb des Bereichs der Möglichkeit liegt. Warum sollte ein Mann, wie Max Scheler, den das Kölner soziologische Forschungsinstitut soeben gewonnen hat, nicht die Gewähr bieten für eine fruchtbringende soziologische Lehrtätigkeit?

Daß schließlich die uns hier beschäftigende Frage im Anschluß an die staatliche Umwälzung mit neuem Eifer angeschnitten worden ist, ist eigentlich selbstverständlich. Was liegt näher als die Art und die Bedeutung der Gemeinschaftsbeziehungen der Menschen gerade jetzt lebhaft zu erörtern, wo wir gleichsam diesen Dingen Auge in Auge gegenüberstehen? Ich kann mir davon auch einen unmittelbar praktischen Nutzen versprechen. Es muß uns doch jetzt vor allem darum zu tun sein, in der Art der sozialphilosophischen Denker nach der großen französischen Revolution die Menschen von der Überzeugung zu durchdringen, daß, nach Pascals Wort, immer ein Geschlecht der Menschen auf den Schultern des anderen steht, daß ferner das ‚bruler l'étape' (Verbrennen der Stufenfolge) zugleich die größte und die folgenschwerste Torheit ist. Jene glänzende Reihe von Denkern zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, anfangend bei Joseph de Maistre und de Bonald bis zu den feineren Saint-Simonisten hinauf, kann uns für die Anpassung an die neuen Bedürfnisse der Zeit wertvolle Fingerzeige geben. Es ist doch wahrlich nicht unerläßlich, daß man auch diesmal wieder bei Comte und seinem quellenverschüttenden Positivismus landet.

Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Von der ehrlichen und guten Art Artur Brausewetters konnte an dieser Stelle vor Jahren schon einmal gesprochen werden. Er gehört zu jener verhältnismäßig kleinen Gruppe von Erzählern, die aus einem nicht sehr starken Talent und einem gesunden Herzen, mit unbeirrbarem Willen das machen, was man den tüchtigen Unterhaltungsroman nennt. Immer ist Brausewetter von seinem Stoff herzlich eingenommen, gestaltet ihn klar, verschmäht jede Gefühlsseligkeit und gibt seinen Gestalten alle Merkmale echten Lebens. Seine Probleme können gar nicht anders als zeitgemäß sein, und ihre Lösung ist immer ehrlich, da er selber die Zeitprobleme im Herzen spürt und selber ehrlich und mannhaft ist. Sein neuer Roman ‚Stirb und Werde' hat alle Vorzüge der früheren Bücher; er ist aber eines erhöhteren, ja brennenden Interesses gewiß, da er zu der Frage des Christentums des evangelischen Pfarrers Stellung nimmt. Er ist eine Absage an die liberale Lebens- und Glaubensauffassung der meisten Großstadtpfarrer seines Bekenntnisses und sucht mit Energie eine Klärung der Begriffe ‚christlich' und ‚geistlich'. Da Brausewetter selber Geistlicher ist, so ist das Buch auch ein Selbstbekenntnis, als solches von leidenschaftlichem Leben erfüllt und in seiner Art mitreißend. Er läßt einen jungen Geistlichen in der Diaspora wirken und sich bewähren; dann bringt er ihn in eine westpreußische Kleinstadt, aus apostolischen Verhältnissen in gesellschaftliche. Der Patron, Rittergutsbesitzer und Amtsrat, verlangt von ihm Parteinahme für die besitzende Klasse; sein christliches Wesen, das ihn zum Volke drängt, empört sich dagegen. Der Konflikt ist gegeben und führt zur Versetzung des Pfarrers, diesmal in die Provinzhauptstadt. Die Großstadt verwirrt ihn und seine Begriffe, sein Erfolg als Musiker macht ihn schwach, und schließlich ist er voll im Dienst derer, die das Kirchengehen als eine gesellschaftliche Pflicht betrachten. Er wird ein ‚beliebter' Geistlicher: er hat die volle Kirche, weil er tolerant geworden ist, und muß, seinem Wesen gemäß, eines Tages vor der Frage stehen: Ist das noch Christentum, was du predigst? Vor dieser Frage stehen wohl einmal in ihrem Leben alle evangelischen Geistlichen, aber nur sehr wenige haben die Kraft, das angepaßte Christentum zu verlassen, wie der Brausewettersche Pfarrer. Denn das bedeutet Einsamkeit, Bemitleidung, gesellschaftliche Ächtung, eine schlechte Pfarrstelle und Entsagung — alles für menschliche Begriffe. Leider endigt der Roman schon bei dem Entschluß, dieses Leben zu wählen. Man muß wünschen, daß Brausewetter in einem anderen Buche zeigt, wie sein Held von

---

* Artur Brausewetter, ‚Stirb und Werde'. (Berlin, Martin Warneck, M. 6.50.) Diedrich Speckmann, ‚Die Heidklause'. (Ebenda, M. 5.50.) Friedrich W. von Oestéren, ‚Der Schatten der Gorgo'. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, M. 6.—.) Hans Schrott-Fiechtl, ‚Sonnseitige Menschen'. (Freiburg, Herdersche Verlagshandlung, M. 6.—.) Maria Köck, ‚Das Vorstadthaus'. (Köln, J. P. Bachem, M. 6.—.) Richard Knies, ‚Sonderlinge von der Gasse'. (München, Tyrolia, M. 3.50.) Hans Steiger, ‚Job der Feigling'. (Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung, M. 3.50.)

nun an wirkt und wie er sich an der Unbedingtheit der christlichen Lehre bewährt. Literarisch ist das Buch achtunggebietend; dem Geschmacke des landläufigen Publikums sind keine Zugeständnisse gemacht, die Hauptlinie ist energisch und kraftvoll durchgeführt.

* * *

Von des trefflichen Diedrich Speckmann Büchern schrieb ich zu Anfang des Krieges, daß sie ein gut Teil Verdienst an der Aufrechterhaltung deutscher Art haben würden. Das gilt auch für seine neue Erzählung ‚Die Heidklause‘, die in die Wochen nach dem großen Zusammenbruch führt. An zwei Lehrern, die im Felde Offiziere waren, wird die Wirkung des ungeheuerlichen Geschehens gezeigt: Der eine kann sich nicht wieder in die Rolle des kleinen Heideschulmeisters finden, liebäugelt mit den Räten, und die Gefahr droht, daß er alles in Bausch und Bogen verdammt, was er einmal angebetet hat. Indessen kapituliert er bald vor den Verlockungen eines behaglichen Lebens und heiratet eine nahrhafte Krämerstochter: weder der Krieg noch die Revolution änderten an seiner kleinen Menschlichkeit. Der andere, tief gebrochen von den Ereignissen, findet sich wieder in der entschlossenen Arbeit für das Volkstum, indem er ‚zu jenen Helden des deutschen Geistes aufblickt, die des Reiches Herrlichkeit unter Wilhelm II. nie geschaut haben‘. Die guten Kräfte gehen wieder an die Arbeit, die eine Wiedergeburt des deutschen Volkes gewährleisten. — Es ist seinem inneren Wesen nach ein gutes Buch, das man in die Hände der Jugend wünscht, sofern sie nicht allzu kompliziert ist. Denen, die ohne große Ansprüche eine leicht faßliche Anleitung zum deutschen Leben wünschen, ist mit der Erzählung hervorragend gedient. Tieferen Wünschen wird sie kaum gerecht, da das Ganze ein wenig leitartikelmäßig gehalten ist und die Charaktere absichtsvoll und nur mit flüchtigen Strichen gezeichnet sind. Speckmann ist in jedem Sinne etwas zu schnell fertig; das Buch, das mit mächtigen Schicksalen den verwirrten Deutschen im Innersten packt, ist ‚Die Heidklause‘ nicht. Bei aller Anerkennung seiner guten Gesinnung muß doch gesagt werden, daß es an der Oberfläche bleibt. Die papierne Schreibweise, die an den früheren Büchern Speckmanns weniger bemerkbar war, vielleicht weil sie sorgfältiger gearbeitet waren, trägt einen guten Teil Schuld an der mangelnden Wirksamkeit der Erzählung. Man darf es sich doch nicht gar zu leicht machen.

In einem großen Zeit- und Gesellschaftsroman, ‚Der Schatten der Gorgo‘, will Fr. W. von Oestéren (der Verfasser der absichtvollen Bücher ‚Christus, nicht Jesus‘ und ‚Maria mit Musik‘) zeigen, wie der große Krieg seine Wellen auch in den vornehmen Schweizer Kurort wirft und die Geschicke der Menschen bestimmt. Der kurze Urlaub eines deutschen Offiziers ist das einleitende Motiv, das die vielfältigen Geschehnisse weniger Wochen und einer bunten und verschiedenartigen Menschenschar in Fluß bringt. Der stoffliche Reichtum eines Romans kann nicht gut größer sein: ein halb Dutzend legitimer und anderer Liebesverhältnisse wird aufgerollt, ein amerikanischer Munitionslieferant mit deutschfreundlichem Sohn, ein italienischer Baron, der wegen seiner Deutschenliebe das Vaterland im Stich läßt, gutsituierte Fahnenflüchtige aus allen kriegführenden Ländern, Abenteurer, weibliche und männliche, ein morphiumsüchtiger Russe mit Selbstmord, Neutrale — alle gehen und drängen am Leser vorbei, verschollene Geheimnisse werden aufgedeckt, Diplomaten plaudern aus der Schule, und das alles innerhalb weniger Tage. Ich muß gestehen, daß einem von alledem ein wenig dumm im Kopfe werden kann, um so mehr, als die Figuren keinesfalls

so sauber umrissen sind, daß man sie nicht in der Hitze des Lesens durcheinander werfen könnte, was zu peinlichen Mißverständnissen Anlaß gibt. Im übrigen arbeitet Oestéren mit den stärksten Mitteln, ist bogenweis ganz dramatisch, was man in einer Zeit der Stilverwirrung allgemein als einen Vorzug ansieht, und sein Roman wird infolgedessen verschlungen werden. Aber das Ganze macht doch den Eindruck des Unzulänglichen; Oestérens Lieblingsfiguren, der deutsche Offizier Turneysen, der französische Kapitän, der amerikanische Millionärssohn, der in Deutschland freiwillig Arztdienste leistet, haben gerade alle Merkmale des Verstiegenen und grenzen an das Komische. Die Gespräche zwischen dem deutschen und dem französischen Offizier, dick von gegenseitigen Schmeicheleien durchsetzt, sozusagen schnarrend in dem fortwährend hervorgekehrten Ehrenpunkt, süßlich in der Selbstbewunderung, wirken geradezu grotesk. Daß der Verfasser diesen Eindruck nicht beabsichtigt hat, ist um so schlimmer. Besser, er hätte eine gewisse Kaste ironisieren wollen, dann könnte man von einem Gelingen sprechen. Jedenfalls ist die große Absicht des Romans nicht in Wirklichkeit umgesetzt; mit der Literatur hat er schon gar nichts zu tun.

* * *

Das ist der typische sentimentale Roman, in dem Sinne, daß das Gefühl die Wirklichkeit verdirbt. Zu dieser Gattung gehören auch die neuen Romane von Hans Schrott-Fiechtl und Maria Köck. Beide Bücher sind aus den besten menschlichen Absichten entstanden und beide führen vom Ziel weit ab in die Wirrnis gefühlsmäßiger Konstruktion. Beide wollen, mit Recht unzufrieden mit der Wirklichkeit, etwas Besseres darstellen und die Kräfte zeigen, die zu diesem Besseren führen, und beide erreichen ein künstliches Ideal, das keinen Hund hinter dem Backofen hervorlockt. Ich habe die größten Sympathien für dieses im Grunde kindliche Wesen der meisten unserer Schriftsteller — wenn sie nur kindlich blieben, bewußt kindlich, und aus dieser Eigenschaft Dichtung machten, anstatt das Kind in Rüstung zu stecken und auf die boshaften Zeitgewalten loszulassen. Was soll man mit dem Alfons Rangger in Schrott-Fiechtls ‚Sonnseitige Menschen' machen? Es ist wieder einmal der wohlbekannte Tiroler Bua, aber nicht menschlich, wie etwa bei Karl Wolf oder selbst beim Reimmichl, sondern zur Karikatur gesteigert, als käme er aus einer Satire von Thoma oder Meyrink. Der Rangger-Fons kann alles und macht alles; er ist baumstark mit einem Kindsgemüt, trotzig und weich, verhaut die Widersacher serienweis und kann kein Blümlein knicken. Er geht in die Fabrik und wird im Handumdrehen Meister, Erfinder, Großkapitalist, kauft einen großen Bauernhof und zeigt den Bauernrammeln, was großzügige Wirtschaft heißt, und sicher kommt er noch in den Landtag und natürlich kriegt er obendrein das sauberste Diandl in ganz Tirol. Was soll das? Schrott-Fiechtl kennt die Gefahren, die das Eindringen der Industrie dem Tiroler Volkstum bringt. Er meint, sehr richtig, daß die Industrie nicht herauszuwerfen ist, daß aber der Arbeiter bodenständig sein muß, um ein gutes Glied des Volkes zu werden. Er stellt den Rangger-Fons als Muster hin, ja, aber wer soll solchem Ausbund an Tugenden und Glück nacheifern? Hätte er seinem Helden ein bescheidenes Format gegeben, so wäre das mehr gewesen. Andererseits glaubt er, daß der Landwirt weiter kommen würde, wenn er seine Wirtschaft vervollkommnete, neue Methoden einführte und für den besten Absatz produzierte. Der kluge Alfons aber muß für diese Ideen gleich so marktschreierische Reklame machen, daß einem armen Bäuerlein dabei Hören und Sehen vergeht. Alles hört sich so einfach an, wie zweimal zwei vier ist. Hätte der

Verfasser seinen Helden einige Jahrzehnte in der Stille wirken lassen, so würde man ihm einen Erfolg glauben, einen Erfolg auch auf die bäuerliche Umwelt. So kann man nur von einem Glück sprechen, das dem Alfons zufällt wie ein Lotteriegewinn. Für die Gültigkeit der Ideen ist damit gar nichts getan. — Von dem Stil Schrott-Fiechtls war ich nie entzückt; er erzählt nicht, sondern spielt dramatische Szenen, aber wie der Naturbursch auf einer Vorstadtbühne.

Wochenlang habe ich jenen Roman wie Maria Köcks Roman ‚Das Vorstadthaus' hin- und hergewendet, gewogen, aus der Hand gelegt und wieder aufgenommen — in meiner Ablehnung ist also kein Hauch von Impuls, sondern sie ist voll Überlegung. Herzlich gern möchte ich Gutes sagen; wenn ich es nicht kann, so liegt es nicht an mir. Lebensfremde Menschen sind schon im täglichen Leben übel daran; wenn sie sich ihre Lebensfremdheit aber auch noch herausschreiben mit dem deutlichen Glauben, daß ihre Ansichten weltbewegend sind, so haben sie es sich selber zur Last zu legen, wenn eine Ablehnung verletzt. Maria Köck möchte das alte Wien festhalten, und weil es sich nun einmal nicht halten läßt, ist sie tief betrübt. Das alte Wien war voll goldenem Gemüat, voll kindlichem Humor, voll Bravheit, Biederkeit und Frömmigkeit. Nachdem die neue Zeit ihren Einzug gehalten hat, gibt es Betrüger, die alten Leuten ihr Letztes wegnehmen, Verführer, die denselben Leuten ihr einziges Mädel in die Schand bringen, — wie das immer so geht, wenn Weiß und Schwarz zusammenkommen. Den Kern der Erzählung bildet ein angenommenes Kind, ein Bub, eine Seele von Mensch, der Maler wird (natürlich in Italien), sehr berühmt wird und gerade in dem Augenblick eine große Erbschaft macht, in dem seine armen, alten Pflegeeltern, um ihr Letztes gebracht, im Asyl Unterkommen finden. Das gerührte Herz der guten Verfasserin schwelgt dann in dem Schlußkapitel, in dem der reiche Künstler die biederen alten Leute in das wunderbar renovierte und mit allen Errungenschaften der Neuzeit (dazu ist die verwünschte Neuzeit natürlich gut) ausgestattete Vorstadthaus im Triumph einführt. — Ach, das ist ja gar kein Roman, das ist ein Märchen, wie ein zwölfjähriges Mädchen es träumt. Schade nur, daß es nicht auch wie ein Märchen geschrieben ist.

* * *

Wie klar, menschlich reich und trotz ihrer Anspruchslosigkeit vollkommen sind dagegen die kleinen Erzählungen von Richard Knies, mit dem Titel ‚Sonderlinge von der Gasse'! Man muß schon zu Schaffner, Raithel und, höher hinauf, zu Jean Paul gehen, wenn man etwas so Hübsches lesen will wie beispielsweise die Geschichte von Molli, der an der Ordnung starb. Handfeste Bürgerlichkeit wird in dem alten Sonderling nur den bummelnden Saufaus sehen, hinter dem die Kinder herlaufen. Knies, ohne die äußerlichen Eigenschaften seines Molli zu beschönigen, läßt die Seele unter der verschrobenen Kruste aufleuchten. Seine Liebe hat nichts von Sentimentalität, die mit moralischem Augenaufschlag den meisten unserer Erzähler die dichterische Wirkung verdirbt. Es geht ihnen wie dem jungen Kaplan, der ratlos am Sterbebett des alten Molli sitzt. Die Ordnung und die schnellfertigen Redensarten bringen nicht nur den Sonderling um. Von den übrigen Erzählungen des Bändchens muß noch ‚Narrenrache' als besonders gelungen bezeichnet werden. Hier werden sogar drei Menschenleben, verwirrte, törichte und böse Menschenleben dem Leser ans Herz gelegt, so verstehend und liebevoll, daß das Herz ihnen warm entgegenschlagen muß. Knies hat jenen dichterischen Humor, der das Erbärmliche verklärt.

Hans Steigers Art, nach seinem Novellenband ‚Job, der Feigling' zu urteilen, hat etwas leis Selbstgefälliges, in Stil und Stoff prägt sich die Absicht aus, etwas Besonderes zu geben. Wobei gleich gesagt werden mag, daß Steiger es gar nicht nötig hätte, sein Wesen zuzuspitzen. Seine dichterischen Fähigkeiten liegen offen zu Tage; es kommt für ihn darauf an, die drängende Unruhe zu meistern. Die Titelnovelle, wie die heiße Erzählung ‚Die Burg', in der ein süßes Gewähren — und Sichgehenlassen dicht vor der Katastrophe mit einem Ruck zum Stillstand gebracht wird, lassen Ähnlichkeiten mit den Arbeiten der explosiven Romantik, die man auch Expressionismus nennt, finden. Man muß begierig sein, zu sehen, was Hans Steiger weiter aus seinen starken Fähigkeiten macht.

Rundschau

Geschichte

Fürstbischof Echter von Mespelbrunn. In der Institution des katholischen Episkopats ist heute in Deutschland die monarchische Idee und der Legitimitätsgedanke allein noch lebendig. Der Glanz der Mitra verbleicht nicht im eintönigen Grau der demokratischen Gesellschaft. Nicht als wäre es erwünscht, daß der Episkopat die seigneuralen Formen von ehedem nun als Ersatz geschwundener höfischer Formen betonte. Er wird diese unbequeme Last aus staatskirchlichen Tagen gerne fallen lassen und sich in demokratischer, dem Evangelium nicht fremder Ungezwungenheit und Unmittelbarkeit heimischer fühlen. Die innere Würde des Gottesgnadentums und der apostolischen Sukzession, auf die auch nicht ein entfernter Schein von Beamtentum mehr fällt, wird um so stärker durch die schlichte Form reiner Menschlichkeit leuchten.

Ehemals meist mehr Landes- als Kirchenfürsten, dann ein Jahrhundert lang Kirchenfürsten und Staatsdiener, werden die Bischöfe nunmehr ausschließlich Vertreter des Gottesreiches sein. Vielleicht mag es daher überraschen, wenn ihnen hier eine Rolle zugewiesen wird, die außerhalb des religiösen Bereichs liegt.

Könnten nicht im neuen Deutschland, in dem die Fäden der geschichtlichen Überlieferung reißen, über das eine internationale Gedanken- und Gefühlswelle dahinflutet, das sich unter Verwischung seiner inneren Grenzen zu einem gestaltlosen Einerlei zu vermischen droht, unsere Bischöfe, die in ihrer Jahrhunderte währenden, ununterbrochenen Abfolge als Volkshirten mit den Stämmen ihrer Sprengel verwachsen sind, in katholischen Gegenden auch politische Träger der Tradition und des Landschaftsgedankens werden, die nun einmal nach persönlicher Vertretung drängen?

Auf diese Idee hat eine kleine Schrift geführt, die der Würzburger Bischof Ferdinand aus der geistlichen Dynastie des Kilian, Burchard, Echter, Schönborn und Erthal dem christlichen Frankenvolk gewidmet hat: eine Lebensbeschreibung seines großen Vorgängers Julius Echter von Mespelbrunn (1573 bis 1617), zu seinem 300jährigen Todesgedenktag erzählt von Dr. Vitus Brander.* Dieses volkstümlich geschriebene Leben des Würzburger Fürstbischofs verleiht nicht nur seinem Andenken, das heute noch im Frankenvolk lebendig ist, frische Farben: es spricht einen an wie ein Gruß aus der fränkischen Heimat und weckt Heimweh nach den Wäldern des Spessarts, der in einem weltverlorenen Wiesengrunde die märchenhafte Wasserburg der Echter birgt, und nach den altfränkischen Dörfern und Städtchen am Main, die Julius mit seinen Kirchen — 300 an der Zahl — geziert hat.

Man liest mit heißem Kopf. Eine Zeit des völligen Zusammenbruchs wie nur die unsere. Die fränkische Erde noch zerwühlt von Bauernkrieg, Markgrafenfehde, Grumbachschen Händeln. Canisius berichtet nach Rom: ‚Die Irrlehre hat den Katholiken in Franken kaum noch Weniges übrig gelassen.' Vielleicht also doch noch eine kleine Herde starken Glaubens? Aber Canisius berichtet aus

* Julius Echter von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg. Sein Leben und Wirken zum 300jährigen Todesgedenktag dem christlichen Frankenvolk erzählt von Dr. theol. Vitus Brander, Subregens im bisch. Klerikalseminar. Würzburg 1917, Preis 1.75 Mk., (16 Illustrationen).

Würzburg weiter: ‚Der Klerus ist voll von Lastern.‘ Simonie blüht. Unzucht wuchert. Der Klerus stirbt aus, dieweil er sich beweibt. Seine Passion: Wein und Würfelspiel. ‚Dabei sorgen die Räte und Politiker dafür,‘ so heißt es in einem theologischen Gutachten über die Würzburger Diözese, ‚daß alles überall erstarre. Während so Petrus schläft und Judas wacht, wendet sich alles zum Schlimmeren, so daß wir von der alten Kirche kaum noch den Schatten übrig behalten.‘

Und doch war es so gar nicht gleichgültig für die Stellung des Katholizismus in Deutschland, ob er sich in den beiden fränkischen Fürstbistümern, jenem Bindeglied zwischen Bayern und den rheinischen Kurfürstentümern, behauptete oder unterlag. Von den kirchlichen Zuständen im Bamberger Hochstift aber entwirft die Lebensbeschreibung des Bamberger Fürstbischofs **Veit II. von Würzburg** (1561—1577) von Dr. **Wilhelm Hotzelt*** ein Bild von nicht minder düsteren Farben. Eine verrottete Adelsoligarchie führt im Kapitel das Regiment. Nicht häretisch ist man in diesen Kreisen gesinnt. Dafür fehlt das religiöse Interesse. Aber leben will man. Schließlich versteht man sich ja auch dazu, wenn es denn sein muß, zu reformieren, aber in einem geruhsamen Tempo, ohne jemand, ohne sich selber zu nahe zu treten. Bei jedem Mißbrauch, den es abzustellen gilt, heißt es zunächst: Es war immer so, bei jeder durchzuführenden Reform: Es war nie so! Daher dieser Horror vor den Jesuiten. Wenn Hotzelt für jene Zeit von einem deutschen Begriff von ‚katholisch‘ spricht, so muß als seine Signatur Indolenz bezeichnet werden. Von der religiösen Inbrunst, wie sie die Romanen treibt, sobald sie von ihren Ausschweifungen zurückgefunden haben, ist beim deutschen, zumal höheren Klerus jener Tage kein Hauch zu verspüren. Das Reformkonzil, auf dem die Kirche ihr Haus neu einrichtet, beschickt der deutsche Episkopat nicht und ladet damit Folgen auf sich, die bis auf den heutigen Tag fortwirken. Aber das Tridentinum, nicht nur seine Rechtsordnung, sondern auch sein Geist, setzt sich in Deutschland durch. Auch Fürstbischof Veit, ursprünglich nicht allein durch Wahlkapitulation der Sippe adeliger Domherren verschrieben, sondern auch als einer der Ihren und als Vater fünf natürlicher Sprossen in ihr System verstrickt, macht sich nun langsam von diesem auch innerlich in achtenswerter Weise los und beginnt unter dem Drucke Roms und unterstützt von der bürgerlichen Geistlichkeit mit den dringendsten Reformen. Freilich von einer für seine Zeit und für seine Verhältnisse **heroischen** Hingabe beim Eingehen auf Roms Reformverlangen möchte ich bei ihm mit Hotzelt nicht reden. Es fehlt ihm, wie sein Biograph selbst sieht, an Energie, es fehlt ihm auch an Größe.

Es ist vielleicht nicht mehr ganz dieselbe Welt, in die Veits jüngerer Zeitgenosse Julius Echter von Mespelbrunn aus kurmainzischem Geschlecht, von den hohen Schulen Flanderns, Frankreichs und Italiens kommend, wo er das romanische Ideal der Gegenreformation in sich eingesogen haben mag, zuerst als 24jähriger Domkapitular, dann drei Jahre später als erwählter Bischof der Nachbardiözese Würzburg und Herzog von Franken, ohne vorerst Priester zu sein, tritt. Das Tridentinum hat schon gewirkt. Das Selbstbewußtsein der Katholiken ist gestiegen. Jesuiten haben bereits unter Echters Vorgängern in Würzburg gewirkt. Und doch noch ist alles im Fluß, alles noch möglich auch um diese Zeit. So fällt Echters Freund, der Kölner Erzbischof, ab und nimmt ein Weib, so daß Fürstbischof Julii Mutter

* Veit II von Würzburg. Fürstbischof von Bamberg von Dr. Wilhelm Hotzelt (Studien und Darstellungen aus dem Gebiete der Geschichte. Herausgeg. von Dr. Hermann von Grauert IX. Band 3. und 4. Heft) Freiburg 1919, M. 7.

auch für ihren Sohn fürchtet, ‚dessen es gottlob nicht bedurft', fügt freilich der Chronist hinzu. Als jedoch 1617 Julius Echter stirbt, ist das Los endgültig gefallen. Er hinterläßt ein kernkatholisches Franken, an dem auch die lutherische Herrschaft Bernhards von Weimar spurlos vorübergeht. Julius hat das Chaos bezwungen. Wie hat er dies vermocht? Durch Gewalt, so sagt man. Wohl verweist er die Neugläubigen, so sie von ihrer Lehre nicht lassen wollen, des Lands. Aber was hat er denn an die Stelle der Überzeugungstreue solcher Vertriebener zu setzen?

So schafft denn dieser gläubige Willensmensch, der anders wie der Bamberger Veit den Kampf mit seinem Kapitel rücksichtslos aufnimmt, einen neuen Klerus, säubert die Klöster, baut Kirchen, zieht selber von Ort zu Ort, um jedem einzelnen ins Gewissen zu reden, reformiert die Volksschulen, errichtet Seminarien, ein Adelskonvikt, eine Universität, korrespondiert mit Baronius und Possevin, Justus Lipsius, Stephanus und Manucius, gründet ein Hospital von Weltruf und — was das Wunderbare an diesem Manne ist — erstarkt, während er sich in nie rastender Aktivität verausgabt, gleichmäßig an gesammelter Kraft und Innerlichkeit des Gebetslebens. Gewiß ist Julius Echter, soweit er als Bischof und Priester einen Veit von Würzburg hinter sich läßt, kein religiöser Genius wie etwa sein Zeitgenosse Erzbischof Carlo Borromeo. Dafür ist er eine zu überwiegend staatsmännische Natur und zu tief in die politischen Wirren seiner Zeit verflochten. Der Bischof entrichtet in ihm schließlich doch dem Territorialfürsten Tribut. Am treffendsten charakterisiert ihn der Schotte Richard Stanihurst nach persönlichem Eindruck: Praesul omnino certus, pius, politicus. Pietät, Treue gegen den von frommen Eltern und Vorfahren überkommenen heiligen Glauben ist der Grundzug seiner gesunden und männlichen Religiosität.

Sicherlich können Ströme lebendiger Kraft auch noch heute, da wir ihrer mehr denn je bedürftig sind, von diesem glaubens- und willensstarken Geiste, wie ihn Branders Bericht uns nahe bringt, ausgehen. Für die Biographie des Bamberger Kirchenfürsten Veit von Würzburg konnte Hotzelt, da ein geringerer Stoff zu bewältigen war, eine abschließende Arbeit liefern. Vielleicht regt nun Branders Büchlein auch zu der umfassenden wissenschaftlichen Echterbiographie an, die uns so gut wie die Sailer- oder Görresbiographie und so manche andere noch fehlt. Wir bemühen uns so wenig um unsere großen Männer. Um so mehr sei es Brander und dem Würzburger Bischof gedankt, daß sie uns auf Julius Echter wieder aufmerksam gemacht haben.

F.

Literatur

Deutsche Dichter auf Reisen zeigen, sofern sie im Wesen ihres Volkes wurzeln, einen starken Hang, den Dingen auf den Grund zu gehen; sie wünschen zu wissen, warum die Dinge, die sie sehen, gerade so sind, und das Sehen steigert sich ihnen zum Erleben. Die Dinge werden ihnen zum unverlierbaren Eigentum. Der Gallier sucht das Spiel der Eindrücke; von Montaigne, über Flaubert bis zu Maupassant und Taine, Loti und Suarez spürt man ein sinnliches Genießen seine heißen und blitzenden Wellen schlagen; es kommt zu einer einwühlenden Ekstase, nicht aber zu einem innigen Erleben: die Seele der Dinge bleibt unerlöst und die Seele des genießenden Subjekts ebenfalls. Die Reise des deutschen Dichters ist schöpferische Arbeit, das beweisen die beiden Wanderbücher* von Wilhelm von Scholz — schöpferische Arbeit, mit allem ihrem tiefen Leiden, aus dem der Genuß schwer

* Wilhelm von Scholz, ‚Reise und Einkehr', ‚Städte und Schlösser'. (Friedr. Andreas Perthes A. G., Gotha.)

und triumphierend sich erhebt. Sein Reisen geht nicht sowohl in die Ferne, sondern auch in die eigene Brust, es ist die große und kleine Welt, die seine Sehnsucht durchfährt. Wenn er in ein Neckarstädtchen, in einen fürstlichen Park, in eine Barockstadt kommt, so sucht er nach den Wurzeln dieser Gebilde, sucht die Zeit sich heraufzubeschwören, deren Werke er sieht, und erlebt sich nicht sowohl als moderner Mensch, sondern als einer, der irgendwie auch in der Vergangenheit wurzelt. Er fühlt sich eingefügt in das geschichtliche Werden, und Stolz und Demut mischen sich gleicherweise in seinem Herzen. Er empfindet wie der alte Baumeister, der das Werk schuf, vor dem er steht. Aber er ist auch selber Baumeister: Den Schluß eines der Bände bildet der mystische Traum von der Abendburg, der nicht nur raumkünstlerische Phantasie, sondern unsichtbarer Tempel ist, aus Empfindungen gebauter Turm, auf den man steigt und in tiefster Einsamkeit sich, die Erde, den Himmel erhaben fühlt. Man spürt fast in jedem Bilde den Mystiker, dem alles Leben Erleben ist, Natur, Gott, Bau, Landschaft. Man denkt an Goethe und an die geistigen Väter des Mittelalters. Ein faustisches Wesen ist in Scholz; es besitzt ihn so weit, daß er sogar die kleine, holzgetäfelte Zelle preist, die geschlossene Muschel: ein kleines, buntes Fenster, ein Schreibpult, ein großer Stuhl — nichts, was ablenkt; der Blick soll nach innen gehen, das Ohr nach innen lauschen. Seine Prosa hat ganz die mystische Schwere einer dem Innern entsteigenden Sprache; Scholz dichtet, wenn er einen Satz schreibt, ohne mit dem Wesen des Dichters zu prahlen. Hätte er noch die schöpferische Mystik, so wäre er ein Meister.

Zur Verstärkung des Eindrucks seiner geistigen Bilder fügt Scholz Lichtbildaufnahmen bei. Joseph Ponten, der in Griechenland reist, will Wort und Bild zu einem einzigen und zusammengehörenden Eindruck machen. Er gibt die beiden Bände ‚Griechische Landschaften'* mit dem Untertitel ‚Versuch künstlerischen Erdbeschreibens', und verbindet die nachempfindende und nachschaffende Tätigkeit des Malers, Dichters, Gelehrten miteinander. Die Vorbedingungen des Gelingens seiner Absicht bringt Ponten mit: dichterische Empfindung, malerisches Sehen, ernsthafte geologische und botanische Kenntnisse. Das, was in einer Reisebeschreibung sonst nebeneinander steht, eingeteilt in Kapitel und Abschnitte, gibt er als Einheit. Es ist indessen nicht leicht, dem Leser diese Einheit zu vermitteln, denn das Lesen erlaubt nur ein Erleben des Nacheinander. Ist aber die Stimmungsgewalt des dichterischen Empfindens sehr stark wie etwa auf dem Ritt über den Taygetos oder beim Aufenthalt auf den Strophaden, so vermittelt es dem Leser einen so kräftigen Eindruck, daß Malerisches und Wissenschaftliches sich dem Eindruck einfügen und anpassen. Das hat Ponten sicher nicht beabsichtigt, aber das dem Erleben entspringende Wort ist immer stärker als das beschreibende und aufklärende. So ist der erste Eindruck. Nimmt man aber den Textband und den Band der Abbildungen zusammen her, hält Bild und Wort nebeneinander und arbeitet sich Wort für Wort und Linie für Linie vorwärts, so erhält man in der Tat einen starken Eindruck von griechischer Landschaft, einen Eindruck, der echt ist und der Wirklichkeit standhält. Pontens Darstellung ist nicht nur eine Bereicherung des Gefühls, sondern auch des Wissens: atmosphärische Verhältnisse, Zusammensetzung des Bodens, Art des Anbaues, Tierzucht, Gesteinsbildung — alles geht in der Darstellung auf, die gründlich ist, ohne pedantisch zu sein. Immer schwingt bei Ponten die große Liebe zur Landschaft zwischen den Zeilen, und sein

* Josef Ponten, ‚Griechische Landschaften', 2 Bde. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Werk ist eigentlich nichts wie die große Liebe zum Griechenland. Wer liebt, wünscht unerschöpflich an Künsten zu sein, um dem Fremden den Gegenstand der Liebe mit allen Reizen und Deutlichkeiten heraufzubeschwören. Vielleicht ruft mein kurzer Bericht schon den Eindruck von einer Zwiespältigkeit Pontens hervor? Das ist beabsichtigt. Er setzt seinem Werke als Leitspruch den Byronschen Vers voran: „And me high mountains are a feeling.“ In diesem Werk aber finden sich auch Sätze wie: ‚Es liegt eine unendliche Süßigkeit, eine reine Seligkeit in dem Besitze einer Zahl, in dem Wissen, daß sie wahr ist‘, ein Satz, der bei der Betrachtung über die Möglichkeit geschrieben wird, ‚das jährliche Mittel der Abtragung der Erde im Flußganzen des Kladeos zu finden‘. Man hat hier die beiden äußersten Punkte des Pontenschen Wesens, soweit es sich aus dem Werk über die griechischen Landschaften ergibt.

Im Gegensatz zu Ponten ist **Isolde Kurz** in ihrem Buch über Hellas* ganz **eins**. Wer in ihren Jugenderinnerungen gelesen hat, weiß, wie ihr Hellas als Kind zum Erlebnis wurde, das **geistige** Hellas, und wie sie nun, als reife Frau, Hellas, das heutige, in Wirklichkeit sieht, so steht doch immer das geistige überschattend und groß hinter dem wirklichen. Die Landschaft belebt sich mit den heroischen Gestalten der versunkenen Jahrtausende, und da ihr frühestes sowohl wie ihr letztes Erleben das heroische Griechenland war, geht sie im modernen herum wie eine Traumwandlerin: Ist es ihr nicht, als habe sie selbst in jenen hellen Zeiten einer schönen, völkischen Hochblüte gelebt? So erhält das, was sie erzählt, etwas unsagbar Geheimnisvolles; es ist, als wäre sie selber wiedergeboren und das vergangene Erleben mische sich untrennbar mit dem heutigen Erleben. Diese Mystik verbürgt, da es sich nicht um etwas nebelhaft Gefühltes, sondern um etwas innig Erlebtes handelt, einen großen und tiefen Eindruck auf den Leser und macht ihr Buch zu dem Besten, was über Griechenland geschrieben ist, trotz Fallmerayer, Engel, Öttingen, Hauptmann und Ponten. Sie hat nicht die objektive Wahrheit, noch weniger die Wirklichkeit gesucht, sondern die subjektive Wahrheit. Da sie diese, ihre eigene Wahrheit schmerzhaft und beseligend tief empfand und zudem die dichterischen Mittel besaß, um dieses Empfinden wiederzugeben, erreicht sie das Höchste: die künstlerische Wahrheit. Da sie nach Griechenland kommt wie in ihre Heimat, vermag sie auch, als eine Eingeborene, das Wesen des alten Hellas am tiefsten zu deuten. Am Ende ihres schönen Buches stehen einige Sätze, die nicht nur zurück-, sondern vorausweisend sind. ‚Dann wird es eine solche Kunst wieder geben, wenn das zersplitterte Leben wieder einmal zu einer Einheit zusammenwächst. **Der einzelne mit seinem Talent ist dazu nicht vermögend.** Erst muß wieder ein Geschlecht geboren werden, das mit der Kraft des Genius auch die Seelengröße der Kämpfer von Marathon und Plataä in sich trägt...‘ ‚Und was hat die Griechen so groß gemacht bei ihrer Menschlichkeit? wage ich zu fragen. Daß sie keine Freude kannten, die nicht vom Geiste gewürzt war. . . . Ihre andere Größe war Ehrfurcht. . . . Ihre dritte Größe aber war ihr Glaube, ihr tiefer Glaube an alles Göttliche.‘ — Man braucht nicht viel an diesen Sätzen zu ändern und wird in den Wurzeln der hellenischen Kultur, die sie aufdeckt, auch die Wurzeln der großen deutschen Kultur des Mittelalters erkennen. Dem deutschen Dichter im voraus segnenden Gruß, der **diese** Wanderung einmal unternimmt.

Herwig.

* Isolde Kurz. ‚Wandertage in Hellas‘. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Verschiedenes

Erwachte Steine. **Wir lächeln** über deutsche Oberlehrer und schrullenhafte Dilettanten, die über jeden verwitterten Römerstein, den sie aus dem Humus des Taunus oder Odenwaldes wühlen, eine kindliche Freude bekunden und ihn zum Gegenstand gelehrter Dissertationen machen. Schließlich aber steckt uns Deutschen doch allen, ob Humanisten oder Realisten, diese Schrulle im Blut. ‚Minotaurus. Der Veredariierstein im Saalburgmuseum' betitelt sich eine von diesen Abhandlungen, die Dr. F. Quilling zum scharfsinnigen Verfasser hat, während ein Mann der Technik und Naturwissenschaft Dr. Friedrich Dessauer die Mittel zum Druck des geschmackvoll ausgestatteten Werkes zur Verfügung gestellt hat. Limesforschungen sind zugleich ein Stück Heimatkunde. Dies verleiht ihnen vor anderen archäologischen Unternehmungen einen besonderen Reiz, der auch Quillings Arbeit eigen ist.

Ums Jahr 200 nach Christus auf der Kapersburg im Taunus stationierte Angehörige einer slavonischen Fourageurabteilung, Veredarier genannt, stiften dem Schutzgeist ihrer Truppe ein Votivbild aus Vilbeler Sandstein, das den Genius selbst und ihm zur Seite eine nur fragmentarisch erhaltene kleine Figur zeigt, die bisher fälschlich als Postläufer gedeutet und ergänzt wurde. Verführt hat hiezu der Umstand, daß die Veredarier in der Folgezeit zur Getreidebeschaffung noch den Dienst des cursus publicus, der römischen Staatspost, hinzubekamen. Der Wert der Quillingschen Untersuchung liegt nun darin, daß die fragliche Gestalt als Minotaurus erkannt wird, den die Veredarier als symbolischen Vertreter für ihren einheimischen illyrischen Gott der Ernährung Juppiter Olbius dem Genius an die Seite stellten. Quilling rückt die kleine stierköpfige Figur in überraschende religionsgeschichtliche Perspektiven. Im zweiten vorchristlichen Jahrtausend ist auf Kreta ein Kult des Minosstiers entwickelt, der mit der minoischen Kultur das gesamte östliche Mittelmeerbecken überzieht. Ja, auch der ägyptische Apisdienst, das goldene Kalb der Bibel, der eherne Stier, den die Teutonen auf ihren Wanderungen mit sich führten, sowie Zeus, der sich in Stiergestalt Europen nähert, werden als Ausstrahlungen dieses prähistorischen Stierkultes gefaßt. Beim Einrücken der von ihrer indogermanischen Heimat nach Süden gedrängten Griechen auf Kreta verschmilzt die Minosnatur mit dem hellenischen Zeus zu einem stierköpfigen oder doch gehörnten Zeus. Als Zeus Olbios oder Juppiter Olbius genoß dieser wachstumverleihende Unterweltgott mit den Hörnern, dem Symbol der Fruchtbarkeit, in der hellenistisch-römischen Zeit die gleich ausgebreitete Verehrung wie sein Kultvorgänger Minos. Von den Legionen Roms wird auch er nach Germanien geführt wie so manche synkretistischen Götter, in deren bunter Gesellschaft sich unscheinbar und unbekannt der Christengott befand.

So ist auch der Veredariierstein einer von den ‚Erwachten Steinen'. Haben die fremden Soldaten vor vielen hundert Jahren auf unserem Boden ihrer fernen Heimat gedenkend den Stein auch einem falschen Gott geweiht, so spüren wir doch bei seiner Betrachtung einen Hauch frommer Innigkeit und denken an unsere Soldaten, wie sie auf fremder Erde im Schützengraben und im Waldversteck der Schutzherrin der Heimat so manchen frommen Bildstock setzten. F.

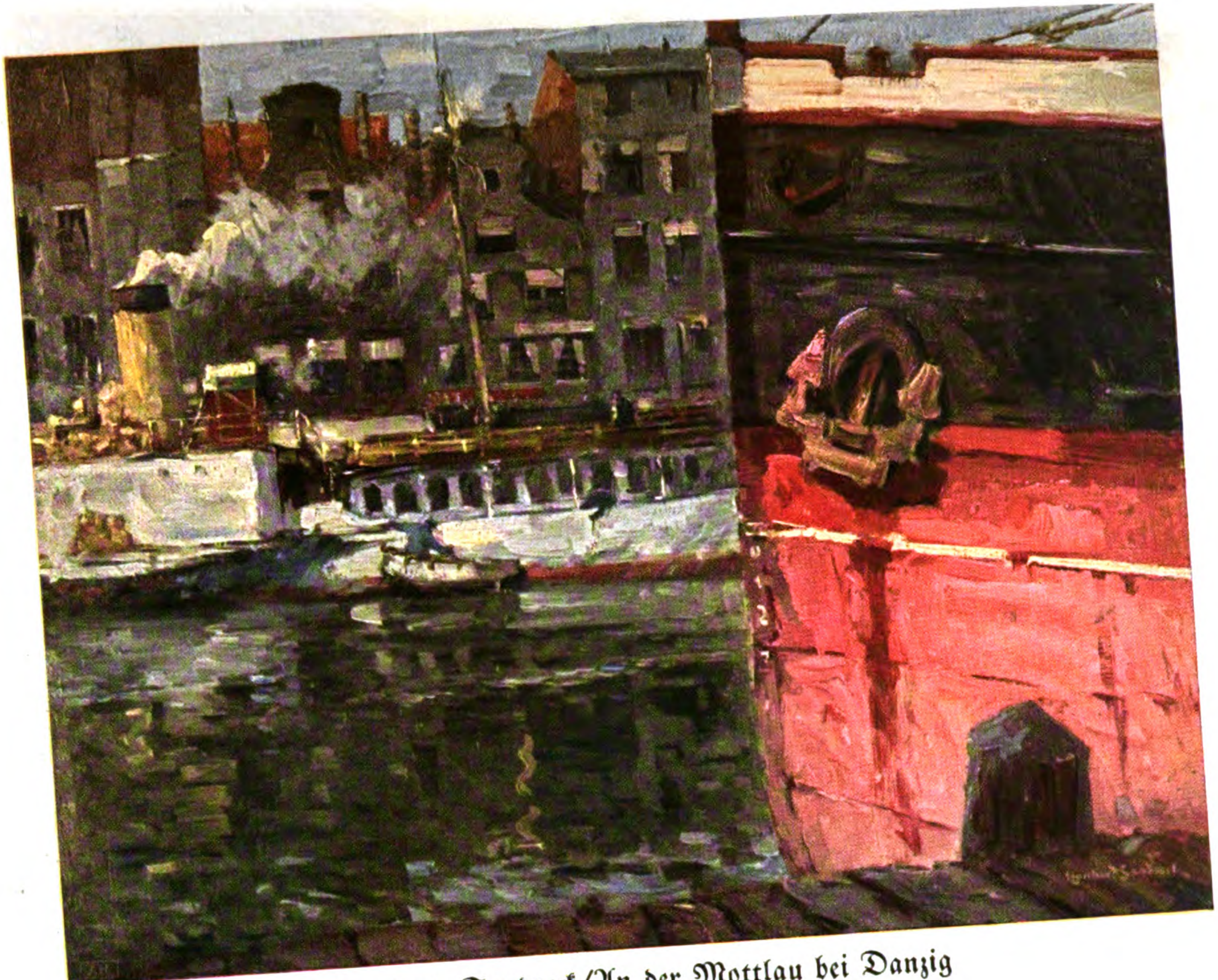
Unsere Kunstbeilagen

So sehr seit Jahrhunderten der Weg der Malerei zur Naturerоberung hinführte, so wird doch unser eigentlicher Begriff der Landschaftskunst immer zuerst wieder zu den Niederländern der Barockzeit zurückkehren. Von ihnen und besonders von Jakob van Ruisdael (1628—1682) ist eine solche Übereinstimmung des Stoffes, der Motive, mit den Formen, dem abgewogenen Rhythmus des Eindrucks gefunden worden, daß man hier den Landschaftsstil in seinen besten Eigenschaften zu erkennen glaubt. Dazu trägt noch besonders bei, daß die Komposition auch von jenem Hauch der monumentalen Anschauung belebt wird, die auf die Bewältigung eines schon im Natureindruck bedeutenden, malerischen Motivs gegründet wurde, die der Barockkunst an sich eigen war und worin diese Landschaften der Niederländer sich von der paysage intime der Franzosen im letzten Jahrhundert unterscheiden. Der flüchtige Betrachter sieht das natürlich bewegte Bild, der eindringliche erfreut sich zugleich an der Formkraft der Darstellung.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Univ.-Prof. Dr. Eugen Schmitz
Dresden, Marienstraße 38/40.

Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl
in Wien IV, Favoritenstraße 35.

Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.



Leonhard Sandrock/An der Mottlau bei Danzig



Sechzehnter Jahrgang September 1919

Der Selbstmord Europas

Von Eugen Rosenstock

Kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution, also kurz vor dem Zusammenbruch des ancien régime in Europa, wurde Gibbon mit dämonischer Leidenschaft von seinem Plan befallen, den Niedergang und Fall des antiken römischen Reiches zu beschreiben. Jeder Vergleich mit der Gegenwart lag ihm da noch fern.

Kaum aber, daß die große Revolution ausgerast hatte, als sich der Blick für Untergänge und Untergehendes ungeahnt vertiefte. Seit 1800 wittern alle tieferen Geister das Verhängnis eines ungeheuren Todes ihrer eigenen Kultur. Diese Witterung, bei Adam Müller schon deutlich, steigert sich bei Nietzsche und bei Dostojewski zu apokalyptischen Visionen. Aber die ganze gebildete Welt, mochte sie sich vor Namen wie diesen auch gern bekreuzigen, verfuhr selbst durch das ganze Jahrhundert hindurch so, als sei der Geist an einem Weltabend angelangt. Denn sie erforschte, schrieb und sichtete die Geschichte der Welt. In den Vordergrund des Geisteslebens tritt die Geschichtschreibung erst jetzt in Europa. Und die Geschichtschreibung hält allem, was sie anrührt, die Leichenrede. Alles, was Klio in Stein ritzt, muß ja zuvor gestorben sein. Eine mittelalterliche Chronik behandelt das Entfernteste einfältig so, als sei es volle Gegenwart. Ein Historiker des 19. Jahrhunderts möchte die Chronik seines eigenen Zeitalters am liebsten so schreiben, als handle es sich um die Epoche der Karolinger. Damit wird die Gegenwart entwertet und entwurzelt. Die Verwesungshand der Geschichte, der Historismus, peinigt die Seele. Diese Pein suchen die Meister

des Faches zu lindern. Wenn Ranke in der Geschichte ewige Ideen nachweisen möchte, so meint er dadurch dem Totengräberamt des Historikers zu entgehen. Indem Ewiges sich im Geschehen offenbare, sei also doch Lebenspendendes aus den Geschichten zu holen. Das Vergangene sei nicht nur vergangen; es stürze nicht nur in den Abgrund der Zeit. Es spiegle sogenannte „Ideen'.

Dieser antikisierende Trost des ‚Idealismus' war zu mager, um Erfolg zu haben. Menschenleben sträuben sich denn doch, vor den Triumphwagen menschlicher Denkformen — und die schönsten Ideen sind und bleiben unsere eigenen Gedanken — gespannt zu werden. Die Menschheit kann nicht zwecks Verwirklichung der Erzeugnisse ihres eigenen Geistes die Erlaubnis zu leben haben. So langte die Wissenschaft am Ende des 19. Jahrhunderts nach einem besseren Trost. Ihre immer einförmiger anschwellende alexandrinische Bibliothek aller gewesenen Tatsachen sollte nunmehr geordnet werden mit Hilfe des Vergleiches. Durch den Vergleich der verschiedenen Epochen und Kulturen sollte in das ungeheure Trümmerfeld der Geschichte Sinn kommen. Breysig, Lamprecht, die Soziologen, die Nationalökonomen wie Marx, oder Bücher, nehmen Stufen an, durch die jedes Volk notwendig hindurchpassiere. Und indem jetzt alles verglichen wurde, suchte man auch für die Gegenwart nach einem vergleichbaren Zeitalter. Kein anderes fand sich dafür als — die römische Kaiserzeit. Die fin-de-siècle-Stimmung kitzelte oder spornte sich — je nach persönlichem Bedürfnis — an diesem Vergleich.

Damit war aber der Anschluß an Gibbon erreicht. Nunmehr mußte es auch zu einer Geschichte des Niederganges und Falles Europas kommen. In anderthalb Jahrhunderten war die Leichengräberin der europäischen Geschichtschreibung mit allen Aufgaben durch. Unmittelbar vor der Götterdämmerung des europäischen Bankerotts zwischen 1911 und 1917 ist diese Entsprechung zu Gibbon verwirklicht worden.

In diesen sechs Jahren hat ein aus der Mathematik und Philosophie herkommender einsamer Gelehrter, Oswald Spengler, mit dämonischer Leidenschaft ‚den Untergang des Abendlandes' zu schildern unternommen.* Nur der erste Band des Werkes liegt bisher vor. Aber bereits im ersten halben Jahre ist er vergriffen worden.

Dieser große äußere Erfolg beruht nicht nur auf unserer inneren Beteiligung am Gegenstande, es ist auch die neue Schreibart, die mächtig wirkt. Bei Spengler finden wir weder Rankesche Ideen noch die üblichen mehr oder minder willkürlichen Vergleiche. Sondern der großen, für einen Historiker nicht zu überbietenden Aufgabe, den Untergang seiner eigenen Welt wissenschaftlich zu erforschen, sucht er durch ein neues Verfahren gerecht zu werden.

---

* Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte. Braumüller, Wien und Leipzig 1918, 633 Seiten.

Das Gleichnis soll nicht länger willkürlich gebraucht werden dürfen. England mit Karthago, uns mit den Juden, Friedrichs des Großen Einfall in Sachsen 1756 mit dem deutschen Einmarsch in Belgien 1914 vergleichen, das ist bisher bloß eine politische Spielerei.

Spengler will bestimmte Vergleiche als die richtigen und notwendigen dartun, für sie das Gesetz erkennen und alles Geschehene mit Hilfe dieses Gesetzes zu fest umrissenen Gestalten ordnen. Solch mächtige Ordnung in der Weltgeschichte kann nicht aus Einzelmenschen und Einzeltatsachen aufgebaut werden. Zur Gestalt der Geschichte wird die Kultur, zur einzigen Wirklichkeit der Geschichte wird die Zeit. So heißt der erste Band seines Werkes „Gestalt und Wirklichkeit". Er entdeckt zunächst das Geheimnis der Zeit, das seine eigene Lehrmeisterin, die Mathematik, so lange geschändet hat, und das ihm deshalb den größten Eindruck macht: Die Zeiträume sind ja nicht wie die Dinge im Raum fungibel, vertauschbar, daß man mit ihnen hantieren könnte; sondern der Strom der Zeit hat eine unabänderliche Richtung. Der Prager Ehrenfels hat diese Nichtumkehrbarkeit der Zeit mit der Witterung des Österreichers auch gerade im Kriege zu seinem Problem gemacht. Wenn die Zeit unabänderliche Richtung hat, so ist die Chronologie, die Zeitrechnung etwas anderes, als was man bisher gesehen hat. Sie ist die Linie, die eine einheitliche Gestalt, jenseits aller einzelmenschlichen, aller einzelstaatlichen Verkörperung, zu umgrenzen vermag. Ein Ereignis von 1200, ein zweites von 1500, ein drittes von 1800, sie sind nicht als Einzelereignisse kausal miteinander verknüpft wie einzelne Gegenstände im Raum, etwa 1200, 1500, 1800, sondern 1200—1800 sind durch die Richtung der Zeit ein einziges großes Ereignis, sie sind ein einheitliches *Schicksal* und 1200, 1500, 1800 sind nur untergeordnete Teilerscheinungen des Gesamtphänomens. Dies Gesamtphänomen nennt Spengler Kultur. Alle gewirkten Dinge, Künste, Dichtungen, Institutionen, Sitten, Wissenschaften sind mittels einer Jahrzahl angewachsen an dieser Gesamtgestalt der Kultur. Sie sind alle Symbole dieser Kultur, Verkörperungen ihrer Seele. Alle Lebensäußerungen des Jahres 1600 sind wie Äste, die aus dem Stamm in gleicher Höhe nach allen Richtungen notwendig hervorbrechen. Es hat also wenig Sinn, das Recht des Jahres 1600 auf das Recht des Jahres 1500 zurückzuführen, sondern Recht und Kunst und Musik und Tracht von 1600 haben alle einen gemeinsamen Sinn, Schicksalsstufe der Kultur zu sein, die eben als Gesamtgestalt in das Jahr 1600 eintritt. Mit einem neuen mächtigen Überraschen bricht jede solche Stufe unmittelbar vom Stamm her in die Welt. So wenig ein oberer Ast „aus" dem unteren „entspringt", trotzdem er mit ihm „zusammenhängt", so wenig gibt es kausale Verknüpfung zwischen zusammenhängenden Schicksalsstufen einer Gesamtgestalt. Diese Gesamtgestalt hat eine Morphologie, d. h. ein inneres Gesetz und einen Rhythmus ihres Lebens, die sich anschauen lassen. Und die Grundtatsache dieser Morphologie ist der Tod, die begrenzte Lebensdauer jeder „Kultur" genannten Gestalt. Die Grundtatsache, von der das Buch ausgeht und auf die es

hinführt, ist die, daß jede Kultur geboren wird, heranwächst, altert und stirbt wie die einzelnen Menschen auch. Bevor sie geboren wird, ist das von ihr zu ergreifende Menschentum barbarisch, durch ihre Geburt wird es zur ‚höheren Menschheit‘, mit dem Umschlag der Kultur in Zivilisation beginnt das Greisenalter und der Todeskampf. Ist die Kultur tot, so ist die ‚höhere Menschheit‘ aus den Völkern wieder herausgestorben; diese leben als Fellachenvölker weiter. Schon Luther hat ähnlich Gottes Geist mit einem Platzregen verglichen, der bald dies, bald jenes Volk betroffen, hernach aber tot auf dem Platz gelassen habe.

Diese Gesamtansicht Spenglers erhält von vornherein eine einseitige Zuspitzung, die das ganze Buch durchzieht und seine Proportionen leider verzerrt. Seine Gesamtansicht hat er nämlich nur in den Untertitel seines Buches gesetzt: ‚Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte‘. Darüber aber heißt ja sein Buch ‚Der Untergang des Abendlandes‘. Eine Teilerscheinung innerhalb der weltgeschichtlichen Morphologie übernimmt also die Führung. Im ganzen Buch ist ohne Ordnung bald von den Gesetzen der Geschichtsgestalten, bald von dem Untergang des Abendlandes die Rede, d. h. das theoretische und das aktuelle Problem werden unausgesetzt verquickt.

Aber in jedem Falle ist hier mit einem Schlage und durch die Kraft eines einzigen in selbstgewählter Einsamkeit mächtig schaffenden Mannes zwingend Bahn gebrochen worden für eine neue Wissenschaft, die im Rahmen der Geistesdisziplinen, der ‚lettres‘ im Gegensatz zu den ‚sciences‘ nicht nur irgendeinen, sondern den beherrschenden, ordnenden, einleitenden, klärenden Standort beansprucht. Vor dieser Morphologie verblassen die bloßen Quellenwissenschaften der Philologie und Kunstgeschichte. Es verblaßt aber auch die Geschichtschreibung. Denn die Historie sucht ja Motive, Ursachen, Gründe, sie muß also das Selbstbewußtsein der Menschen oder die Zielstrebigkeit der Materie einseitig betonen. Umgekehrt versinkt auch die dogmatische Wissenschaft unserer juristischen und staatswissenschaftlichen Fakultäten als unbedeutend. Denn sie messen alles Geschehen an menschlichen Satzungen oder an staatlichen Zwecken. Bleibt die Geschichtswissenschaft im Gewirr subjektiver Gründe stecken, so verliert sich die heutige Gesellschaftstheorie an das Objektive gewisser gemeinschaftlicher Absichten und sozialer Ziele, die erreicht werden sollen, oder erreicht worden sind, oder erreicht werden können. Zwischen diesen Dogmatismus der Juristen und den Historismus schiebt Spengler seine Morphologie des Geisteslebens neu ein, die gleich unbefangen vom Subjektiven wie Objektiven als Skepsis, d. h. als reine Anschauung, alles Geschehen in seiner Symbolik und in seinem Rhythmus gliedert und deutet. An Stelle einer aus dogmatischen Zwecken und historischen Ursachen zusammengeleimten Soziologie — dem Höchsten, zu dem es heute bestenfalls gebracht wird — setzt so Spengler mit der Majestät des Entdeckers eine goethesche Naturwissenschaft des Geisteslebens. Der Mensch schaut in einer gottmächtigen Schau andächtig, was vom Menschengeiste geschaffen ist, und er sieht, daß alles sehr gut ist und sein eigenes Gesetz siegreich an der Stirn trägt.

Als Erlösung von den unfruchtbar gewordenen Fach- und Fakultätproblemen, als Überhöhung des kindlichen Sandbackens unserer bloß addierenden Soziologen durch die beherrschende Plattform einer neuen Wissenschaft stellt Spenglers Werk ein denkwürdiges Ereignis dar. Und so fällt ihm auch die verdurstete Jugend haufenweis zu. Er hat diesen Erfolg verdient bei der nach Geist lechzenden Nachkriegsgeneration. Aber er verspricht uns leibhaftige Gestalt und blutwarme Wirklichkeit. Und er verspricht sie uns als reiner Betrachter, als Skeptiker. Sehen wir, ob er den Widerspruch, der hierin liegt, überwindet, und ob sein Meisterlich hieb- und stichfest vor uns hingestellt wird.

I.

Das theoretische Problem: Was ist eine Kultur? Und welches ist ihr Gesetz? löst Spengler, indem er jeder Kultur etwas mehr als ein Jahrtausend des Lebens einräumt: nämlich der chinesischen, ägyptischen, griechischen, indischen, arabischen und abendländischen. Genauere Zahlen gibt er nur für die letzteren vier. Aber ganz ernst macht er, der Mathematiker, auch hier mit den Zahlen nicht. Er wird nicht pedantisch. Die Zahlen werden nicht zu einem Prokrustesbett. Diese sechs Kulturen bezeugen für ihn das Leben der ‚höheren Menschheit'. Er sagt zwar nirgends, was er unter diesem dutzendweise gebrauchten Begriffe der ‚höheren Menschheit' verstehe. Aber er verlangt von jeder Kultur, daß sie aus einer eigenen Vorstellung vom Tode erwachse. Der Tod ist das Problem, an dessen eigenartiger Bezwingung eine Kultur sich kundtut. Er prägt für diese Tatsache den ehernen Satz, — einen der wenigen inmitten eines wohl klaren, aber nicht laut lesbaren Stils —: ‚Mit einer neuen Idee des Todes erwacht jede neue Kultur.' Daraus also dürfen wir wohl folgern, daß er intuitiv hiermit die ‚höhere Menschheit' einheitlich abgegrenzt hat: Wo der Tod zurückwirkt ins Leben, da beginnt die höhere Menschheit; am Tode erwächst die Seele. Diese Abgrenzung der Kulturmenschheit durch das Todeserlebnis ist seit 1789 nicht mehr gewußt worden; denn der Tod war im 19. Jahrhundert verpönt. Darum ist Spenglers Wiedererkennung der Frucht des Todes eine Tat, die sich übrigens durch den Inhalt des Gilgameschepos eindrucksvoll quellenmäßig belegen läßt.

Jede so aus dem Todeserlebnis einer Menschheitsgruppe gezeugte Kultur hat Frühling, Sommer, Herbst und Winter. In den Sommer fällt eine Reformation, ein Umschwung des Lebensgefühls. Pythagoras, die Hedschra, der Puritanismus bezeichnen alle drei in den ihnen zugehörigen Kulturen ein und denselben Vorgang: sie sind mithin gleichzeitig. Es ist also möglich und notwendig, die Kulturen nach solchen Gleichzeitigkeiten zu überblicken. Aber jede Kultur hat ihre eigene Seele, jede Kultur hat ihre eigenen Lebensrätsel, die sie während ihres Lebens gestaltet. Die Skulptur im Herbst des Griechentums entspricht also nicht etwa der Skulpur des Barock, sondern sie hat die gleiche Bedeutung wie die Barockmusik! Der Altar von Pergamon

bedeutet die gleiche seelische décadence wie die Wagnersche Oper. Das liegt daran, daß der Grieche nach einer punkthaften Verdinglichung des Lebens im Raum strebt (zahllose Statuen, zahllose Städte, jede das ganze Leben klar und eng umgrenzend; Euklids Geometrie darum der scharfe Ausdruck dieser körperhaften Weltbetrachtung), der Abendländer umgekehrt alle Dinge dem unendlichen Raum einzugliedern trachtet, alles hintergründig, perspektivisch, historisch, vertieft anschaut. Der euklidischen Kultur der Griechen steht die faustische Kultur der Abendländer gegenüber. Die arabische Kultur ist demgegenüber etwas drittes, nämlich magisch. Sie reißt jeden einzelnen Augenblick in eine göttliche, ewige, pneumatische Höhe empor.

Die Ausdeutung des Griechentums ist wohlgelungen; z. B. wird sich jeder seiner Erläuterung des griechischen Vierfarben-Freskos mit seinem Mangel der perspektivischen Farben blau und grün, seinem luftlosen Rot und Gelb aus der Seele dieser Kultur freuen; ihm stellt er den Goldgrund als Kennzeichen eines ganz anderen Raumbegriffs in Byzanz und Arabien gegenüber. Und im Rembrandtbraun offenbart sich der abendländische Drang nach der Unendlichkeit des Raumes.

Der farbigen Bemalung pflegen wir meistens nicht zu gedenken, wenn wir uns die antike Kunst vorstellen. Täten wir das, so würden wir uns da abgestoßen fühlen und befremdet, wo uns das Weiß eine Übereinstimmung im Schönheitsempfinden vortäuscht. Beim griechischen Farbenspiel wird der Blick nicht konzentriert. Beim Goldgrund hingegen wird das Auge nach vorn gezwungen, gleichsam vor das Bild. Durch den Hintergrund ist eine sozusagen gewalttätige Vereinheitlichung der Farben und Linien erzielt. Bei der europäischen Sehweise verliert sich der Blick hinter das Bild; der Blickpunkt eilt über alles Dargestellte weiter. Das Auge erfaßt den einzelnen Gegenstand als Teil der ganzen Welt und liebt darum in ihm die ganze Welt.

Andere Zeiten, andere Farben. Aber auch das ändert sich, was dem Stolz der Vernunft ewig zu sein dünkte: die Zahlen und ihre Wissenschaft: die Mathematik. Der Verstand hat sich ja lange gesträubt, seine eigene Abhängigkeit von der Zeit einzugestehen. Als er sogar für die Philosophie kapitulieren mußte, denn die Philosophie wurde ja zu einer Funktion, einem Ausdruck ihres Zeitalters schon bei Hegel, da warf er sich in die Hochburg der Mathematik. Einer der frömmsten und geistvollsten Männer des 19. Jahrhunderts, Radowitz, hat ihn dort noch unangefochten gelassen. Er schreibt in seinen Fragmenten, die Mathematik sei die einzige Wissenschaft, die nicht des Glaubens bedürfe, die also aus einer schlechthin natürlichen Quelle n e b e n der geistigen fließe. Damit würde der Dualismus unseres Geistes verewigt. Wir hätten dann in uns Vernunft, die von dem Strom der Zeit gefärbt wird, und ‚chemisch reine' Vernunft in unversöhntem Nebeneinander.

Spengler zeigt, — was öfters, als er meint, bereits geahnt worden ist, — daß auch die Mathematik ein Kind ihrer Zeit ist, daß zwischen Euklids

Mathematik und der des Gauß ein Unterschied ist wie zwischen Skopas und Beethoven. Die Zahl hat bei Pythagoras den Wert einer Größe, also einen dinglichen, festbleibenden Wert. Heut ist sie längst in der Mathematik Ausdruck einer bloßen Beziehung, einer Funktion. Durch Festnagelung der Stilverschiedenheit von Mathematiken stabiliert er die Einheit des Geisteslebens neu; auch die Mathematik wird ein Zweig am einheitlichen Stamme, wird Ausdruck der unteilbaren Seele jeder Kultur.

Wie wenn ein Vorhang zerreißt, so enthüllen sich vor Spenglers Blick tausend Einzelheiten in jeder Kultur als streng gesetzmäßig gerade ihr entsprechend. Zum Beispiel sagt er, der Phalluskult sei nur in der euklidisch-momenthaften Antike denkbar. Denn er verherrliche den ekstatischen, genialen Augenblick ohne jede Beziehung auf Vorher oder Nachher. Und so hat er selbst in den entarteten Äußerungen der abendländischen Kunst keine Spuren hinterlassen. Denn das Abendland hält am Zusammenhang des Lebens fest und kann sich nimmermehr an einzelne Punkte so bis zur Sinnlosigkeit verlieren.

Die antike Tragödie kennt nur starr-undurchdringliche Charaktere. Hingegen legen die shakespearischen Helden einen Entwicklungsgang zurück: sie ‚werden', wo jene ‚sind'. Die große Vision des Zusammenhanges führt Spengler zu verblüffenden Umsetzungen von Fachausdrücken: er spricht vom Jesuitenstil in der Mathematik, vom Barockstil in der Physik. Der geniale Weininger hat ein solches Verfahren, das sogenannte Korrelativitätsprinzip, längst gefordert.

Weil Spengler ‚Kulturen' vor sich sieht, vermag er auch ihre Anfänge scharf herauszuarbeiten. Die schlagenden Uhren und die Glockentürme, die uns die Stunden weisen, hängen mit dem faustischen Zeitgefühl des Abendlandes zusammen. Und wirklich sind sie ums Jahr 1000 entstanden. Mit erstaunlichem Scharfsinn erfaßt Spengler den Wendepunkt, an dem der Sinn für geschichtliche Perspektive durchbricht, in der Abgrenzung der sieben Sakramente um 1100. Er hat mehr als dürftige theologische Kenntnisse. Sonst würde er nicht das lateranische Konzil von 1215 ein halbes Dutzendmal ohne nähere Erläuterung als die dogmatische Festlegung der faustischen Kultur bezeichnen. Denn wie eine Kultur dazu kommt, sich, noch dazu in christlichem Gewande, dogmatisch festzulegen, das ist nicht leicht zu verstehen. Zur Erläuterung des richtigen Kernes läßt sich sagen, daß die sieben Sakramente ja eine biographische Siebenzahl darstellen. Durch sie bekommt gleichsam jede abendländische Seele ihre Biographie; jeder Abendländer macht eine seelische Entwicklung von Sakrament zu Sakrament durch. Das Leben bekommt also Perspektive!

Schon Chamberlain hat in seinen Grundlagen des 19. Jahrhunderts das Erwachen eines neuen Selbstbewußtseins um 1200 nachdrücklich betont. Aber Chamberlain bleibt nur ein Etikettenfabrikant, da wo Spengler mit der genialen Wucht innerer Notwendigkeit seine Anschauung von der zusammenhängenden ‚faustischen' Welt vor uns hinwirft. Im gotischen Dom

und in der Ölmalerei der van Eycks sieht er jahreszeitlich unterschiedene Blüten der selben ‚mütterlichen Landschaft'. Aber auch die Maria des abendländischen Mittelalters scheint ihm zu der durch sechs Jahrhunderte von ihr getrennten Gretchenfigur der Faustdichtung nähere seelische Beziehungen zu haben als etwa zu einer byzantinischen Maria von 850. Ebenso hält er den Heliand für geistesverwandter mit Goethes Faust als mit dem Tatian oder als mit den Evangelien. Diese Dinge wirft er zwar alle ohne nähere Ausführung hin; indessen irgend einen richtigen Sinn spüren wir beim Lesen durch.

Aber schon hier, wo er die Epoche von 900—1900 zur Einheit wölbt, tritt er nicht hinter das Jahr 1900 mit seiner eigenen Person, sondern bleibt im 19. Jahrhundert selbst stecken. Um nämlich diese morphologische Einheit zu erfassen, muß er die übliche protestantische Dreiteilung der Geschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit — wieder wie schon Chamberlain — stürzen. Sie ist ja mit dem Weltkrieg, dieser Widerlegung des neuzeitlichen Fortschrittshochmuts, endgültig sinnlos geworden und kracht daher unter seinen Streichen leicht zusammen. Aber mit merkwürdiger Befangenheit hängt Spengler selbst von dieser Epochengliederung noch mancherorts innerlich ab. Seine eigene Bildung nämlich fängt doch im wesentlichen mit der Renaissance an. Indem er sich von der gewaltsamen Zerreißung des Jahrtausends durch das Jahr 1517 befreit, dringt er doch nicht zu einem neuen Gesamtbild vor, sondern hängt an seiner genauen Kenntnis der Neuzeit und überträgt einfach neuzeitliche Verhältnisse auf das ganze Jahrtausend; z. B. stellt er die Unfähigkeit der griechischen Antike zur Großstaatenbildung, ihre ‚Polis'-Kultur nicht nur der ägyptischen, sondern auch der abendländischen Kraft zum Weltstaat entgegen. Den ägyptischen Zentralismus aber mit dem hohenstaufischen Kaisertum gleichstellen, als seien beide gleichwertige Symbole der faustischen Sorge um die Zukunft, das kann nur jemand, der von der ‚Civitas', der Stadt-Kultur des Mittelalters, und ihrer Unfähigkeit, für den nächsten Tag zu sorgen, der von der Zersplitterung des Lehnstaates nie einen Eindruck empfangen hat. Spengler transponiert naiv die Großmächte der Neuzeit ins Mittelalter, während für das Abendland gerade der Fortgang aus mittelalterlicher Unwirklichkeit in neuzeitliche Überwirklichkeit das Rätsel und das Seelengeheimnis bildet.

Damit nicht genug. Spengler relativiert zwar die Mathematik. Er gibt der Zeit die machtvoll unverkehrbare Richtung. Dennoch bleibt er selbst Mathematiker. Mit naiver Abstraktion läßt er seine vier bis sechs Kulturen im Raum der Zeit unverbunden nebeneinander stehen. Er verdinglicht die sechs Kulturseelen, indem er sie wurzeln läßt in der mütterlichen Landschaft: am Nil, in Hellas, in Arabien, in den welsch-deutschen Niederlanden. Aber sie sind ihm alle reine Jungfrauengeburten: sie haben keinen gemeinsamen Vater. Nicht der menschliche Geist vermählt sich mit der mütterlichen Landschaft, sondern die Seele der Kultur entsteht a u s d e m G e i s t der mütterlichen Landschaft! So bleibt sie einsam und allein. Spenglers Buch zer-

sprengt die Zeit in sechs der von ihm selbst so niedrig eingeschätzten, euklidischen, d. h. geometrischen Figuren. Und keine Brücke führt von einer in die andere hinüber. Immer wieder sagt er uns, daß die eine Kultur von der anderen nichts begreife, nichts wissen könne. Auch er selbst, der doch die ägyptische Seele, man darf sagen: als einer der ersten, uns erschütternd nahe bringt, leugnet, daß er sie anders verstehe als aus dem Gehäuse des Abendlands heraus in Form einer bloßen Perspektive, die dem faustischen Drange nach der Unendlichkeit des Abendländers Genüge tun wolle. Es gibt keine Wahrheit. Auch sein Buch ist nur Exponent der abendländischen Seele!

Daß die ganze abendländische Kultur nur so lange lebt, als sie den Glauben hat, wahr zu sein, daß dieser Glaube an die eigene Wahrheit allerdings nicht aus der mütterlichen Landschaft, sondern aus dem Geist des Vaters aller Menschen stammt, das kann ein genialischer Mensch im Sinn des 19. Jahrhunderts, ein Geist wie Spengler nicht einräumen. Er wandelt hier in den Fußstapfen Goethes. Der Dichter, den die Geheimnisse der Muttersprache als Offenbarungen heimsuchen, er darf des Geistes, des Logos, vergessen und Faust, von den Müttern aufsteigend, gleich zur Tat schreiten lassen. Denn daß im Anfang das Wort war, das zwischen den Ursymbolen der Mütter und der menschlichen Tat vermittelnde Geheimnis des Logos, verwirklicht der Dichter unbewußt durch seine Dichtung selbst. Er sagt ja, was er leidet. Er braucht sich darum nicht notwendig zu sehen, sich selbst als den Diener des Logos. Wenn aber zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe. Was bei Goethe tiefbegründet ist, daß der Dichter sein zweites Gesicht zu schauen fürchtet, ist dem Denker verboten, der gerade von der Anschauung Goethes auszugehen behauptet. Spengler dürfte nicht mit Goethe sprechen: ‚Name ist Schall und Rauch‘, wie er unausgesetzt tut (im Wortlaut: S. 196 und 437).

Die Kultur ist ihm die Fülle menschlicher Schöpfungskraft.* So ist ihm auch die Sprache nur der von uns geschaffene, gewillkürte Zauber, mit dem wir Menschen die Dinge beschwören, benennen, begreifen, um sie unschädlich zu machen und überwunden wie gezähmte Schlangen uns zu Füßen zu legen. Wer ein so sang- und klangloses Deutsch, einen so alten Stil schreibt wie Spengler, und noch ausdrücklich die Sprache zu einem bloßen Machwerk, einer Zauberkraft der Menschen gegen die Welt erniedrigt, der muß wohl alle Organe zur Wahrheit in uns, alle Lebenskraft des Geistes zerstören. Strömten ihm die Worte zu wie Goethe, so würde sein Werk über seine Einsicht hinweg noch unsere Vernunft tränken und speisen können. Nun aber streift er alle Namen, Worte, Benennungen, die über die Zeit und alle Jahrtausende hinweg die Dinge der Welt be-

* In einer Zeile (S. 312) geht er einmal darüber hinaus: Dort nennt er den echten Künstler ein Mittel in den Händen des Schicksals einer Kultur. Aber diese Andeutung Gottes bleibt einzig.

greifen, als eine bloße Hülle ab, die nur wie Etiketten die Gestalt der Dinge verkleben. Er vermißt sich, die stummen Urbilder der Kultur, die Urphänomene des Seins in jedem Jahrtausend uns zu zeigen, wie sie Faust bei den Müttern erkennt. Spengler will uns die numina der Dinge ohne die nomina zeigen. Die Namen, leere Hülsen oder armseliger Namenszauber, in den unsere Schwachheit sich aus Weltangst flüchte, werden von ihm mit einer luziferischen Geste zu Boden gefegt. Ihn, den Übermenschen, binden sie nicht. Er schaut hinter die Sprache, hinter das Wort; er sieht das unverschleierte Bild zu Sais. Entsetzlich wie jene Landschaften vor der Schöpfung, wie das Hochgebirge ohne das Licht stellt sich ihm die Kultur dar. Das, was sie einbettet in den Strom der Zeit, was sie durchpulst als Träger des gläubigen Geistes, das leugnet er mit einer eisig-hochmütigen müden Geste: ‚Name ist Schall und Rauch'. Der Übergang aus einer Kultur in die andre ist ihm, dem Luzifer, der nur aus der mütterlichen Landschaft seinen Geist zu eigenem Recht empfangen haben will, kein Problem. Lieber will er sich und sein Werk mit in den Tod des Abendlandes hineinliefern, mit der Mutter sterben, ehe er seinem Werk eine überzeitliche Abhängigkeit vom Logos einräumte.

Spenglers Buch ist 1910 begonnen, 1917 abgeschlossen. Es ist das rechte Gegenstück zu Mauthners Kritik der Sprache. Aber während dieser warmherzige Genius mit der Pest, die sein Zeitalter heimsucht, der Skepsis, auf Tod und Leben ringt, während Mauthner aus Liebe zu den Menschen der Sprache, die sich zwischen sie stelle, zu Leibe geht, ist Spengler sein kaltherziges Komplement, die andere Hälfte des Vorkriegsgeistes, jene, die auf ihre Skepsis stolz ist. Spengler selbst betrachtet sich, da er ja die Worte als Träger der Wahrheit von Mensch zu Mensch verachtet, als den Anfänger und Vollender des Skeptizismus. Aus dem Kulturbereich des Abendlands führt kein Weg ins Freie der gültigen Wahrheit. Aber wie Mauthner kann er beanspruchen, als eine notwendige Figur in der Selbstzerstörung des europäischen Geistes gewürdigt zu werden. Spenglers Buch ist nicht an der Oberfläche der Zeit entstanden. Es entspringt als eine notwendige Tat dem tiefsten Schoße des Zeitalters. Diese mathematische Skepsis mußte einmal Gestalt gewinnen.

Ein kleines Beispiel stehe am Anfange, um die Verachtung dieses Mathematikers für das Wort zu illustrieren. Es spricht beredter als die großen Fehler, die wir hernach namhaft machen werden.

An zwei Stellen (S. 268 und S. 345) braucht er als Symbol die Großstadtlyrik ‚bei Verlaine, Baudelaire und X.' Zu X wird von ihm beidemal die gelehrte Anmerkung gemacht: ‚[1]) noch ungedruckt.' Der Leser erhält hier das Wesen ohne den Namen. Ein X wird ihm als etwas Wirkliches vorgesetzt. Die Erklärung der Ungedrucktheit scheint Spengler auszureichen, um das X zu begründen. Er glaubt noch — er sagt es zweimal, beidemal mit der Anmerkung unten am Seitenrand! — irgend etwas durch das X seinem Leser zu sagen. Er merkt nicht, daß der Name zwischen

Menschen, die zeitlich und räumlich auseinander sind, die einzige und erste Möglichkeit der Verbindung wäre. Er zitiert uns den X, die Chiffre statt des Trägers alles geistigen Lebens, des Worts! Die beiden Stellen sind der Schlüssel zu allen Sonderbarkeiten des Spenglerschen Weltbildes. Denn nur ein Chiffrenmensch, ein Kabbalist wie er kann das, was sich einzig in Worten lebendig erhält, das Gedächtnis und das Selbstbewußtsein der Menschheit, so leichthin abtun wie Spengler. Er setzt sechs getrennte Kulturen. Also werden alle Verbindungsfäden zwischen ihnen für Täuschung erklärt. Er selbst gestattet sich, nach Jahrtausenden zu rechnen. Aber daß die geistige Menschheit heute bereits selber seit 1919 Jahren eine eigene Zeitzählung anwendet, daß es eine christliche Zeitrechnung seit dem Jahre 0 gibt, das stört seine Kreise.

Wären die Kulturen bloß stumm und ohne Selbstbewußtsein, so würde Spengler ihnen nachträglich seine Kilojahrzählung aufheften können. Aber über das zehnte nachchristliche Jahrhundert, über die Wende also von seiner ‚arabischen' zu seiner abendländischen Epoche, wird von Morgenländern und Abendländern hemmungslos hinweggezählt von 1 bis 1919. Diese offenbare Einheit zweier Kulturen bedarf dringend der Unschädlichmachung. Spengler hilft sich, indem er dem Leser immer wieder einschärft, daß die gleichlautenden Namen innerhalb beider Jahrtausende nichts zu sagen haben; ‚daß unter dem Namen und der äußeren Form des Christentums auf westeuropäischem Boden eine neue Religion entstanden ist' (S. 440). Das Christentum der Kirchenväter und das der Kreuzzüge heißen ihm ‚zwei verschiedene Religionen unter derselben dogmatisch-kultischen Gewandung' (S. 518, Anm. 1). Der Glaube an den historischen Jesus von Nazareth ist ihm natürlich störend. Denn so ragte ja ein und derselbe Mensch durch die Zeiten verschiedener Kulturen. Er wird also zum bloßen Christus. ‚In der Christusgestalt der Evangelien sehen wir den Heros der früh-arabischen Epik neben Achilleus, Siegfried und Parzeval.' ‚In dem welthistorischen Worte: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist, das dem Christus der Evangelien in den Mund gelegt ist, treten antikes und arabisches Gottesbewußtsein mit vollster Schärfe . . . einander gegenüber' (S. 599). Inhaltlich ist dieser Satz ja unbegreiflich falsch. Denn die beiden Schwerter, die ‚der Christus der Evangelien' trennt, werden gerade von dem ‚arabischen Gottbewußtsein', von den Kalifen sowohl wie von den Byzantinern wieder vermengt, und nur das Abendland hält den weltlichen Fürsten durch das erste Jahrtausend von der Glaubenskanzel fern! (Vgl. Ranke, Weltgesch. V, 1, 298 und 308.) Aber der verkehrte Inhalt fließt hier mit Notwendigkeit aus dem falschen Formungsprinzip Spenglers. Wer mit stereometrischen Kulturkästchen operiert, muß zu Sätzen kommen, die gegenüber der Wende, der Brücke und dem Eckstein aller Zeitalter, Christus, komisch wirken. Aber muß er auch das Fortwirken Ägyptens in die römische Kaiserzeit hinein, ja das Problem aller Renaissancen und Rezeptionen notwendig übersehen, ganz gelingt es ihm natürlich nicht, die Richtung,

die unabänderliche Bestimmung der Zeit aus seinen Kulturen zu entfernen, auch da, wo sie aus einer in die andere übergreift. Sein stiller, aber tiefer Antisemitismus bringt es zwar fertig, den Spinoza, den typischen Vertreter des naturwissenschaftlichen Klassizismus des 17. Jahrhunderts, mit seiner Ethik more geometrico als einen Ableger der arabischen Kultur des ersten Jahrtausends uns vorzustellen (S. 434 f.).* Da ist denn plötzlich von keiner mütterlichen Landschaft die Rede. Dabei fehlte in der Rezeptionsreihe von Bacon bis Hegel ein notwendiges Glied, das man geradezu erfinden müßte, wäre zwischen der syllogistischen Form des Descartes und der algebraischen des Leibniz nicht jener geometrische Formungsversuch des Spinoza vorhanden. Denn seit 1600 versucht es der philosophierende Geist mit allen mathematischen Handwerkszeugen nacheinander in genau gesetzmäßiger Reihenfolge, um so aus eigener Kraft, aus dem vergötterten Intellekt heraus scheinbar etwas der Offenbarung Gleichwertiges produzieren zu können.

Aber nicht nur, daß Spinoza zum Araber wird. Das tausendjährige Ringen des germanischen Geistes mit der Antike erscheint als etwas Überflüssiges und Bedauerliches. Kant denkt z. B. in ‚unverzeihlicher' Weise antik! (S. 99, 243.) Die Poetik des Aristoteles wird das für unsere Dichtung ‚verhängnisvollste' Buch. (S. 450.) Walhall wird durch das Christentum ‚verhindert', wirklich ebenbürtig wie der Olymp sich zu entfalten (S. 590). Noch bedenklicher sind die Stellen, wo er das Griechische als die ‚populäre' Vorstufe der abendländischen bezeichnet, die noch heut den gemeinen Mann beherrsche. Er rührt damit an den sehr tiefen Gedanken, daß wir alle, in irgendeiner Weise jeder einzelne, durch die antike Kulturstufe hindurchleben, also an ein biogenetisches Grundgesetz für den menschlichen Geist. Aber wie wird das nun bei ihm karikiert! Einerseits ist die abendländische Seele der diametrale Gegensatz zur antiken, andererseits ist die antike im Widerspruch zu seinen Thesen noch heut, sogar in der Masse der Menschen, lebendig (SS. 243, 450, 346 f., 109, 125 f.). Aber wenn sie lebendig ist, so müßte doch ein verbindender Kanal sie in die neue Kultur hinübergeleitet haben. Er erklärt es für das Kennzeichen der faustischen Kultur, esoterisch, aristokratisch, unpopulär zu sein. Homer, Plato, Euripides, Phidias seien absolut populär; alles Wertvolle des abendländischen Menschentums sei der Masse unzugänglich. Schiller sei die einzige Ausnahme (S. 467). Hier demaskiert sich der Geist zweiten Ranges, der sich nur dadurch in die Gemeinschaft der Ersten hineinheben kann, daß er allein — die höchste Mathematik von heut sei kaum einigen Dutzend Menschen zugänglich, wird uns immer wieder eingeschärft! — ihr Wesen mitgenießt. Plato und Pindar heißen ‚populär'. Goethe und Beethoven sind es nicht. Die antiken Sklaven sind geistesnäher als Arbeiter und Bauern von heute; alles nach Spengler. — —

* Etwas ähnlich Konfuses über Paulus (S. 524).

II.

Das theoretische Problem seiner ‚Morphologie der Weltgeschichte', nämlich der Zusammenhang der Geschichte über alle Zeitalter hinweg, wird also bei Spengler nicht gelöst, sondern vernichtet. Damit hängt es zusammen, daß Spenglers Anschauung nicht vorschreitend uns erleuchtet, sondern daß wir auf Seite 50 ebenso viel sehen und verstehen wie auf Seite 600. Das ganze Buch ist seinerseits ‚antik', ‚punkthaft', ‚euklidisch' geschrieben. Er hätte auf 200—300 Seiten ebenso völlig dastehen können wie jetzt auf 600. Es gibt kaum Formulierungen, Tatsachen, Thesen, die nicht mindestens zweimal an verschiedenen Stellen gesagt werden. Ein pedantisches Beispiel (das Zitieren des Herrn X) ward schon oben genannt. Gewisse Dinge werden auch zehn-, zwölfmal wiederholt. Die Anschauung ist nicht gereinigt und verwirklicht, sondern sie fällt immer wieder unter ihr eigenes Niveau in ein bloßes Behaupten. Die Zahlenentsprechungen sind nicht exakt durchgedacht. Die arabische Parallele ist mehr als kümmerlich durchgeführt. Diese Unreinlichkeit der Fassung — unvereinbar mit Spenglers eigenen strengen an Goethe gemessenen Postulaten — wird wesentlich durch das hervorgerufen, was wir schon eingangs neben die theoretische Seite des Buches stellten als das Aktuelle, das jene immer durchkreuzt. Während nämlich die Morphologie der Weltgeschichte vor uns nicht e n t w i c k e l t wird, wird der Untergang des Abendlands mit sichtlicher Liebe und gegen Ende des Buches dramatisch gesteigert herausgearbeitet. Das Interesse für das neunzehnte Jahrhundert überwiegt auch sonst derartig, daß er es oft einfach als Inbegriff der faustischen Kultur mit Antike usw. konfrontiert. Er tut das, obwohl ja dies neunzehnte Jahrhundert bereits bloße Zivilisation, also Greisenalter ist. Aber das Interesse am Aktuellen reißt ihn begreiflicher Weise fort: Der Untergang des Abendlands ist für ihn eben nicht ein Geschehen, sondern eine Prophezeiung. Um dem gerecht zu werden, müssen wir uns klar machen, daß seine Konzeption vor dem Kriege erfolgt ist, und der Abschluß 1917 vor dem Eingreifen Amerikas. Diese seine zeitliche Einstellung veranlaßt ihn, die Prognose für die abendländische Untergangsperiode vorweg auf die Zeit bis 2200 festzusetzen. Spielerisch und mit optimistischem Vorzeichen hat schon H. A. Chamberlain von 2400 gesprochen. Hier wird der Blick in die Zukunft aber zum blutgesättigten Erlebnis. Das Einsetzen der Zukunftszahlen 1900—2000, 2200 in seine Tabelle ist der Höhepunkt des Flugs, den dieser Luzifer wagt. Vorherbestimmung der Zukunft durch wissenschaftliche Zeitrechnung, das ist's, was er mit Hilfe der Morphologie zu leisten sich getraut. Nachfühlen kann wohl jeder geistig lebendige Mensch die ungeheure Versuchung, die hier vorlag. Uns faßt keine Überhebung, sondern Trauer, wenn wir sehen, daß Spengler ihr widerstandslos — ein Großstadtmensch des 20. Jahrhunderts, der er ist — nachgegeben hat. ‚Wir kennen unsere Geschichte. Wir werden mit Bewußtsein sterben und alle Stadien der eigenen Auflösung mit dem Scharfblick des erfahrenen Arztes verfolgen' (S. 632). Seine eigene Tat ist ihm darum die Wieder-

holung des antiken Skeptizismus; er will das Gesetz der Geschichte betrachtend erfassen. Es geschieht ja jedem, wie er glaubt. Der wissenschaftliche Prophet wie Spengler schaltet sich selbst aus dem Weltzusammenhang aus. Denn er will ja nur Recht haben. Sein Logos soll bloßer Logos bleiben, soll nicht zum Eros werden. Sein Logos denkt den Untergang des Abendlands am Abend des Lebenstages, nicht um das ewige Leben hinauszuretten aus der Unvermeidlichkeit des zeitlichen Todes, sondern um mitzusterben. Aber nicht deshalb beginnt die Eule der Minerva in der Dämmerung ihren Flug, um mit dem Tag zu enden, sondern um durch die Nacht hindurch das unsterbliche Teil des untergegangenen Tages zu retten. Spengler würde leugnen, daß der Logos jedem Sprecher Verantwortung aufbürdet für a l l e, an die sein Sprechen gelangen kann. Er spricht eben nicht wie die ganz tiefen Geister aus dem Drang zu jener Wahrheit, die über alle Zeiten ragt. Ihm genügt es, zu den klugen und gebildeten Geistern des Abendlands zu sprechen: wir werden geistig sterben, binnen dreihundert Jahren sind wir tot. Daß, wer so spricht, bereits irgendwie geistig heraus sein müßte aus dem Verhängnis, irgendwie den Tod und die Vergänglichkeit überwunden habe, das würde er gleichmütig leugnen. Aber empfindlicher muß ihm eine Folge seiner Lieblosigkeit sein: ihn selbst bringt diese große Skeptikergeste um die beste Frucht seiner Ahnungen. Sein Durst nach Aktualität hat ihn um die wichtigste und klarste Folgerung aus seiner Morphologie geprellt! Er schlägt nämlich um die einzelne Kultur den Reif eines Jahrtausends. Innerhalb dieses Jahrtausends werden alle fremden Rezeptionen und Renaissancen geflissentlich in ihrer Tragweite herabgedrückt. Der Klassizismus von 1500—1800 ist ihm daher so lästig, daß er das Wort E u r o p a aus seinem Buch verbannt. In einer großen Anmerkung (21[1]) rechnet er mit ihm als einer Sinnlosigkeit ab. Es sei ein verhängnisvoller Schnitzer gewesen, diesen rein geographischen Begriff Europa, der aus den Landkarten stamme, mit seiner Grenzziehung am Uralgebirge, auf kulturelle Verhältnisse zu übertragen. Der Redeweise, Europa in das Altertum der Griechen und Römer zu projizieren oder von einer europäischen Kultureinheit statt von einer abendländischen zu sprechen, ‚entspreche nichts Wirkliches.‘

Hier scheidet also Spengler plötzlich die geographische Wissenschaft aus den Symbolen einer Kultur aus! Wenn er aber von einem Barockstil in der Physik spricht, so muß er auch von einem Renaissancestil in der Geographie reden lassen; auch die Geographie ist Symbol der abendländischen Seele. Und wenn seit 1500 Europa, seit 1600 das Theatrum Europaeum, seit 1648 das Gleichgewicht Europas, seit 1750 die europäische Zivilisation, seit 1815 die europäische Kultur allgemeinen Kurs haben, so ist das ein Symbol, das man nicht dadurch erledigt, daß man, wie Spengler tut, das Wort Europa aus seinen 600 Seiten (mit Ausnahme eben jener Anmerkung und einer Stelle S. 499) ausmerzt! Europa ist eben keine Projektion der Neuzeit in die Vergangenheit, sondern eine Projektion des

Altertums in die Gegenwart, ein wesentlicher Vorgang in dem Prozeß, den Spengler beharrlich verleugnen möchte: Der Rezeption der Antike durch das Abendland von 1100—1900! Das Auftauchen des Stichworts Europa wird erst möglich nach dem Untergang des christlichen Morgenlands, also nach dem Fall von Byzanz, und es bezeichnet die Bruchstelle, wo das heidnische Lebensideal der Renaissance sich von dem christlichen emanzipiert.

Europa, das ist eben der Geist der ‚mütterlichen Landschaft‘, dem Spengler sich verbunden weiß. Mit dem Auftreten der griechischen Heroenmutter Europa an Stelle der historischen Menschensohnmutter Maria ist zugleich die Saat gestreut, aus der als letzte Frucht heut das Spenglersche Buch erwachsen ist, das moderne Heidentum, die ‚Neuzeit‘. Abendland und Europa bilden also einen großen Gegensatz. Das Abendland trägt den Glauben noch als gestaltende Kraft in sich. Auf Europa wird er noch künstlich als ‚Religion‘ aufgeklebt. Das ist die Schwäche des Novalis, daß er der Christenheit von Europa statt vom Abendland sprechen muß; das ist die Achillesferse der heiligen Allianz, daß sie nicht das Abendland, sondern den russischen Zaren, also einen bloß europäischen Potentaten, zum Bürgen nimmt. Das ist der tiefe Grund, weshalb Nietzsche sich zugleich als echten Slaven und als den guten Europäer, nämlich den letzten, beileibe aber nicht als Abendländer zu bezeichnen gedrungen fühlt. Hätte Spengler, dieser Nachzügler der guten Europäer, den Umschlag des christlich-gnadengläubigen ‚Abendland‘ in das heidnisch-selbstgläubige ‚Europa‘ zu würdigen die innere Freiheit aufgebracht, so hätte sich ihm seine Morphologie mit einem Schlage geklärt. So aber nennt er das zweite Jahrtausend nach Christi Geburt das abendländische a priori, d. h. von seiner vorderen Hälfte her, um bei dem ersten Jahrtausend in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen. Dies nennt er nämlich, wie schon erwähnt, das arabische; das Pantheon in Rom muß deshalb die erste Moschee heißen; Paulus ein früharabischer Mensch! Dies Jahrtausend wird also a posteriori benannt von seiner zweiten Hälfte. Hätte er die Symbolik der Worte und der Geographie respektiert, so hätte er leicht die großen Figuren des Morgenlandes und des Abendlandes in ihrer Parallelität erkannt.

Von hier aus wäre ihm weiterhin auch die Antike in der gleichen geographischen Wanderform aufgegangen. Wie nämlich das Abendland Dantes sich vergrößert um Rußland zu ‚Europa‘ und dann — beim jetzigen Weltkriegs-Zusammenbruch dieses unorganischen Europa — das abendländische Leben sich zunächst in Amerika fristen wird, wie das Morgenland sich vergrößert durch die islamitischen Gebiete und — nach dem Zusammenbruch dieses Gemengsels von Byzanz und Bagdad — die morgenländische Kultur sich in Spanien und Marokko fristet, so wird das Leben der Danaer, bei denen Homer singt, an den Rändern des ägäischen Meeres, d. h. in Jonien und Griechenland, vergrößert zum Umfang von Hellas und des Hellenismus und rettet sich aus dem Zusammenbruch dieses anorganischen Hellenismus nach Rom.

Danaer 1100—500 Hellas 500—336 Hellenismus + Mithridates Rom Cäsar Morgenland	Morgenland Antonius bis Monophysiten im Orient Monophysiten bis 622 Byzanz + Islam Spanien, Abderrahman el Nasir von Kordoba Abendland	Abendland 900—1453 Europa ohne Rußland 1453—1701 Europa mit Rußland Amerika Wilson Slaven

Soviel erzählt die Namenwahl der Geographie dem, der ehrfürchtig nach Symbolen Ausschau hält. Es ist eine tiefe Lehre, die aus den drei Schicksalen heraufsteigt: Die Beschränktheit der mütterlichen Landschaft bereitet diesen Kulturen ihren Untergang, weil und sobald sie auf neue Gebiete überzugreifen genötigt sind. Im Geist der ‚mütterlichen Landschaft', darin, daß diese Kulturen von einer irdischen Mutter stammen, liegt ihre Endlichkeit begründet. Soweit das Morgenland Land des Morgens, soweit das Abendland Land des Abends ist, soweit muß seine Kultur allerdings eines Tages sterben. Nichts Erdgebornes lebt ewig. Hat sich im mütterlichen Bereich die Kultur entfaltet, so bricht sie hernach wie eine reife Schote auseinander, und sie ergießt sich: im Alexanderzug, im heiligen Krieg der Araber, in den Entdeckungen und der Europäisierung Rußlands, als tausendfache Aussaat über neue Gebiete. Eben das bereitet ihr den Untergang. Syrien, Pergamon, Ägypten, Alexandria erschlagen das alte Hellas, Mesopotamien und Persien erschlagen das Morgenland, Rußland vernichtet das Abendland, weil das Abendland nun Europa geworden, für den Zarismus mitverantwortlich gemacht wird. Vor dem Blick des Amerikaners verschwammen drüben in der alten Welt das europäische ‚Kaisertum' und der Zarismus Rußlands in eines. Und waren die Hohenzollern nicht oft genug in der gleichen Gefahr? Aber auch die inneren Grenzen dieser Rettungen in den Westen hinüber sind immer die gleichen: Wenn heut der bolschewistische Volksaufklärer Lunatscharsky seinem Volke Schiller vorspielen läßt, so darf das verglichen werden jenen Versen aus der griechischen Tragödie, die nach der Römerschmach von Carrhae vor dem Partherkönig ertönen, oder mit der Ehe Ottos des Sachsen mit Theophano von Byzanz. Lunatscharsky zeigt dem Weltsieger Wilson, der Partherkönig dem Cäsar, Otto dem Abderrahman die Beschränktheit seines vermeintlichen Kulturuniversums; und so deuten sie auf das Kommende.

An der Verwandtschaft dieser drei Schicksale kann also der heutige Europäer erkennen, daß er auf die Ewigkeit der eingeborenen Erdteilskultur nicht länger zählen kann. Weder das mittelalterliche noch das neuzeitliche Leben, soweit sie geographisch, das heißt erdeingeschrieben sind, weder Katholizismus, soweit er eine bloß abendländische Größe ist nach Art der Kathedrale von Reims, noch Protestantismus, soweit er nur eine europäische Größe ist nach Art von Goethes Faust, können dauern, auch wenn sie sich wie einst Hellas nach Rom, der Orient nach Spanien, heut nach Amerika vorläufig hinüberretten mögen.

Spengler läßt sich da auch im einzelnen wichtige Einsichten entgehen, weil er als Heide, als Verächter des Worts, den Umschlag aus der Qualität in die Quantität, aus Rechtgläubigkeit in Ketzerei, nur mit den namenlos-numinosen echt-idealistischen Schlagworten Kultur und Zivilisation zu benennen vermag. Ferner konnte er 1917 noch nicht sehen — und deshalb auch nicht prophezeien — daß, wie er die Leichtigkeit von Roms Sieg über die zerrüttete Antike fein hervorhebt, ähnlich mühelos heut von Amerika mit wenigen Legionen, mit 69 000 Toten gegen 12 000 000 tote Europäer, die Weltherrschaft errungen werden würde.

Weil Spengler von der unsichtbaren Seele der Menschenmutter sich zur körperlichen Erdmutter, zur mütterlichen Landschaft flüchtet und ihr die Seele der Kultur verschreibt, deshalb verliert er die ‚wissenschaftliche Voraussetzungslosigkeit', um in dem Verschieben der irdischen Grundlagen jeder einzelnen Kultur innerhalb ihres eignen Jahrtausends das Gesetz der Wanderung, der Mission zu erkennen. Ohne Voraussetzung gibt es eben kein Wissen. Um wenigstens von der bewußten Voraussetzung, dem allgemeinen Dogma freizubleiben, hat sich Spengler sein Dogma von der Mutter Erde gezimmert, das immer dann versagt, wenn die Erschließung der Erde selbst statt Voraussetzung Ergebnis der Geschichte wird! Gegenüber dem ‚voraussetzungslosen' Idealismus ist freilich schon seine Voraussetzung ein mächtiger Fortschritt; aber ans Ziel kann ihn sein privates Dogma, daß Gäa die Schöpferin Himmels und der Erden sei, freilich nicht tragen.

III.

Friedrich der Große soll einmal im Scherz einen Pfarrer gefragt haben: es gäbe doch eigentlich keinen unwiderleglichen Beweis für das Christentum. Da habe der Pfarrer schlagfertig erwidert: O doch, Majestät, die Juden! Die Durchwachsenheit der Menschheit mit einheitlicher Sendung und einheitlichem Geiste, die ins Bewußtsein gehobene Einheit des Menschengeschlechts, sie verkörpert sich in nichts anderem als in den beiden unbegreiflichen Mächten des jüdischen Volkes und der christlichen Kirche. Es gibt nichts Schlechtes und nichts Gutes, das man nicht beiden nachsagen könnte und nachgesagt hätte. Der Nationalismus und Paganismus des 19. Jahrhunderts hat sowohl das Volk Judas wie die Kirche zu zerstören gehofft. Alles, was irdisch an beiden ist, hat er zerstört und wird er zerstören. Der Untergang des Abendlandes ist unvermeidlich geworden. Die ‚dem Geist der mütterlichen Landschaft' Europa assimilierten Juden und die ihm assimilierten Kirchen werden beide jetzt aussterben und zugrunde gehen mitsamt der nationalen Kultur, die sie verführt und aus dem großen Zusammenhang des Menschengeschlechts herausgelöst hat. Spenglers ‚Untergang des Abendlandes' ignoriert beides: die Kirche und die Synagoge, die christliche Ära und den ewigen Juden. Welk wie die Seele des Abendlandes wirkt sein Buch darum trotz aller Intuition.

Denn weil Judentum und Kirche die beiden einzigen unsterblichen

Figuren der Weltgeschichte darstellen, so können auch nur sie die beiden Zeitrechnungen hergeben, die imstande wären, jene Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte zu offenbaren, die Spengler, der sie beide verleugnet, schattenhaft zu haschen sucht. Die christliche Ära zählt von dem Jahre der geschichtlichen Erscheinung des ewigen Lebens an, als sich dem menschlichen Bewußtsein jener unendliche Zeitraum öffnet, in den Spengler heut seine sechs Kulturkästchen hineinstellen kann, jener Zeitraum, der den Goldgrund der morgenländischen Ewigkeitshöhe und das Rembrandtbraun abendländischer Unendlichkeit beide hervorbringt. Der Gegensatz gegen diese Zeitrechnung von der Fleischwerdung des Worts treibt die Juden zu ihrer Ära von der Erschaffung der Welt. Die christliche zählt vom Tage her, da der Mensch vom Baum des ewigen Lebens essen durfte, also von dem Augenblick her mitten inne in der Schöpfungsgeschichte, in dem der Himmel die Erde küßt. Die Juden behaupten demgegenüber eifersüchtig die Ewigkeit und Einheit der Weltschöpfung und zählen von dem Tage, da der Mensch die Frucht vom Baum der Erkenntnis gebrochen hatte. An jenem Tage aber ist der Tod erschaffen worden, das heißt eben jene Eingangspforte zu Spenglers Lieblingsbegriff der ‚höheren Menschheit', die aus dem Todeserlebnis entstehe. Deshalb umfaßt die Zeit von der Weltschöpfung eben jene sechstausend Jahre, die auch Spengler dieser höheren Menschheit einräumt. Weil Spengler die euklidisch-antike Körperhaftigkeit sechs einzelner Kulturen an die Stelle der von Christus offenbarten ewig-unermeßlichen Wiedergeburt des geschichtlichen Lebens und das namenlose numen der ‚höheren Menschheit' an die Stelle der Erschaffung des Menschen und seines Sündenfalls hebt, deshalb wird er nur zum blinden unbewußten Sklaven beider Offenbarungen, des Alten und des Neuen Bundes. Welch Versteckspiel, weder der christlichen noch der jüdischen Zeitrechnung ins Gesicht zu sehen in einem Werk, das erklärt, die Zeitrechnung zu entdecken! Aber der Fenriswolf des innerchristlichen Heidentums mag noch so hochmütig in seinen Ketten knirschen, er bleibt unter die unzerstörbaren Quadern der göttlichen Ewigkeitsburg gebannt.

So steht Spengler vor uns als die Figur des dem Wort und seiner Erstgeburt Jesus trotzenden Geistes, der nicht ewig leben, sondern mit seiner Heimatseele zusammen sterben will. Zwischen ihm und dem Unsterblichkeitshoffenden sind darum alle Brücken der Sprache in Wahrheit schon abgebrochen. Sein Werk enthüllt, wie tief die Krankheit des europäischen Geistes bereits gefressen hat, daß er seiner Erneuerung aus ewigen Quellen stolz ausweicht. Spengler *will* nicht leben. Das ist das Grausige einer solchen Erscheinung, daß die Seele hier alle ihre Geheimkräfte aufbietet, um — zu sterben. Denn dies ist ein Widerspruch in sich selbst. Seele und Unsterblichkeit sind ja nur zwei Namen für dieselbe Sache, dasselbe Ereignis an unserer irdischen Existenz. Eine Seele, die ihre Unsterblichkeit bewußt preisgibt, begeht Selbstmord. Die abendländische Seele badet sich noch einmal in allen ihren faustischen ‚Impressionen' und — zerstört sich

lächelnd selbst. Mit dem Spenglerschen Buche ist die Seele des Abendlandes bereits ermordet. Noch erzählt er uns von ihren Wahrheitsträumen, ihrer faustischen Sehnsucht. Aber das gute Gewissen der abendländischen Kultur ist durch ihn ein für allemal zerstört. Er selbst schreibt den tiefen Satz: ‚Der Zweifel an Gott ist das Verhängnis des Menschen, in dem ein tiefer Verstand über eine tiefe Seele siegt‘ (S. 198). Aber diesen Satz zwingt er als unabweisliches Schicksal allen auf, die fürderhin naiv an dem Kulturbau des ‚Abendlandes‘ mitarbeiten wollen. Alle, alle unterstehen diesem Satz im Jahrhundert der Zivilisation, im Zeitalter, wo man die Religion zu einem unter fünfundzwanzig anderen Kulturäußerungen neben Kunst, Wissenschaft, Hygiene, Sport und Politik zu ‚machen‘ gewußt hat. Traurig ist die Spenglersche Pose des stolzen Selbstmörders, trauriger aber doch die Wirklichkeit von vor dem Kriege und aus dem Kriege, die ihm seinen Urteilsspruch diktiert hat.

Nein, so wenig wir die Spenglersche Wissenschaft als Wahrheit anerkannt haben, so entschieden müssen wir nun auch die wissenschaftliche Kultur der Gegenwart für unwahr und todeswürdig ansprechen. Wir haben es jedem Leser leicht gemacht, sich der Spenglerschen Thesen zu erwehren. Aber damit haben wir nicht sagen wollen, daß der heutige Gebildete oder die heutige Wissenschaft wahrhaftiger und lebenswürdiger seien als diese geniale Abrechnung über beide. Im Gegenteil! Zu Spengler darf wohl der durch ihn vom Idealismus befreite Leser sprechen: ‚Erfüllst du deine Geniuspflicht, frag ich nach deinem Glauben nicht.‘ Wenn man dagegen die Erzeugnisse der Wissenschaft während des Krieges mustert, wenn man geduldig sucht nach lebendigem Glauben in der Sprache des Wissens, so packt einen hoffnungslose Verzweiflung. Kein Fach hat mehr die Kraft, zwischen faul und frisch, tot und lebendig, gut und böse, wertvoll und wertlos an seinen Gegenständen zu unterscheiden. Alles, was ihnen vor die Augen kommt, wird gleichmütig erforscht; Mißgeburt oder Edelwuchs, das wissen sie nicht zu sagen. Alles ist Zufall, alles Scherbe, alles Stoff, zudem sie ihr ‚Vielleicht‘ blinzeln. Die Staatsrechtslehrer ersticken in ihrem Positivismus des Staatsapparates. Kein einziger glaubt an leibhaftiges Leben des Geistes. Keiner würdigt die Mitschuld der Jurisprudenz am Kriege. Die Historiker erörtern wohl die Phänomene der europäischen Revolutionen. Keiner ahnt den eigentümlichen Beruf jeder einzelnen Revolution, ‚den Fluch der bösen Tat‘, für den Gesamthaushalt der Geschichte. Religionsvergleicher erörtern die ‚religiöse Psyche‘ der Reformatoren oder ‚die religiöse Lage‘ der Gegenwart. Keiner ahnt oder gibt zu, daß er als Wissenschaftler selbst zeugen und lehren müßte aus der echten Glaubenswahrheit heraus und gegen den Aberglauben. Sie sitzen in ihrem historisch-idealistischen Schulkäfig und belehren uns über die Wahrheit, um uns ja nicht für beschränkt zu gelten durch die Wahrheit. Der Geograph ahnt noch weniger, daß es der Geist ist, der sich den Körper baut. Daß es also begeisterte Ansiedlungen gibt und teuflische Ausgeburten zuchtlosen Un-

glaubens, die zum Untergang verurteilt sind, wie etwa eine moderne Großstadt. Der Nationalökonom zergliedert das Bewußtsein des Wirtes. Aber er ahnt nicht, daß die gute Wirtschaft aus dem Satz entspringt: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, so wird euch alles andre von selbst zufallen. Denn alles Wirtschaften ist Ergebnis des Glaubens, im einzelnen wie im sogenannten Wirtschaftskörper, das heißt eine Hingabe an die Gelegenheit, an den Nächsten, an das Nächste, an das Ereignis. Nur die schlechte, die böse Wirtschaft fängt an mit der Ausrechnung, der Statistik und dem „größt"möglichen Profit. Der Philologe zerhackt die Worte, ohne zu ahnen, daß sie Reflexe des Satzes sind, die Sätze aber, ohne zu ahnen, daß sie Reflexe des Gespräches oder der Dichtung sind. Dazu müßte er freilich wissen, wie die Sprache der inneren Aufrichtigkeit und die der inneren Verlogenheit sich unterscheiden. Niemand unterstellt sich selbst dem Gesetz des geistigen Lebens, sobald er gelehrt produziert, mag er im Privatleben noch so orthodox sein, sondern glaubt, er könne wie der antike νοῦς, wie Kants reine Vernunft in das geistige Leben von außen hineingucken. Aus der Welt dieses Geistes ist allerdings — wie Spengler betont — der Teufel endgültig verbannt. Die Gelehrten sehen ihn nirgends mehr am Werk. Aus ihrer Welt haben sie das Gute und Böse vertrieben. Was bleibt dem armen Teufel, als sich ihnen selbst ins Genick zu setzen und sie — zu reiten? — Und so versteht heut kein Fachmann mehr den nächsten Nachbarn. Denn wo jeder einen privaten Ansatzpunkt der Untersuchung hat, im massenhaften Stoff irgend ein willkürliches stoffliches Interesse, da sind tausend Probleme da, die für niemand Probleme sind als für den, der zufällig in eben dem Stoff ertrinkt. In diese Welt hinein leuchtet das schwefelgelbe Licht des Spenglerschen Buches mit erfrischender Deutlichkeit. Er repräsentiert immerhin gegenüber den Fachgelehrten das Gewissen der Geisteswissenschaft. Das ist schon etwas, daß einer in den Tumult der Anmerkungen zum Geistesozean das Wort von der Symbolik alles Geschehens schleudert. Den Fachgelehrten zwingt Spengler — und er rechnet gründlich mit der vertrockneten Stubenphilosophie usw. ab — zur Umschau und Rundschau in andere Gebiete des Wissens hinüber. Er reißt den einzelnen vielleicht doch hinauf in das Gebiet einheitlich-wissenschaftlichen Denkens, so wie es die Expressionisten in der Kunstwissenschaft jetzt versuchen. Das hieße dann endlich den Dualismus zwischen Philosophie und Theologie überwinden, an dem wir seit der Scholastik kranken.

Aber ist jetzt auch nur dazu noch Zeit? Ich will einmal glauben, der gelehrte Nachwuchs, all die heut Dreißigjährigen, die von den heutigen Männern auf den deutschen Kathedern zu Schülern gewonnen sind, die Epigonen von Epigonen, bekämen trotz Kriegsmüdigkeit noch einmal Kraft, daß sie auffahren wie die Adler und die Einzeldisziplinen umschmölzen. So würde die ganze Wissenschaft ein glänzend lesbares Feuilleton geworden sein. Anfänge dazu sind zweifellos da. Die Wissenschaft als solche wäre dann neu geputzt, mit neuer gesellschaftlicher Anziehungskraft ausgerüstet. Aber

träfe sie auch noch auf eine Gesellschaft, auf die sie mit ihrem Geist Eindruck machen könnte?

Spenglers Buch ist nicht umsonst vor dem Kriege entstanden. Vor dem Kriege, da konnte ein solcher Teilversuch, die europäische Wissenschaft zu retablieren, noch erfolgreich erscheinen. Denn damals schienen wir ja Zeit zu haben. Heut kommt jeder Teilneubau des geistigen Lebens unwiderruflich zu spät. Denn heut ist die Kluft zwischen Wissenschaft und Wahrheit unermeßlich weit aufgetan. Mag die Wissenschaft heut Richtiges oder Falsches vortragen, sie hat sich selbst im Flugsand jährlicher Neuerungen und Hypothesen so entwertet, daß ihre Stimme in den Volkskörper nicht mehr hineindröhnt, sondern an ihm abprallt wie die Wandreklame für irgend eine leibliche Medizin. Die Wissenschaft hat in ihren Schulhäusern so lange aus saftstrotzenden Stämmchen kahle Säulen gemacht, daß heut das Volksleben formlos, stumpf, jeder Führung unzugänglich, darniederliegt. Wie sollte heut die Wissenschaft den Menschen erneuern, da heut umgekehrt nur eine Wissenschaft Sinn hätte, die zuvor aus dem Menschen erneuert wäre?

Nein, die Erneuerung des krank gewordenen Geistes kann nicht aus der abendländischen Bücherwissenschaft kommen, auch wenn sie in Volkshochschulen, Verbrüderung von Lehrern und Schülern usw. noch so populär gemacht werden wird. Denn eben ihr selbst ist ja mit Spenglers Werk das Horoskop des Verfalls gestellt wie allen anderen Symbolen der abendländischen Seele. Spengler selbst, bloßes Gewissen der Wissenschaft, der er sein will, hofft, sein Werk werde am Ende ihrer Probleme angelangte Physik, Mathematik, Kunstwissenschaft neu befeuern und Stoff zu Hunderten von Dissertationen liefern. Er wird diesen Erfolg auch haben. Aber ihm geht Geist und Wissenschaft so sehr ineinander über, daß er ‚die innere Struktur des Geistes‘, ‚die unmittelbare Form des Verstandes‘ und ‚die Menschlichkeit selbst, rein und ganz‘, am Ende seines Buches identifiziert! Aber in allen, die noch lebendig sind, muß er das Gewissen für die Wahrheit wecken statt eines bloßen Gewissens für die Wissenschaft. Ihnen enthüllt sich ganz der seelenlose Zustand der Gegenwart. Die magische Kette des geistigen Stromkreises ist zerrissen. Die Generation, die diesen Krieg zu verantworten hat, hinterläßt kein glaubwürdiges, kein liebenswertes, kein hoffnungsvolles Erbe. Sie hat nichts zu tradieren. Alle äußeren Stoffmassen dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß irgendwie die innere lebendige Tradition heute zerstört ist. In tausend Einzelverbindungen mag heute noch lebendige Kulturtradition bestehen; im zentralen Punkt, von dem aus Formen und Gedanken immer neu durchtränkt werden, in der führenden internationalen Geistesgeschichte, klafft durch den Krieg ein Abgrund.

‚Die Kirche hat die Wahrheit. Aber sie hat den Krieg nicht verhindert. Die Staaten haben die Wirklichkeit. Aber sie haben den Krieg nicht verhindert. Der Sozialismus hat die Massen. Aber er hat den Krieg nicht

verhindert.' So empfinden und rufen die Knaben von heut. Und sie verlassen Wahrheit und Wirklichkeit und Menge und werden nackte Empörer. Denn die Väter, denen Wahrheit, Wirklichkeit und Menschheit anvertraut waren, haben versagt. Geist, Macht und Fülle vermögen heut nichts über den Sklavenaufstand der Moral, weil die Statthalter der drei Gewalten Europas Jugend ohnmächtig haben opfern lassen müssen. Aber gerade der besten Jugend graut vor dem zersplitterten Dreizack Geist, Macht und Stoff (Kirche, Staat, Wirtschaft), den keine beseelte Gestalt mehr lenkt. Die schlechteste Totalfigur ist ihr lieber als dieses senile Auseinanderfallen des einheitlichen Lebens Europas in drei ohnmächtige Scherben.

So sind die Knaben von heut in der entsetzlichen Gefahr, aus eigener Kraft leben, sich selbst erlösen, titanenhaft den Pelion auf den Ossa türmen zu müssen. Sie haben keine geistigen Väter, denen sie zunächst einfach glauben könnten! Diese Knaben müßten Menschen sehen, um glauben zu können. Aber alle geistigen Menschen hat der Krieg geistig verbraucht, indem er sie zur Partei erniedrigt hat. Europa hat heut keine glaubwürdigen Menschen! Den Knaben, den Empörern, den Zöllnern und Sündern von heut, kann aber nichts Subjektives und nichts Objektives von vor dem Kriege imponieren oder helfen. Sie lechzen nach der einzigen Instanz, vor der objektiv und subjektiv beides dahinfällt: dem glaubwürdigen Menschen. Was sollen da Ideale oder Organisationen?

Nur Außerordentliches kann helfen, nur jene Glaubwürdigkeit, durch die in den Alltag hinein wieder Wunder getan werden.

An alle Protestanten und idealisierenden Katholiken ergeht heute die Entscheidung, ob sie ‚die Neuzeit' mit ihrem graeco-nationalen Idealismus pflegen wollen oder das Christentum. Neuzeit und Idealismus sind tot. Man kann nicht gottselig und zugleich geistreich im Sinne der Universitätswissenschaft sein. Vor allem aber: können dir die Knaben glauben? Wer nur den Fächern der Universität dient, der verlangsamt vielleicht ihren Einsturz, aber er hilft noch nicht bei dem Wiederaufbau des geistigen Lebens aus dem Christentum. Denn dies Leben darf durch keinen europäischen Begriff etikettiert sein. Abgestorbene Namen töten neues Leben. Und so wirkt heute der griechische Idealismus.

An alle Katholiken und organisierenden Protestanten ergeht heut die Entscheidung, ob sie das Mittelalter und seine römisch-juristische Gesetzlichkeit pflegen wollen oder das Christentum. Mittelalter und römisches Recht sind tot. Man kann nicht gottselig und Jurist sein im Sinne der positiven Jurisprudenz. Vor allem aber, können dir die Knaben glauben? — Wer nur den Bestimmungen des Generalvikariats dient, der verlangsamt vielleicht den Einsturz der Organisation; aber wenn er Parteien, Vereine, Institutionen großzieht, hilft er noch nicht bei dem Wiederaufbau des geistigen Lebens aus dem Christentum. Abgestorbene Formen töten neues Leben. Und so wirkt heute das römische Recht.

Werden die Protestanten aber die Kraft aufbringen, zwischen Wissen-

schaft, fröhlicher Wissenschaft und der zum Tode verurteilten neuzeitlichen Wissenschaft zu scheiden? Werden die Katholiken die Kraft haben, zwischen der Kirche, der ewigen Kirche, und der zum Tode verurteilten bloß mittelalterlichen Kirchenzeitlichkeit der Bureaukratie zu scheiden? Werden beide ihr griechisch-römisches Heidentum willig aufopfern für die Erneuerung des Lebens, damit die Knaben ihnen glauben können? Mit der Gewalt der Schwerkraft wird noch einmal alles Mattherzige, Unentschlossene, Schwankende in der Angst des Schiffbruchs sich an das Sichtbare allein klammern. In die Arme werfen wird es sich den Institutionen und den alten Idealen. Denn das Unsichtbare ist ihnen — eben unsichtbar und schon deshalb ein Ärgernis und eine Torheit. Agorageist und Tempelgeist sind ewig gleich.

Schon strömen die Studentenverbindungen, die Parteien, Vereine, Hochschulen über von verzweifelnden Feldgrauen, die sich an irgend ein Lebenssystem klammern. Laßt euch von diesen Massen, die noch einmal die alten Weisen anstimmen, nicht darüber täuschen, daß sie bloße sich schleppen lassende Masse sind! Sie können den Sinn der Ideale und Institutionen nicht mehr auferwecken. Solcher Sinn fließt nur aus dem Unsichtbaren, nicht in der Masse, sondern in des einzelnen Gläubigen Brust. Ein intellektueller Spartakist muß mehr zu denken geben als tausend Spefüchse. Denn er mahnt uns an den Fluch, den wir so gern recht schnell alle vergessen möchten, wir Idealisten und Organisatoren aller Richtungen, dem aber alle benannten Persönlichkeiten der Kriegszeit unterworfen bleiben: daß sie ihre Glaubwürdigkeit verloren haben vor dem neuen Geschlecht. Um die Glaubwürdigkeit gilt es heut zu ringen, um das Reich Gottes nackt und bloß. Glaube, Liebe und Hoffnung sind weder Institutionen noch Ideale; sondern sie sind die ewigen Himmelskräfte, die zur Herrschaft über beide berufen sind, die aber seit hundert Jahren in einem immer engeren Winkel der europäischen Kultur als ‚Religion' inventarisiert worden waren. Fahr hin, du Kulturbruchteil, das die Neuzeit Religion etikettiert hat, wenn doch Kirche und Christentum auferstehen wollen! Das Unsichtbare wird die Welt erneuern. Das Unsichtbare wird in der Windrose menschlicher Bestrebungen, gegen die Wetterfahne des menschlichen Geistes, die Herzen wieder unbeirrt schlagen lassen.

Bis diese Kräfte groß genug sind, die erstarrten Riesenorganisationen von innen heraus zu erneuern, mag mehr als ein Jahrhundert vergehen. Aber die Gnade Gottes wiederholt nicht ihr zeitliches Gesetz. Der Weltkrieg in seinen kurzen, unendlich langen fünftehalb Jahren ist in Spenglers Tafel nicht vorgemerkt. Er und die anschließende Revolution zeigen eine solche Energie der Abrechnung mit dem Jahrhundert der Zivilisation, d. h. des Unglaubens, wie keine Vergangenheit sie je besessen hat. Es verschlüge der christlichen Wahrheit nichts, wenn sie bis auf das von Spengler berechnete Jahr 2200 warten müßte zu ihrem Wiederanstieg. Aber die Seele lebt von der reinen Gegenwart, und wenn sie heut getrost ihre

tausendjährige Vergangenheit hinter sich läßt, so verzichtet sie damit zugleich auf die astrologische Vorherbestimmung des Werdens aus dem Sein. Die Zukunft, wie sie Spenglers Wissenschaft skizziert, ist nur das Gespenst der Vergangenheit, in die Zukunft hineingeworfen. Es gibt aber Seelenkräfte, die beides, Vergangenheit und Zukunft, überwinden im Wunder — des Augenblicks. Gegen die Geisteshaltung, die am Tage nach dem neunten November gleich nach Aufbau schreit, die überall nur die Schuld von dem oder jenem Zufallsmenschen wittert und von einem ‚unglücklichen Zufall' auf den nächsten ‚glücklichen Zufall' blind spekuliert, gegen die ist die Majestät des Spenglerschen Todesgesetzes eine erhabene und befreiende Tat. Er zeigt, was es kostet, eine Welt zu erschaffen, zu erhalten und zu vernichten. So hat er tausendmal recht gegen das ungläubige ‚Vielleicht, Vielleicht auch nicht' der Generation der Quantitätspolitiker auf allen Gebieten des Lebens. Aber daß es eine Freiheit gibt, die hier und heute alle Geschichtsgesetze über den Haufen zu werfen vermag durch das Wunder dieser Stunde, das ist ihm verborgen wie allen Geistreichen. Nicht zugunsten jenes blinden Ungefähr chaotischen Wissens vor dem Gesetz, sondern zugunsten der Freiheit nach dem Gesetz widerspreche ich Spengler.

Betrachte ich die heutige Schriftgelehrsamkeit, so begreife ich ganz Spenglers Empfinden. Er mag sich wie der goethesche Adlersjüngling fühlen, der die Fittiche nach Raub aushebt und zur Tagesklugheit sagt: O Weisheit, du redest wie eine Taube! Jesus hat solche Lehren wie die Spenglerschen angesichts des Zusammenbruchs des Lebens vorher verkündigt: ‚Wo ein Aas ist, sammeln sich die Adler.' Das sagt er ausdrücklich von denen, die der eigenen Geistreichigkeit die in sich zerfallende Welt zum Raub vorwerfen. (Matthäus 24, 24—28.) Die irdische Taube ist freilich dem Reiz nicht gewachsen, der von der Kühnheit solches Adlerfluges ausgeht. Aber wir wissen von einer Taube, die höher schwebt als die Adler. Denn sie gehört so wenig dem Alltag wie dem Genietag des irdischen Geistes, sondern aus dem Unsichtbaren herniederfliegend, überwindet die Taube des göttlichen Geistes nicht nur das satte Behagen, sondern auch die Überhebung und Selbstzerstörung der menschlichen Vernunft.

Der Adler, der alles sub specie voluntatis, d. h. der Lebenskraft, ansieht, erhebt sich über die Niederungen der Philistermoral und ihr konventionelles Gut und Böse. Trotzdem merkt er selber an, daß, wo einer Welt diese Kraft zur Unterscheidung abhanden komme, diese Welt dem Tode geweiht sei, und schreibt ‚den Untergang des Abendlandes'.

Aber die eigene Erhabenheit solch eines Nietzeschen Willensmenschen und der Untergang des Abendlandes sind nur zwei Seiten der selben Sache, mag auch der Übermensch hier, die niedere Masse dort unversöhnlich gegeneinander stehen. Die Masse zwitschert nur vom ‚lieben' Gott, von seiner Güte; die heldische Vernunft läßt von Gott nur den Willen übrig Gott und Gottes Wille sei heutzutage identisch, sagt wörtlich der Aristokrat Spengler. Aber etwas dem Massenbehagen wie der Einzelkraft Unfaßbares verkündet die Taube, nämlich, daß Gott die Wahrheit ist.

Denn es gibt nicht nur das irdisch-gesellschaftliche Gut und Böse, nicht nur das heroisch-dionysische Mächtig und Schwach, Hoch und Niedrig; sondern die Taube überfliegt die Stärke und Höhe und Macht, daß die zu hohen Berge der Übermenschen einfallen und zu Tälern werden, und die saubern Schachbretter des gesellschaftlichen Rechts und Unrechts überflutet werden, beide von der Majestät des Oben, das gegen das Unten gesetzt ist. Die Massen scheiden gut und böse, der einzelne unterscheidet mächtig und ohnmächtig; aber Gott schied das Licht von der Finsternis und den Himmel oben gegen die Erde unten. Und wo die einzelnen wie die Masse des Oben und Unten vergessen, stürzt er ihre Throne, Kanzeln, Katheder, Rednerpulte und Bühnen um; ihm ist beides dann ein gleicher Greuel: Gut und Böse der Philister, und Stark und Schwach der Helden. Vor dem Oben der Wahrheit werden die ‚Gestalt' und ‚die Wirklichkeit' des Spenglerschen Werkes plötzlich und unerwartet auf die selbe Stufe erniedrigt, auf der die Stoffkrämer der Motive, der Kausalität, des Zufalls und des Glücks hocken. Sie gehören beide als auseinandergeborstene Hälften in die gottverlassene Welt von 1870—1917. In diesem Zeitalter hatte Gott sich allerdings aus der Welt zurückgezogen. Nietzsche hat das Geheimnis verraten: Gott war tot.

Bismarck mit seinen moralistisch gedachten 75 Mark Jahresrente für die guten, braven und gehorsamen Arbeiter und Nietzsche mit seinen Dithyramben auf die Freien und Starken, sie sind nicht nur untergegangen. Aktiv haben beide am Selbstmord Europas mitgewirkt. Die bürgerlich-moralische Austeilung der Orden und Strafen durch den fertigen und darum hoffnungslosen Abgott Staat und die Freiheit der schönheitsdurstigen und darum lieblosen Renaissancenaturen, Selbstvergötterer und Helden sind beide an sich ohne innere Wahrheit. Diese erfließt erst von oben, aus dem Licht der Offenbarung, aus dem täglich erst gut und böse, stark und schwach auf Erden neu bestimmt werden. Staatsvergötterer und Selbstvergötterer haben beide vergessen, daß Gott Welt und Mensch täglich neu schafft, und Staat und Selbst ihm lauschen müssen. Sie sind ihm aus seiner Vaterhand herausgebrochen. Sie haben seine Geduld erschöpft. Um deswillen verwesen heut beide, Götze Staat und Götze Individuum; und düngen mit ihren Leichnamen das Land, damit aus dem Selbstmord Europas die Welt neu geschaffen werden könne, geschieden in oben und unten, in Himmel und Erde. Wir dürfen nicht den Selbstmord für ein Ende nehmen. Denn es steht nicht in unserer Macht, ein Ende zu machen. Der Tod dient dem Leben. Und deshalb gebührt dem, was Spengler den Untergang des Abendlandes betiteln mußte, ein anderer Name, ein Name von jenseits der Gräber:

Die Auferstehung der Wahrheit.

Die Lehrerinnenehe / Von Joseph Graßl

Als die glänzende Augustsonne 1914 die deutsche Erde mit ihrer lebenspendenden Kraft beschien, wurde sie ein Vorzeichen der deutschen Seele. Die Einheit des Volkes, von der Rotbart träumt, war gekommen. Der alte deutsche Kampfesmut erfüllte den einzelnen, die Gemeinde, das Volk und griff auch auf die Frauen über. Sie taten ihr Bestes; sie wollten aber noch mehr tun: Sie wollten den Männern gleich werden und verlangten stürmisch Anteil an der allgemeinen Vorbildung nach Männerart; das Frauendienstjahr wurde zur Losung. Nur kurz dauerte das Hosianna. Heute ertönt aus allen Winkeln das Kreuziget ihn. Man schämt sich der Begeisterung, verwirft die Einheit, verlacht den Siegesmut. Wiederum eine kurze Zeit und man wird reuig zur alten Idee zurückkehren; denn die Idee war gut, war herrlich; nur der Erfolg blieb aus, und die sittliche Kraft des deutschen Volkes wird, wenn ihm die Zeit den Abstand gebracht hat, erkennen, was gut und was eine Irrung war. Heute ist die Entfesselung des einzelnen von den Ketten der Jahrhunderte hindurch geschmiedeten Gesittung, die Befreiung des Individuums von alt hergebrachten Anschauungen die Tagesordnung geworden. Und neben ihr zeigt sich der Drang zur Konzentration der Kräfte, zur Sozialisierung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Zwei Richtungen treten also gegenwärtig hervor: Der Drang zur Peripherie in der Einzelperson und das zentripetale Zusammenfassen der Gesamtheit. Und wiederum macht die Frauenwelt ihre Ansprüche geltend. Die Lockerung der Geschlechtsitten, die eine natürliche Folge des Waffenhandwerks ist, hat auch auf die Frauen übergegriffen; sie verlangen ihren Anteil an der Geschlechterfreiheit. Die bereits ehelich verbundenen durch Befreiung von dem Ehejoch und die noch nicht begehrten durch den Ruf nach den süßen Fesseln des rosenfarbigen Liebesgottes. Amors Pfeile sitzen tief und schmerzen. Mit lauter Stimme verlangen selbst die Lehrerinnen, die bisher jungfräulichen Leiterinnen in dem Tempel der Jugend, nach dem ehelichen Bett, und die Begründung ihres Wunsches nehmen sie nicht aus den Motiven des Auslebens der Einzelperson, sondern aus dem Kreise der Allgemeinheit: Aus Erbarmen zum Volke, aus idealen, bevölkerungspolitischen Gründen wollen die Lehrerinnen Mütter werden. Ich als Arzt mißtraue der Begründung. Ich sehe in der Geschlechtsbetätigung nichts Unrechtes, nichts Unheiliges, w e n n s i e s i c h i n d e m R a h m e n d e r G e s i t t u n g b e w e g t. Ich habe mich im ‚Hochland‘ (Bedenken eines Arztes gegen die sozialistische Staatsordnung, Märzheft 1919) darüber ausgesprochen. Und ist nicht der Kirche die Ehe ein Sakrament? Gerade diese Prüderie erregt Mißtrauen; erregt den Verdacht, man wolle aus zwei Schüsseln naschen. Man will den Verdienstberuf nicht aufgeben, weil er das allgemeine Leben sichert, will aber von der Ehe lediglich das Angenehme und nicht auch das Unangenehme haben. Nicht Fisch, nicht Fleisch, nicht warm, nicht kalt, nicht Mutter, also Fürsorgerin der Familie, nicht Volkslehrerin, also Dienerin der Allgemeinheit, so hofft

man beiden Klippen auszuweichen und strandet dann mit beiden Eigenschaften. Lehrerin und Mutter zugleich zu sein geht über die natürlichen Kräfte des Weibes.

Ich halte die Arbeit einer Lehrerin für einen Beruf. Unter Beruf verstehe ich eine Tätigkeit, die mehr als die Hälfte der körperlichen und geistigen Gesamtkräfte eines Menschen in Anspruch nimmt. Deshalb kann kein Mensch zwei Berufe haben. Der einzelne kann sich in mehreren Berufen beschäftigen, kann, wenn er genial veranlagt ist, auch in mehreren Sparten etwas Erkleckliches leisten; aber er kann bloß einem Berufe angehören. Nun halte ich aber auch die Tätigkeit als Gattin, Hausfrau und Mutter für einen Beruf. Es ist eine gotteslästerliche und geradezu lächerliche Überhebung unserer Verdienstfrauen, wenn sie den Hausfrauenberuf als solchen nicht anerkennen. Den Beruf als Lehrerin und den Beruf als Mutter zu gleicher Zeit auszuüben, vermag keine Frau.

Man kann den Beruf wechseln, kann 10 Jahre Richter und 10 Jahre Arzt sein, aber man kann nicht vormittag Streitigkeiten schlichten und nachmittag Kranke heilen.

Nun könnte man einwenden, daß ja auch der Mann Verdienstberuflicher und Vater zugleich ist. Dem ist zu erwidern: Vater sein ist kein Beruf, sondern eine Beschäftigung, und wenn der Mann seiner Vatereigenschaft die Hälfte seiner Gesamttätigkeit widmet, so leidet darunter sein Beruf und sinkt zur Verdienstgelegenheit herunter. Mutter sein aber ist nicht e i n Beruf, sondern der Beruf der Frau. —

Ich muß hier auf die Ausführungen im Märzheft 1919 zurückgreifen. Der Mann ist zu 70 Prozent Allgemeinmensch und zu 30 Prozent Geschlechtswesen; die Frau ist zu 40 Prozent Allgemein- und zu 60 Prozent Geschlechtswesen. Übt der Mann einen Beruf aus, der aus der Allgemeinmenschlichkeit entspringt, und dies sind fast alle männliche Berufsarten, so kann er diesem Berufe vollständig genügen; er kann auch seiner Geschlechtsanlage völlig entgegenkommen, und es bleibt sogar noch ein Rest übrig von der Allgemeinmenschlichkeit, den er entweder zu einer anderen Beschäftigung oder zur Verstärkung seiner väterlichen Tätigkeit verwenden kann. Die Frau dagegen kann von Natur aus nur einem Beruf obliegen, der aus der Geschlechtstätigkeit hervorwächst. Übt sie einen Beruf aus, der auf der allgemeinen Menschlichkeit beruht, wie den Lehrberuf, so kann sie diesen nur dann richtig ausführen, wenn sie den zur richtigen Berufsbetätigung fehlenden Teil aus der Geschlechtssphäre heraus ergänzt, also ihre natürlichen Geschlechtsanlagen ins Allgemeinmenschliche hinübernimmt. Dies ist ihr möglich, weil die Geschlechtsdrüsen zwei Aufgaben haben, die der Fortpflanzung und die der Entwickelung des Individuums. Bei jeder außergeschlechtlichen Berufsbetätigung des Weibes muß das Geschlecht als Fortpflanzungsorgan zurücktreten, weil dann die Organtätigkeit für die Entwickelung des Individuums verwendet wird. Mit dieser theoretischen Erwägung stimmt die Erfahrung völlig überein.

Wenn sich unsere Töchter einem allgemeinmenschlichen Berufe widmen, wenn sie z. B. studieren, so übertreffen sie die gleichalterigen Knaben in der Regel weit an Fleiß. Der Fleiß ist notwendig, um das Defizit in der Allgemeintätigkeit hereinzubringen und er wird instinktiv angewendet. Solche fleißige Mädchen entwickeln anfänglich ihre Geschlechtsorgane schneller, die Menstruation tritt früher ein, so z. B. bei allen städtischen Mädchen früher als bei den Bauernmädchen,* aber es kommen dann auch vermehrte Störungen infolge der Überarbeitung. Sobald das Mädchen ihrem Fortpflanzungstrieb nachgeht, läßt der Fleiß und die Auffassungskraft nach, denn dann dirigiert sie die Geschlechtsorgansäfte in die Richtung dieses Triebes, lenkt sie von der Individualentwickelung ab. Ähnliches bemerkt man ja auch bei den Knaben, aber nicht in dieser ausgeprägten Weise.

Die Koedukation, wenn sie bei Knaben und Mädchen gleiche Anforderungen stellt, ist daher direkt gegen die Naturanlage; überanstrengt entweder das Mädchen, wenn die Anforderung auf die Knabenanlagen eingestellt ist, oder lehrt den Knaben das Faulenzen, wenn die Mädchenanlagen als Norm gelten. Etwa bis zum 10. Lebensjahre ist die Koedukation gut und nützlich, vom 10.—13. Jahr erträglich, über das 13. Lebensjahr schädlich. Und in gut geleiteten Familien wird auch darnach gehandelt. —

Diesen Fleiß behält in der Regel das Mädchen, wenn es einen Beruf sich erwählt hat, bei. Im Durchschnitte ist die Lehrerin fleißiger als der Lehrer, bringt demgemäß nicht selten bessere Produkte hervor als ihr männlicher Kollege; altert aber frühzeitig und muß um Jahre früher aus dem Berufe scheiden als der Lehrer. Obwohl im Durchschnitt das weibliche Geschlecht länger lebt als das männliche, gehört eine 70 Jahre alte Lehrerin zu den allerseltensten Ausnahmen im Gegensatz zu den Lehrern. Den Grund hiefür habe ich schon angegeben. Frauen, die das Glück haben, in die Ehe zu treten und auch Kinder zu gebären, halten sich unter gleichen Außenumständen viel länger als berufsmäßig tätige Fräulein, und trotz aller Mühe und Sorgen, die die Familie mit sich bringt, lebt durchschnittlich die Mutter um 1½—2 Jahre länger. Auch hiefür fällt der Grund von selbst in die Hand.

Es wäre falsch, zu erwarten, daß eine Berufslehrerin, wenn sie heiratet und Mutter wird, die Vorteile der Mutter sich aneignen würde. Die Organtätigkeit kann nicht beliebig gesteigert werden, ist nahezu gänzlich dem Einflusse des Willens in Bezug auf die Höhe der Gesamtleistung entzogen und unterliegt dem Willen lediglich auf die Art der Leistung. Im Gegenteil würde eine gleichzeitige starke Ausnützung der Organe nach den beiden Seiten, nach der Seite der Ergänzung des fehlenden Restes zur Allgemeinfähigkeit, was bei dem Lehrerinberufe notwendig ist, und die gleichzeitige direkte Geschlechtsbenützung als Gattin und Mutter geradezu einen katastrophalen Zu-

* Weil die Geschlechtsdrüsen treibhausartig arbeiten müssen, um den erhöhten Doppelanforderungen zu genügen.

sammenbruch der gesamten Geschlechtstätigkeit nach beiden Richtungen provozieren. Deduktion und Erfahrung stimmen auch hier völlig überein. Also: Entweder Lehererin oder Mutter, nicht Lehrerin und Mutter erlaubt die Natur. Will die Lehrerin Gattin werden, so hat sie aus dem Beruf auszuscheiden und der Mann übernimmt die Sorge um die Familie.

Hiezu ist der Mann von der Natur veranlagt und demgemäß auch sittlich verpflichtet. Ihm sind 70 Prozent Allgemeinmenschlichkeits-Fähigkeiten gegeben, also mehr als er zur Aufstappelung von Nahrungsmitteln für sich selbst braucht und er kann durch Ausnützung dieser Allgemeinmenschlichkeits-Fähigkeit Familieneigentum sammeln. Was ein echter Mann ist, tut dies auch. Nur Schwächlinge lassen sich oder die Familie von der Frau miternähren. Die Kultur hat allerdings Verhältnisse geschaffen, in denen die Frau auch erwerbend auftreten muß zur Erhaltung der Familie. Aber diese Kulturzustände sind Krankheiten der Kultur und dürfen nicht Gemeineinrichtungen eines Volkes werden. Vor der Revolution hatten wir übergenug Fälle, besonders bei den Oberständen, in denen die Frau mit ihrem Erwerbsgut dem Manne die Höchstleistungen ersparte. Besonders war dies bei dem Offiziersstande der Fall. Die Halbmänner führten dann ein Halbschmarotzerleben. Und wie das Rittertum an seinen Frauen zugrunde ging, so auch der moderne Offiziersstand. Nun wollen die Lehrerinnen diesen krankhaften Zustand als ihren Normalzustand anstreben, indem sie dem Manne die Produkte ihrer körperlichen und geistigen Tätigkeit anbieten, um ihn vor Höchstleistungen zu schützen. Vollmänner werden hievon nicht Gebrauch machen. Und um Lagergenossin solcher lendenlahmer Männer zu werden, braucht die Lehrerin ihren hehren Beruf nicht aufzugeben! Anderseits wird der Mann die Lehreringattin nur als Gattin zweiter Klasse betrachten. Ich habe Respekt vor jedem Fabrikarbeiter, der seine Frau sobald als möglich aus der Fabrik herausnimmt. Die Frage: ‚Kannst du eine Familie ernähren?‘ ist gleichbedeutend mit der Frage: ‚Bist du ein Vollmann?‘ Die Fabrikarbeiterinnen-Ehe kann und darf nicht das Ideal der gebildeten Lehrerin werden. All die Schäden, die wir infolge der falschen Gattenwahl bei den Offizieren kennen gelernt haben, werden auch bei den Lehrerinnen-Ehen erscheinen. Nicht das Mädchen an sich wird begehrt, sondern die damit verbundene leichtere Lebensmöglichkeit. Die Lehrerin wird sich den Gatten ebenso kaufen, wie dies die Kommerzienratstochter tut. Die umgekehrte Kaufehe ist für den gekauften Stand höchst verderblich, und die Lehrer werden nach der Sachlage von der Lehrerin am meisten gekauft werden.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse einer Lehrerin-Ehe sind selbstverständlich besser und diese Besserung ist ja der Zweck der Ehe. Beide Teile werden besser leben können; werden schöner wohnen, sich besser kleiden, werden Reisen machen können und anderes. Sie heben sich aus ihrem Stand hervor und überheben sich bald; sie drücken auf die Lebensführung ihrer Standesgenossen, zwingen diese zur Angleichung, machen sie unzufrieden. Wenn

ich Lehrer wäre, würde ich die verheiratete Kollegin als Krebsschaden des Standes bekämpfen. Und zum Schlusse wollen dann beide Eheteile das schöne Leben nicht mehr aufgeben; das Zweikindersystem wird Einrichtung, wie es bei den Offizieren war. Bevölkerungspolitische Gründe sollen maßgebend sein? Ach nein; die Bevölkerung wird durch die Lehrerinnenehen quantitativ nur geringen Nutzen haben; qualitativ gar keinen. Denn die Lehrerinnenkinder müssen von Dienstboten aufgezogen werden, proletarisieren sittlich. Und die Lehrerin-Mutter wird die Sklavin ihrer Magd; die Wirklichkeit ist anders, als man sich vorstellt.

Ich fürchte, die Lehrerinnenehe ist der Anfang des Endes der Lehrerin überhaupt. Die vermehrte Dienstunfähigkeit, die noch mehr vermehrte vorzeitige Abnützung, der Drang zur Vollmutterschaft, der dann zum Abgang mit Pension führt, die dadurch erwachsene Überbelastung des Schuletats, die unvermeidliche seelische, oft an Verwirrung grenzende Verstimmung der Lehrerin, bis sie endlich den Mann hat mit ihrer unvermeidbaren Minderleistung im Berufe, und noch vieles andere wird die Schulbehörden vorsichtig machen bei der Anstellung der Lehrerinnen. —

Ich ersehe mir aus der Lehrerinnenehe keinen Nutzen weder für die Lehrerinnen noch für die Allgemeinheit; aber ich fürchte Schäden.

Es geht ein volkspolitischer Gedanke durch die Gehaltsregelung der Beamten. Das Gehalt soll der Familiengröße angepaßt sein. Wie wird es aber sein, wenn man diesen Gedanken auch auf die verheiratete Lehrerin ausdehnt? Wird man da nicht dazukommen zu sagen, das Einkommen des Ehepaares wird bei der Bemessung des Gehaltes und der Kinderzulage zusammengerechnet, und die Summe und nicht die Summanden ist bei der Höhe der Zulagen maßgebend? Gibt man jedem Beamteneheteil die volle Kinderzulage und die volle Existenzaufbesserung, so erhält diese Familie doppelte Zulage; eine große Ungerechtigkeit. Möglich ist es auch, daß diese Ehe gehaltsdrückend auf die übrigen Beamtengehälter wirkt. Kein Beamter sollte die verheiratete Lehrerin sich wünschen.

Der Frühmesser / Von Leo Sternberg

Wenn man auf dem Rücken des Rochusberges steht, der sich als letzter Ausläufer des Gebirges über Bingen in die fruchtbare Ebene vorschiebt, und die helle, offene Rheinlandschaft überschaut, die der silberne Strom mit seinen schiffsförmigen Auen wie eine breite Lichtstraße heiterer Tiefen durchzieht, so dächte man nicht, daß unter dem lachenden Spiegel die Asphodeloswiesen des Todes liegen — wäre die Erinnerung daran nicht durch eine Sandsteintafel an der Kapelle wachgehalten, die sich mit weithin sichtbarer Turmspitze über dem bewaldeten Bergesriegel erhebt. Und wenn der Kirche das irdische Leben auch nicht alles ist, so gibt sie durch diese Tafel, in welche die Namen von achtzehn verlorenen Menschenleben eingegraben sind, doch unwillkürlich zu erkennen, daß die Erhaltung unseres göttlichen Teiles noch nicht mit dem Grab in den Wellen versöhnt — mag es immerhin in der Tragik der Welt beschlossen scheinen, daß die Idee nur siegt, indem ihr Träger zugrunde geht.

Freilich wäre aber auch mit der Rettung unserer körperlichen Wesenheit wenig gewonnen, wenn damit nur unsere weltliche Erscheinung aus den Fluten gezogen würde und das Ewige nicht ebenso gut in dem Überlebenden imstande wäre, seinen Triumph zu offenbaren über den Tod, wie es bei jenem Unglück der Fall gewesen ist.

Es war am zweiten Ostertage. Rheinische Studenten waren zur Feier ihres Stiftungsfestes in dem alten, fröhlichen Bingen zusammengeströmt, und das Kouleur beherrschte die ganze, sich um die finstere Burgmasse herum lagernde Stadt, die ihren reichsten Flaggenschmuck angelegt hatte — bei den engen Häuserzeilen und winkeligen Gäßchen ein buntes, festlich bewegtes Bild.

Am Ufer des schiffsbelebten Stromes und auf Weinbergspfaden leuchteten die farbigen Mützen auf. Kavalkaden dichtbesetzter Wagen schlängelten sich die Fahrwege zur Höhe des Rochusberges, des Scharlachkopfes und des Schloßbezirks hinan, und die bärtigen alten Herrn mit dem Stürmer auf dem grauen Haar schossen noch einmal in die Blüte der verflossenen Burschenherrlichkeit gleich den Pfirsichbäumen, deren rosige Schleier wieder über allen Hängen schwebten.... Man hatte einen Salondampfer gechartert, der bewimpelt und mit einer Kapelle an Bord, die singenden Musensöhne in Gesellschaft ihrer Damen an Sanden und Pappelauen vorüberführte, deren duftige Kulissen im Bronzegold des ersten Grünens erglänzten. Wenn man morgens über den Wassern getanzt hatte, so tanzte man am Nachmittage — auf der sonnigen Burgterrasse droben, wo man weit über die wogige Berglandschaft des Hunsrücks hinüberschaut — über den Gipfeln, tief unter sich die schimmernden Schlei-

fen des Nahetales und den stillen Rhein, auf dem die Schleppzüge klein vorüberzogen.... Dann kam in festlich erleuchtetem Saale, von dessen Galerien die Damenwelt zuschaute, der große Kommers, dem die Chargierten in vollem Wichs präsidierten, mit seinen Trinksprüchen, Verbrüderungen und der unermüdlichen Sangesbegeisterung, die ein gleichgestimmter Kreis jugendlicher Herzen auslöst. Und ein Fackelzug, der dem Quai entlang sich mit der schwankenden Kette seiner glühenden Lampions phantastisch in den nächtigen Fluten spiegelte und die ganze Einwohnerschaft des Städtchens an die Fenster lockte, beschloß die bewegten Tage, bei denen eine Freude die andere abgelöst hatte...

Als auf den Schleppzügen, die auf der Binger Reede vor Anker lagen, längst kein anderes Licht mehr brannte als die halbmastgesetzten, ruhigen Nachtsignale, begab sich eine Gruppe von zwanzig Personen, die nachglühenden Bilder warmen Erlebens in der Brust und sich in fröhlicher Unterhaltung durch die Dunkelheit anrufend, nach dem Hafen, um sich auf die andere Rheinseite übersetzen zu lassen, wo man noch einen späten Zug zu erreichen gedachte.

‚Der Sang ist verschollen ... der Wein ist verraucht ...' sang ein etwas angeheiterter Philologe in wehmütigem Baß hinter den andern her.

Der Schiffer, dessen eigener Nachen zu niedrig geeicht war, kettete eigenmächtig einen größeren, fremden Kahn von der Bake los; und obwohl ihn einer anschrie, ob er auch das Sprichwort kenne: ‚Wer den Rüdesheimer versäumt, muß mit dem Binger fahren', wobei er allerdings possenhaft den Finger an die Nase legte, lachte die zum Scherzen aufgelegte Schar (und der Schiffer mit ihr) und tastete sich sorglos die dunkle Ländetreppe hinunter in den umplätscherten Kahn, der unter der starken Belastung bis an die Eiche einsank.

‚Der Frühmesser hat um sieben Uhr morgens Feierabend.... Warum gehen wir schon?' prozeßte der Philologe mit dem geistlichen Herrn, der ihn als letzten die Steinstufen hinableitete.

‚Herein in den „Seelenverkäufer"!' trieb ihn ein Spaßvogel zur Eile an. Perlendes Frauengekicher und breites Männerlachen, das jäh unterbrochen wurde, da einer von der Gesellschaft, der schon mit eingestiegen war, unvermutet zurückbleiben mußte. Es war ein unscheinbarer Vorfall. Sein weißer Fox schoß im letzten Augenblick mit *einem* Satze, plötzlich aufheulend, wieder aus dem Nachen heraus und tobte, Mark und Bein durchdringende Jammerlaute anschlagend, so lange auf der Hafenmauer hin und her, bis sein Herr notgedrungen zu dem winselnden Tiere zurückkehrte ... Die laute Vergnüglichkeit war mit einem Male dahin, und schweigend stieß der Kahn vom Lande.

Man hatte von dem Fackelzuge einen roten Lampion mitgebracht, mit dem man sich die nächtliche Wasserpartie in eine venetianische Gondelfahrt zu verwandeln gedachte. Aber sowie man in den offenen Strom geriet, kam ein östlicher Wind über den Wasserspiegel gestrichen, den die Schiffer bei der Überfahrt nicht gerne sehen; die Kerze fing zu flackern an und erlosch.

Beängstigend legte sich die unvermutete Finsternis, von welcher der Lampion plötzlich verschlungen schien, auf die Fahrenden und unwillkürlich rückte man dichter zusammen und hielt sich mit der Hand an dem Bootsrande fest. Zum Entsetzen aller begann der Philologe mitten in der allgemeinen Beklemmung wieder seine wehmütige Melodie anzustimmen, wie Trunkene manchmal zu tun pflegen (was übrigens den Eindruck eines seltsamen Tiefsinnes macht); aber er fand keinen, der miteinstimmte, sondern wurde sofort mit gedämpftem Sßt zur Ruhe verwiesen.

‚Es tau—meln die Wel—len ins Me—er . . .‘, summte er zum drittenmal, ohne die gegen ihn gekehrte Entrüstung zu begreifen, und verstummte dann.

So fuhr der dichtbesetzte Nachen eine Weile in tiefer Dunkelheit dahin. Nur die kleinen Lichtpunkte am jenseitigen Ufer, an die sich die Augen aller Insassen anklammerten, blinkten fern herüber; und man vernahm nichts als die Riemen zwischen den Dollen knarren, die angestrengt gegen die starke Strömung anruderten, das Plätschern des Wassers und manchmal jenes verlorene Gurgeln, das so geheimnisvoll kommt und geheimnisvoll geht.... Der Schiffer konstatierte gerade an den nackten Klippen der Krausau, die dicht vor ihm auftauchten, daß man die Stromesmitte erreicht hatte, als einer spürte, daß ihm die Füße naß wurden, und unter sich fühlend, plötzlich schrie: ‚Ums Himmels willen, Wasser im Boot!‘ Blitzschnell griff der Schiffer, um das losgelassene Ruder rechtzeitig wieder aufzufangen, mit der Hand nach der Streu und überzeugte sich davon, daß das Sickerwasser tatsächlich über dem Trittbrette stand. Sofort schleuderte er, während alle entsetzt die Füße unter den Holzsitz der Seitenbänke heraufzogen, den Schöpfer unter sie. Aber trotzdem die Männer in rasender Eile schaufelten und schaufelten, daß der Wasserstrahl ununterbrochen gegen die Bootswand platschte, quoll die Flut höher und höher empor. Die Frauen stießen Schreie aus und klammerten sich an ihre Nachbarn oder wollten aufspringen. Doch der Schiffer rief unentwegt dazwischen: ‚Sitzen bleiben . . . alles sitzen bleiben!‘ und immer lauter ‚Sitzen bleiben!‘ und ruderte, daß sich die Riemen bogen. ... Da warf der erste mit den Worten ‚Jetzt wird's schlimm!‘ seinen Rock ab und sprang in den Strom. Nun war kein Halten mehr. ‚Hierher, Herr Frühmesser!‘ . . . ‚Meine arme Mutter!‘ . . .

‚Ach, meine liebe, liebe Schwester!‘ ... ‚Mein Kind, allmächtiger Gott, mein Kind!‘ ... ‚O, helft mir doch!‘ — wirbelte der Menschenjammer durcheinander. ‚Es tau—meln die Wel—len ins Me—er ..‘ die singende Stimme des Philologen dazwischen.

Aber alle Hilferufe verhallten in dem Donner eines Bahnzuges, der drüben am Ufer erleuchtet rheinaufwärts eilte.

‚Die fahren ins Leben — und wir in den Tod ...‘ weinte eine Frauenstimme noch.

Der Schiffer tat erst den letzten Ruderschlag, als ihm das Wasser schon über den Händen stand. ...

Und nun trat das ein, was die Leute ein Wunder nennen, und was auch ein Wunder ist, wenn man darunter nicht versteht, daß Gott das Naturgesetz durchbricht, sondern es einmal in voller Harmonie walten läßt.

Als der Frühmesser, der bis zuletzt schweigend auf der Ruderbank gesessen, nämlich sah, daß sie alle verloren waren, richtete er sich langsam von seinem Platze auf, breitete mitten über die nach allen Seiten Hinwegschwemmenden wagerecht die Arme aus und spendete, selber sinkend, über den versinkenden Häuptern und Händen die große Absolution.

Und während er die feierlichen Worte des Ego vos absolvo sprach, verstummte das Röcheln der Ertrinkenden, und es ward stille über der Wasserfläche, als wenn nichts geschehen wäre ...

Indem er aber die segnende Priesterhaltung einnahm, blieb er, bis über die Hüfte versunken, in dem Strome stehen. Er stand in den Wogen und versank nicht. Er versank nicht, sondern entdeckte endlich, daß der Nachen nicht unter seinen Füßen gewichen war und die Kreuzesform seiner betenden Geberde ihn im Gleichgewichte trug.

Da erinnerte er sich, daß es Ostern war und Auferstehungstag, wo das Meer die Toten herausgibt, die darinnen sind, und sah im Geiste seine versunkenen Fahrtgenossen aus den Wogen emporstreben. Und im Verlangen, mit ihnen und für sie aus der Tiefe emporzuschweben, ließ er die Arme weiter ausgebreitet, und jeder Muskel seines sehnlich aufgereckten Körpers ward Schwinge, angespannt zum Auferstehungsflug ...

Daß er währenddessen, auf dem unter dem Wasser treibenden Kahne stehend, den Strom hinabfuhr, wurde ihm nicht bewußt. Denn inmitten des strömenden Wassers, das den Fahrenden über seine Eigenbewegung täuscht, nimmt man nur wahr, daß man sich fortbewegt, wenn man feste Uferpunkte ins Auge faßt. Und das tat der Aufwärtsblickende nicht, der, zur Höhe hinangedehnt, zu Tale glitt ...

Er trieb an dem Mühlstein vorbei ... an den Felsenköpfen

der Fiddel . . . an dem Nahegrund . . . an der Mäuseturminsel . . . schoß pfeilschnell durch die Bänke des Binger Loches . . . die lange, mit Weidenbüschen besteckte Kribbe des neuen Fahrwassers hin . . . auf die Leistenfelsen zu . . . trieb die ganze, weite, von Gefahren umlauerte Strecke bis zum Klemenssand hinab und — merkte es nicht, sondern schwebte, von der Strömung zwar zutal gezogen, aber in seinem Empfinden nach oben gehoben, wie ein Geist dahin, der, die Todeslaken abstreifend, aus den Fluten schleiert . . .

Da gewahrten Fischer, die in derselben Nacht unter dem Rheinstein ihre mit dem Schleppgarn behangenen Nachen eben zur Ausfahrt rüsteten, als der Mond die Wolken teilte, plötzlich die unirdische Erscheinung und trauten ihren Augen nicht, als sie sahen, wie sich das Bild mitten auf dem Rheine heranbewegte: eine aufrechte Gestalt, die mit sehnlich geöffneten Armen durch die Fluten zu wandeln schien. Aber als sie näher kam und sie das menschliche Wesen erkannten, wagten sie es, die Nachen loszuwerfen, ruderten hinüber und fingen den Schiffbrüchigen in dem Augenblicke auf, als er ohnmächtig hintüberzusinken drohte . . .

So hatte ihn die Balance als den einzigen Geretteten zu dem Ziele getragen, das er nicht gesucht hatte — jene Balance zwischen dem Geistigen und Körperlichen, die allmächtig ist und die Elemente zwingt, dem Menschen zu dienen. Wie aus all unserem Beginnen, wenn nur der erste Schritt von einer zentralen Kraft geführt war, auch der zweite und folgende sich von selbst ergibt, weil der Schlüssel des vollendeten Tuns die Tiefen des Universums aufschließt, daß die Engel der Höhe und die Dämonen der Abgründe herbeistürzen, um uns zu helfen und an unserem Siege beteiligt zu sein . . .

Als die rasch entzündlichen Rheingauer ihren Pfarrherrn am anderen Morgen mit Girlanden um den zweispännigen Wagen heimführen wollten, verbat sich der Gerettete freilich das gutgemeinte Schmuckwerk und öffnete auch auf keine der Fragen, mit denen das wundersüchtige Volk ihn bestürmte, die strengen Lippen.

Denn er fühlte in der Tragik jener achtzehn blühenden Menschenleben, die den Tod in der Tiefe gefunden, daß auch die scheinbar reinste Lösung des Schicksals, weil sie nur an dem Einzelmenschen sich manifestiert, so lange die schmerzlichste Sehnsucht hinterläßt, als an der göttlichen Erfüllung nicht die ganze Menschheit teilnimmt, sondern der einzelne für sie das Gleichnis bleibt.

Und das erste Amt, das der Auferstandene verrichtete, war ein feierliches Requiem für die Toten, bei dem er bleich und geisterhaft zwischen den Kirchenkerzen stand, wie er über die Tiefen des Stroms gewandelt war.

Wilson / Von Eugen Knupfer

Amerika wurde geschaffen, um jede Art der Bevorzugung aufzuheben, um die Menschen zu befreien, sie auf den Boden der Gleichheit zu stellen, auf dem sie unbehindert ihre Fähigkeiten und Kräfte entwickeln können.' Das ist das Evangelium, das Wilson der Welt vor dem Kriege verkündete. Durch den Krieg hat sich nicht nur der Geschäftskreis, sondern auch die weltgeschichtliche Mission der Yankees erweitert: ‚Die amerikanische Nation ist gegründet in der hohen und edlen Erwartung, daß sie in ihrem ganzen Wesen und Handeln der Menschheit den Weg zur Freiheit zeige' (Rede vom 22. Januar 1917).

Wie ist Amerika dieser Mission bisher gerecht geworden? Nach Wilsons eigener Ansicht herzlich schlecht. Im Wirtschaftsleben hat eine kleine Anzahl von Männern die Verfügung über die Rohstoffe, Wasserkräfte, Eisenbahnen, beherrscht die Preisgestaltung und den Kredit. Die Industriemagnaten thronen auf dem Wagen eines Gottes, der keinen Blick hat für die Masse, die sich vor seinem Gefährt in den Staub wirft und unter den Rädern verstümmelt wird. Dem kleinen Mann, dem vom Trust Unabhängigen, wird es immer schwerer, mit den Großen in Wettbewerb zu treten. Warum? Weil das Gesetz es nicht hindert, daß der Starke den Schwachen erdrückt. Der neue Geschäftsmann erhält vom Trust keine Waren, sondern eine Konkurrenz auf den Hals gesetzt, die ihn zugrunderichten soll, und das in dem Lande, das der Welt das Ideal vollkommener Freiheit verkündet. Dazu verlangen die großen Korporationen von der Regierung noch alle möglichen Vergünstigungen und erhalten sie auch. Denn die Herren der Union sind die verbündeten Kapitalisten und Fabrikanten. Wer wird gefragt, wenn Eisenbahntarife, Zolltarife, Währungsgesetze erwogen werden? Das Volk? Nein, die Leute vom Eisenbahntrust, die großen Fabrikanten, die Banken, und die Gesetze werden von solchen Sachverständigen, besser gesagt Interessenten, in den Kommissionen hinter verschlossenen Türen gemacht; im Parlament selbst gibt es wenig Debatten und wenig Aufklärung. Ebenso ist die Auswahl der Beamten in den Händen einer kleinen Anzahl, in den Händen der Parteiführer. Das demokratische Heiligenbild wird im Schrein der nationalen Ideals aufbewahrt und alljährlich am 4. Juli dem Volke gezeigt; in Wirklichkeit hat die Selbstregierung Platz gemacht einer plutokratischen Oligarchie, wo nicht die freie Meinung der Mehrheit, sondern der Wille einzelner herrschender Männer entscheidet, und Amerika hat, vom demokratischen Standpunkt aus gemessen, eine der schlechtesten Regierungen der zivilisierten Welt.

Das sind nicht nur Wilsons Ansichten, sondern seine eigenen Worte.*

---

* ‚Die neue Freiheit'. München, Georg Müller, 225 S., gebunden 4 M. Das Buch enthält sachlich geordnete Wahlreden von 1912 und eine hübsche Einleitung über amerikanische Fragen und über Wilson von Winand. Im selben Verlag erschien unter dem Titel ‚Nur Literatur' (222 S., gebd. 4 M.), 1919 neu-

Er zieht daraus den Schluß: ‚Ehe Amerika das Ideal, daß der Starke den Schwachen nicht an die Wand drückt, nicht in die Praxis umgesetzt hat, hat es kein Recht, sein Haupt inmitten der Völker so hoch zu erheben, wie es das zu tun gewohnt ist.‘ Zieht man auch in Betracht, daß seine Schilderungen Wahlreden sind und die Ära Roosevelt treffen sollen, so bleibt doch an Tatsachen allein noch genug übrig, und Wilson ist ja schließlich nicht der nächste beste Demagog, sondern Gelehrter und ein Mann, auf dessen Wort man sich verlassen kann. Zum mindesten in amerikanischen Angelegenheiten.

Er verzweifelt darum aber nicht an der Demokratie; das Heilmittel ist im Gegenteil: mehr Demokratie, mehr unmittelbare Volksherrschaft, mehr Kontrolle der Öffentlichkeit. Zuerst verstand er darunter eine parlamentarische Regierung nach dem Muster des englischen Unterhauses, und in seinen ersten Werken, einem unter Bagehots Einfluß entstandenen Aufsatz und dem Buch ‚Congressional Government‘ (1885), empfahl er eine Kabinettsregierung durch den Kongreß. Wie überall, wie auch in Deutschland, wo gerade die lautesten Rufer nach dem gleichen Wahlrecht die danach Gewählten am wenigsten gelten lassen wollen, wandte sich auch in Amerika die Öffentlichkeit vom Parlament ab, in dem sie nicht die Verkörperung des Volkswillens, sondern das Ergebnis der Parteimache sieht. Für Wilson bildete die Regierung Clevelands den Wendepunkt; fortan ist ihm der Präsident, im Einzelstaat der Gouverneur der wahre Vertrauensmann des Volkes. Er muß ‚sein Ohr am Boden haben‘, um den Willen des Volkes zu kennen. Die Masse ist überall, in Amerika vielleicht mehr als sonst irgendwo, idealistischen Antrieben zugänglich, und Wilson hat es verstanden, sich in der öffentlichen Meinung für seine Ziele immer einen so starken Resonanzboden zu schaffen, daß er seinen Willen auch gegen die Berufspolitiker, gegen die Parlamente, gegen die eigene Partei durchsetzte, ohne hinreißende Persönlichkeit und ohne ein hinreißendes Programm.

Bei uns ist es für eine ‚Volkspartei‘ selbstverständlich, daß sie ‚fortschrittlich‘ ist, auch wenn sie es nicht noch besonders hervorhebt. Wilson ist konservativ. Für ihn sind die alten Traditionen eines Volkes der Ballast, ohne den das Staatsschiff kentern muß. Was bisher seinen Zweck erfüllte, will er am liebsten auch morgen gelten lassen. Den ewigen Fort-

---

aufgelegt unter dem Titel ‚Betrachtungen eines Amerikaners‘, eine Sammlung von Essays, darunter einige recht anziehende über Bagehot, Burke, den Gang der amerikanischen Geschichte. Eine Sammlung seiner Erklärungen 1916—1918 in deutscher Übersetzung erschien im Verlag Orell Füßli, Zürich, 110 S., 3.50 Mark. 1913 erschien auch sein Buch über den ‚Staat‘ deutsch, und in der Vorrede dazu rühmt er, daß er gerade der deutschen Staatsliteratur viel verdanke. 1918 jammert er über die Menge ‚schlecht geschriebener und ungenießbarer deutscher Werke‘, die er hätte studieren müssen. Außer Laband, den er ausschreibt, kann es aber nicht viel gewesen sein, und das Werk ist wirklich sehr banal.

schritt vergleicht er mit der Tretmühle, einem Kinderspielzeug, wo ein unglücklicher Maulesel ein Räderwerk tritt, ohne weiterzukommen. ‚Auch andere Tiere, z. B. Elefanten, haben die Tretmühle getreten, etwas Lärm verursacht und einige Räder in Bewegung gesetzt, aber gleichfalls ohne viel Fortschritt,‘ setzt er mit einem bei ihm seltenen Anflug von Humor dazu; denn der Elefant ist das Wappentier der republikanischen, der Maulesel das der demokratischen Partei.

Mit der Inbrunst eines Konventsmitglieds glaubt Wilson an die Tugendhaftigkeit der Demokratie in der auswärtigen Politik. Kriege sind nur möglich, wo sie den Völkern von ihren Gewalthabern aufgezwungen werden, nicht wo das Volk herrscht; das ist die beschränkte, aber ehrliche Anschauung nicht nur des gemeinen Mannes, sondern auch dieses Geschichtschreibers und Staatsdenkers. ‚Nationen, die sich selbst regieren, schicken nicht unzählige Spione in ihre Nachbarstaaten, schmieden nicht Ränke, um politische Krisen hervorzurufen und Eroberungen zu machen,‘ meinte er am 2. April 1917, womit er nicht etwa Serbien, Rußland oder Englands Tätigkeit in Persien und Arabien treffen wollte, sondern Deutschland. Dabei tadelt er aber die Eroberungspläne der Union nicht; denn diese dienten der Ausbreitung der Zivilisation, da ja die Amerikaner nun einmal der Auszug aller edlen Säfte der in ihr vereinigten Völker sind. ‚Manche von uns sehen mit Bedauern auf den Krieg von Mexiko zurück;‘ aber dieses Bedauern reicht nicht bis zur Rückgabe. Der Krieg gegen Spanien begann mit der Explosion der ‚Maine‘, und daß die Spanier daran unschuldig waren, ist längst erwiesen; Wilson tadelt aber weder den Krieg noch die Ablehnung des Schiedsgerichts, sondern nur die ungenügende Rüstung. Unter seiner Regierung wurden einige edle Anläufe genommen, Colombia z. B. eine Geldentschädigung für das geraubte Panama angeboten. Daneben ging aber die rücksichtslos ausgreifende und hinterhältige Politik weiter gegen Haiti, Mexiko, Nikaragua, zuletzt gegen Dänemark, das er durch verhüllte Drohung mit einer Besetzung zum Verkauf seiner westindischen Inseln zwang. Mit Wilsons Wissen unterstützt der Öltrust die mexikanischen Rebellen, um die Ölquellen in die Hände zu bekommen. Aber die imperialistischen Handlungen wechseln ab mit pazifistischen Schwüren, nicht aus bewußter Heuchelei, sondern aus Mangel an Selbstprüfung, und das empfinden wir als unehrlich. Beim amerikanischen Volk hat der naive Glaube an sich selbst, bei Roosevelt sein ungestümer Patriotismus etwas Versöhnendes; aber bei Wilson wirken neben seiner brutalen Verschlagenheit die öligen Moralpredigten widerlich, mit denen er uns während des Krieges geärgert hat, mit denen er sonderbarerweise auch nach seiner Niederlage in Versailles noch nicht aufhört und wohl überhaupt erst aufhören wird, wenn seine Amtszeit einmal abläuft.

Über seine Politik im Weltkrieg ein endgültiges Urteil abzugeben, wäre verfrüht. War sie wirklich nur von selbstlosem Idealismus geleitet, wie der eitle, selbstgerechte Mann vorgab und zweifellos auch glaubte?

Jedenfalls entsprach sie immer den amerikanischen Interessen. Nicht als ob der Mann, der sein Leben lang im Kampf gegen das Kapital gestanden, der seine Stellung als Universitätsrektor aufgab, weil der Senat vor einer Millionenstiftung kapitulierte, ein Knecht von Wall-Street wäre oder den Krieg absichtlich in die Länge gezogen hätte, damit Amerika von der Zerfleischung Europas profitiere. Aber bei seiner Losung ‚Weder Sieger noch Besiegte' fuhr Amerika am besten. Und wenn eine Partei siegte, durften es nicht die Kaisermächte sein, auf die der gewöhnliche Amerikaner, der sich ‚ohne die Formen der amerikanischen Verfassung kein menschenwürdiges Leben denken kann' (Bonn), mit der naiven Überhebung eines auf seine Freiheit und beispiellose Entwicklung stolzen Volkes heruntersah. Wilson ist Engländer von Abstammung (seine Großeltern sind aus Ulster), halb Engländer nach Bildung und Neigung. Wie sehr, zeigt seine merkwürdige Abneigung gegen Irland, dem er um Burkes und Goldsmiths willen verzeihen will, was es ‚uns' angetan; und dabei sind die Iren in Amerika die treuesten Stützen seiner Partei! Er ging nicht auf den Krieg mit uns aus; sonst hätte er ihn bei der Erregung wegen der ‚Lusitania' und ein Jahr darauf wegen der ‚Sussex' ebenso leicht haben können wie Mac Kinley nach dem Sinken der ‚Maine'; aber er duldete die Unterstützung unserer Gegner und band uns die Hände, indem er die englische Blockade und den deutschen Tauchbootkrieg getrennt behandelte. Er verkündete zwar am 6. August 1914, die Schiffahrtsrechte der Neutralen seien unabänderlich und Amerika werde darüber wachen (wie, zeigte dann die Beschlagnahme der holländischen Schiffe). Er hätte als mächtigster der Neutralen die Freiheit der Meere durchsetzen können. Aber gegen England hatte er keine sittlichen Bedenken, nur akademische Erwägungen, freundschaftliche Vorstellungen, die kaum ernste Drohung mit Entschädigungsforderungen für den entgangenen amerikanischen Gewinn nach dem Kriege, wovon er jetzt gar nicht mehr spricht; hundert Jahre früher hatte Amerika, damals noch ein Kleinstaat, dasselbe Verfahren Englands mit Krieg beantwortet. Deutschland behandelte er mit hochmütigen moralischen Zensuren, und bei allen juristischen Deduktionen über die deutsche und englische Sperre blieb das Recht immer auf der Seite des amerikanischen Geschäfts. Schließlich war die Freiheit der Meere, in seinen früheren Reden die conditio sine qua non für den Friedensschluß, der zweite der vierzehn Punkte, das erste, was er preisgab, und im Friedensvertrag haben die alliierten und assoziierten Mächte, an der Spitze der letzteren Wilson, die Rechtmäßigkeit der Blockade feierlich anerkannt.

Auf der Friedenskonferenz opferte er dann auch den ersten Punkt, die Öffentlichkeit des Verfahrens, und begab sich damit der Unterstützung durch die öffentliche Meinung. Man hat aber auch nicht den Eindruck, als ob er hinter verschlossenen Türen wie ein Löwe für seine Grundsätze gekämpft habe, und allem nach hat Lloyd George noch mehr dafür getan als Wilson selbst. Nur Italien gegenüber wandte er das öffentliche Ver-

fahren an und schlug wegen Fiume mit der Faust auf den Konferenztisch; hier handelte es sich ja auch nicht um Deutschland, sondern um seine Lieblinge, die Tschechen und Südslawen, deren Einwanderung man in Amerika möglichst fernhält. Japan versagte er die Anerkennung der Rassengleichheit und lieferte ihm dafür China zur Vergewaltigung aus, machte also die Verletzung des einen Prinzips durch Verletzung eines anderen wieder gut. Man hat aus seinen Reden Dutzende von Zitaten angeführt, die seinem Verhalten ins Gesicht schlagen; eines hat sich freilich bewahrheitet: es werde Teilnehmer am Frieden geben, deren Versprechungen sich als unzuverlässig erweisen (Rede am 27. September 1918). Ist er nun gescheitert aus Mangel an Aufrichtigkeit, weil er es von vornherein nicht ehrlich meinte, oder aus politischer Unerfahrenheit, weil er den robusten Imperialismus seiner Bundesgenossen zu wenig kannte, oder aus persönlichem Ehrgeiz, weil er, durch seinen siegreichen Zweikampf mit den Hohenzollern ohnehin aus dem Gleichgewicht gekommen, nicht rechtzeitig zurücktreten wollte? Bei seinem Abschied aus Europa hinterließ er seiner auf den Aufgang einer neuen Weltordnung hoffenden Gemeinde nichts als die Erinnerung an seine apostolischen Worte, während ihn Frankreich und England ausnützten, Italien haßte und Japan an der Nase herumführte. Er hätte der arbiter mundi sein können; doch die Aufgabe, die er übernahm, ging nicht über Amerikas, aber über seine Kräfte hinaus. Denn große sittliche Wirkungen sind in der Weltgeschichte allezeit nur von sittlich ganz hochstehenden Menschen ausgegangen.

Sanatorium-Briefe / Von C. Lichtenegg

Januar 1918.

Ob ich diesen Brief Dir schreiben darf? Ohne daß Du fürchten mußt, er bringt Dir so ein Kerkerlüftchen mit? Du bist ja kein Stubenvogel — eher ein kleiner, stolzer Falke. Hier müßte man Dir die Flügel brechen . . . und ich, nein, ich habe wohl keine. . . . Aber es ist dies hier schließlich doch auch noch Leben, und braucht gar nicht so an kränkelnder Armseligkeit zu haften, wie man meinen möchte. Freilich sieht es stark darnach aus und hört sich so an. Wenn Du die Tischgespräche belauschen könntest, würde Dir schwindlig werden; es geht meist ganz karusselmäßig im Kreis herum: Essen, Kur, Wetter, Zimmertemperatur (in Anbetracht kriegsgemäßer, chronischer Kohlennot), das ist ein circulus, in dem man sich ganz toll rennt. Und doch könnte dieses tägliche Zusammensitzen eine Erfrischung sein. . . . Was gäbe es Reizvolleres, als ledig der steten, oft recht lästigen Begleitung des lieben Ichs ein Stück weit in fremdes Leben hineinzugehen. Aber vielleicht ist dieses nichtige Herumreden, sich Herumärgern mit Hitze und Kälte, dieses Wühlen im richtigen kläglichen Klein-Kram eine Erholung für Menschen. Vielleicht regt es den Appetit an und setzt das Blut in den richtigen, gemächlichen, philisterhaften Umlauf, wie er hier kurgemäß gefordert wird. Oder ist so manche schwarze Wolke über ihrem Leben gelegen, daß dieser graue Dunst ihnen wie Sonnenflimmern scheint? Und sie wissen nur nicht, daß ein paar Schritte hinauf, nur einen halben Treppenabsatz höher der volle Sonnenschein wäre. . . . Und, es ist wahr, man verliert hier doch leicht das Leben aus den Augen, so, wie es über den Bergen drüben im Zusammenprall feindlicher Massen hart und unerbittlich dahinrast. Hier geht es so ruhig, so ewig gleich, daß es einem ist, als stehe es wie eines der Altwässer in unseren Auen, durch das tief unten stille Quellen ziehen... Man merkt nichts davon . . . Hier gibt's nur eines, was eigentlich daseinsberechtigt ist: Gesundwerden. Warum, wofür, weshalb, das hat schon alles keinen Raum mehr und man hat zu tun, daß man die Fäden nicht aus der Hand läßt . . . Und doch steht diese Frage so riesengroß mir vor den Augen — geht wie ein Kehrreim durch die Schneestille . . . in der Liegehalle draußen, wenn man das Haus im Rücken hat und mit dem Schlüsselklirren und den verhallenden Schritten alles versinkt . . . Die Gesichter verschwimmen, die Stimmen verebben in die Lautlosigkeit hinein. Alles Kleine, Wirre, allzu Menschliche verklingt wie eine schlecht gespielte Komödie vor dem echten Laut des Lebens, der durch die Stille geht . . . Diese Stille! Nicht an den Sonnentagen, da goldene Weiten sich öffnen und die Berge nur wie strahlende Glaswände scheinen, wohl aber wenn sie weiß und schwer und unerbittlich, unergründlich aufragen. Lautlos stehen die Tannen an den Hängen, ein blauer Föhnduft liegt darüber und aus den Tiefen hört man nur wie im Traum Glocken wandern . . . An dieser Stille allein müßte man sich gesund hören. Und sie hat doch etwas

Verführerisches, das einem die Augen schließt — sanft, sanft einwiegt, daß man nie mehr sie auftun möchte. 'Hier geht einem der Begriff auf: ‚ewige Ruhe'. Aber gerade deshalb ruft es einen immer wieder ins Leben zurück: ‚Wach auf, wach auf, dort geht man nur ein, wenn man sich todmüde gegangen hat.' Longfellows Excelsior kommt mir in den Sinn und hier gilt es ja nur Lebens- und Arbeitsbereitschaft sich wach zu erhalten — und — das überlaute Ich-Gerede in vernünftige Grenzen einzudämmen. —

28. Jänner 1918.

Federer schreibt von dem schönsten franziskanischen Wort: ‚Alleinsein mit der Seele', aber ich versichere Dich, hier nimmt es manchmal gefährliche Dimensionen an. Da kommt man in einen, weiß Gott, noch schlimmeren circulus vitiosus hinein, als unten an der ‚Menschentafel'. Denn man steigt ja nicht hinauf zu der Höhe dieses Alleinseins, wie der hl. Franziskus es sich dachte und es erlebte. Die Gedanken hängen mit geknickten Flügeln um einen herum und die Luft liegt grau und schwer. Keine Fernsicht — nur die allernächsten Dinge gewinnen an fast erschreckend greifbarer Deutlichkeit; steigen bedrängend über uns herein ... Föhnluft — blauschwarz stehen die Berge. Die Vögel versuchen zu zirpsen wie im Frühling. Der Klang ist gar nicht mißzuverstehen und eine seltsame Müdigkeit liegt einem schwer in den Gliedern, — trotz allem Nichtstun oder gerade deshalb? Da ist hin und wieder etwas in der Luft ... Weißt Du, etwas, das mich ganz eigen an Lussin erinnert, wie es an weichen Frühlingstagen aus dem grünen Wasser an der Piazza aufstieg ... da dachten wir wohl an Venedig ... und das narrt mich nun hier, wo alles in Schneeruhe liegt (ich kann nicht einmal das Schluchtwasser rauschen hören, ohne daß es mich bisweilen an die brausende Adria erinnert), und das führt mich durch die steilen Sonnengassen — hinauf, hinauf, wo die lila Königskerzen am schmalen, steinigen Rain zwischen den Mauern blühen ... Und am Pozzo begegnet mir Donna ... wie hieß sie nur? In ihrer beschaulichen, fast hätte ich gesagt, wohlhabenden Behäbigkeit, eine stattliche Matrone mit dem feinen Lächeln der Weltfrau; — wie natürlich, gewandt, liebenswürdig sie das Gespräch anfängt. Mein stotterndes Italienisch versteht, als spräche ich die Sprache der Klassiker. Wie sie nach dem Gatten, Verlobten frägt und das ein wenig errötende ‚Nein' gar nicht als bare Münze nehmen will. Nein, das ist nicht möglich! Jemand, der aussieht wie Sie, muß zum mindesten verlobt sein. ... Und nun erzählt sie ein Stückchen ihres Lebens. Sie hat den Enkel daheim; den Sohn ihrer Tochter ‚una bella donna e cosigrassa', die nun im kleinen Kirchhof unten liegt, um den das Meer heult. ... Und das Leben ist teuer ... ach, sie möchte nur eine Kleinigkeit, und wenn es heute nicht ist, dann das nächstemal, wann wir uns begegnen ... Fast schüchtern reichte ich ihr ein Almosen hin, fast beschämt ... zum erstenmal hatte ich die verblüffende, südliche Kunst des Bettelns erfahren. Jetzt

begegnet mir die Donna hier — auf den verschneiten Wegen und trägt die stille Not ihrer Heimat mit sich. Was hilft die Sonne, die Rosen, die See, und die berückende Melodie, die dort unten durchs Leben geht, wenn man hungern muß? Aber wir, wir haben uns einstmals dort unten satt gesehen, wer weiß für wie viel Jahre? . . . und hören im Traum das Lied des Lebens, wie es uns damals Sonne, Mond und Sterne und selbst der graue, wütende Scirocco ins Herz gespielt: ‚Addio, Lussin, Lussin mio bel, addio Lussin, Lussin' . . .

Februar 18.

Ich fange wirklich am hellen Tag zu träumen an — es ist auch ein endlos langer, trüber Sonntagnachmittag. Ganz leise fällt der Regen herab — und der weiße, weiße Schnee? Heute bin ich nun wirklich ganz allein — fast wie St. Franziskus auf den Hängen über Assisi droben, die rotgolden in die strahlendgrüne Ebene herabschauen. Nur, daß man immer Schritte hört; im Haus hinter sich und das Knarren der Türen und das heimliche Gelächter und Wispern, bevor zwei auseinandergehen . . . Das gehört zum Leben hier dazu, genau so, wie das Kritteln und Witzeln und Knurren. Dieses leise Anspinnen seidenzarter Liebesfäden ‚gilt es mir oder gilt es Dir'. Das heimliche Erschrecken, wenn die Tafel sich vergrößert. Wer tappt wohl achtlos in das spinnwebfeine Netz? ein jähes Erblassen — Erschrecken — Entsinken . . . bis eine fremde Sonne aufsteigt . . . So treiben sie ihr Eintagsspiel mit dem Ernst und Eifer eines Lebensberufes und man schaut von ferne zu . . . von ferne. Bisweilen kommt mir das Leben seltsam ähnlich der Schützengraben-Existenz vor. Alles, alles liegt in nebelhaften Fernen und es gilt in der ewig gleichförmigen Einsamkeit ein neues Leben sich zu bauen, wie es im „Hochland' der Brief schreibende Okkupationssoldat seltsam eindringlich erzählt. Man braucht neue Fundamente oder vielmehr man muß zusehen, daß die alten, ewig festen, auch wirklich tragfähig bleiben. Es kommt einem oft ganz überraschend ein Verstehen für so vieles, das einem bis jetzt fremd war. Es streift der Atem manchen Gedankens und Begehrens ganz nahe an unsere Seele heran. Und mitten aus dem Ahnen der lockenden Fülle des Lebens steigt doch mit nie gekannter Herzensnot das: ‚Veni Pater pauperum' auf, hier, wie auf dem Bureau irgendwo in der Etappe. Und heute an diesem grauen, grauen verhangenen Sonntag — das Wasser plätschert rastlos von den Dachrinnen, die über voll Schnee stehen und von den wundervollen Eiszapfen tropft es wie schwere, schwere Tränen — heißt es: ‚Servite Domino in laetitia', dieses wundervolle Wort, das wie eine Freudenflut immer wieder aus unserem Leben aufsteigen sollte; uns mit sich zu tragen, emporzureißen zum ewigen Freudenlicht. Das ist der Sinn des Lebens — der Sinn des Wortes, das im Sterben im einsamen San Damiano Santa Clara sprach: ‚Mein Gott, ich d a n k e Dir, daß Du mich erschaffen hast.' Sie muß es mit ihrem letzten Lächeln gesagt haben — in letzter Lebensfreude. Wir grübeln diesem Lächeln nach, das

in ringender Sterbensnot für ein Leben dankt, das längst — nach jahrelangem Todeskampf — allem Lebenswerten erstorben war. Lebenswertem, so wie wir es verstehen, die wir nie die Köstlichkeit der Armut und die Seligkeit der Liebe in der Nachfolge Christi genossen haben! Und darum auch nie die wundervolle Weitsicht derer, welche ‚die Dinge von oben betrachten'. Wir haben wirklich das Verständnis für dieses Wort letzter Lebensbejahung verloren. So jung wir sind. Wir schleppen uns ab am Leben und schauen mit furchtsamen Augen, wie weit wohl der Horizont sich ausdehnen mag. Wir nehmen es Tag um Tag auf wie eine Pflicht; aber wir schenken ihm kein Liebeslächeln, nur ein hart unterdrücktes Seufzen. . . .

Am letzten Februar 1918.

Es ist, als könnte ich Dir nur schreiben, wenn Nebel einfällt; und doch waren jetzt Tage, die ein Labsal gewesen wären Deinem Sonnenhunger; — aber wer könnte sie beschreiben? In ganz seltsam feierlicher Ruhe — ist abends zwischen 5—6 Uhr — wundervoll ernst und klar, nicht drohend, stehen die Tiroler Berge und schauen in die kommende Nacht. Da wachen die Gedanken auf, die tagsüber eingeschläfert waren — wachen auf — und nie vielleicht erlebt man wie hier das ‚Nur eines ist notwendig'; sie sammeln sich aus all den vielen Brennpunkten der Sorge und Lust, Qual — Seligkeit — Rastlosigkeit und Ungewißheit — um das Bewußtsein: ‚Gott'. Das hier ist ein Symbol seiner ewigen Ruhe — ‚Gott'; nun schaut Er in dein Leben, — und wie ein Vogel, der in der irren Weite sich müd geflattert hat, hebt die Seele ihre Flügel — zu Ihm. Und macht die Tore weit — weit Ihm auf, daß nichts, kein Stäubchen seinem Aug verborgen bleiben soll — nicht das leiseste Schwingen und Schlagen — Sträuben und Ängsten des Herzens. Dann gehen seltsam klar und still die Gedanken ihre Wege — ziehen ihre weiten, schweren Straßen — wägen das Leben — und lassen das Senkblei fallen in seine unergründlichen Grundlosigkeiten; rühren zaghaft an seinen Verworrenheiten — und begreifen nichts, nicht Zweck und Ziel, und können nicht einmal das eigene Leben schön säuberlich vorzeichnen . . . kein Wegweiser . . . und wissen doch: ‚Er ist da.' Da fällt mir immer, wenn ich in den Abend schaue, das Gedicht ein: ‚Over de stille Straten geit klar de Glockenslag' — ‚uns' Herrgott hält de Wacht'. Ist das nicht der ruhevolle Endpunkt all unseres Ängstens und Grübelns? . . . Ob ich Dir jemals das Gedicht gesagt habe? — Hier hat es für mich einen ganz neuen Rhythmus gewonnen . . . Unten zünden sie Lichter in den Häusern an, rote Menschenlichter; wie Glühwürmer blitzt es auf im Tal aus dem Dunkel, und droben, langsam, langsam brennt ein neuer Stern an dem Himmelsrand wie ein fernes Gotteslicht. . . .

März 1918.

Es ist spät geworden — und ich schreibe Dir immer noch. — Friede mit Rußland! — Heute platzte die Nachricht in unsere Zeitlosigkeit hinein.

Ich habe zuerst das Wort gar nicht begriffen — nur ratlos bestaunt: Friede? Und Friede mit Rußland? Mit diesen Millionen, und Abermillionen, die sich gegen uns heranwälzten — Friede? Über den vielen, vielen Gräbern, die dort in Rußland liegen: Friede? Wie jeden dieser Tage lag ich auf der Liegehalle und die Sonne strahlte herein — wie gestern auch. Aber ich habe das Wort nicht begriffen, bis ich den einsamen Weg ging und das Wort mit mir trug, sowie man etwas Heiliges, Gottgeschenktes trägt — nicht mit Lachen, selbst nicht mit Tränen — ganz still. Und die Sonne schien durch die Tannenwipfel auf die braunen Hänge, in denen ein leises Leben schon webt — ein warmes Duften stieg auf — wie im Frühling — und über dem stillen, ahnungslosen Tal ragten die Berge auf, fern und übermächtig in den Himmel hinein. ‚Friede'! — Da, erst da, war es, als stiege mir eine ferne Ahnung auf, was dieses Wort bedeute. Noch steht es in unberührter Reinheit — wir denken nicht einmal an den Sieg und nicht, was es in sich begreifen mag an Errungenem, Erkämpftem. — Heute haben wir noch nicht gefeilscht und nicht gestritten um dieses Wort, wir haben es nur aus Gottes Hand genommen — dankbar, fraglos, wie Kinder es tun. Und unsere Herzen horchen hinüber zu den Menschen des Riesenreiches dort drüben und hören das Stammeln der Freude der befreiten Völker. Wir fühlen seit langem heute wieder: ‚Gottes ist der Orient, Gottes ist der Okzident, nord- und südliches Gelände ruht im Frieden Seiner Hände.' Ich habe dort in das stille Strahlen dieses Friedenstages ‚Großer Gott, wir loben dich' gesungen, weil man so übermächtig seine Gnade spürte, nach all den überlangen Tagen des Harrens und Flehens das Walten Seiner Gotteshand. ‚Da glichen wir Getrösteten.' Wie steigt dieses Wort aus den Psalmen heute auf — jubelnd, angstbefreit . . . Und doch und doch — es liegen im Westen ja noch die schweren Wetterwolken — geht durch die Seele ein stetes zagendes Bangen. Nur heute nicht kleingläubig sein! Heute in der großen Stille, da unser Herr den Weltwinden und Wettern geboten, heute müssen wir an den großen Frühling glauben, der die alte Welt erneuern wird — die Welt, von der wir uns so oft in Abscheu und Grauen in qualvoller Ratlosigkeit abgewendet haben: ‚et renovabis faciem terrae.' — ‚Und du wirst das Antlitz der Erde erneuern.'

Paar Tage später. Spät abends. —

Manchmal ist's mir hier, als müßte ich Wasser treten, treten, treten, um nicht unter die Oberfläche herabzusinken — es geht ganz gut, nur benimmt es einem etwas den Atem — und wenn man nicht das starke Gefühl der Pflicht hätte, würde man einmal wohl auch aussetzen — herabgleiten — in die verlockende Ruhe hinein. — Dabei sehe ich unsern Bach zu Haus, in dem wir unsere ersten Schwimmkünste versuchten, an dessen Rand gelbe Iris blühen und über den die leise rauschenden Bäume herübernicken. — Drüben glänzt die Sommerwiese in allen Farben —

bis der Wald wie ein tiefer blauer Schatten sich in die leuchtende Pracht hineinstreckt . . . und ich muß hier treten, treten, um aus dem Elend heraus und ins Leben hinein zu sehen: sehr ernst — fast drohend liegt es da — schaut mich mit unerbittlichen Augen an — läßt mir keine Ruhe — nicht einmal Mitleid mit meinem großen Müdesein. Nein — nein — für all das ist keine Zeit. — ‚Caritas Christi urget nos.' Das ist das Wort der rastlosen Kämpferseele aus ihrem glühenden Eifer geboren — es dringt herein bis in meine Einsamkeit — Tatenlosigkeit — in mein Gefesseltsein . . . Geht man denn auch auf solchen Wegen weiter — seinem Ruf nach? Ist das denn hier auch ein guter Kampf, nach dem sich dieser lodernde, glühende Held sehnte — treten, treten, daß man nicht einsinkt in die Wasser der Trübsal — daß sie einem nur die Füße netzen, daß man sie nur murmeln hört. . . .

Nun ist heute der erste Friedenstag. Nach der jubelnden Vorfreude und der jähen Enttäuschung — nach allem Hohnlachen über die Gutgläubigkeit, die solch ein Gotteswunder für möglich hält — und nun strahlt doch die Märzsonne über diesem Stück Friedensland . . . dona nobis pacem, wie einem das im Ohr klingt — pacem, nicht nur der großen Welt, sondern auch dem ruhelosen Herz, — pacem — der Blick ins weite Land, wo keine rastlosen Stürme gehen und keine schweren Wasser rauschen, ins Land, das zu Füßen der ewigen Hügel liegt. Wer einen Blick hineintun könnte! . . . Aber es gibt noch etwas Besseres als dies: — das Wort, das im Angesicht der grausamen, qualvollen Welt, — im Horchen auf das Tosen und Rauschen und Jagen — mit jener wundervollen Ruhe sagt: ‚Was vermag uns zu trennen von der Liebe Christi'. Mit einem Stolz und einer stürmenden, glühenden Liebe sucht es die Welt ab, nach dem, was unser Herz zu trennen vermöchte von dieser Liebe . . . Nichts, nicht Marterqualen, nicht Kerker und erst recht nicht der Tod. Dem breitet man die Arme entgegen . . . Wie solch ein Wort in die Stille hineintönt, in die berückende Ruhe, die nichts vom Leben mehr hören will, in die nur wie ferne, grauenhafte Gespenster die Notwendigkeiten des Lebens hereinsehen.

3. November 1918.

Es sind mir diese Blätter wieder in die Hand gekommen, die vor so und so viel Monaten geschrieben sind . . . und es geht mir eigen damit; eine heimliche Macht ist in ihnen, die mir keine Ruhe läßt; ich muß dann wieder an dieses ‚damals' denken, das so seltsam in mein Leben hereinpaßt wie aus einer anderen Weltart ausgeschnitten und hereingesetzt . . . Aber ich kann's doch nicht mehr entbehren, so wenig wie den Sonnenblitz dieser paar Monate an der Adria unten — im Frieden — damals. Und das kommt ja nie mehr; das Leben ist anders, wird anders und wir selbst sind anders geworden. Weißt Du noch an jenem Aprilabend unseren Gang an den Hängen des Monte Giovanni zur Gärtnerin — der Garten in einer Mulde wild verwachsen — Blumen schimmernd und der Duft in den köstlichen Abend hinein . . . und wie das Weib dem armen scheuß-

lichen Hund einen Tritt gab, daß er heulend davonkroch — und wir gingen mit ein paar Blumen glückselig heim durch die Steingassen — an den Ölbäumen vorbei, die ihre stille, schwermütige Silhouette am Himmel abzeichneten und über dieser Mauer drüben ... die See mit dem leuchtenden Bergrücken am fernen Horizont ... Wie einen das fremd anschaut. Wenn ich horche, meine ich noch unsere Stimmen zu hören, als wir aus der grauen Einsamkeit der Campagnen herabgestiegen kamen, den Arm voll goldnem Ginster — jauchzend, weil wir dieser stummen Welt dort oben wieder ein Rätsel abgelauscht hatten. — Ich weiß nicht, denkst Du manchmal auch noch daran oder sind die Tore des Sonnenparadieses Dir ganz zugefallen? Es ist ja fast töricht, wo es so bitter schwarz um uns ist, eine fata morgana sich vorzutäuschen. Aber nein, das habe ich nicht sagen wollen ... man braucht die Sonne, wenn wir sie nun aus unserem armen Felsennest dort unten holen ... es ist ja unsere eigene Mühe. ... Aber das, in diesem Frühjahr, war wieder ein anderes Stück Leben und es paßt besser in das ‚jetzt' hinein. Dieses große Schweigen und sich Besinnen-müssen — dieses Warten und Stillhalten und Zusehen und alles, was in heimatferner Einsamkeit zehrt und zerrt und doch nicht recht zur Ruhe kommen will. ... Früher hast Du ja oft gelächelt über mein seelisches Abgeschlossensein von fremden Menschen, mein ‚en-arme'-sein gegen jede nur unsympathische Annäherung ... und gerade dieses Menschenkennenlernen ist's, was einen seltsamen Zauber dieser dortigen Einsamkeit gab ... Das Kennenlernen einzelner, wie durch Zufall zusammengeschichtet, — als hätten sie ob ihrer totalen Wesensverschiedenheit sich angezogen. ... Und in stiller, gleichsam unbewachter Stunde stieg doch aus schwermütiger Verschwiegenheit, aus der kühlen Oberfläche einer Weltmanier oder aus der rastlosen Schärfe einer modernen Geistesstimmung d a s empor, was wir so leidenschaftlich suchen — oder sehnen nur w i r uns darnach, fremde Seelenländer zu erforschen, weil unsere Jugend verhältnismäßig abgeschlossen war oder doch meist nur durch ein und dieselbe Menschenart befruchtet und angeregt ... Oder ist es das unbewußte Sehnen des Menschen, einen Schimmer des Schöpferbildes zu erhaschen über das — oft genug — das Leben eine Fratze gezogen hat. ... Sogar heute, da wir doch keinen Augenblick lang einem unnützen Empfinden nachhängen dürfen, weil wir jeden Nerv brauchen, um das zu tragen, was das ‚Heute' vorherschattet und das ‚Morgen' vielleicht in riesenhafter Vergrößerung ins Leben setzen wird ... sogar heute kommt mir ‚das starke inn're Mahnen', das mich zu den Bergen zurückzieht. Ich hatte sie bisher nie geliebt, nie verstanden, sie bedrückten mich, beengten mich und meine Sehnsucht ging immer zu den Heimathügeln zurück, die im köstlichen blauen Herbstduft liegen oder eine weiße Straße ziehen in den grauen Winterhimmel hinein. Wie kann man die Berge auch anders kennen lernen, als in stummer, wie oft verlassener Einsamkeit, wo kein Gelächter und kein Stimmengeschwirr die Stille aufscheucht ... da, wo man nimmer den Pulsschlag der Welt erlauschen kann, weil wir Herz

und Sinn gefangen haben in dem Schauen dieses Ewigkeitssymbols. So hab ich all das heimliche, stumme Erdrücktsein — Elendsein in der hilflosen Enge meines Kurhauszimmers vergessen oder es ist mir gleichsam nur deshalb in Erinnerung geblieben, um das Verhältnis zu dieser Bergeinsamkeit zu vertiefen ... Nur einen Abend lang möchte ich wieder dort sein, um aus der zermalmenden, herzbetäubenden Wucht der Weltkatastrophen in das ‚Alleinsein mit der Seele' mich zu retten ... Aber auch dafür ist das Leben zu sehr anders geworden. ...

‚Et renovabis faciem terrae' ... und die Stille der Weltwinde und Wetter ... Auch das kommt einem wie ein Aufblitzen aus anderer Welt vor — genau so möchte einen dieser strahlende Märztag der Waffenruhe im Osten verfolgen, wie irgend ein Ausschnitt aus unserem Friedensleben, das mit seinen blühenden Farben schmerzlich lebhaft sich abhebt von unserer Nacht. ... Gestern war das Evangelium vom Sturm auf den Wellen, an das ich damals dachte, aber gewissermaßen nur aus der Ferne, in gesicherter Beschaulichkeit. Aber jetzt — hören wir den Sturm heulen und die Planken krachen und den wütenden Gischt aufblitzen in der grauenvollen Weltdämmerung — aber der Herr schläft nicht ... Wie könnte er auch bei dem Angstschrei der Millionen? Es ist mir, als machten wir jetzt merkwürdige Wandlungen durch — von der stürmenden, strahlenden Jugendsicherheit der ersten Kriegsjahre, von dem knirschenden Aufbäumen, der hohnvollen Menschenverachtung der letzten Wochen bis zu dem Verstummen, Versinken dieser Tage. Es muß vieles von uns abgestreift werden — in Qual und Not wird das alte Menschengewand von uns abgerissen — der letzte, stolze Tropfen des: ‚mein Gott, ich danke dir ...' ausgepreßt im Angstschweiß über dieses furchtbare Welt- und Einzelgericht. ... Dieses große Bedrücktsein unserer Jugend — gerade derer, die scheinbar sorglos lachend ihren Weg gegangen sind, — das ist ja nicht Feigheit, auch nicht Mangel an jugendlicher Tragkraft. — ‚Sieg' — ‚Friede' — ‚Ehre' — das sind ja alles nur so viel Worte für den einen Begriff von dem, was dieser Jugend die Schwungkraft gab durch all die Jahre lähmender Kriegsatmosphäre. — Ihr Idealismus ist nun — scheinbar wenigstens — zertreten — vernichtet; der Geist, der lebendig macht, ist aus all den großen Wörtern geflohen und es bleiben nur leere Schemen zurück. ... Das ist das innerste, bitterste Enttäuschtsein. ...

Es muß gerade in dieser Prüfung ein tiefer, gnadenvoller Sinn liegen: Dieses Armwerden der Seele, ihr lautloses Entbehren: es gibt nichts mehr, das sie zurückgehalten hätte an sorglosem Optimismus, der sich nicht in das Labyrinth der Endmöglichkeiten hineinwagt — an liebgewordener Illusion — alles liegt in Trümmern und es gilt, das Leben neu aufzubauen ... Noch schreiender ist der Notstand jetzt als damals vor dem ernsten, spähenden Blick des ‚Okkupationssoldaten'. Aber was bleibt uns zum Aufbau, was? Nur das Armsein im Geist, das den Reichtum der Kinder Gottes macht ... und das welterneuernde Macht in sich trägt. Selbst diese vier Jahre Krieg hatten in uns nicht das Gefühl des

‚Geschöpf-seins' vertieft — es war doch in all der Not, in all der Vergänglichkeit zu viel strahlende, siegreiche Menschenkraft — und jetzt das Ende — es bleibt nur die Bereitschaft für alles Kommende . . . Daß gerade jetzt, da die Entscheidungen über Welt und Völker über unseren Häuptern drohen — dieses große Sterben in den Hinterländern wütet, ist mir auch wie ein Fingerzeig Gottes — wie eine bedeutungsvolle Führung. — Wir hätten ja bisher die letzte Bereitschaft nicht ausgekostet — das gleichsam schon außerhalb dem eigenen Leben stehen, wie unsere Brüder es draußen alle diese Jahre hindurch gelernt haben, immer neu . . . das unerbittliche Losgelöstsein aus den Armen des Lebens, die immer wieder nach uns ausgebreitet sind — und die uns unablässig hereinlocken in den Bannkreis ihrer Liebes- und Lebensfülle. — Nun sollen wir auch dieses noch lernen, und es ist für uns, die wir uns immer sehnen müssen nach dem Opfern-dürfen unserer Brüder, eine letzte Genugtuung. — Und wir sind stumm geworden in der großen Stille unserer entvölkerten Seelen.

---

4. November.

Mit schmerzlicher und doch wundervoller Klarheit steht jener Märztag — 1. Friedenstag — vor mir — und die Stille des sonnendurchglänzten Tales, aus dem die Berge aufstiegen — jene Berge, die uns morgen vielleicht schon als Brustwehr dienen müssen gegen den Feind . . . Was mögen jene dort im Westen erleben, wenn sie hören, daß die Bergheimat bedroht ist. — Da werden sie die Sturmglocken aus den Tälern läuten hören mitten im sinnverwirrenden Geheul der Schlacht und aus den Trümmern dieser fremden Erde steigt ihnen das Wunder ihrer Kindheit, ihre Berge, empor — umweht sie der Atem ihres Gottesfriedens . . . Heimaterde, Heimaterde, schreist du nicht nach den Söhnen, die deinen Leib decken sollen, mit ihrem stürmenden, blühenden Leben . . .

‚Et renovabis faciem terrae' wie klingen diese Worte heute in unser Leben hinein — alles strahlend Hoffnungsselige ist erstorben — sie passen nicht mehr zu diesem Märztag voll heimlich erwachendem Leben. Es ist grauer Herbst geworden und im Garten drüben waten wir auf den stillen Wegen unserer Kindheit durch das rote Laub und horchen wehmütig auf, wenn der schmerzlich süße Duft einer Erinnerung uns entgegenschlägt. — Laß ab — das Leben ist anders geworden . . . Aber dieses ‚renovabis' verstummt nicht . . . es tönt durch die Dämmerung dieses Weltherbstes fort und es ist heute ein neuer Klang darin. — Und durch das große Verstummen dieser Tage, in denen wir mit weit offenen Augen hineinsehen in die furchtbaren Perspektiven des Völkerunglücks, wie in Gottes Weltgericht, da geht Gottes Stimme: ‚Ich bins', Ich bin's.' — Und endlich, endlich befällt die Seele Armen-Zöllner-Stimmung. Ist das die große Erneuerung, die im Heulen des Sturmes — im gellenden Wutschrei der See uns heimsucht und die erdrückenden Wolkenbänke hebt, daß wir Land sehen?

Briefe von Onno Klopp an Johannes Janssen / Von Ludwig Freiherrn von Pastor

(Schluß.)

Penzing, den 22. April 1879.

Mein verehrtester Freund! Ich komme erst jetzt dazu, meinen neulich unterbrochenen Brief fortzusetzen. Und da muß ich Ihnen denn zunächst sagen, weshalb ich mein Versprechen einer Besprechung Ihres Werkes im ‚Vaterland' bisher nicht eingelöst habe und auch für längere Zeit nicht einlösen werde können. Sie wissen, daß ich mich sowohl unter unserem König Georg V. wie auch jetzt ziemlich frei bewege. Unser Herzog hat über den ‚Kulturkampf' usw. ganz gesunde Ansichten. Aber es gibt doch einen Punkt, an den man weniger um seinetwillen als wegen des Anhangs nicht rühren darf. Dieser Punkt oder diese Person ist Martin Luther. Wenn ich mit Nennung meines Namens dies Individuum so beleuchten wollte, wie Sie getan haben, so fürchte ich, würde der Andrang aus Hannover auf den Herzog so mächtig sein, daß es ihm schwer sein würde, mich zu halten. Ich besprach die Sache in diesen Tagen mit Windthorst, der gestern wieder abgereist ist. Er sagte mir: ‚Schreiben Sie Janssen, daß ich es Ihnen dringend abgeraten habe, direkt Martin Luther zu beurteilen.' Er meinte sogar, daß, wenn ich meine beabsichtigte Arbeit über den Ursprung der preußischen Königskrone nicht anders schreiben könne, als ohne des Rates von Martin Luther an den Hochmeister Albrecht zu gedenken, ich es immerhin abfassen möge, aber als ein Opus posthumum. Es wirken da allerdings mehrere Gründe zusammen. Zuerst ist die Borniertheit und die Vorurteile oder ut rectius dicam die Unwissenheit unseres Adels und der orthodoxen preußischen Geistlichkeit trotz alles Kulturkampfes noch dieselbe wie vorher. Ferner bilden sie sich ein, das alles, was einer von uns hier schreibt, mit Vorwissen und Genehmigung des Herzogs geschieht. Drittens werden wir Katholiken ohnehin bereits mit Mißtrauen betrachtet, nämlich Windthorst, Maxen und ich. Und man würde gerne bohren, wenn man könnte. Ich darf also nicht bloß für mich, sondern auch für jene beiden keine Blöße zum Angriff bieten. Endlich kommen noch die Verwandten in England und in Dänemark hinzu. Obwohl die Gesetze dieser Länder den Katholiken Freiheit gewähren, so haben die Personen dort von dem Katholizismus Vorstellungen etwa derselben Qualität wie in Hannover oder noch schwärzere.

Dies streng unter uns. Aber Sie sehen, daß es zur Zeit nicht geht, und sehen überhaupt, daß auch ich mich nicht so frei bewege, wie es wohl zu wünschen. Nur fällt dabei nicht der leiseste Schatten auf den Herzog, ebensowenig wie früher auf den König. Wenn jemals protestantische Fürsten es verstanden haben, gerecht gegen Katholiken zu sein, so ist es in diesem Falle der Sohn wie der Vater. Der letztere war es, bevor die Erfahrung der letzten 13 Jahre ihm dargetan, daß er am sichersten auf

die Katholiken daheim zählen könne, und für den Sohn kann diese Erfahrung nur bestärkend wirken. Es ist ja meine Pflicht, mich über mein Tun und Treiben offen zu ihm auszusprechen; aber ich darf auch sagen, daß ich es ohne Bedenken tue.

Herr Hüffer in Münster hat mich aufgefordert, für die Zeitschrift des Görresvereins mitzuarbeiten. Ich habe ihm unter anderem folgendes erwidert, was ich, da der Brief noch offen vor mir liegt, wörtlich hersetze (nachdem ich über grundlegende Werke gesprochen, folgt): Kleinere Arbeiten über einzelne Punkte haben immerhin ihren Wert; gegen die Phalanx der Irrtümer und Geschichtsverdrehungen seit den letzten drei Jahrhunderten wirken sie so viel wie Flintenschüsse gegen eine Mauer. Ein solches grundlegendes Werk ist Janssens Geschichte des Deutschen Volkes, welches den großen Vorzug hat, zugleich der Wissenschaft zu genügen und jedem verständlich zu sein. Nach meiner Ansicht sollte daher der Görresverein dies Werk eigentümlich an sich bringen, weil er um einen Buchhändlergewinn dabei sich nicht zu sorgen hat, nicht bloß seinen Mitgliedern, sondern auch darüber hinaus das Werk für etwas mehr als den Papierpreis zugänglich machen könnte.

Das ist nach meiner Ansicht das einzige Verfahren.

Herr Hüffer schreibt: ‚Die Zahl der zünftigen Historiker, auf welche wir voraussichtlich rechnen dürfen, ist weit beträchtlicher, als es von vornherein den Anschein hatte.' Dieses Wort der zünftigen Historiker bringt mich zum Lächeln. Es gehen davon wohl, wie bei den Preußen, auch zwölf auf ein Dutzend und sechzig auf ein Schock. Haben wir ja doch nun 379 Jahre warten müssen, bis wir von Ihnen ein zusammenfassendes Bild des Lebens unserer Vorfahren vor der Kirchenspaltung erhielten, trotzdem seit jener Zeit so viele Hunderte gelebt, die auch Historiker waren. Daß sich Gott erbarm! — Vor einigen Jahren ließ sich mir hier ein junger Mensch vorstellen, etwa 21 Jahre alt, und auf meine Frage, womit er sich beschäftige, erwiderte er mir: ‚Ich bin Historiker.' Ich habe ihm nicht ins Gesicht gelacht, aber es war wie die erste, so auch die letzte Unterhaltung, die wir geführt. Jeder Grünschnabel, dem es gelingt, ein bisher nicht gedrucktes Aktenstück zu finden, was doch wahrlich nicht schwer, nennt sich dann einen Historiker. . . . Meine Frau läßt Sie vielmals grüßen. Der Ihrige O. Klopp.

Penzing, den 15. Mai 1879.

Mein verehrtester Freund . . . . Haben Sie nicht irgendwelche Bekanntschaft in Holland, der Sie das Werk zur Rezension empfehlen könnten? Ich würde dem Betreffenden gern ein komplettes Exemplar einsenden. Der alte Groen van Prinsterer hatte sich einigermaßen engagiert, jemanden zu finden. Aber dann ist er darüber gestorben. . . . Ich komme wenig vorwärts. Die Masse des Materials ist unsäglich. Dazu kommen auch für mich manche Abhaltungen durch andere Arbeiten. Ich lebe aber fast nur

in meinem Hause und Garten, in welchem ich täglich mich in Polemik übe gegen Würmer und Raupen. . . .

Sie können sich gar nicht denken, wie isoliert ich stehe. Von der ganzen Wiener Professorenschaft kenne ich auch nicht einen, allenfalls freilich Brentano, der mich hoffentlich von jetzt an mit seinem Besuche nicht wieder beehrt.* Meine Frau fragt mich, ob ich an Sie schreibe und läßt Sie bestens grüßen, wie Ihr getreuer O. Klopp.

Penzing, den 7. Juli 1879.

. . . L. Pastor hat neulich an meinen Sohn über seinen Plan, nach Innsbruck zu gehen, geschrieben. Mein Sohn hat mich darüber befragt, und habe darauf erwidert, daß ich diesem Plan durchaus nicht zustimmen könne. Ein guter Freund von uns, Pernter,** aus Bozen gebürtig, der vor kurzem zwei Jahre in Innsbruck zugebracht, war derselben Ansicht. Ich muß nun abwarten, ob Pastor mir die Gründe für diesen Plan angibt. Ich höre, daß ein Frankfurter Arzt ihm gesagt haben solle: das Klima in Wien tauge für seine Konstitution nicht. Ich würde es gelten lassen, wenn ein Arzt hier, nachdem er seine Konstitution geprüft, bei genauer Kenntnis aller klimatischen Verhältnisse an Ort und Stelle, einen Ausspruch solcher Art täte, obwohl auch dann noch gewagt wäre, ein bestimmtes Votum über eine so zweifelhafte Frage abzugeben. Aber daß ein Arzt in Frankfurt ein solches Verdikt ausspricht, das geht doch über alle Körbe, zumal die Erfahrung eines Jahres gezeigt, daß L. Pastor hier gedeihen kann. Wohin geraten wir, wenn wir einem Arzte eine solche Allwissenheit zutrauen? Meine Frau läßt Sie bestens grüßen. Ganz der Ihrige Kl.

Penzing, den 2. September 1879.

Mein verehrtester Freund! Eine Woche nach der anderen ist vergangen, daß ich auf Ihr freundliches Schreiben vom 20. Juli nicht geantwortet. Seit reichlich einer Woche habe ich mich nicht recht wohl gefühlt, aber das scheint heute vorbei zu sein und deshalb greife ich sofort zur Feder.

Die Frau Erzherzogin Maria Therese hat selber mir Ihre Grüße ausgerichtet. Der Gemahl hatte mir vorher erzählt, daß sie Ihre Vorträge nachschriebe. Ich freue mich jedesmal, wenn ich in die Familie komme,

* Der Philosoph Franz Brentano, der von 1874—80 an der Wiener Universität lehrte. Brentano hatte sich 1873 von der katholischen Kirche, deren Priester er war, getrennt. Nachdem er sich mit einer reichen Wiener Jüdin verheiratet hatte, brach Klopp ebenso wie Max von Gagern den Verkehr mit ihm ab.

** Joseph Pernter, der später berühmt gewordene Meteorologe, von 1890—97 Professor für kosmische Physik an der Universität Innsbruck, von da an in Wien, wo er Direktor der Zentralanstalt für Meteorologie wurde.

denn was immer sonst an dem Erzherzoge* auszusetzen sein mag: die Erziehung der Kinder ist musterhaft.

Ich beneide Sie, daß Sie sich mit mehr als einer Sache beschäftigen können. Ich sitze wie gefangen in meiner großen Arbeit und kann nicht heraus. Pastor ist seit reichlich acht Tagen hier. Ich hatte bereits vor seinem Kommen die Idee gefaßt, Ihre zwei Bände und den seinigen** zugleich zu besprechen, d. h. genau genommen meine Grundanschauung über das 16. Jahrhundert abermals gedrängt zu entwickeln. Ich muß davon abstehen. Die Gründe, die ich vor einiger Zeit Ihnen angegeben, werden immer stärker. Es ist im Norden eine Strömung, vor der ich sehr auf meiner Hut sein muß. Ich bin bei meinen engeren Landsleuten niemals persona grata gewesen, vielmehr selbst 1866, wo ich mehr riskierte als jeder Soldat, persona ingratissima. Ich darf den schlafenden, vielmehr den lauernden Löwen nicht reizen. Deshalb bin ich dahin gekommen, durchaus zu schweigen, wo ich nicht den Beruf habe, zu reden. Selbst wenn ich auch etwas ohne meinen Namen schreiben wollte — was doch meinen Ansichten nicht mehr entspricht —, so würde man mich ja sofort erkennen und das Motiv zu einer Beschwerde gegen mich wäre gefunden. Ich muß also verzichten und versichere Ihnen, daß ich es sehr ungern tue. Denn auch Pastors Buch wäre sehr wohl wert, ihm einige Mühe zu widmen.

Ich meine das vorhin Gesagte auch in bezug auf den sog. Kulturkampf, der doch nur die Fortsetzung des cujus regio ejus religio ist. Deshalb bin ich mit Ihnen der Ansicht, daß die Hoffnung auf einen Ausgleich vergeblich ist. Wie Rom die volle Freiheit fordern muß, so wird man von preußischer Seite diese volle Freiheit nicht gewähren. Es ist von seiten der preußischen Katholiken ein großer Mangel an Einsicht, zu sagen, daß sie doch unter Friedrich Wilhelm IV. Freiheit besessen haben. Latent war der Kulturkampf immer da, namentlich im gesamten Unterrichtswesen und in der Literatur. Namentlich in dem geschichtlichen Unterricht und der Literatur wurden die Katholiken in Preußen mißhandelt, belogen, betrogen; der preußische Staat kann aber nicht anders, wenn er bleiben will, was er ist. Und darum wird ihn auch nur irgendwelche Not zum Aufgeben des Kulturkampfes bringen, sei es ein unglücklicher Krieg, Hungersnot oder was sonst. Preußen und die katholische Kirche sind eben diametrale Gegensätze.

Diese Seite der Sache überhaupt möchte ich in Ihrem Werke noch stärker hervorgehoben sehen, nämlich die, daß der Protestantismus (vom Beginn an cujus regio ejus religio) nichts ist als die Erneuerung des Heidentums in — wenigstens anfangs — christlicher Gewandung. Auf

* Karl Ludwig, Bruder Kaiser Franz Josephs.

** ‚Die kirchlichen Reunionsbestrebungen während der Regierung Karls V. aus den Quellen dargestellt.' Freiburg 1879.

diesem Wege ist aber von allen protestantischen Mächten nur Preußen konsequent geblieben vermöge des Strebens nach der sogenannten Union. — Ich hoffe zu Gott, daß es mir doch noch einmal vergönnt sein wird, dies Thema zu behandeln, nämlich in meinem seit fünf Jahren meditierten Werke ‚Der Ursprung der preußischen Königskrone'. Aber noch für mindestens drei Jahre hält mich das jetzige Werk fest.

Und dies führt mich darauf zurück, daß ich zur Zeit darin wie ganz eingepuppt bin. Ich bin nicht imstande, Ihre Fragen über eine neue Folge der ‚Lebensbilder' zu beantworten. Die ungeheure Literatur über den sog. spanischen Erbfolgekrieg läßt mir nicht Zeit noch Kraft für etwas anderes. Und dazu nun die archivalischen Studien. Ich habe die gesamten Anglica des k. k. Archivs bis 1714 bereits vor acht Jahren exzerpiert. Diese Exzerpte genügen mir jetzt nicht, also alles noch einmal. Dazu die parallelen Hollandica, Hispanica, Romana. Denn man kann sich auf nichts Gedrucktes verlassen. Ich sitze täglich 4½ Stunden im Archiv und bewältige darin zwei Monate eines Jahres nicht als neu, sondern als Revision der Anglica. Sie sehen, wie langsam das geht. Aber ich werde auch der Suecica und Sabaudica mich kaum erwehren können, wenigstens partiell. Und dabei die Massen der französischen und englischen Literatur. Die Ranke, Norden, Droysen und Konsorten mit ihrer gespreizten Unwissenheit sind zum Lachen.

Sie stellen Ihren Besuch in Aussicht. Ja, wenn Sie nur Ernst davon machten. Pastor und ich, wir reden täglich ein gutes Stück zusammen über das 16. Jahrhundert. Aber ich stehe doch nicht so recht in der Mitte der Dinge, wenigstens nicht mit der frischen Kraft wie im Beginne des 18. Jahrhunderts.

Ihre Klage über Österreich ist durchaus berechtigt. Die geistige Armut hier ist unsäglich. Wie ist es auch möglich, daß hier etwas Besseres gedeihen könnte, wo alle Stände insgesamt beherrscht werden durch die liberale Judenpresse! Mir graut vor dieser Leere in den Köpfen, dieser wirbelnden Genußsucht. Einen Hauptanteil trägt das entsetzliche Schulwesen. Die Pest des aufgeblasenen, halbwissenden Schulmeistertums ist vielleicht nirgends in der Welt so arg wie hier. Ernste Bücher werden hier überhaupt nicht gelesen. Kommt eine Privatbibliothek zum Verkaufe, die Tausende von Nummern zählt, so ist doch die Zahl der wissenschaftlichen Werke darunter immer verschwindend klein gegenüber der Flut der Romane. Dazu hat der Wiener vermöge eben jener Herrschaft der Judengasse vor dem Worte ‚ultramontan' vielleicht noch mehr Scheu als der Berliner. Beachten Sie das Verhalten in Berlin gegenüber der ‚Germania', in Wien gegenüber dem ‚Vaterland'! Jenes Blatt kann man in Berlin und überhaupt in Preußen wenigstens überall bekommen, in Wien und Österreich nicht das ‚Vaterland', weder in den Cafés, noch in den Lokalen für Zeitungsverschleiß, den Tabaktrafiken. Wer das ‚Vaterland' liest oder gar hält, ist in der Wiener Gesellschaft mit einem Makel behaftet. — Stets Ihr getreuester O. Klopp.

Penzing, 13. August 1880.

Mein verehrter Freund! Es wird Ihnen erinnerlich sein, daß J. K. H. die Herzogin von Braganza zu wissen wünschte, ob sich nicht hier im k. k. Archive ein Aktenstück von Don Miguel befände, betreffend die bedingte Annahme der damaligen portugiesischen Verfassung. Meine Schritte zu diesem Zwecke blieben erfolglos bei den Archivbeamten selbst, weil in ihrer Instruktion das Jahr 1815 die Grenze bildet, über welche hinaus sie nicht gehen dürfen. Daher machte auch mein Hauptgrund, daß ich die Bestätigung des Methuen-Vertrages von 1703 durch Don Pedro zu konstatieren wünschte, keinen Eindruck. Da der Methuen-Vertrag die englische Intervention begründet, so mußte sich in den betreffenden Akten oder im Zusammenhange damit alles Erforderliche vorfinden. Aber, wie gesagt, man wollte nicht daran, und ich mußte mich darin ergeben mit der kargen Befriedigung, daß, wenn man mein Begehren nicht erfüllte, man doch auch nicht wußte, worauf es eigentlich gerichtet war.

Ich wendete mich dann an den H. v. Klinkowström, der die Metternichschen Papiere herausgibt. Zu ihm konnte ich offener reden. Er teilte mir dann einen Aufsatz von Metternich über Dom Miguel mit, und ich erwiderte ihm, daß gerade dieser Aufsatz, wenn in die Öffentlichkeit gebracht, um so mehr den Wunsch hervorrufen müßte, das Gedächtnis Dom Miguels klargestellt zu sehen. Der Aufsatz begann damit, daß Dom Miguel nach Wien gekommen sei ‚wie ein Wilder', und welche Fürsorge dann getroffen worden sei, ihn zu erudieren usw.

Der H. R. v. Klinkowström hatte für sich persönlich Akzeß zu den Akten des k. k. Archivs auch nach 1815. Da er versicherte, daß unter den eigentlichen Metternichschen Papieren sich ein Aktenstück, wie ich es suchte, nicht befände, so war es mein Bestreben, ihn dahin zu bringen, daß er jene ihm persönlich gegebene Erlaubnis benutzte, um das fragliche Aktenstück Dom Miguels im k. k. Archiv aufzusuchen und mir davon Einsicht resp. Abschrift desselben erstattete. Wir redeten darüber lange; aber ein Versprechen seinerseits konnte ich nicht herauslocken. Später schwieg er darüber völlig, auch dann, als er einmal von mir eine Gefälligkeit verlangte.

Die Sache lag nun geradezu ungünstig, weil der im Drucke befindliche vierte Band der Metternich-Papiere der Zeitfolge nach den Aufsatz Metternichs über Dom Miguel bringen mußte. Neuerlich jedoch trat H. v. Klinkowström im k. k. Archiv zu mir mit den Worten: ‚Ich kann Ihnen jetzt mitteilen, daß der Metternichsche Aufsatz über Dom Miguel nicht mitgedruckt werden soll.' — Ich habe ihm meine persönliche Befriedigung ausgedrückt.

In der Tat aber konnte er ja nicht anders. Nachdem er seine Mitwirkung, das Gedächtnis Dom Miguels klarzustellen, zugesagt hatte, durfte er doch nicht einen Aufsatz in die Öffentlichkeit bringen, der dem Liberalismus einen willkommenen Anlaß geboten hätte, das Gedächtnis Dom Miguels abermals zu verschwärzen, sondern mußte nach meiner Ansicht

bei dem Fürsten Richard beantragen, dieses Schriftstück des Vaters wegzulassen. So, denke ich mir, ist es geschehen.

Ich bitte Sie, dies Ihrer Königlichen Hoheit mitteilen zu wollen, daß diese Veröffentlichung unterbleibt. Es ist freilich nur ein negatives Resultat, aber es ist immerhin etwas. Vielleicht ergibt sich früher oder später die Gelegenheit, auch ein positives Resultat zu erzielen.

Meine Frau und die drei jüngsten Kinder, Agnes, Maria, Georg, sind vorgestern von Oberammergau zurückgekehrt und die Kleinen arbeiten ihre Reisebeschreibungen aus, zu Nutz und Frommen für sich und ihre Freunde. Ich für mich stecke in der Arbeit bis über die Ohren, aber pro viribus. Mit bestem Gruß der Ihrige O. K.

Penzing, 19. April 1881.

Mein verehrter Freund! Ihre neuliche Nachricht über Ihr Befinden hat uns wahrhaft erschreckt. Da meine Frau es übernahm, Ihnen sogleich zu schreiben, so habe ich lieber warten wollen, bis ich imstande sein würde, zugleich das längst Beabsichtigte einzusenden. Endlich also erfolgt es anbei. Ich habe nämlich nicht gerne meine Arbeit über 1683 unterbrechen wollen. Sie liegt im ersten Entwurfe nun vor, so weit, daß ich wieder nach Wien gehen kann, um das Feststehende zu ergänzen, sowie auch die Literatur zu komplettieren, was immerhin noch einige Monate Arbeit erfordern wird.

Bis vor einiger Zeit habe ich über den Plan vollständig geschwiegen, weil ich nicht sicher genug war, etwas Erhebliches leisten zu können. Jetzt jedoch ist es kein Geheimnis mehr, wenigstens unter den wenigen Bekannten, die ich hier habe. Meine Schrift wird abermals sehr unpopulär sein und vielleicht nirgends mehr als in Wien selbst. Ich habe früher auch geglaubt, daß das Wiener Bürgertum im Jahre 1683 besser gewesen sei als 1866. Aber nichts davon: Es war beide Male moralisch faul. Aber die kaiserlichen Soldaten von 1683 waren besser als die von 1866, und ich habe vor, an der geeigneten Stelle meines Buches mit Nachdruck für sie ein Denkmal zu fordern.

Ich glaube, Sie müssen für längere Zeit sich aller Arbeit enthalten und zu diesem Zweck auf Reisen gehen, in kurzen Strecken. Nehmen Sie meinen Rat nicht übel. Ich selbst halte mich an das Wort: ‚Prüfe, was deinem Leib gesund ist!' Aber in solchen Fällen liegt das Ratgeben gar zu nahe.

Wir leben hier still und friedlich in unserem Penzing. Mein ältester Sohn macht in diesem Sommer sein zweites Examen; der Kleinere ist noch in Kalksburg, für vier Jahre. Denken Sie sich, ich habe das Glück, daß alle meine Kinder musikalisch veranlagt sind. Täglich haben wir des Abends Konzert im Haus, propriis sumptibus et laboribus. Ich selber verstehe sehr wenig davon, habe aber meine Freude am Hören.

Ich hoffe auf eine Nachricht von Ihnen, daß es sich besser mit Ihnen anläßt.

Mit alter Gesinnung Ihr getreuer O. Klopp.

Penzing, 7. Juli 1881.

Mein verehrter Freund! Ich beeile mich, Ihnen zu antworten, daß ich gleichzeitig mit diesem an die Redaktion der „Historisch-politischen Blätter" schreibe und dadurch die Sache in Ordnung zu bringen hoffe.

Aber es tut mir sehr leid, zu vernehmen, daß Ihre Gesundheit sich nicht festigt. Ich bitte Sie dringend, den Gedanken fahren zu lassen, daß ich unter solchen Umständen irgendwie einen Grund zur Unzufriedenheit wider Sie hätte. Ich danke täglich Gott, da er mit der Lust auch die Kraft zur Arbeit verleiht, und beklage Sie, daß Sie es in dieser Beziehung nicht so gut haben wie ich. Allerdings fürchte ich auch immer, daß Sie sich übernehmen.

Ich meinerseits stecke totus im Jahre 1683. Die Bubenhaftigkeit des Ludwig XIV. ist doch noch immer größer, als man sie vorher sich gedacht. Aber was hilft es, daß man alles das berichtet? Es ist ja in den letzten Jahrhunderten allen Nationen Europas gemein, daß sie diejenigen Individuen vergöttern, die sie selber oder ihre Vorfahren mit Füßen getreten haben.

Meine Frau läßt Sie bestens grüßen. Es geht ihr, Gott sei es gedankt, im ganzen wohl. Nur hat sie neulich den Kummer gehabt, ihre alte Mutter zu verlieren, freilich im Alter von 87 Jahren. Dagegen haben wir Freude an unseren Kindern, die sämtlich wohl gedeihen: zwei im Kloster, drei im Hause, einen in Kalksburg, der die Sekunden zählt bis zu den Ferien in der nächsten Woche, wo er für zwei Wochen nach Hause kommt.

Ich bin der Ansicht, daß man nicht genug das Lob Karls V. verkünden kann gegenüber der schmachvollen Halbwisserei und Verleumdung der drei letzten Jahrhunderte. Daher werde ich in meiner Einleitung zu dem Werke über 1683 mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen.

Leben Sie wohl! Von Herzen gute Besserung wünschend Ihr getreuer O. Klopp.

Penzing, 1. Dezember 1881.

Mein verehrter Freund! Gestern fand ich beim Nachhausekommen Ihren dritten Band vor, den H. Herder geschickt. Ich habe gleich den Abend angewandt, freilich einstweilen nur zu blättern, da ich für das eigentliche Lesen doch lieber das Eingebundensein abwarten will. Sie überraschen mich wie immer durch das ungeheure Material, das Sie bewältigt haben und in welchem mir so manches völlig neu ist. Ich sehe, der dritte Band steht den beiden ersten würdig zur Seite.

Soll ich Ihnen eine Ausstellung machen, so ist es die, daß Sie, nach meiner Ansicht, bei den Wiedertäufern nicht stark genug die Vereinigung der beiden Schwerter, des geistlichen und des weltlichen, in der Person des Jan v. Leiden hervorgehoben haben. Er selbst ging darin so weit, daß er täglich als seinen Schmuck an einer goldenen Kette die Weltkugel,

durchstoßen von den zwei Schwertern, trug, und daß seine Dienerschaft dasselbe Symbol mehrfach angebracht auf den Livreen hatte. Es ist die akute Krankheit, die in Preußen chronisch sich darstellt.

Meinen herzlichsten Dank! Das Buch wird auch in unserem Hause seine Wirkung tun. Als ich heute zurückkehrte, fand ich meinen Sohn eifrig damit beschäftigt. Aber wie gesagt, es muß doch erst zum Einbinden.

Nun muß ich Ihnen aber auch etwas erzählen, was mir bereits vor einigen Monaten widerfahren ist.

Eines Tages nämlich ließ sich ein geistlicher Herr aus Wien, den ich seit Jahren als mir wohlgesinnt kenne, zu einem Besuche ansagen. Er kam also und referierte mir eine Unterredung, die er mit einem Rate im Kultusministerium gehabt. Der Sinn der langen Rede war, daß der geistliche Herr mich für eine Professur in Anregung gebracht, und daß jener erwidert hatte, er möge erst eine authentische Äußerung von mir bringen, daß ich eine solche Stellung wünsche. Eine solche Äußerung konnte ich natürlich nicht geben, sondern mußte auf meine Stellung zu dem Herzog von Cumberland zu Braunschweig-Lüneburg verweisen, ohne dessen Vorwissen und Genehmigung ich mich nie auf etwas anderes einlassen dürfte, bei dem ich aber allzu wohl stünde in aller Beziehung, als daß ich ihm mit einem Vorschlage solcher Art jemals kommen würde. Die Pflicht der Ehre und der Dankbarkeit binden mich an den Herzog. ‚Aber', sagte ich ihm, ‚ich kenne einen anderen, den wenigstens solche Pflichten nicht binden.' ‚Wen meinen Sie?' fragte mein Klerikus. ‚Ich meine Janssen in Frankfurt.' Wir redeten dann weiter darüber hin und her. Ich sagte ihm ausdrücklich: ‚Ich weiß auch nicht zu sagen, ob Janssen kommen würde, aber ich muß Ihnen offen aussprechen, daß es für Österreich eine Schande ist, wenn es keinen Schritt darum tut.' Mein guter Pater sagte mir dann, ob er diese Antwort überbringen dürfe. Ich antwortete: ‚Jawohl, und wenn der Rat hier persönlich vor mir stände wie Sie, so würde ich selbst ihm diese Worte sagen.'

Ich dachte damals, daß möglicherweise diese Worte doch etwas wirken könnten. Aber mein guter Pater hat seitdem nichts wieder von sich hören lassen. Vielleicht erwartet er, daß ich nun wieder zu ihm komme.

Die Frage aber ist zunächst die, ob Sie wollen würden, und darauf bitte ich **vertraulich** um eine Antwort. Also so: Gestatten Sie mir, daß ich zu dem Pater hingehe mit der Frage, ob er jene Worte ausgerichtet und ob sie eine Wirkung getan haben, und ferner, ob ich, wenn dies der Fall, in dieser Richtung weiter drängen darf, proprio Marte.*

Meine Frau und mein Sohn grüßen Sie bestens, so wie Ihr getreuer Klopp.

---

* Janssen lehnte ab.

Penzing, 7. September 1882.

Mein verehrtester Freund! Endlich meldet mir die Styria in Graz, daß nunmehr mein Werk über 1683 zur Versendung kommen soll. Ich gab ihr daher den Auftrag, ein Exemplar in meinem Namen direkt an Sie zu senden. Ich bitte, dasselbe wohlwollend aufzunehmen.

Ich habe für das Werk die Korrespondenz zwischen Kaiser Leopold und Marco d'Aviano nur ausgezogen, habe aber seitdem sämtliche Briefe bis auf einen kleinen Rest, an dem ich noch arbeite, mir abgeschrieben. Es ist ein Schatz. Ob ich sie publizieren werde, weiß ich noch nicht.

Jetzt stecke ich wieder im 16. Jahrhundert, um meine — vor einem Vierteljahrhundert gemachte Arbeit noch einmal zu machen. Ich habe damals den ganzen Walch (Luthers Werke) mit der Feder in der Hand durchgemacht; aber wie ich sie neulich zur Hand nahm, erstaunte ich, daß die Exzerpte selbst für mich schwer lesbar seien, für einen anderen also noch schwerer. Die Arbeit würde vergeblich gemacht sein, wenn ich sie nicht selber lesbar abschreibe. Namentlich über die Exspektanten und die Wiedertäufer habe ich mir wichtige Äußerungen Luthers gesammelt.

Hoffentlich geht es Ihnen wohl. Meine Frau läßt sich Ihnen bestens empfehlen. Mit bestem Gruß der Ihrige Klopp.

Penzing, 22. März 1883.

Verehrtester Freund! Es hat mir längst ein Brief an Sie auf der Seele gelegen, aber es fehlte der unmittelbare Anlaß. Ein solcher ergibt sich jetzt aus dem neuen Siege, den Sie oder die ‚Germania' für Sie über den Herrn Köstlin* davon getragen. Es steht einem der Verstand still beim Anblick der leichtfertigen Frechheit, mit welcher alle diese vermeintlichen Heroen der Lutherologie sich preisgeben, sobald sie der Hoffnung sind, Ihnen einen Streich versetzen zu können. Ich wünsche Ihnen Glück zu solchen Gegnern, obwohl ich gerne anerkenne, daß das Herumschlagen mit denselben nicht eine erfreuliche Arbeit ist.

Sie haben einen guten Aiden an dem ‚Gottlieb'** in der ‚Germania'. Ich gestehe, daß ich anfangs mit dessen Aufsätzen nicht einverstanden war, weil sie, anstatt sich auf die eigentlichen Objekte, die Protestanten-Vereinler, zu beschränken, auch gegen die lutherischen Orthodoxen offensiv auftraten. Im Laufe der Zeit hat er einerseits darin strenger geschieden, andererseits aber auch eine solche Fülle von Kenntnis und eine solche Schlagfertigkeit der Rede bewiesen, daß ich mich mehr und mehr mit ihm aussöhne. Im allgemeinen jedoch habe ich nach den Reden hin wiederholt meine Ansicht dahin ausgesprochen, daß die gesamten Protestanten in diesem Jahre wie

* Über die Niederlage, die Köstlin durch Janssen erlebte, vgl. Pastor, Janssen S. 105.

** Pseudonym für Tillmann Pesch, dessen ‚Briefe aus Hamburg' großes Aufsehen erregten und weite Verbreitung fanden.

berauscht sind und daß dieser Rausch sich steigern wird bis zum 10. November, von welchem Tage an die Ebbe eintreten wird. Nun predigt man aber nicht einem Besoffenen Vernunft, wenigstens nicht mit Erfolg, sondern dem sich Ernüchternden. Mit Ihnen ist es ja etwas anderes, weil auch der verbissenste Gegner anerkennen muß, daß Sie das volle Recht der Defensive haben.

Ich hätte auch gern einmal mein Scherflein beigetragen, aber Sie wissen, daß ich wegen der heimischen Verhältnisse an mich halten muß. Es gibt in Hannover eine Partei, die sich für vorzugsweise patriotisch hält und die dabei mit dem intensivsten Hasse blickt auf Windthorst, Rom usw. Diese Partei pflegt mitunter ihren Kummer abzutragen in den ‚Hessischen Blätter', in Melsungen erscheinend. Dort finden Sie unter oft vortrefflichen Ausführungen gegen die Bismarckerei die absurdesten Ausfälle gegen Rom und die Kirche. Diese Partei in Hannover rekrutiert sich hauptsächlich aus Adeligen und protestantischen Geistlichen. Sie ist namentlich darin einig, daß die Umgebung unseres Herzogs hier eine schlechte ist und möchte am liebsten das Spiel treiben, welches in Holland die Kinder mit den Worten beginnen: Gy der uit, en ik der in. Die Andeutung wird Ihnen genügen.

Mir liegt seit sieben Jahren eine Arbeit über den Ursprung des preußischen Königtums auf der Seele. Material glaube ich genug zu haben, d. h. bisher unbekanntes. Auch die Einteilung steht mir fest:

Einleitung. Der deutsche Orden im Besitze Preußens.

Erstes Buch. Die Säkularisierung.

Zweites Buch. Die Souveränität (speziell die Jahre von 1654—1657).

Drittes Buch. Die Krone, speziell das Jahr 1700.

Schluß. Überblick von Friedrich I. bis 1858 oder 1871, Januar 18.

Dabei fällt mir ein, daß Sie sagten, im Beginne des Jahres 1525 hätten sich im Rate des Königs Sigmund von Polen Stimmen gegen den Antrag, den die Brüder Albrechts dort anbrachten, erhoben. Sie geben kein Zitat an. Dogiel schweigt darüber. Können Sie mir ein bestimmtes Zitat nennen? Es liegt nahe, daß es so geschehen sein muß, aber ich habe keine Sicherheit.

Beiliegend schicke ich eine Photographie Marco d'Avianos, die ich freundlich aufzunehmen bitte. Jahr und Unterschrift haben ihre Bedeutung. Ich bitte Sie, zuvor S. 256 meines Buches über 1683 zu lesen; Sie werden dann, glaube ich, finden, daß der Gedanke, den Leopold etwas zaghaft ausspricht, gleichzeitig von dem holländischen Künstler ziemlich derb ausgedrückt worden ist.

Meine Frau, die sich bei dem rauhen Wetter von einer schweren Erkältung nicht erholen kann, läßt freundschaftlich grüßen. Meine beiden Töchter sind für die Karwoche im Sacré-Coeur, mein Sohn ist oft aus, also wohnt meine Frau durchgehends mit in meiner Stube.

Was soll ich Ihnen über mein armes, unglückliches Österreich sagen?

Sie sehen es aus den Zeitungen: Juden, Juden, Juden!! Anderseits laues Wasser statt der erforderlichen eisernen Rute.

Mit besten Grüßen gesegnete Feiertage wünschend der Ihrige O. Klopp.

Penzing, 10. November 1883.

Mein verehrtester Freund! Ich habe sehr lange nichts von Ihnen gehört und weiß nicht, ob Sie oder ich in mora. Im letzten Sommer weilte einige Tage bei mir der Kaplan Grashof aus dem Hildesheimischen und bat mich um eine Empfehlung an Sie. Ich gab sie ihm, erhielt aber dann von ihm die Meldung, daß er sich in Frankfurt nicht habe aufhalten können. Ich greife also zur Feder, um von mir ein Lebenszeichen zu geben.

Heute ist der große Tag. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie gerne ich mich Ihrer Fahne offen zugesellt hätte. Aber es geht eben nicht. Auch so schon wühlt eine starke Partei des Adels und der Geistlichkeit in Hannover unablässig gegen mich. Zum Beweise möge dienen, daß die Blätter in Hannover, welche als welfisch gesinnt bezeichnet werden, seinerzeit für den Wiener Gemeinderat gegen mich Partei nahmen.*

---

* Klopp nimmt hier Bezug auf die gegen ihn anläßlich des Erscheinens seines Werkes über das Jahr 1683 von der liberalen Partei in Wien inszenierte Hetze, die ungemein charakteristisch für die damaligen Zustände war. Wie in allen seinen Werken, so hatte Klopp auch in dem genannten die Dinge von einem höheren und umfassenderen Standpunkt als dem eines lokalen Chronisten behandelt. Wien erschien demnach nur gleichsam als Bühne des welthistorischen Vorganges. Über die Haltung der Wiener während der Belagerung durch die Türken hatte bereits der Wiener Bürger Camesina im Jahre 1868 auf Grund seiner Forschungen geurteilt, es scheine, daß eine Partei in der Stadt bestanden habe, die sich mit Kapitulationsgedanken getragen habe. Nach gewissenhafter Prüfung der Sachlage war Klopp zu dem gleichen Ergebnis gekommen, für das er noch neue Gründe anführte. Was bei Camesina seinerzeit keinen Anstoß erregt hatte, wurde nun durch die damals Wien beherrschende liberale Partei und deren Presse Klopp zum schweren Vorwurf gemacht. Am 20. Oktober stellte der Gemeinderat Dr. Linder in der Sitzung des Wiener Gemeinderates durch eine Interpellation an den Bürgermeister Uhl die Anfrage, ob er geneigt sei, die von Klopp erhobenen Anschuldigungen von berufener Seite zu prüfen und in geeigneter Weise erwidern zu lassen. Uhl antwortete sofort, daß Klopp in seinem Geschichtswerk in ‚gehässiger‘ Weise das Verhalten des Stadtrates und der Bürgerschaft während der zweiten Belagerung durch die Türken dargestellt und daß er sofort den Wiener Archivdirektor Weiß mit einer ‚unbefangenen und wahrheitsgetreuen Darstellung‘ beauftragt habe. Dieser Bericht liege vor und werde auf Kosten der Gemeinde veröffentlicht werden. Klopp richtete darauf am 24. Oktober ein offenes Sendschreiben an Bürgermeister Uhl, in welchem er in durchaus ruhiger Weise die gegen ihn erhobenen Anklagen widerlegte. Das Sendschreiben erschien am 26. Oktober im Wiener ‚Vaterland‘ und wurde jedem einzelnen Mitgliede des Gemeinderates in zwei Exemplaren zugestellt. Bürgermeister Uhl hüllte sich

Übrigens so verdrießlich und so langweilig Ihnen Ihre Gefechte mit den ‚Kritikern' gewesen sein mögen, besonders mit einem Individuum wie Ebrard,* so sind Sie doch in einer besonderen Beziehung besser daran gewesen als ich. Sie hatten nur mit jenen Leuten zu tun und der Kampf wurde Ihnen nicht verdorben durch die Einmengung anderer Rücksichten von autoritativer Seite, konnte somit zum Austrage gebracht werden. Für mich ist das alles anders ergangen. Der Kaiser hat sich, wenn auch nicht direkt, so indirekt eingemischt und nicht bloß einmal, sondern wiederholt seine ‚allzeit getreue Bürgerschaft von Wien' belobt. Nachdem dies geschehen war, kam es auf die Prüfung der Wahrheit von 1683 nicht mehr an.

Ja, man hat noch mehr getan. Der k. k. Generalstab hat ein Werk über 1683 herausgegeben mit starker Betonung der Objektivität. Darin wird ohne jegliches Zeugnis und jeglichen Beweis mindestens ein halbes dutzendmal die Tapferkeit der Wiener Bürger von 1683 gelobt. Der Verfasser hat, wie vermutet wird, den Auftrag gehabt, vermittelnd einzuschreiten. Diese Vermittlung ist aber derart, als wäre sie auf Bestellung des Gemeinderates geschrieben. Dabei schreibt der Mann meine Zitate ab, als wären sie sein Eigentum, und natürlich auch die Irrtümer meiner Zitate. Diese stellten sich nämlich heraus bei einer Vergleichung im k. k. Archiv und ich wurde dadurch und die Nachweise der Archivbeamten in den Stand gesetzt, zu beweisen, daß der Generalstäbler, der in so frecher Weise für die Wiener Juden eintritt und sich auf die Akten des k. k. Archives beruft, dieses nie betreten. Ich hatte den Mann in der Hand wie eine Fliege zum Zerdrücken und demgemäß auch den hohen k. k. Generalstab, in dessen Namen er schrieb.

Aber mein gnädiger Herr ist Oberst und Inhaber eines Regiments der k. k. Armee. Ich mußte also sondieren, wie ein Auftreten meinerseits gegen den Generalstäbler aufgenommen werden würde, und erkannte sehr bald, daß es klüger sein würde, zu schweigen. Die Judenblätter nützten also den objektiven Generalstäbler gegen mich aus und schlugen mich damit

---

nun ebenso in Schweigen wie auch Archivdirektor Weiß in seiner Broschüre. Klopp richtete darauf am 6. November ein zweites offenes Sendschreiben an Bürgermeister Uhl, in welchem er das gegen ihn beliebte Verfahren als ‚gelinde gesagt ungewöhnlich' bezeichnete und nochmals seinen Standpunkt verteidigte. Allein alle Gründe, die er vorbrachte, wurden ignoriert; das gegen ihn in der liberalen Presse inszenierte Kesseltreiben dauerte fort. Er würdigte diese Presse keiner Antwort. Und er tat recht daran, denn die ganze Angelegenheit wurde bald wieder vergessen. Als er seinen einundachtzigsten Geburtstag feierte, wagte kein Wiener Blatt auf den Vorfall zurückzukommen. Der Wiener Gemeinderat aber, der inzwischen ein anderer geworden war, benannte nach seinem Tode nach ihm eine Straße des XIII. Bezirkes, in welchem er gewohnt hatte.

* Konsistorialrat in Erlangen; über Janssens Polemik mit ihm S. Pastor, Janssen 105.

vor dem verehrungswürdigen Publikum endgültig tot. Indem ich also mit der Mühe von zwei Jahren für diese Monarchie ein patriotisches Geschichtswerk zu schaffen hoffte, woran Österreich so arm ist wie vielleicht kein Land der Welt, habe ich erreicht, daß 99/100 mich für einen Verleumder Österreichs, weil des Juwels desselben, Wien, ansehen. Überhaupt ist dies ein Land der Unberechenbarkeiten und Unmöglichkeiten.

Ich habe das große Werk wieder aufgenommen und stehe im Jahre 1706. Sobald ich soweit bin, daß ich wieder zwei Bände der Druckerei übergeben kann, arbeite ich wieder ein Stück an dem Ursprunge der preußischen Krone. Ich bin bis zum Abfalle Albrechts gekommen, 1525. Aber bei der jetzigen Lage der Dinge wird es ein opus posthumum bleiben müssen. Ich habe keine Neigung, zum zweiten Male auf dem Altare fremder Faust mich zum Opfer darbringen zu lassen, und Bismarcks Forderung dürfte schärfer und höher sein als diejenige des Bürgermeisters Uhl.

Sie können wohl denken, daß ich nach den Erfahrungen des letzten Jahres noch mehr als zuvor mich abschließe und nur in meinem Hause lebe, bis auf einige Stunden bei den Prinzen.* Aber diese enden auch 1884 resp. 1885. Zu Hause dagegen habe ich alles, was ich wünschen kann. Ich bin gesund und arbeitskräftig, desgleichen ist meine Frau gesund, die Kinder gut und brav. Eine meiner zwei Töchter, die im Kloster Sacré-Coeur, ist jetzt in Paris zur Probation. Drei Kinder habe ich zu Hause, mein ältester Sohn, der bereits bei der Finanzverwaltung unseres Herzogs angestellt ist, und zwei Töchter, Agnes und Marie, 19 und 17 Jahre alt. Mein jüngerer Sohn Georg ist bei den Jesuiten in Kalksburg, macht hoffentlich 1885 seine Maturitätsprüfung und kommt dann auch zu uns, um von hier aus die Universität Wien zu besuchen. Da meine Kinder alle musikalisch sind, so haben wir jeden Abend Konzert mit eigenen Mitteln. Auch meine Kinder bleiben daher lieber zu Hause, als daß sie ausgehen. . . .

Herr Herder hat die Freundlichkeit gehabt, mir das Buch von Constantius Germanus** zu schicken. Es ist darin vieles vortrefflich, aber die politische Seite der Kirchenspaltung wird kaum einmal berührt. Ich bespräche das Buch gerne; sed non licet. Man muß sich fügen in die Dinge, die man nicht ändern kann. Leben Sie wohl! Auch meine Frau trägt mir auf, Sie bestens zu grüßen. Der Ihrige O. Klopp.

Penzing, 6. Januar 1884.

Mein verehrtester Freund! Besten Dank für Ihre freundlichen Wünsche für mich und die Meinigen zum Jahreswechsel und ebenso herzliche Er-

* Erzherzog Franz Ferdinand und sein Bruder Erzherzog Otto. Die Geschichtsstunden Klopps währten vom 3. Februar 1876 bis 20. April 1885. Erzherzog Franz Ferdinand hat seinem alten Lehrer zeitlebens dankbare Anhänglichkeit bewahrt und sich auch an seinem Leichenbegängnisse beteiligt.

** ‚Reformatorenbilder', verfaßt von Professor Hartmann Grisar.

widerung. Ich habe Ihnen allerdings aus meinem Kreise etwas Wichtiges mitzuteilen, nämlich den Entschluß meiner nun 19jährigen Tochter Agnes, auch ins Kloster Sacré-Coeur einzutreten. Ich ahnte die Sache seit längerer Zeit, dennoch traf mich das Wort schwer. Es ist die dritte oder genau genommen die vierte, denn auch meine älteste, Laura, die ich im Mai 1867 verlor, 17jährig, hatte mir schon ein halbes Jahr zuvor ihren Entschluß ausgesprochen. Die Sache berührt mich nicht schmerzlich in Betreff des Kindes, denn ich habe ja die Erfahrung vor Augen, daß die zwei älteren, Mathilde und Henriette, nicht bloß zufrieden, sondern glücklich im Kloster sind; aber sie berührt mich selbst tief schmerzlich. Agnes ist vielleicht das begabteste meiner Kinder, wenigstens der Mädchen. Ich behalte nun zu Hause nur noch eine Tochter, Maria, jetzt 17jährig, und zwei Söhne, von denen der ältere, Wiard, im Dienste des Herzogs ist, der jüngste, Georg, in zwei Jahren sein Maturitätsexamen machen wird.

Ich möchte Ihnen wünschen, daß Sie es über sich gewinnen könnten, eine Reihe von Monaten ganz der Ruhe zu pflegen; aber ich weiß von mir selbst, wie schwer das ist. Sie werden sicherlich den Remigius* kennen bei Ihren jetzigen Studien. Vor nun 30 Jahren, wo ich mich auf derselben Bahn bewegte wie Sie jetzt, habe ich mit Grausen und Entsetzen die zwei Bücher nacheinander gelesen: ‚Dämonologie' des Remigius und die ‚Cautio criminalis' von Spee. Der letztere saß mir damals so im Kopf, daß mir einmal jemand (in Osnabrück noch) sagte: ‚Wenn ich in einem Aufsatze den Namen Spee S. J. finde, so mutmaße ich, daß Sie der Verfasser sind.'

Das S. J. führt mich auf die beiden Herren, deren Sie gedenken. Ich habe über Ihre Anfrage in Betreff des sel. Kanisius nachgedacht, die mir anfangs unlösbar schien. Aber ich glaube, nun doch wenigstens einen Faden gefunden zu haben, der möglicherweise zu etwas führen könnte. Josef II. hat eine Menge der in den Klosterarchiven gefundenen Korrespondenzen der k. k. Hofbibliothek in Wien überwiesen. Freilich mag bei dem tumultuarischen Zugreifen manches verloren sein. Daß aber auch Jesuitenpapiere sich in der k. k. Hofbibliothek befinden, weiß ich, denn ich selber habe dort die ‚Literae annuae' zum Jahre 1683 exzerpiert. Ich besitze Hofmanns Verzeichnis der Manuskripte der k. k. Hofbibliothek nicht; aber ich denke doch, daß dasselbe sich in der Frankfurter Stadtbibliothek vorfinden werde. Das Verzeichnis ist, soweit ich es kenne, sehr fleißig gearbeitet, sehr eingehend, und die Herren könnten danach vielleicht sich dort selbst informieren, was hier zu finden.

Die Minutienkrämerei des Köstlin gegen Sie ist gar zu widerlich. Diese Leute können dabei nur die Absicht verfolgen, das verehrungswürdige Publikum von der Hauptsache abzulenken. Und bei vielen allerdings wird es ihnen gelingen. Aber der Stein ist im Rollen. Jetzt nach dem künst-

* Über Nikolaus Remigius und seine Dämonolatria s. Janssen-Pastor, ‚Geschichte des deutschen Volkes', Band 8 (14. Auflage), 660.

lichen Rausche der Lutherfeier, dem Branntweinrausche möchte ich sagen, wo das widerliche Unbehagen sich geltend macht, ist die Zeit gekommen für alle, die etwas können, mitzuarbeiten an dem Kampfe gegen das Territorialkirchentum und für die una ecclesia. Nur muß ich wiederholen, daß ich zurzeit wenigstens direkt es nicht kann oder nicht so, wie ich wollte und möchte.

Hier aber, in diesem armen, unglückseligen Österreich, ist alles Sumpf, Sumpf, Sumpf. Und wie kann es anders hier bei dieser Presse, der infamsten auf Erden, bei diesen Schulgesetzen, bei diesem Lehrerstande sein! Es ist zum Erbarmen und zum Entsetzen, wie hier die Jugend heranwächst, wie andererseits dann die Regierung so unsäglich kraftlos sich erweist. Und doch ist das Volk hierzulande, wenn es Autorität und festen Willen sieht, so leicht zu regieren. Aber wir treiben daher wie die Gewässer zum Niagarafall.

Von Amerika habe ich eine Bitte an Sie und schließe, um sie zu begründen, gleich den Brief von dort mit der Bitte um Rückgabe hierbei. Ich sehe zurzeit keine Möglichkeit, wie ich den guten Patres Bücher zukommen lassen kann. Dazu hat auch ja Ihr Werk für dieselben das ungleich größere Interesse. Da nun Herr Herder, wenn ich nicht irre, auch in Amerika eine Filiale hat, so ist es meine Bitte an Sie, bei Herrn Herder zu interzedieren, daß er den Franziskanern dort ein Exemplar Ihrer ‚Geschichte des deutschen Volkes' zukommen lassen möge. Wie der Inhalt des Briefes vermuten läßt, wird es gut angewendet sein.

Wenn es sich so trifft, daß Sie wieder in Bronnbach sind, bitte ich, Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Herzogin meinen untertänigsten Respekt auszusprechen.

Meine Frau und Kinder grüßen bestens. Gott erhalte Sie uns vor allen Dingen gesund, denn Ihnen liegt noch viel zu wirken ob. Stets Ihr getreuer Klopp.

Penzing, 13. Mai 1884.

Mein verehrtester Freund! Obwohl ich mich über Arbeitsmangel nicht zu beklagen habe, ist nun doch noch ein Zuwachs gekommen. Schöningh in Paderborn hat sich von der J. G. Cottaschen Buchhandlung das Verlagsrecht für eine zweite Auflage meines ‚Tilly' abtreten lassen und wünscht nun, daß ich die Arbeit mache. Da seit der ersten Arbeit ein Vierteljahrhundert vergangen ist, so muß ich mich zuvor ganz wieder einstudieren. Der Titel soll dann sein: ‚Tilly, Wallenstein, Gustav Adolf bis zum Tode des letzteren'. Meine Bitte nun an Sie ist, mir die Ausstellungen zu schreiben, die Sie an der ersten Ausgabe zu machen haben, oder die Ihnen auch sonst zu Ohren gekommen und erinnerlich sind. Es bedarf ja nicht weiter sachlicher Ausführungen, sondern kurzgedrängter Noten. Ich werde aber diesmal nicht mit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 einsetzen, sondern mit der Kirchentrennung selbst, so gedrängt wie möglich.

Meine Tochter Agnes hat am 1. Mai ihre Wünsche erreicht und in Riedenburg den weißen Schleier empfangen. Das Kind ist ganz glückselig, und ihre älteste Schwester dort, Mathilde, ist es mit ihr. Mathilde hat sich bereits zur Chordirigentin emporgeschwungen; meine Kinder sind sämtliche für Musik beanlagt, zum Teile außerordentlich. Mein ältester Sohn, der auf der Violine Erhebliches leistet, hat nun auch Cello gelernt ohne Lehrer. Agnes ist für Mathilde bereits eine Stütze als eine Trägerin des Chors. Ferners hat die Oberin gewünscht, daß sie auch ihre Malerei fortsetzt. Überhaupt vermag ich Ihnen nicht auszusprechen, wie sehr ich Gott zu danken verpflichtet bin für die Kinder, welche er mir gegeben.

Meine Frau läßt Sie bestens grüßen. Leider will es mit ihren Augen noch immer nicht nach Wunsch. Der Ihrige Klopp.

Penzing, den 14. Juli 1884.

Mein verehrtester Freund! . . . In Betreff Gustav Adolfs und Magdeburgs hoffe ich, mit Hilfe eines schwedischen Werkes der Beweiskette gegen Gustav Adolf noch einige wichtige Glieder zusetzen zu können. Ich habe mich im Laufe der Jahre immer von der Wahrheit der Worte Böhmers überzeugt, daß Gustav Adolf der Schlüssel unserer Geschichte der letzten drei Jahrhunderte. (Ich weiß freilich nicht mehr, wo er es sagt.) Moritz von Sachsen, Gustav Adolf, Friedrich II., Bismarck repräsentieren je nach der Zeit dasselbe Prinzip, aber Gustav Adolf ist wie der schlaueste, so auch der ärgste Schurke. Und für unsere guten Deutschen fällt mir immer wieder die Travestie der Studenten auf die Melodie von Karl Maria von Webers letztem Gedanken ein:

Ach warum, warum
Ist das Schaf so dumm,
Daß es sich nur immer scheeren läßt?

Ich habe nachher erfahren, daß der apologetische Charakter meines Werkes über Tilly, wie bei einigen förderlich, so doch bei vielen hinderlich gewesen ist. Ich werde die betreffenden Exkurse streichen. In jedem Falle sehe ich noch mehrere Monate Arbeit voraus. Insofern bin ich besser daran als Sie, daß mein körperlicher Zustand mich niemals hindert; aber es sind doch zuweilen andere unliebsame Hindernisse da, die außerhalb meines Hauses liegen.

Wenn Sie einmal zu uns kommen, so werden Sie, hoffe ich, auch Freude an meinen Kindern haben. Außer den drei Töchtern im Kloster, die mir jedesmal versichern, daß sie sich glücklich fühlen, habe ich noch zwei Söhne und eine Tochter, zurzeit alle drei zu Hause. Der jüngste, Georg, 16½ Jahre, hat seine Prüfung für die Oktava (Oberprima) bestanden und wird hoffentlich übers Jahr sein Maturitätsexamen machen. Dann tritt für uns das günstige Verhältnis ein, daß wir ihn während der gefährlichen Universitätszeit bei uns im Hause haben und zugleich unter der Führung seines um acht Jahre älteren Bruders, wenn, was ja aller-

dings möglich, dieser nicht uns verläßt, etwa um zu heiraten. Im Hause ist das Bindemittel die Musik, welcher sie alle drei mit Eifer und auch mit einigem Talent ergeben sind. Ihre älteste Schwester in Riedenburg ist dort Regens Chori. Für die armen Franziskaner in Missouri scheint sich eine bessere Aussicht zu eröffnen. Ein Bürger in Oswego (Kansas) hat mir die Bitte vorgelegt, diese Franziskaner zu bewegen, nach Oswego zu ziehen, wo ein erziebiges Arbeitsfeld ihrer harre. Eine kleine Kirche ist da, aber nur alle sechs Wochen ein ‚fliegender Kaplan'. Ich habe das Gesuch direkt den Franziskanern zugeschickt und warte nun ab. Ich habe in der Sache einen besonderen Stimulus, weil ich in Oswego einen Bruder habe, der nach einem Leben voll Leid und Leichtsinn dort wie ein Einsiedler seine letzten Tage verbringt und für den jene guten Patres sich lebhaft interessieren.

Meine Frau wie ich wünschen von Herzen Ihnen baldige völlige Wiederherstellung sowie dann Ihren Besuch. Ihr getreuer O. Klopp.

Penzing, den 15. März 1885.

Mein verehrtester Freund! Ich habe seit längerer Zeit keine Nachricht von Ihnen, so daß ich auch gar nicht mehr weiß, welcher von uns beiden etwa im Rückstande sein könne. Aber die Zeitungen haben gemeldet, daß Sie am 17. des Monats Ihr fünfundzwanzigjähriges Priesterjubiläum feiern werden. Darauf trauend greife ich zur Feder, um Ihnen meinen herzlichsten Glück- und Segenswunsch auszusprechen, ad multos annos, zunächst auf das fünfzigjährige. Soviel ich weiß, sind Sie ja doch, ungeachtet der wiederholten kleinen Leiden, in voller Kraft des Lebens Ihren Jahren gemäß. Erst vom fünfundfünfzigsten an soll ja, der Regel nach, ein Abnehmen beginnen. Ich kann indessen, Gott sei es gedankt, sagen, daß ich im dreiundsechzigsten noch keine Änderung spüre. Ihr vierter Band steht also bevor. Ich bin gespannt darauf zu sehen, wie weit Sie sich in das öde, dogmatische Gezänk der Andreä und so weiter eingelassen haben. Die Bestimmung des Terminus ad quem 1608 — läßt mich vermuten, daß Sie auch die österreichischen Angelegenheiten jener Zeit mehr, als der Regel nach geschieht, berücksichtigen wollen. Es ist unbegreiflich, wie der Herr Gindely hier noch von der Religion als Motiv der rebellischen Herren und Ritter in den habsburgischen Ländern jener Zeit reden kann, wo in seinen eigenen Berichten die Habsucht und Herrschgier dieser Individuen zu Tage liegt. Das ist freilich die österreichische Unparteilichkeit, die darin besteht, dem Unrechte Konzessionen zu machen. — Die Sachen stehen hier überhaupt recht traurig und die Aussicht in die Zukunft ist noch trauriger.

Was nun mich selber betrifft, so verfolge ich, möglichst isoliert, meinen Weg. Eine Zeitlang hatte ich vor, die in Band VIII, S. 519 avisierte Arbeit über den Ursprung der preußischen Königskrone zuerst vorzunehmen. Ich habe mich aber doch entschlossen, zuerst das große Werk zu Ende zu führen und arbeite daran mit vollem Nachdrucke. Es

sind noch vier Bände zu vollenden; allein das Material ist im wesentlichen beschafft, so daß ich hoffe, in zwei Jahren mit dem Manuskript fertig zu sein. Dann nehme ich jene Arbeit vor, die mir seit nun zehn Jahren als notwendig auf der Seele liegt. Nach meiner Ansicht ist es ein Irrtum, anzunehmen, daß der Hohenzollernstaat jemals den Kulturkampf aufgeben werde oder könne.

Der Haß und die Feindschaft gegen die Kirche ist vielmehr das Wesen des preußischen Staates, nicht bedingt durch einzelne Persönlichkeiten, sondern durch Ursprung, Werden und Wachstum des preußischen Staates. Der Kulturkampf ist ja nur die Betätigung des cujus regio ejus religio, und an diesem Satze haben alle Hohenzollern festgehalten und können ebensowenig davon ablassen wie das Tier von seinem Instinkte. Die katholischen Untertanen der Macht Preußen haben sich blenden lassen durch die Persönlichkeit Friedrich Wilhelm IV., aber damals sogar hat niemals Parität geherrscht. Er hat ja doch auch seine Frau gezwungen, protestantisch zu werden. Die Hauptsache aber ist: Der Staat Preußen mußte sich in seiner Feindschaft gegen die Kirche mäßigen, solange es überlegene politische Mächte gab, die etwa Einspruch erheben konnten. Nachdem Österreich und Frankreich niedergeworfen waren und damit der Druck jeglicher Besorgnis aufhörte, konnte nicht bloß, sondern mußte sich naturgemäß das preußische Prinzip des Todeshasses gegen die Kirche entfalten, ob durch Bismarck oder durch einen anderen, und dieser Kampf wird nicht enden, solange Preußen besteht. Darf man sich freuen über die heroische Ausdauer der Katholiken, so muß doch auch gesagt werden, daß plumper und dümmer, mit einer so horrenden Unkenntnis vielleicht noch niemals eine Christenverfolgung in Szene gesetzt worden ist.

Aber ich sehe, daß ich ins Raisonnieren hinein komme. Meine Frau bringt mir soeben auch einen Brief für Sie. Ich schließe also, indem ich meine herzlichsten Wünsche für Sie wiederhole. Ganz der Ihrige O. Klopp.

Penzing, 8. Juni 1885.

Verehrtester Freund! Gestern habe ich Ihren inhaltsreichen vierten Band beendet, für den ich meinen freundlichsten Dank sage. Ich bewundere vor allem Ihre Geduld, um nicht zu sagen Ihre Langmut, mit welcher Sie das unsägliche Gebeiß und Gekläff dieser Theologen des neuen Evangeliums durchgearbeitet haben, trotz des Ekels, der Sie hat überkommen müssen. Für mich persönlich habe ich besonders den Gewinn, über Maximilian II. jetzt klarer zu sehen; denn ich leugne nicht, daß ich die Einwirkung von Hosius auf ihn für bedeutender angesehen habe, als sie jetzt sich darstellt. Demnach darf oder muß man nun auch den Schritt weiter gehen, daß Maximilian II. negativ einen erheblichen Anteil der Mitschuld trägt an der Ansammlung des Krankheitsstoffes, der im

Jahre 1618 zum Ausbruch kam. Um so höher steht dann die bayerische Maria, die Mutter Ferdinands II., der das Haus Habsburg es verdankt, daß es wieder zu Verstande kam. Auch den Vater Albrecht habe ich früher nicht so hoch angeschlagen, wie ich ihn jetzt aus Ihrem vierten Bande kennen gelernt habe.

9. Juni.

In Betreff des Ganzen aber muß ich Ihnen aussprechen, daß auch Ihr Werk mich in meiner prinzipiellen Anschauung nur immer noch mehr bestärkt. Zugrunde liegt der ganzen Kirchenspaltung der alte Kampf zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt. Die sämtlichen tobenden und keifenden Theologen haben nur darum und dadurch eine Bedeutung, daß sie sich stützen auf eine weltliche Gewalt. Die sogenannte Reformation ist die Unterjochung des Sacerdotii unter eine Reihe von Territorialgewalten. Eine evangelische oder lutherische Kirche hat es nie gegeben, sondern nur Territorialkirchentümer, die, so ähnlich sie einander sehen, doch alle wieder verschieden sind, auch mit der Konkordienformel, und zwar nicht bloß in der Lehre und im Kultus, sondern namentlich und vor allen Dingen in der Jurisdiktion. Das Luthertum ist verhältnismäßig eher konservativ; aber nicht die subjektiven Dogmen des Luther vom neuen Evangelium usw. sind der Kitt. An diese subjektiven Dogmen glaubt man im Luthertume, ebenso wie er selbst, nur theoretisch. Der eigentliche Kitt des Luthertumes sind die Dogmen, die er im kleinen Katechismus zusammengestellt hat. Im kleinen Katechismus kommt auch sein neues Evangelium gar nicht einmal vor. Wie er über das Pfarr- und Kirchenwesen gelegentlich sich äußert, daß es ‚der Raub sei, den wir aus Ägyptenland mit herübergebracht' — so gilt eben dasselbe von der Lehre. Es ist ein Minus dessen, was man gehabt hat; aber der Wert dieses Minus wird noch erheblich vermindert durch die Knechtschaft des Sacerdotii unter dem Imperio. — Nach meiner Ansicht aber beginnt die Sache mit Kain und Abel. Kain ist das Imperium, wenn Sie wollen, der Kulturkämpfer, Abel das Sacerdotium.

Alle diese schreienden, wütigen Theologen des 16ten Jahrhunderts sind wie die modernen Hofprediger von Berlin doch nur die Mundstücke des Imperii, die Vertreter der Gewalt gegenüber dem Rechte. Denn wie das Sacerdotium bei den alten Krönungen alles Recht auf Erden vertrat, so kann man es auch schlechthin als das Recht benennen. Die Kaiserkrönung ist der Mittelpunkt der Weltanschauung des Mittelalters und demgemäß auch die Nachahmungen derselben in den Königskrönungen jener Zeit. Die preußische Krönung ist wie das ganze Preußentum der Paganismus in vermeintlich christlicher Form.

Meine Frau läßt bestens grüßen, sowie Ihr getreuer O. Klopp.

Penzing, 18. August 1886.

Mein verehrtester Freund! Soeben erhalte ich von der Herderschen Buchhandlung in Ihrem Auftrage Ihren V. Band und sage dafür meinen herzlichsten Dank. Er kommt mir gerade sehr gelegen. Denn ich bin in meiner großen Arbeit bereits im Jahre 1714, also dem Ende nahe, und hoffe dann gleich auf den Wunsch von Schöningh in Paderborn eingehen zu können, der von mir eine Neuausgabe meines ‚Tilly' verlangt hat. Ich werde jedoch den Titel: ‚Der Dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs' vorschlagen; denn die Charakteristik dieses Scheusales soll noch mehr meine Aufgabe sein als die Ehrenrettung Tillys. Darum freue ich mich, in Ihrem V. Bande einen Leitfaden bis zur Schwelle zu haben.

Meine Frau mit meiner jüngsten Tochter ist auf Wallfahrt nach Maria Taferl. Heute erhalte ich eine Einladung auf morgen nach Sacré-Coeur, wo ich nicht bloß ein Kind sehen werde, sondern zwei. Die Andeutung will sagen, daß auch meine Tochter Agnes hierher berufen ist, so daß ich fortan zwei in der Nähe haben werde. Die älteste ist in Graz, wo ich sie neulich gesund und frisch gefunden habe.

Alle meine Kinder sind jetzt herangewachsen. Wiard ist bereits in der Vermögensverwaltung des Herzogs; der Jüngste, Georg, geb. 68, hat schon ein Jahr Jus hinter sich.

Ich bin — Gott sei es gedankt — noch arbeitskräftig genug, aber, unter uns gesagt, wie freilich auch leicht zu denken, meine dienstliche Stellung lähmt mich etwas. Nicht wegen der Arbeiten dortselbst, sondern wegen der Rücksichten, die ich zu nehmen habe. Sie werden sich erinnern, daß Sie früher oft mit meiner Neigung zu Österreich nicht einverstanden gewesen sind; nun, ich kann Ihnen sagen, daß ich hier jetzt betrachtet werde wie ein Bête noire, wie ein Fremdling, der nach Österreich gekommen ist, um Österreich schlecht zu machen. Und das alles wegen meines Werkes über 1683, weil ich da Wien nicht gelobt habe. Vielleicht lautet mein Urteil über Österreich selbst abfälliger wie das Ihre. Es ekelt mich vor diesen Schwammseelen. Es gibt freilich einige Ausnahmen. Aber vor allen Dingen ist hier die Idee des alten römischen Reiches deutscher Nation, welche den Grundstein dieser Macht gelegt hat, auch bei den Besten völlig vergessen und verdunkelt.

Ich sehe daher trüb in die Zukunft und habe nur noch auf Rom meine Hoffnung gesetzt. Im übrigen alle Arten Unrecht und Gewalt, der anderseits die Schwäche und Feigheit entspricht.

In getreuer Verehrung der Ihrige Klopp.

Penzing, 18. Oktober 1886.

Verehrtester Freund! Endlich bin ich so weit gekommen, daß ich mich eine Reihe von Tagen hindurch nur dem Lesen Ihres V. Bandes gewidmet habe. Obwohl zuweilen der Ekel vor dem Gebeiß dieser Diener

am Worte die Oberhand zu erhalten drohte, so habe ich doch geduldig ausgehalten. Ich bewundere vor allen Dingen Ihre Geduld, daß Sie nicht erlahmt sind, diesen unsäglichen Sumpf zu durchwaten, und daß Sie mit der Ausdauer das Geschick besessen haben, diesen zum großen Teil so wüsten und ekelhaften Stoff so zurecht zu kochen, daß man von dem Buche wie festgehalten wird und sehen und wissen will, wie tief unsere deutsche Nation hat sinken können.

Eine besondere Freude habe ich daran gehabt, daß ich das Wort Gegenreformation, wenigstens als von Ihnen selbst herrührend, nicht gefunden habe. Ich glaube also annehmen zu dürfen, daß Sie es mißbilligen. Meines Erachtens ist das Wort eine Erfindung Rankes, ein Kunstgriff zum Zwecke der Befestigung des Begriffes, den man auf protestantischer Seite mit diesem Worte ausdrücken will. Aber jene Zeiten selber kennen das Wort Gegenreformation nicht, sondern verstehen das jus reformandi nach beiden Seiten hin als das Recht der Territorialherren über die Kirche. Ferdinand II. selber nennt sein Verfahren in Steiermark reformatio. Dieselbe Bedeutung nach beiden Seiten hin hat es im Osnabrücker Friedens-Instrument.

Wenn ich das Wort der Gegenreformation von katholischen Schriftstellern gebraucht sehe, so juckt es mich in den Fingern, davor zu warnen. Aber meine Lebensstellung legt mir so viele Hindernisse in den Weg, daß ich lieber schweige.

Ich gestehe Ihnen ganz offen, daß Ihr Werk mich zweifelhaft macht, ob ich die von Schöningh in Paderborn gewünschte neue Ausgabe meines Werkes über den Dreißigjährigen Krieg ausführen soll. Denn Ihr Band V gibt mir Hinweise genug, daß Sie über die Zeit ungleich mehr wissen als ich. Ich bin darüber mit mir noch nicht im Klaren. Das stärkste Motiv hiefür ist mein sehnlicher Wunsch, endlich einmal den Gustav Adolf, dieses Scheusal aller Scheusale, von Anfang bis zu Ende zu zeichnen. Dem Gustav Adolf gegenüber sind sowohl Friedrich II. wie Bismarck doch nur Stümper, und es ist nicht so, wie der Kardinal Richelieu meint: ‚Ich habe den Schwedenkönig in der Hand' — sondern umgekehrt.

Ich hoffe auch mit Hilfe des Arkif till upplissning om Svenska Krigens den Mordbrand an Magdeburg zur vollen Evidenz bringen zu können. Aber bei allem dem bin ich doch noch schwankend. Einstweilen mustere ich meine Truppen, mein Material.

Gindely hat viel neues Material herzugebracht; jedoch leidet der gute Mann etwas an Archiv-Schwindel, d. h. er findet in den Archiven unsäglich viele Dinge, die längst gedruckt sind. Dabei kommt er auf wunderliche Torheiten der Rektifikation. Auf eine derselben muß ich Sie für die Fortsetzung Ihrer Arbeit speziell aufmerksam machen. Gindely hat im Archive von Simancas einen Bericht des spanischen Gesandten in Wien, datiert vom 5. Juni 1619, gefunden und verlegt. Danach die große Sturmpetition der niederösterreichischen Stände bei Ferdinand, auf

den 5. Juni, d. h. vor der Ankunft Thurns vor Wien, mit ausführlicher Polemik gegen Hurter, als wenn Hurter allein den 9. oder 11. Juni — ich weiß nicht gleich genau — als Datum angäbe. Aber Herr Gindely, der sich die Mühe gemacht, nach Simancas zu reisen, hat nicht zuvor oder nachher gefragt, was das landständische Archiv in Wien darüber enthalte. Die Daten hier stimmen mit denen im Theatrum Europaeum, welches letztere auch sogar die Sturmpetition enthält. Gerade darum war die Lage der Dinge für Ferdinand so gefährlich, weil zugleich Thurn vor der Stadt stand, und auf die Eröffnung eines Tores hoffte von seiten der allzeit getreuen Stadt Wien, wie der Kaiser Franz Joseph sie benannt hat. Der Irrtum Gindelys ist nur dadurch zu erklären, daß der Spanier seinen Bericht am 5. Juni begonnen und in den folgenden Tagen, ohne ein neues Datum beizufügen, fortgesetzt hat.

Aber freilich, man will ja doch auch nicht umsonst nach Simancas gereist sein.

Meine Frau läßt Sie bestens grüßen. Mit meinen Kindern geht es gut. Mein ältester Sohn heiratet bereits am 3. November eine Tochter des Ihnen sicherlich dem Namen nach bekannten Freiherrn v. Vogelsang. Meine älteste Tochter ist im Sacré-Coeur in Graz, die zwei anderen Klosterfrauen sind hier in Wien im Sacré-Coeur — Henni und Agnes. Sie alle drei sind freudig und glücklich in ihrem Berufe. Mein jüngster Sohn Georg beginnt sein drittes Semester. Aber die Umstände fügen es, daß ein hiesiger Kaplan, den ich sehr hoch achte, vom Kardinalerzbischof nach Rom gesandt wird, um dort einige Jahre als Kaplan am Campo Santo zu fungieren. Dieser Herr hat meinen Sohn Georg aufgefordert, mit ihm zu gehen, und auf die Bitte meines Sohnes habe ich ihm die Erlaubnis gegeben, vorausgesetzt, daß er sich verpflichte, auch so übers Jahr seine erste juristische Prüfung zu bestehen.

Der Kaplan soll dort Kunstgeschichte studieren, und da Georg dafür nicht unqualifiziert, so habe ich gern die Gelegenheit benutzt, ihn dabei unter solcher Obhut zu wissen. Ich habe bis jetzt von Monsignore de Waal noch keine Antwort, hoffe aber, er wird keine Schwierigkeiten machen. Eventuell kann ich Georg, bald neunzehnjährig, auch mit Studien im vatikanischen Archive beauftragen.

Leben Sie wohl, verehrtester Freund, und halten Sie in gutem Andenken Ihren getreuen O. Klopp.

Penzing, den 21. November 1886.

Verehrtester Freund! Freundlichsten Dank für Ihren Brief vom 8. des Monats! Gestern abend ist das junge Paar* nach einer Reise

* Wiard Klopp vermählte sich mit einer Tochter des 1890 gestorbenen Sozialpolitikers Karl Johann Freiherrn von Vogelsang, der als der geistige Vater der christlichsozialen Bewegung in Österreich bezeichnet werden kann. Wiard

über Salzburg, München, Bregenz, Innsbruck, Ala, Verona, Venedig, Klagenfurt, Graz wohlbehalten hier wieder eingetroffen und sagt besten Dank für Ihre Wünsche. Ein Motiv für die Reise in solchem Bogen war der Zweck des Besuches einer Schwester Vogelsangs im Sacré-Coeur in Riedenburg bei Bregenz und meiner ältesten Tochter in Sacré-Coeur in Graz.

Ich begreife den moralischen Druck, den die Darstellung der schauerlichen Zeit auf Sie ausübt. Auch kenne ich die Schlaflosigkeit aus Erfahrung, jedoch in ungleich geringerem Grade. Es reichte aber auch aus, um mir die so oft gelesenen Worte Melanchthons: excrucior insomnia — lebendig vorzuführen. Auch ich habe als das sicherste Heilmittel dagegen erprobt, starke Bewegung in freier Luft und ebendieselbe nach meiner Ansicht als Präservativ. In meinem eigenen Garten tue ich womöglich alles selbst: ich schneide, säge, grabe, haue usw. Es würde meiner Frau und mir eine große Freude sein, Sie bei uns in Penzing zu sehen. Sie brauchen gar nicht aus dem Hause zu gehen, denn wir haben ein Kapellchen im Hause. Meine Frau lief mir so viel durch Wetter und Wind zur Kirche, daß ich bei ihrem nicht festen Gesundheitszustande beim Ordinariate um die Bewilligung einkam. Der Kardinal-Erzbischof war so gnädig, selber zuerst die heilige Messe hier zu lesen. Von Rom ist die Bewilligung noch nicht eingekommen; aber der Erzbischof zweifelt nicht, daß sie erfolgen werde.

Um ihren Eifer in anderer Richtung zu betätigen, hat meine Frau eine ziemlich große Anzahl junger Mädchen gesammelt, die, ohne einen eigentlichen Verein zu bilden, eine Reihe von Paramenten zur Sekundizfeier Leos XIII. anfertigen. Sie schlagen keinen Lärm davon, aber in der Stille geht die Arbeit weiter. Baron Vogelsang sagt mir, daß in Rheinland und Westfalen der Eifer dafür lau sei, in Frankreich fast gar keine Tätigkeit.

Das eigentliche Werk, auf welches ich alle mir noch übrige Kraft konzentriere, ist: ‚Der Ursprung der preußischen Königskrone', in drei Abteilungen: 1. Der Abfall Albrechts von Kirche und Reich. 2. Die Souveränität (also Friedrich Wilhelm). 3. Die Krone. Aber wenn ich es auch fertig bringe, so zwingen mich die mancherlei Rücksichten, die ich zu nehmen habe, es als opus posthumum liegen zu lassen.

Bleibt mir also nur Gustav Adolf. Es wäre mir das Liebste, mich auf diesen Namen zu beschränken; aber der Verleger Schöningh, an den ich durch die Übertragung des Verlagsrechtes von Cotta auf ihn gebunden bin, besteht auf der Nennung des Namens Tilly und schlägt daher vor: Tilly, Wallenstein, Gustav Adolf. Darüber sind wir nicht einig. Er behauptet, das sei praktisch. Ich weiß nicht, wie ich mich herauswinde.

Klopp behandelte die sozialen Lehren seines Schwiegervaters in einer besonderen 1897 erschienenen Schrift.

Übrigens ist Wallenstein nicht erst im Jahre 1634 ein Verräter, sondern wenigstens ein Gauner vom Beginne an.

Von den Arbeiten Stieves in München habe ich bis zu Ihrem fünften Bande nicht einmal etwas gewußt, wie ich denn überhaupt noch manche Lücken meiner Kenntnis der betreffenden Zeit zu ergänzen habe. Was ich im k. k. Archive darüber studiert, hatte immer Gustav Adolf zum Mittelpunkte. Aber was Sie aus Stieves Arbeiten anführen, tut doch dar, daß er nicht verpreußt sein kann. — Auch Gindely bringt ja manches Gute, bleibt aber doch immer der Österreicher, der, wie man es hier nennt, ‚über den Parteien steht' und darum doch nicht davon lassen kann, in dem verlogenen Schwindel der Habgier und der Herrschsucht der böhmischen Feudalherren ein religiöses Moment zu finden. — Besonders unverdaulich ist diesen Böhmen der Gedanke, daß die erbärmliche Rebellion ihrer Vorfahren für 50 000 Gulden monatlich der Hochmögenden angezettelt und genährt worden sei. Gindely, soviel ich mich erinnere, nennt die Holländer kaum einmal. — Gott gebe Ihnen volle Gesundheit wieder, denn es lastet noch viel auf Ihnen. Sehen Sie es nicht für einen Verlust an, wenn Sie Monate lang feiern. — Viele Empfehlungen von meiner Frau! Stets Ihr getreuester O. Klopp.

Penzing, den 13. Mai 1887.

Mein verehrtester Freund! Herzlichsten Dank für Ihre Teilnahme und Ihre Zusicherung, unser im Gebete eingedenk zu sein und für unsern Sohn* das heilige Meßopfer darzubringen. P. Abel S. J., der sich von der ersten Bekanntschaft an im Jahre 1868 zunächst meines älteren Sohnes und dann Georgs in besonderer Weise angenommen, ja der hauptsächliche Führer ihrer Jugend gewesen, konnte beim Scheiden Georgs nicht anwesend sein. Als es sich entschieden zum Schlimmeren wandte, eilte Wiard nach Kalksburg hin, ihn zu holen. Aber die Gemütsaffektion bei Pater Abel war so stark, daß ihn beim Einsteigen in den Wagen ein Erbrechen überfiel. Statt seiner kam Pater Mock. Er führte sich bei unserem Sohne ein mit den Worten: ‚Georg, ich komme zu Ihnen für Pater Abel. Pater Abel betet für Sie.' Erst auf mehrmalige Wiederholung haftete dann bei Georg der Name Pater Abels. Er sprach ihn aus, sehr oft, und der Name Pater Abel ist das letzte Wort, das wir von ihm vernommen haben.

Pater Abel erschien dann zum Begräbnisse am 2. und meldete mir an, daß ein Brief unterwegs. Am Abende erhielt ich den Brief als das Beste, was in dieser schweren Zeit mir wiederfahren ist. Er beginnt mit den Worten: ‚Als langjähriger, vertrauter Freund Georgs kann ich Ihnen sagen, daß wohl wenige Eltern von Kalksburger Zöglingen an ihren

* Georg Klopp stand im Begriffe, die erste juristische Staatsprüfung abzulegen, als eine heimtückische Unterleibsentzündung den hochbegabten neunzehnjährigen Jüngling hinwegraffte.

Söhnen ein so *tief kindliches* Gemüt so lange bewahrt haben. Neben dieser kindlichen Pietät und dankbaren Anhänglichkeit den Eltern und Vorgesetzten gegenüber war bei Georg eine *tiefe Religiosität*, die sich vor allem dort zeigte, wo es auf religiöse Pflichterfüllung ankam. Seine Religiösität war Willens-, nicht Stimmungssache. Diese kindliche Pietät und tiefe Religiösität hat er aber nur dadurch so lange in die gefährliche Jugendzeit hinein bewahrt, weil er als echtes Kind Marias, der seligsten Jungfrau, deren Lieblingstugend in den harten Kämpfen der Jugend sich erhielt. — Sie verstehen mich.'

In diesem Sinne fährt der Brief fort wie eine Schlußurkunde über meinen Sohn, und als solche werde ich sie bewahren als Trost für meine alten Tage. Wir haben heute eine ähnliche Gedächtnisfeier begangen, diejenige meiner ältesten Tochter Laura, die fern von uns als Postulantin bei den Ursulinen in Hannover am 13. Mai 1867 uns der Tod entriß. Der Schmerz von damals ist uns zum Segen geworden. Denn dies Kind, welches die Oberin, die pflegende barmherzige Schwester, der Pfarrer mit seinen zwei Kaplänen uns als eine Heilige benannten, wird seitdem von uns allen, ob ausgesprochen, ob nicht, als der Schutzengel unseres Hauses verehrt. Und jedenfalls hat sie, da die Oberin eine hübsche Biographie von ihr verfaßt, im ganzen wie im einzelnen allen unseren Kindern als das Musterbild vorgeschwebt, das sie nachzuahmen trachteten. So ist uns die Segnung zuteil geworden, daß alle jüngeren Kinder wohl geraten sind und gestützt auf das Zeugnis von Pater Abel, darf ich sagen: Der Bruder ist der Schwester nicht unwürdig geworden.

Wir haben viele Teilnahme gefunden. Der Herzog kam persönlich zur Einsegnung der Leiche. Es gingen voran acht barmherzige Schwestern und außer der Pfarrgeistlichkeit zehn andere im weißen Chorrock. Auch Professor Pastor hat mir seine Kondolenz ausgesprochen durch einen Brief.

Verzeihen Sie, daß ich mich von diesem Reden nicht losmachen kann. Es sitzt mir das alles noch so hoch im Sinne.

Von ganzem Herzen beklagen meine Frau und ich Ihren Zustand. Ich kenne auch die insomnia aus meinen dreißiger und vierziger Jahren und habe mir von daher einen Schlaftrunk angewöhnt, nämlich ich trinke von 10—12 Uhr abends eine Flasche Rotwein völlig aus. Aber eines schickt sich nicht für alle. Würde nicht die feuchte, milde Seeluft (nicht Seebäder), etwa auf Borkum, Ihnen gut tun? Dort ist auch ein Kirchlein, die Stella Maris.

Ich bin — Gott sei Dank — gesund und arbeitskräftig, und das Manuskript des Briefwechsels zwischen Kaiser Leopold I. und dem Pater Marco d'Aviano, dessen Widmung der Heilige Vater anzunehmen geruht hat, zur Sekundizfeier, ist bereits in der Druckerei der Styria in Graz. Die Korrespondenz durch zwanzig Jahre ist beiderseitig ganz eigenhändig, 332 Briefe mit vielen deperditis. Ich glaube, daß eine ähnliche Korrespondenz nicht existiert. Dennoch haben wir die Auflage nur auf 500

Exemplare bemessen, weil namentlich in diesem armen, unglücklichen Österreich voraussichtlich nur ein sehr laues Interesse dafür ist. Es sieht hier wohl trübe aus.

Gott stärke und erhalte Sie! Ihr getreuester O. Klopp.

Penzing, 4. Januar 1888.

Verehrtester Freund! Es ist schon lange, daß ich von Ihnen nichts gehört habe, und ich muß mich daher in Erinnerung bringen. Es wird Ihnen in der nächsten Zeit von der Styria in Graz aus ein stattliches Quartheft zugehen, enthaltend die Korrespondenz zwischen Kaiser Leopold I. und dem Kapuziner Marco d'Aviano. Der Heilige Vater hat die Widmung desselben zur Sekundizfeier angenommen und ich habe bereits das Dankschreiben des Kardinals Rampolla in Händen. Demnach kann jetzt die Publikation erfolgen.*

Wenn Sie Zeit haben, einige Blicke hinein zu werfen, so werden Sie mir, wie ich denke, beistimmen, daß etwas Gleiches oder auch nur Ähnliches wie dieser Briefwechsel zwanzig Jahre hindurch nicht existiert. Es hat mir bei der ganz unglaublichen Handschrift des Kaisers viele Zeit und Mühe gekostet, sie zu entziffern. Es wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht der socius des Pater Marco, nämlich Pater Cosmo da Castelfranco, damals gleich eine Abschrift gemacht hätte. Aber auch diese Abschrift läßt viel zu wünschen übrig, weil Pater Cosmo schon damals vieles *nicht* entziffern hat können. Zwei italienische Patres S. J. haben mir geholfen, und wenn alle andern Mittel versagten, haben wir zur Konjektur unsere Zuflucht genommen. Wenn Sie einen Totaleindruck des Ganzen haben wollen, so bitte ich Sie, nur die drei letzten Briefe zu lesen.

Bis tief in November haben mich dienstliche Arbeiten so sehr in Anspruch genommen, daß ich an den Dreißigjährigen Krieg kaum denken konnte. Seit vier Wochen bin ich nun dabei, die Studien zu rekapitulieren. Meine frühere Arbeit nützt mir nur in soweit, daß ich allerdings den Grundgedanken festhalte. Der Dreißigjährige Krieg war in keinem Stadium desselben ein Religionskrieg. Dies Wort ist die Lüge der Aggressivpartei.

Ich sehe, daß Sie den Gindely gelesen haben. Derartige Individuen, die nach der österreichischen Weise ‚über den Parteien stehen', sind in Wahrheit viel schlimmer als der offene Feind. Denn wenn z. B. auch Gindely anerkennt, daß bisher in der Geschichtschreibung des Dreißigjährigen Krieges die protestantische Anschauung dominiert hat, so gibt doch eben derselbe Mann, der nachweist, daß die Tat vom 23. Mai 1618 promeditierter Mord war, diesen Mördern das Prinzip zu: ihre Sache

* Corrispondenza epistolare fra Leopoldo I. imperatore ed il P. Maurizio Marco d'Aviano Capuccino. Dai Manoscritti originali tratta e pubblicata. Graz 1888. Vgl. dazu Klopps Aufsatz P. Marco d'Aviano in den Hist.-polit. Blättern, Bd. 102, S. 176—200, 287—301.

wurzle in der Religion, also den Satz, der von kaiserlicher Seite auf das entschiedenste und unablässig verneint wurde.

Solcher Art von Historikern hat Österreich in Überfülle. Es ist mir, als wenn die Leute hierzulande keine moralischen Knochen hätten — alles Schwamm.

Den Meinigen geht es gut. Meine Frau, die allerdings im Winter das Haus nicht verlassen darf, läßt sich Ihnen bestens empfehlen.

Von ganzem Herzen grüßt Ihr ergebenster O. K.

Penzing, den 26. November 1888.

Verehrtester Freund! Ich war sehr erfreut, nach langer Zeit einmal wieder Ihre lieben Schriftzüge zu erblicken, und dieselben so kräftig ausgeprägt, daß sie auf völlige Gesundheit schließen lassen. Desgleichen war meine Frau erfreut, die sich Ihnen auf das angelegentlichste empfiehlt, wie sie Ihrer täglich gedenkt. Wir sind jetzt unser drei zusammen: meine Frau, meine Tochter Agnes und ich. Nachdem Agnes fast drei Jahre im Sacré-Coeur gewesen, wagte die Oberin doch nicht, sie zu behalten, aus Besorgnis, daß ihre Gesundheit nicht ausreiche. Wir haben sie also wieder zu uns genommen, und das ist für uns ein wahres Gottgeloben gewesen, zumal nach dem Verluste unseres Sohnes Georg. Wir haben allerdings noch eine jüngere Tochter Maria, aber für diese ist es in unserem Hause zu still, und sie hat daher gern es über sich genommen, mit einer älteren Schwester meiner Frau nach Meppen zu ziehen und derselben Hilfe und Pflege zu leisten. Unsere Agnes aber hat, seitdem sie das Kloster verlassen, nunmehr fast zwei Jahre keinen kranken Tag gehabt. Es fehlte ihr dort genügend frische Luft und starke Bewegung. Das hat sie bei uns vollauf und blüht daher wie je. Sie ist darauf aus, unter Leitung meiner Frau sich einen eigenen Beruf zu schaffen, der ihrer ganzen von Kindheit an bewiesenen Neigung entspricht, nämlich Paramente zu machen. Sie hat sich bereits eine Schule herangezogen, eine Reihe junger Mädchen, die nach ihren Zeichnungen sticken usw. . . .*

Mein Sohn Wiard, der seit April Vater eines Söhnchens ist, hat Ihren Brief an Baron Vogelsang mitgenommen und dieser hat darauf gemeint, Sie sähen zu schwarz. Es ist wahr, daß hier, und nicht zu geringem Teile durch die rastlose Tätigkeit von Baron Vogelsang, in der Bevölkerung sich ein regeres Leben kundgibt. Mein Sohn erzählt mir soeben, daß gestern abend im Sophiensaale, dem größten Saale Wiens, eine Versammlung zugunsten des katholischen Schulvereins in vortrefflicher Weise verlaufen sei. Der Saal faßt 6000 Personen, 2000 sind abgewiesen. Das ist für eine Versammlung konservativer Richtung ganz außerordentlich. Mein Sohn sagt mir ferner, daß für Baron Vogelsang eine Ovation geplant wird und daß sich daran 200 Vereine beteiligen wollen.

---

* Agnes Klopp führte nach dem Tode ihrer Mutter den Haushalt des Vaters. Sie starb im Mai 1908.

Das ist allerdings ein Beweis, daß Baron Vogelsang nicht vergeblich gearbeitet hat.

Es regt sich etwas in diesem bisher so apathischen, genußsüchtigen Volke. Geht man aber weiter hinauf, so kann ich, soweit mein Blick reicht, mir bestätigen, daß die Verjudung Österreichs in stetem Fortschreiten ist. Es geben sich so manche Symptome kund, die unsereinem den Stoßseufzer entringen: ‚Das arme, unglückliche Österreich!' — Es fehlt der Mut, es fehlt die Kraft; aber in Überfülle vorhanden ist die Furcht.

Doch zu etwas anderem. Ich habe wahrlich oft den sehnlichen Wunsch, dies und jenes mit Ihnen zu besprechen; denn ich bin noch schlimmer daran als Sie: ich habe auch nicht einen hier, mit dem ich etwas besprechen könnte. Jetzt kürzlich allerdings ist ein P. Duhr S. J., aus Köln gebürtig, hier angekommen, der über das 16. Jahrhundert Verschiedenes studiert. Von Ihrem vierten und fünften Bande habe ich mir ein stattliches Heft Exzerpte gemacht. Ich arbeite nämlich an einer neuen Ausgabe meines Werkes: Tilly, als einer Geschichte des Dreißigjährigen Krieges bis zum Tode Gustav Adolfs, so jedoch, daß ich die politische Seite am stärksten betone. Das Gekläff und Gebell und Gebeiß der Theologen hat nach meiner Ansicht sehr wenig zu dem Kriege beigetragen: Es ist die Habgier und die Herrschsucht einiger Häupter, die, wie die gesamte Reformation, so auch den Dreißigjährigen Krieg macht. Das Volk ist fast immer nur passiv und dumm. Wenn ich aber überdenke, daß auch bei denjenigen Leuten, welche in unserer Zeit Scheusale wie Moritz von Sachsen, Gustav Adolf, Friedrich II. oder Bismarck, sämtlich Kinder eines Geistes, verehren — immer noch ein guter Kern übrig ist oder übrig sein kann, so schützt mich diese Erwägung einigermaßen vor dem Pessimismus. . . .

Mein jetziger Verleger Schöningh in Paderborn drängt unaufhörlich, und ich kann doch nicht, weil die Einleitung, ein rascher Überblick über das 16. Jahrhundert, so unsäglich schwer ist. Vor 30 Jahren schrieb ich rasch nieder, freilich oft gewagt. Jetzt muß ich unaufhörlich immer wieder neu bedenken und überlegen. Dann geht die Frische davon.

Nochmals viele Grüße von meiner Frau und den Meinigen. Stets Ihr getreuer O. Klopp.

Penzing, den 19. Januar 1889.

Verehrtester Freund! Endlich komme ich dazu, Ihnen für Ihre neue, schöne Gabe zu danken und einige Worte darüber an Sie zu schreiben. Ich habe es nur langsam lesen können, in Absätzen, weil der entsetzliche Qualm dieses Augiasstalles mir doch zuweilen den Atem versetzte. Um desto mehr bewundere ich Ihre ungeheure Geduld, daß Sie den Ekel überwunden haben, der bei andauernder Beschäftigung mit solchem menschlichem Jammer auch eine kräftige Lunge zu ersticken droht.

Nur eins doch möchte ich entgegenhalten: Es muß doch in der Stille der Dörfer, überhaupt auf dem Lande, manches sich erhalten haben, was von der Fäulnis nicht angefressen war. Wie hätte man sonst

sich wieder emporringen können? Denn namentlich das Luthertum hat ja doch aus der alten Kirche einen erheblichen Schatz mit hinüber gerettet, und ich kann mir denken, daß der Geistliche, der Lehrer, der damals wie heute an dem kleinen Katechismus sich genügen ließ, Wärme und selbst auch Begeisterung für ein Kirchentum in dieser Form erwecken konnte, nachdem das Bessere vergessen war. Ich habe in Städten mit konfessionell stark gemischter Bevölkerung gelebt, Leer und Osnabrück. Ich glaube, daß in der bürgerlichen Moral zur Zeit kaum ein Unterschied ist, daß auch selbst in der Betätigung der guten Werke gegen die Mitmenschen kaum ein Unterschied ist, freilich ein sehr großer in der Betätigung für kirchliche Zwecke. Jedenfalls aber sind die Norddeutschen, ob katholisch, ob lutherisch, Mann für Mann diesen schwammigen Österreichern in Kraft und Willen überlegen. Als mein Sohn Wiard von seiner ersten Reise nach meiner Heimat Ostfriesland hieher zurückkehrte, war ihm der Unterschied so sehr aufgefallen, daß er seinen Freunden sagte: ‚Dorthin müßten sie reisen, dort würden sie Menschen kennen lernen.‘ In der Tat, für uns Norddeutsche hier ist der Österreicher wie secundæ classis. Eine Persönlichkeit wie den Baron Vogelsang würde Österreich nicht hervorbringen.

Doch ich gerate vom Wege ab. Ich habe aus Ihrem sechsten Band eine ganze Literatur kennen gelernt, von deren Existenz ich bis dahin nicht einmal eine Ahnung hatte. Schade um den Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, daß auch er dieser ekelhaften Dramaturgie sich hingegeben; denn in dem Bruderzwiste von Rudolf und Matthias ist er fast der einzige ehrenhafte Charakter.

Aber ich bin erstaunt gewesen, auf dem Umschlage die Ankündigung zu lesen, daß der achte Band den Dreißigjährigen Krieg und seine Folgen enthalten soll. Wollen Sie wirklich die schauerlichen dreißig Jahre und noch mehr in einem Bande behandeln?

Ich beginne in diesen Tagen meine Ausarbeitung des Dreißigjährigen Krieges, auf welche der Buchhändler Schöningh seit fast sechs Jahren dringt. Lieber widmete ich die mir noch übrige Zeit und Kraft auf das Werk über den Ursprung der preußischen Krone, das ich seit zehn Jahren meditiere. Aber es ist mir Widerstand erwachsen von derjenigen Seite her, von welcher man es am wenigsten vermuten sollte. Sie verstehen mich. Man will nicht reizen, nicht erbittern. Alle Vorstellung, daß ja i c h es bin, der hervortritt, nicht ein anderer, prallt ab an dem Einwande, daß man es i h m zuschreiben werde. . . .

Die eine meiner Töchter, Maria, hat sich mit einem Gymnasiallehrer, Dr. Kaulen in Meppen, verlobt, Verwandten des Professors in Bonn. Der junge Mann hat mir wohlgefallen. Meine Tochter Agnes ist bei uns und legt mit ihrer Mama zusammen langsamer Hand eine Paramentenschule an. Sie leisten etwas. Meine Frau läßt Sie bestens grüßen.

Und nun, verehrtester Freund, leben Sie wohl und behalten Sie in wohlwollender Erinnerung Ihren ergebensten O. Klopp.

Kleine Bausteine

Venantius Fortunatus / Von Anton L. Mayer

Immer, wenn es sich um die Geschichte des Urteils fremder Nationen über das deutsche Volk handelt, wird Tacitus mit an der Spitze stehen; vor allem haben seine Worte über die sittlichen Qualitäten der Germanen, die er seinen Landsleuten als Spiegel vor Augen hielt, von jeher als Ehrenblatt der Deutschen gelten müssen. Das spätere Römertum sah in dem immer drohender an seine nördlichen und östlichen Tore pochenden Volk der Zukunft nichts als die ‚Barbaren', und demgemäß lauten auch die Äußerungen der römischen Schriftsteller anders als die des Tacitus. Nur im fünften Jahrhundert gewahren wir bei einem gallischen Geistlichen eine rückläufige Bewegung gegen das taciteische Zeugnis hin. Salvianus, Presbyter von Marseille, der uns mit seinen Werken, insbesondere den acht Büchern ‚de gubernatione Dei' kulturgeschichtlich ungemein wertvolle Dokumente hinterlassen hat, redet deutlicher und eindeutiger noch als der alte Historiker seinen gallischen Mitbürgern ins Gewissen; sie jammern, daß die Völkerwanderung, der Einbruch der Goten, namenloses Elend gebracht habe über Land und Volk; sie verlieren den Glauben an die göttliche Vorsehung, die solches Unglück nicht zulassen konnte, nicht dulden konnte, daß die hochstehende römisch-gallische Kultur unter den gewaltsamen Tritten der barbari zerstampft werde. Der Sittenprediger aber hält ihnen den eigenen Leichtsinn, die eigene Ungerechtigkeit, die eigene Sittenlosigkeit vor: „... und daß die Vandalen nach Afrika hinüberzogen, dafür ist nicht die göttliche Strenge, sondern der Frevelsinn der Afrikaner verantwortlich zu machen' (7,56). Er geht so weit, die Barbaren, ob noch heidnisch oder arianisch, wie Tacitus in sittlicher Beziehung über die Landsleute zu stellen: ‚Mitten unter den keuschen Barbaren sind wir die Unkeuschen, ja noch mehr: selbst die Barbaren stoßen sich an unsern sittlichen Lastern; wir huldigen der Schamlosigkeit, die Goten verabscheuen sie; wir fliehen vor der Reinheit, die Goten schätzen sie; die Unzucht ist bei ihnen ein Verbrechen und ein Mal der Schande, bei uns eine Zierde ...!'

Ganz anders wie die Stimme dieses unbefangenen und unerbittlichen Richters tönt im nächsten Jahrhundert ein anderes Urteil aus Gallien zu uns; in Marseille spricht Salvian, der Priester, Prediger und Geschichtschreiber; in Poitiers dichtet zur Zeit der Merovingerkönige Venantius Fortunatus, ein feinfühliger, empfindsamer Poet, der aus Italien gekommen war und am Hofe der germanischen Fürsten zuerst ein Unterkommen gefunden hatte; denn sie waren die Herren der Gegenwart und Zukunft im weströmischen Reich. Wie einst Julian dem Apostaten die Volkslieder der Deutschen am Rheine wie das Gekrächz schreiender Raub-

vögel geklungen hatten, so waren auch dem ästhetischen Feingefühl des Fortunatus die robusten Sitten der Franken mit ihren Liedern ein Greuel: bei ihnen besteht kein Unterschied, ob eine Gans schnattert oder ein Schwan singt. Des lateinischen Sängers Harfe war oft genug gezwungen — sehr zum Leidwesen ihres Herrn — wider die barbaros leudos, die barbarischen Kneipgesänge der zechenden fränkischen Schlachzizen leise surrend anzukämpfen; und diese tollen Zechgelage überhaupt, wie widerstrebten sie dem zartnervigen Vertreter lateinischer Kultur, den seine Stellung zwang, vor einer Tafel von Bacchusgesellen vorzutragen, die inter acernea pocula — beim Ahornbecher — seine Zuhörer markierten, in Wirklichkeit aber den tieferen Zweck dieses, sagen wir meinetwegen Bierkonzerts mit Festkneipe in kommentmäßigem Sichbetrinken fanden, — ‚wobei man einen kaum für bei Sinnen hält, wenn er nicht wie die andern in sinnloser Weise mittollt . . .!‘ Das klingt alles sehr heftig. ‚Grossiers et communs‘ nannten die Troubadours die mittelalterlichen Germanen, wie uns Lady Blennerhassett im Oktoberheft 1916* mitgeteilt hat; diese Romanen haben hier einen Vorgänger. Zur richtigen Würdigung von dessen Urteil jedoch, namentlich im Vergleich mit dem Salvians, wird man bedenken müssen, daß Fortunatus nur eine einzige Schicht des fränkischen Volkes da im Auge hat, die der Barone, daß es ihm auch gar nicht darum zu tun ist, Beobachtungen in der Art des massilianischen Presbyters zu allgemeinem Nutz und Frommen anzustellen, und endlich, daß zwischen Salvian und Fortunat das Emporkommen des Chlodovech und des grauen- und fluchbeladenen Merowingerhauses liegt, daß aus den länderlosen germanischen Eroberern beziehungsweise deren adeliger Oberschicht besitzende Herren, pru[illegible] Parvenüs geworden waren, die nur allzu rasch dem allgemeinen Schicksal der plötzlich in Wohlstand und Üppigkeit Geratenen verfielen. Und ganz zuletzt wird auch die problematische Persönlichkeit des Fortunatus nicht außer acht gelassen werden dürfen.

Venantius Honorius Clementianus Fortunatus war ein Italiener, im zweiten Viertel des 6. Jahrhunderts in der Nähe von Treviso geboren. In Ravenna erhielt er seine rhetorische und juristische Bildung. Als er, so erzählt er uns, durch den hl. Martin von Tours von einem Augenleiden geheilt worden war, gelobte er eine Wallfahrt an dessen Grab und trat die Reise 565 auch wirklich an. Sonderlich eilig hatte er es ja nicht, um an sein Ziel zu kommen. Er ging über die Alpen und kam an den Lech und die Donau. Wir verdanken dieser Reise eine der ersten Nachrichten, daß das Land am Lech — bei F. mit dem keltischen Namen Licca — von den Bajuwaren bewohnt war und daß um jene Zeit in Augsburg bereits die Gebeine der Martyrin Afra verehrt wurden. Er kam nach Austrasien an den Hof des Königs Sigibert, feierte die Hochzeit dieses Merowingers

* Charl. Lady Blennerhassett, Deutschland im Wandel französischen Urteils. Hochland XIV, 1, S. 76.

mit der arianischen Westgotenprinzessin Brunichilde durch ein Epithalamium im antiken Stil des Claudianus, während er sonst derartige Zieraten verschmäht, hielt sich längere Zeit an den Hoflagern des austrasischen Herrschers — Metz, Reims, Soissons — auf und schloß Freundschaft mit so manchem Höfling und Kronbeamten: Mummolenus, Sigoald, Gogo, Herzog Lupus werden erwähnt. Dann bereist er die Mosel und schildert — (‚de navigio suo') — uns die Fahrt von Metz nach Andernach, wie vordem schon Ausonius in seiner ‚Mosella' getan. 567 kommt er nach Tours und von da nach Poitiers. Hier findet er für den Rest seines Daseins Ruhe und Muße. Aus dem fahrenden Troubadour wird ein ‚Abbé des Salons'. Zwei fromme Frauen sind es, die den Dichter in Poitiers festhalten, die zum Ideal seines poetischen Schaffens werden, denen zuliebe er Priester wird, und in deren Dienst er aufgeht. Radegunde*, die Witwe des Merowingers Chlotar I., eine thüringische Fürstentochter, war nach der Unterjochung ihres Heimatlandes durch die Franken dem Chlotar als Gattin zugefallen. In dem Gedicht ‚De excidio Thoringiae' gibt Fortunatus der Klage der unglücklichen Prinzessin um den Verlust ihrer Heimat und ihrer Anverwandten ergreifenden Ausdruck. Die Abneigung gegen ihren Gemahl veranlaßt sie, sich von ihm zu trennen und in Poitiers in einem von ihr gegründeten Kloster in strenger Weltabgeschiedenheit und Gott zugewandter Askese ganz auf alles Irdische zu verzichten. Ihre Pflegetochter Agnes wurde Äbtissin des Klosters. Die beiden Frauen betreuten mit dem sicheren weiblichen Gefühl für alles, was Fürsorge heißt, den Dichter; sie kannten seine menschlichen Schwächen, insbesondere seinen Hang für eine lecker besetzte Tafel, und kamen ihm mit reichen und taktvoll dargebotenen Geschenken entgegen. Fortunat lohnte es seinen Gönnerinnen durch seine Dichtungen: bald sind es feierliche Gesänge, wie z. B. auf die Äbtissinnenweihe der Agnes, die er zu ihrem Preise dichtet, bald kleine, anspruchslose Verse, die er ihnen ins Kloster hinübersendet, harmlos, spielend, nebensächliche Dinge behandelnd, aber immer mit dem Ton einer gewissen Herzlichkeit von der Seele gesprochen. Darin besteht sein Ritterdienst. Die Möglichkeit dazu verschaffte ihm wohl ein kleines Amt als weltlicher Vogt oder Kanzleibeamter der von Radegunde ins Leben gerufenen Stiftung. Als solcher hatte er auch Gelegenheit, mit zahlreichen fränkischen Großen und Bischöfen, unter ihnen namentlich Gregor von Tours, in Verbindung zu treten. Gegen Schluß seines Lebens ward er noch Bischof von Poitiers, scheint aber bald darauf gestorben zu sein. Seine meisten Dichtungen entsprangen den Bedürfnissen und Impulsen des Augenblicks, und Wilhelm

* Eine warm und gefällig geschriebene Biographie dieser Heiligen hat zuletzt J. Bernhart, Die heilige Radegunde (München, bei J. Müller, 1915), verfaßt; die Schrift wird der merkwürdigen Frau bestmöglich von der psychologischen Seite gerecht. Die zahlreichen Proben von Dichtungen des Venantius sind für die behandelten Menschen charakteristisch, bieten sich aber leider nicht immer in der schönsten Übersetzung dar.

Meyer hat daher für ihn den Titel eines ‚Gelegenheitsdichters' geprägt. Unter ihnen finden sich die herrlichen Hymnen ‚Vexilla regis prodeunt' und ‚Pange lingua gloriosi Proelium certaminis', die heute noch in der katholischen Kirche gesungen werden. Worte voll inniger Versenkung und glühender Phantasie sind es, mit denen in letzterem Hymnus das Kreuz Christi gepriesen wird:

Crux fidelis, inter omnes
arbor una nobilis . .
Baum des Glaubens, einzig edler
Unter allen Bäumen hier,
Welchem andern ward beschieden
Laub und Blüte gleich wie dir?
Süßes Holz, o süße Nägel,
Süße Bürde traget ihr.

Neig die Äste, hehrer Baumstamm,
Werde biegsam und gewandt,
Mildre alle spröde Rauheit,
Die mit dir Natur verband,
Daß des höchsten Königs Glieder
Sanfter seien ausgespannt.

L. Dreves.

Die Gedichte sind zusammengefaßt unter dem Titel ‚Miscellanea', deren Einteilung in elf Bücher aber nicht vom Dichter selbst herrührt. Es ist ein buntes Bild, das uns aus dieser Sammlung entgegenschillert, aber gerade deswegen ein Bild voll Leben und Lebhaftigkeit, ganz im Gegensatz zu seinem anderen Werk, der Vita des hl. Martin von Tours, nach Sulpicius Severus und Paulinus von Perigueux bearbeitet. Das Spontane macht den Fortunat zum Dichter; das gewährt uns einen Einblick in sein Wirken und Dichten und in seine Individualität.

Damit aber erhebt sich die Frage: Sind wir berechtigt, den Dichter so zu fassen, wie er uns sich in seinen Dichtungen vorstellt? War Venantius Fortunatus in der Tat der tiefe Mensch, der sich oft hinter den dunkel glühenden Farben seiner Poesie versteckt? Konnte er sich vor allem in die asketische Welt der von ihm verehrten Frauen versetzen, das Irdische wie sein ganzes Ich außer acht lassen? War es ihm, dem weitgereisten Höfling, möglich, der Körperlichkeit des Ich so zu entsagen wie die beiden Nonnen von Poitiers, sein eigenes Individuationsprinzip zugunsten der von ihnen mit allem asketischen Eifer der Zeit verwirklichten Idee der Mortifikation aufzuheben, mit übernatürlichen Visionen und träumerischen Ekstasen sich in die exaltierte weibliche Psyche einzufinden, so, wie seine Poesien den Anschein geben? Wie vermag er nicht das Sehnen der Jungfrau nach dem Himmelsbräutigam zu schildern, das Aufgehen der Seele in einer großen, unnennbaren Sehnsucht (VIII, 3):

'Ängstlich frage ich die Winde, die da brausen nah und fern,
Ob denn nicht ein Lufthauch brächte Kunde mir von meinem Herrn;
O wie gerne wüsch' vor deinen Füßen ich den Boden rein,
Deinen Tempel wollt' ich trocknen — dürft' ich's — mit den Haaren mein.'

Das neue über den Dichter geschriebene Buch von Richard Koebner* verhält sich zu diesen Fragen durchaus positiv. Es sieht in Fortunatus, so wie er zu den beiden Frauen stand, einen Mann, der fähig war, sich von Radegunde und ihrem religiösen Empfinden dermaßen einnehmen zu lassen, daß er ‚einen Begriff von den tiefsten Gehalten der religiösen Selbstauflösung' gewonnen hätte, der sich in ein ‚sinnliches Traumleben', in ‚ein leidenschaftliches Genießen der Phantasie', in einen ‚dithyrambischen Rausch' hätte einleben können, um sie ‚innerlich in ihrem Gebete und in ihrem Traum von der Schönheit des Paradieses' zu begleiten. Man wird diesen Standpunkt nicht rückhaltlos teilen können. Heuchelei und Verlogenheit braucht man deshalb in seinen Gedichten, soweit sie sich auf Radegunde und Agnes beziehen, nicht entdecken zu wollen.** Auch Sinnlichkeit wird man in dem Verhältnis zu den beiden Frauen nicht suchen dürfen, wie die Literaturgeschichte von Teuffel-Schwabe an einer Stelle zu versuchen scheint. Fortunatus hat wohl ein unterbewußtes Empfinden besessen für die Ideen und Ideale, denen Radegunde sich hingab. Aber die Seele eines Mystikers besaß er nicht. Er stand mit offenem Munde und staunenden Augen da und sah das selbstverzehrende Feuer, in dem die jungfräulichen Seelen seiner Beschützerinnen brannten, er pries die Größe, die er nicht verstand, er suchte und fand Worte — seine rhetorische, trotz W. Meyers gegenteiliger Ansicht doch sehr viel auf antiker Schulung fußende Gewandtheit machte es ihm leicht, eine empfindsam ergriffene Sprache zu führen und die Hörer durch eine Emphase des Ausdrucks zu gewinnen —, Worte, um sagen zu können, wie sich in seinem Innern das Leben und Sinnen der in transzendentale Welten Entrückten abprägt. Aber daß er selbst je einen bescheidenen Versuch gemacht hätte, innerlich in den Kreis zu treten, auf dem Radegunde sich der Welt entrückt hatte und an dessen Rande er stand,

* R. Koebner, Venantius Fortunatus. Seine Persönlichkeit und seine Stellung in der geistigen Kultur des Merowingerreiches. Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance. Herausgeg. von W. Goetz. Bd. 22. Leipzig-Berlin 1915.

** Daß jedoch sein Panegyrikus auf Chilperich I. von Neustrien, der seiner Kebse Fredegunde zuliebe seine Gemahlin Gelesuintha, die Schwester Brunichildens, erdrosseln ließ und damit den vierzigjährigen greuelvollen Kampf entzündete, der mit der Schleifung Brunichildens durch Fredegundens Sohn Chlotar II. endigte, voll von verlogener Servilität sei, gibt Koebner selbst ohne weiteres zu. Auf den Tod der Gelesuintha selbst hatte Fortunatus früher ein Klagegedicht veröffentlicht, das ganz im Stil einer Hofdichtung nirgends von einer Schuld des Mörders, sondern nur von dem schweren Schicksal der Ermordeten spricht, ohne daß man andere Beweggründe suchen darf als die für einen Hofdichter maßgebenden.

daß er Seele an Seele ihr Jenseitsträumen geteilt hätte, — das dürfen wir ihm nimmer zutrauen. Dazu war er viel zu viel Hofmann und Weltmensch, ein zu starker materieller Genießer. ‚Sed non ego lassor edendo' — ‚meine Eßlust wird nicht müde', gesteht er selbst. Seine sprühende Sprache, die er besonders in den Gedichten auf Radegunde offenbart, entspringt doch mehr seinem formellen Bedürfnis wie seiner formellen Fertigkeit, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß Fortunatus mehr als so mancher seiner Vorgänger in Gallien — Ausonius z. B. und Apollinaris Sidonius — ein Bahnbrecher für die zukünftige Dichtung war, ein Führer zu neuen Ideen in der Poesie; allerdings wenn Koebner wieder seine sinnliche Beschäftigung mit den Dingen des Jenseits nicht als Kompromiß eines Weltkindes mit der christlichen Denkungsweise gelten, sondern unmittelbar aus seinem Drang nach den Genüssen und Schmerzen der verzückten Seele hervorgehen lassen will, verkennt er wieder das Weltkind in unserem Dichter, aber auch die Omnipotenz der poetisch-rhetorischen Sprache, in der Fortunatus ein Meister sondergleichen war. Man hat ihn sowohl den letzten antiken als den ersten mittelalterlichen Dichter genannt. Beides ist richtig. Über die nebelbelasteten Gründe seiner Zeit spannt sich seine Poesie wie ein glänzender Regenbogen, auf dessen Höhe Altertum und Mittelalter einander begegnen; jenes gibt seine plastischen Formen, in die es nichts mehr zu gießen hat, herüber, damit die neue Zeit darin ihre Gedanken zum Bilde gestalten könne.

Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Als ich vor einiger Zeit des hannoverschen Lehrers Gustav Kohne Roman ‚Ellernbrook' ziemlich mißvergnügt besprach, erhielt ich einen Brief, in dem stand, ich habe ganz recht, mit Bibliothek und Volksunterhaltungsabenden sei dem Landvolk nicht geholfen, die Naiven wollten naiv erfaßt sein, und da gehe nun von Jena eine Bewegung aus, die junge Damen auf die Dörfer schicke, um den Dörflern Märchen zu erzählen. Na — ich sehe schon die in irgendeiner Tracht auftretenden Damen, die dem Volke Poesie bringen wollen! Bringen, da liegt es ja gerade! Erst wenn ihr mitten unter Bauern gelernt habt, daß ihr sicher nichts Besseres seid wie dieses Landvolk, könnt ihr anfangen, euresgleichen demütig etwas erzählen zu wollen. Man kann dem Dorfe aus der Stadt nichts bringen, eher könnte es umgekehrt sein. Ein wenig Klarheit freilich sollte in die dörfliche Dumpfheit kommen, und vielleicht ist der Lehrer, der Dorfschullehrer, sofern er sich nichts Besseres dünkt, der einzige, der vorsichtig und sacht, ganz ohne öffentliches Programm, das Volk geistig-gemütlich anregen könnte. Er muß ein lauteres Herz eher haben wie Literaturkenntnis und muß gewiß sein, daß er sicher ebensoviel empfängt, wie er gibt. Auf diese Weise erhalten wir vielleicht auch wieder richtige Volksbücher. Ich blicke da immer mit einer gewissen Erwartung nach Westfalen, das ein noch fast unberührtes Volkstum, einen lebendigen Glauben und patriarchalische Zustände hat. Und wenn ich höre, daß ein westfälischer Lehrer einen Dorfroman geschrieben hat, so greife ich zuerst zu ihm, wie ich es mit Emil Franks Roman ‚Die Brookschulten' getan habe. Nun muß ich gleich im voraus sagen, daß meine Erwartungen sich auch diesmal nicht erfüllt haben; das soll mich aber nicht hindern, das, was gut ist an diesem Buche, hervorzuheben, und bei dem, was mir verfehlt scheint, zu sagen, warum es so ist. Der Stoff ist vorzüglich: er ist nicht empfindsam. In klarer und leicht übersehbarer Gliederung wird treue, beständige Arbeit zum Siege geführt, und, was das Beste ist, Liederlichkeit, Großspurigkeit und Großmäuligkeit wird von dem Gesunden, was noch ringsum ist, aufgesogen und verwandelt. Das geschieht, ohne daß der Verfasser Redensarten macht — ich meine Redensarten moralischer Art. Eine genügende Gestaltungskraft läßt die Gestalten im Gedächtnis des Lesers haften, besonders die Gestalten des Andres Brookschulte und seiner Mutter. Ich kann mir wohl denken, daß im Münsterland der Roman auch in Bauernhäusern gelesen würde; träfe das wirklich zu, so würde er damit sein Daseinsrecht beweisen. Nun aber weiter: um eine echte Volkserzählung zu schaffen, müßte der Verfasser versuchen, an Stelle eines harten Schriftdeutsch ein

---

* Emil Frank, ‚Die Brookschulten'. (Münster i. W.. Aschendorffsche Verlagshandlung, M. 3.25.) Juliana von Stockhausen, ‚Das große Leuchten'. (Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. M. 6.—.) Hermann Essig, ‚Der Taifun'. (Leipzig, Kurt Wolff, M. 7.—.) Alice Berend, ‚Matthias Senfs Verlöbnis'. (München, Albert Langen. M. 5.—.) Joseph Weingartner, ‚Über die Brücke'. (Innsbruck, Tyrolia, M. 6.50.) Friedrich von Gagern, ‚Die Wundmale'. (Leipzig, L. Staackmann, 2 Bde. M. 20.—.)

gutes Erzähldeutsch zu schreiben, denn das Volksbuch soll vorgelesen, gleichsam wiedererzählt werden. Wenn der Bauer sein Lieskén dabei erwischt, daß sie ‚Bäukers' liest, so wird er ihr das Buch um die Ohren schlagen, wogegen er sicher nichts hat, wenn Liesken an Winterabenden etwas vorliest. Und dieses Vorlesen (Wiedererzählen) verlangt einen anderen Stil, derjenige der alten Volkssagen und Volksmärchen ist. Dieser Stil entsteht nicht durch einen Willensakt, sondern aus einer Naivität, die, wenn sonst die Vorbedingungen gegeben sind, aus dem Sicheinsfühlen des Dichters mit dem Volkstum entspringt. Vielleicht überlegt sich das Emil Frank einmal.

Stillen und nicht sehr kräftigen Naturen wie Frank kann man das sagen, da sie das echte epische Wesen sozusagen schon in sich tragen. Einer so explosiven Natur wie Juliana von Stockhausen liegt eher das Drama, ein mit starken Mitteln unbekümmert arbeitendes Volksdrama. Der Roman aus dem schwäbischen Bauernkriege, den sie vorlegt, ‚Das große Leuchten', ist im Stil leidenschaftliche Darstellung, nicht Erzählung. Er kann eigentlich nicht vorgelesen, sondern muß dargestellt werden. Es fällt mir natürlich nicht ein, dem Buche daraus ein Verhängnis zu machen: vier Jahrhunderte Stilverwirrung lassen sich nicht so ohne weiteres aus der Welt schaffen. Aber es muß auf diesen Punkt hingewiesen werden, sonst kommt die Klarheit überhaupt nicht wieder. Ein Drama, das episch ist, wird abgelehnt, und wenn es noch so schön ist. Das macht die Probe aufs Exempel auf der Bühne. Könnte man dieses Exempel — durch Wiedererzählen — an einem Roman machen, so würde er nur dann nicht abgelehnt, wenn er den rechten Erzählstil hat. Im Geiste kann man die Probe sehr wohl machen.

Aber beschäftigen wir uns mit der Verfasserin, die uns gegenwärtig angeht. Es ist augenscheinlich, daß sie ein ungewöhnliches kräftiges Talent hat. Damit ist aber eigentlich wenig gesagt, denn sie muß erst zeigen, was sie fortan aus diesem Talent macht. Augenscheinlich ist auch, daß sie durch die Handel-Mazzetti hindurchgegangen ist und vorläufig noch in jedem Satz Abhängigkeiten zeigt. Aber das will auch nicht viel heißen, denn irgend etwas muß Anfängern die Flügel freimachen und die Zungen lösen. J. v. Stockhausen hat Kraft genug in sich, um aus sich bestehen zu können; das wird sie an ihrem nächsten Buch beweisen müssen. Sie offenbart vor allen Dingen in dem Bauernkriegroman eine außerordentlich große Empfindungsskala, die sie immer davor bewahren sollte, einseitig zu werden. Wie sie sich wohl mit Lust in das wilde Getümmel des Waffentanzes ergießt, so glüht sie gleich hingenommen und künstlerisch beherrscht in dem seelischen Zweikampf der stolzen Gräfin mit ihrem stolzen Pächter, und sie transponiert mit gleicher Vollkommenheit das lustvolle Begehren der leidenschaftlichen Frau in himmlische Liebe, wie sie ihre wilde Härte in schauernde Demut wandelt. Ist sie erst einmal ganz sie selbst, so wird Juliana von Stockhausen zu unseren Besten gezählt werden.

Die deutschen Meister haben immer das Volk gesucht, die Literaten suchen sich. Die Meister haben nicht immer das Volk gefunden, die Literaten aber stets eine Clique und eine preziöse Gefolgschaft. Es geistert da in exklusiven Kreisen ein toller Spuk, den eine kaum erkennbare Grenze von der Hochstapelei trennt, ähnlich wie in den vielen sektiererischen Zirkeln, die eine neue Religion zu suchen vorgeben. Es ist hübsch, daß ein Eingeweihter, der als problematischer Dramatiker bekannte Hermann Essig, in diese Spukwelt einmal hineinleuchtet, wobei es nichts ausmacht, daß seine satirische Darstellung auf extrem-expressionistische

Kunstkreise sich beschränkt. Der Salon einer Berliner Kunstgruppe, die wie der Roman, ‚Der Taifun' heißt, wird mit einer heißen, gallenbitteren Satire aufgeschlossen und gezeigt, und wenn das Gegenständliche scheußlich ist bis zum Erregen körperlicher Übelkeit, so ist es doch gut, wenn dieses Gegenständliche einmal aufgedeckt wird. Essig, der zweifellos selber in dieser Umwelt gesteckt hat, entwickelt in seinem Roman einen leidenschaftlichen Hohn, der zwar weder die Betroffenen umwandeln noch den Nichtbetroffenen etwas Neues geben wird; er ist aber die natürliche Waffe eines persönlichen bitteren Zornes, die Selbstbefreiung eines Menschen, dessen seelische Gesundheit nicht mehr viel verträgt und die bereits dicht vor einer wutschäumenden Kapitulation war. So ist der Roman einmal persönliches Bekenntnis, das die Psychologen, und kulturgeschichtliches Dokument, das die Nachdenklichen überhaupt angeht. Der bürgerliche Leser muß schon eine sehr starke Natur sein, um den Gestank, der aus der Welt des Taifuns aufsteigt, ertragen zu können.

Die Welt, in der ‚Matthias Senfs Verlöbnis' sich abspielt, ist harmloser; Alice Berend, die Verfasserin des Buches, brauchte daher nicht bitter zu werden, sondern konnte ihren freundlichen und duldsamen Humor anwenden, einen Humor, der seinen Gegenstand sogar mit einer gewissen nachsichtigen Liebe umgibt. Sie erzählt von einem reichen jungen Mann, der natürlich in Berlin lebt und, leer und unbefriedigt, wie er ist, sich ein dünnes Schönheitsideal erdacht hat, nach dem zu leben sein kindliches Vergnügen ist. Da er in seiner Umgebung alles schön zu haben wünscht, so sucht er auch in der Frau die Vollkommenheit, die aber natürlich nur eine äußerliche zu sein braucht. Wie er nun eine Warenhausverkäuferin entdeckt, die seinem Ideal zu entsprechen scheint, viele demütigende Häßlichkeiten tun muß, ehe er erfahren muß, daß die Angebetete einen frischen und kräftigen Turnlehrer seiner matten Weichlichkeit vorzieht, das liest man mit einem innigen Schmunzeln. Und man gönnt dem guten Matthias auch den Ersatz, eine sein Empfinden verstehende Schöne, die aber doch soviel Resolutheit in sich hat, daß man ihr zutraut, sie wird den Ästheten unmerklich ins Leben zurückführen. Man dankt der Verfasserin für einige heitere und lange freundlich nachhallende Stunden.

* * *

Immerhin scheidet man ohne Bedauern von der entwurzelt taumelnden Großstadtwelt und geht mit einem Aufatmen — da es sich gerade so trifft — in die Welt des Brixener Priesterseminars ein, die nur dem Außenstehenden ganz erfüllt von freundlicher Kühle zu sein scheint; so, wie Joseph Weingartner in dem Roman ‚Über die Brücke' sie darstellt, aber voll heißer Kämpfe, schwer errungener Aufopferung und nicht immer zweifelsfreier Hochgemutheit ist. Es steckt wohl viel Selbsterlebtes in dem kleinen Roman, sicher aber ist er eine Rückerinnerung an Menschen, die gelebt haben, und Zustände, wie sie in Wirklichkeit waren. Um dieses Persönliche und seinen Umkreis lebendig zu machen, reicht das freundliche Talent des Verfassers aus. Ja, der jugendliche Schwung, mit dem Wanderfahrten und Freundschaftsbündnisse im sonnigen Südtirol erzählt werden, hat soviel mitreißend Erfreuliches, daß der Leser von selber in eine glückliche Stimmung gerät. Das Dunkle fehlt indessen dem Buche nicht. Man hat das Gefühl, als hätte Weingartner noch manches Kritische zu sagen, aber seine ernsthaft-zukunftsfreudige Natur hätte auch rückblickend gesagt: Einerlei — es war doch schön. Was dem um die innere Güte des Priesterstandes etwa besorgten Leser auffällt, ist die Bürgerlichkeit und Mittelmäßigkeit der überwiegenden

Mehrzahl der Zöglinge. Es ist, wie in den Seminaren überall, der gute Durchschnitt, und wenn Ernst und Würde der zukünftigen Priester durchaus gewährleistet erscheinen, so wird man doch den Wunsch nicht los, mehr des Ungewöhnlichen, inbrünstig Tieferen möchte an die Arbeit im Weinberge gehen, denn nur diesem ist es möglich, den Kampf mit der fortschreitenden Entgöttlichung der Welt mit Aussicht auf Erfolg aufzunehmen. Wir brauchen Apostel!

Bitter und brennend tritt dieser Wunsch auf die Lippen, wenn man den zweibändigen Roman Friedrich von Gagerns, ‚Die Wundmale' mit widerstreitenden Gefühlen aus der Hand legt. Von einem früheren Roman des Verfassers hatte ich keinen anderen Eindruck zurückbehalten als den einer an das Kolportagehafte streifenden Fertigkeit. Das neue Werk ist ein Werk aus dem Vollen, ein ungewöhnlich starkes und reiches Werk, mit allen Merkmalen eines wilden Naturalismus, die Explosion einer Kraftnatur. Ich wüßte mir nichts, was einen auch nur annähernden Reichtum an blutvollen Nebenfiguren aufweisen könnte. Die Gestaltungsfähigkeit Gagerns, was aber diese Nebenfiguren angeht, ist kaum ohne Beispiel. Daß es sich hier um einen durchaus erdgebundenen Naturalismus handelt, offenbart sich da, wo Gagern versucht, große geistige Bezirke zu umspannen und Menschen von überweltlicher Verwurzelung, wie den Hauptträger, den Erzähler, den jungen Geistlichen Siebenschein, zu gestalten. Daran ändert nichts, daß in der Versinnlichung musikalischer Empfindungen geradezu Wundervolles geleistet wird. Um zum Kern zu kommen, so erzählt Gagern von dem Zweikampf des Glaubens mit der gesunden Aufklärung, welches Problem ja eigentlich keines ist, aber in dem steiermärkischen Bergwinkel wohl ein gewisses Lokalproblem sein kann. Der wohlwollende Beurteiler wird finden, daß Gagern innerlich selber noch nicht entschlossen ist, auf welche Seite er sich stellen soll. Hätte er es vermocht, seinem Kaplan Siebenschein mehr Größe zu geben, so würde sich auch sein Gefühl auf die Seite des Glaubens noch deutlicher geneigt haben. Denn die Gestalten des Fürstbischofs und des Benediktinerabtes wie die schöne Schilderung ihrer Umwelt beweisen, daß seine katholische Seele noch lebt. Ihm verdirbt aber ein Schlagwort das Konzept, ein von der deutsch-nationalen Bewegung in den Alpenländern unaufhörlich wiederholtes Schlagwort: das Zölibat. Und in der Schilderung der wirklichen und schließlich maßlos übertriebenen Nachteile der Ehelosigkeit beginnt der Roman auf das Gebiet der Kolportage zu treten, den Verfasser blind zu machen, wie gleich zu zeigen sein wird. Der eigentliche Gegner des aufklärenden Arztes ist ein Dechant, ein greulicher Typ, mehrfacher Mörder, Wüstling, geschäftlicher Halsabschneider, etwa wie der Pfarrer, von dem Ganghofer in seinem ‚Lebenslauf eines Optimisten' erzählt. Es ist möglich, daß unter der Geistlichkeit sich so ein räudiger Bock findet — was beweist das? Es überschreitet aber durchaus den Begriff der Logik und des menschlichen Anstandes, wenn Gagern nur das Zölibat für alle diese Greuel, die er an anderen Geistlichen sich gemäßigt wiederholen läßt, verantwortlich macht. Ich kenne mehr wie einen protestantischen Geistlichen, der behauptet, ein rechter Geistlicher, der wirken wolle, dürfe durch keine Familie behindert sein. Mir scheint, daß Verfehlungen, sollten sie vorkommen, nichts gegen den Wert einer großen Idee beweisen? Nun leistet sich Gagern, der behauptet, die Enthaltsamkeit verderbe den Mann, die Vergeßlichkeit, seinen Arzt zu einem leidenschaftlichen Verfechter der Ehelosigkeit zu machen — soweit es ihn angeht! Mit dürren Worten sagt er es mehr wie einmal, daß ein Mann, der sich ganz seinem Amt hingegeben hat, der der Menschheit mit allen Kräften dient, weder die Familie noch selbst die Behinderungen flüchtiger

Verhältnisse brauchen kann. Es ist beschämend für einen so hochwertigen Dichter wie Gagern, daß er mit zweierlei Maß mißt. Aber die Politik macht blind. Eine an sich gute Bewegung wie die deutschnationale in Österreich wird zum menschlichen und völkischen Verhängnis durch die Art ihrer Mache. Der Kampf gegen den Aberglauben, wie Gagern ihn führt, wird mit dieser Tendenz ebenfalls zum Zerrbild. Was wird an der Sache geändert, wenn das Hakenkreuz an die Stelle des christlichen Kreuzes tritt, Wodan an Stelle von Christus, offene Feuer an Stelle der Kerzen, Hammelopfer dargebracht werden und der Naturaberglauben den übersinnlichen Wunderglauben verdrängt? Dazu die Überschätzung der äußeren Dinge! Hygiene! Hygiene! Sehr schön: Kanalisation und musterhafte Krankenhäuser sind notwendig, aber ich gestehe, daß ich lieber auf Lumpen, aber mit dem Kruzifix in den Händen sterben will, als ohne das auf einer Roßhaarmatratze. Aber brechen wir diese Auseinandersetzung ab: sie hat in einer literarischen Kritik nichts zu tun, gewiß, aber macht der Dichter sich zum Anwalt einer Weltanschauung, so darf der Kritiker das auch tun. Also: ich mache Gagern als Dichter meine Reverenz, für den Politiker habe ich ein Kopfschütteln. Mein Gott, wie kann man den guten Kaplan Siebenschein so verpfuschen! Ein doctor angelicus — und muß durch eine Mali fallen! Das ist das Böseste, was Gagern sich leistet, weil es eine literarische Untat ist. Ein reiner und sauber gearbeiteter Charakter wird gewaltsam gebrochen, nur damit die Tendenz zu ihrem Rechte kommt! Aber von alledem abgesehen, bleibt der Roman eine Mahnung auch für die, die durch ihn getroffen werden sollen. Einem befreundeten Pfarrer gab ich einmal die Ganghofersche Erzählung von seiner Jugend mit den furchtbaren Eindrücken von seinem unwürdigen Geistlichen. Der Freund kam wochenlang von dem Entsetzen nicht los. Hunderttausende lesen das, meinte er. Sie nehmen es auf, und so wirkt die Untat eines einzelnen verheerend auf Unzählige. — Ähnlich wird es mit diesem Roman sein. Vorzüglich geschrieben, von einer unvergleichlichen Schlagkraft, wird er wie ein Gasangriff wirken. Möchten bei uns recht viele apostelhafte Geistliche in Beispiel und Wirkungen ein Gegengift sein! Ein neuer Orden innerhalb der Weltgeistlichkeit täte unserer Zeit bitter not.

Liturgie und Volksandacht

Von Ildefons Herwegen

Eine sorgfältige und sympathische Kritik des 1. Bändchens der von mir herausgegebenen ‚Ecclesia orans': ‚Vom Geiste der Liturgie' von Dr. Romano Guardini führt Fritz Fuchs im 9. Heft (Juni) dieser Zeitschrift S. 310 ff. zu der Fragestellung: Liturgie oder Volksandacht? Der Verfasser dieser kritischen Studie sieht eine wirklich vorhandene Schwierigkeit. Jedoch scheint mir die Problemstellung verfehlt, weil sie den Anschein erweckt, als ob das eine das andere notwendig ausschließen müsse. Die Frage ist vielmehr: In welchem Verhältnis stehen Liturgie und Volksandacht zueinander? Beide haben ihr eigenes Dasein und ihre eigene Berechtigung. Ihr gegenseitiges Verhältnis kann aber nur bestimmt werden, wenn das Wesen sowohl der Liturgie als auch der Volksandacht feststeht.

Die Liturgie ist der Gottesdienst der Kirche als Kirche. In ihr tritt das Corpus Christi mysticum in seiner Gliederung als gnadenvermittelnd in die

Erscheinung. Deshalb sind die hl. Sakramente ihr Mittelpunkt. Die Liturgie ist nicht so sehr die Staatsaktion einer Societas als vielmehr die vom Haupte Christus ausgehende, an Worte und Handlungen geknüpfte Gnadenausstrahlung in alle Glieder der Kirche. Hier ist der Bischof als Bischof, der Priester als Priester, der Diakon als Diakon, der Laie als Laie an der Gottesverehrung beteiligt, der eine gebend und spendend, der andere empfangend, alle geeint in dem einen mystischen Leibe Christi. Die Liturgie ist daher der mystische Blutumlauf in der Kirche als dem mystischen Leibe Christi. Jedes Glied trägt dazu bei, was ihm an seiner Stelle zukommt. In ihr vollzieht sich das Leben der Kirche. Daher ist die Liturgie für jedes Glied der Kirche unbedingt notwendig, wenn es nicht absterben will. Deshalb ist auch die sonntägliche Teilnahme am hl. Opfer unter schwerer Sünde geboten. Die ganze Kirche Christi, ob Gebildete oder Ungebildete, nimmt an der liturgischen Gottesverehrung teil.

Dieser aus dem Begriff und Wesen der Kirche als dem mystischen Leibe Christi sich ergebende organische, objektive, das Individuum erfassende und doch überindividuelle Gottesdienst ist die Liturgie. Sie erfaßt die Einzelseele bis in ihre Tiefen, bewahrt und betont aber als oberstes Gesetz auch im Individuum das Bewußtsein der Zugehörigkeit zur Gesamtkirche.* Das ist so sehr der Fall, daß derjenige, der in den Geist des liturgischen Gebetes eindringt, — wozu unsere ‚Ecclesia orans' eine Führerin sein will, — auch in seinem Privatgebet nie diese Fühlung mit der kirchlichen Gemeinschaft verliert und damit auch dem individuellen Gebete ein liturgisches Gepräge verleiht. So war es das ganze christliche Altertum hindurch.

Demgegenüber steht als der Ausdruck rein individueller Frömmigkeit, die im Anschluß an eine größere oder kleinere Menge von Mitbetern eine Ergänzung und Verstärkung des Gefühles sucht, ohne jedoch diese zufällige Gemeinschaft als notwendig oder gar als unmittelbar gnadenwirkend anzusehen, die Volksandacht.

Der Grundunterschied zwischen Liturgie und Volksandacht liegt also darin, daß der liturgisch Betende durch die objektive Heilsanstalt, die Kirche, zu Gott gelangen will, während die Volksandacht sich lediglich privater Frömmigkeitsformen bedient. Trotzdem verschafft sich die Sehnsucht nach dem Anschluß an einen objektiven Mittelpunkt auch in der Volksandacht einen Ausweg darin, daß sie die Berührung mit der Liturgie erstrebt. So betrachtet sie es als einen Vorzug, wenn ein Priester vorbetet, wenn ihr Gebet mit dem sakramentalen Segen verbunden werden kann. Ein Musterbeispiel für die gewaltsame Verknüpfung von Volksandacht und Liturgie sind die Hochämter, die vor ausgesetztem Allerheiligsten gehalten werden.

Dieses für die eigenartige Psychologie der Volksandacht beachtenswerte Streben nach Verbindung mit der Liturgie weist deutlich hin auf ihren geschichtlichen Werdegang. Während die Volksfrömmigkeit in der christlichen Frühzeit in der Liturgiefeier ihr volles Genüge fand, begann sie seit Konstantin, als die Massen in die nunmehr von staatlichem Druck befreite Kirche eintraten, ein Eigendasein, anfangs noch im engsten Anschluß an die Liturgie. So sind die Wallfahrten ins Heilige Land schon im vierten Jahrhundert eine Äußerung der Volksfrömmigkeit, ihren Höhepunkt aber sehen sie stets in der liturgischen Feier

---

* Es entspricht das einem Gedanken, den Schiller also ausgedrückt hat:
„Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Bilden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an."

an den heiligen Orten. Die Volksandacht geht so sehr in den liturgischen Gottesdienst ein, daß beide, zumal bei Gleichheit der Sprache, kaum voneinander zu unterscheiden sind. So ist die Kreuzverehrung in Jerusalem, wesentlich ein Element der Volksfrömmigkeit, zu einem Bestandteil unserer Karfreitagsliturgie geworden. Damals hatte die Volksfrömmigkeit noch das Bestreben, sich aus der Liturgie herauszuschälen und wieder zu ihr zurückzukehren. Sogar die germanisch-mittelalterlichen, manchmal geradezu trivialen Frömmigkeitsformen, z. B. die Einführung des Palmesels in die Kirche, hielten diesen engen Zusammenhang mit der Liturgie fest. In einem gewissen Maße blieb diese Tendenz bestehen bis zur Reformation. Seitdem leitet sie sich nicht mehr von der Liturgie ab, entspringt vielmehr individueller Inspiration. Aber auch jetzt hört sie nicht auf, wie aus einem natürlichen Drange der Liturgie zuzustreben. Ihr Eigendasein ist jedoch nach dem Abschluß der Liturgiereform Pius' V. viel ausgeprägter als im Altertum und im Mittelalter. Seither steht sie fast selbständig neben der Liturgie, wodurch ihr individueller Charakter wesentlich stärker hervortritt. Daß die Verschiedenheit zwischen Kult- und Landessprache einen großen Anteil an dieser scharfen Scheidung hat, braucht kaum erwähnt zu werden. Offensichtlich ist der Zusammenhang zwischen Liturgie und Volksandacht bei denjenigen Völkern viel enger gewahrt worden, bei denen die Kultsprache sich mit der Landessprache deckt oder näher berührt als bei uns (z. B. in den slawischen Ländern, in Italien usw.).

Nach dem Gesagten läßt sich nunmehr das Verhältnis von Liturgie und Volksandacht wohl folgendermaßen bestimmen: Die Liturgie ist für alle, die zur Kirche gehören wollen, notwendig als Gnadenvermittlerin. Sie ist die Norm für jede religiöse Betätigung aller Gläubigen. Sie bietet dem, der in ihren Geist eingedrungen ist, Befriedigung aller Seelenkräfte in ihrem Streben nach Gott. Als eine geheiligte Kristallisation des höchsten Kulturertrages der Menschheit kommt sie auch den natürlichen geistigen Bedürfnissen sowohl der Gebildeten wie des Volkes entgegen.

Die Volksandacht geht neben der Liturgie einher als etwas durchaus Berechtigtes, ja sogar für gewisse Kreise Notwendiges, da sie mehr zur Gesinnung der Menge herabsteigt, ihrem natürlichen Empfinden, ihrer Gemütswelt und ihrer mehr menschlichen Art, die religiösen Dinge zu erfassen, entgegenkommt (z. B. Bevorzugung des Leidens Christi, der Schmerzen Mariens). Sie erscheint als die Auswirkung der Volksseele im religiösen Leben und gewinnt daraus ein psychologisches Gepräge, das durch die nationalen Elemente eines jeden Volkes und Landes mitbedingt wird.

Aus diesem gegenseitigen Verhältnis von unbedingter und bedingter Notwendigkeit ergibt sich die Wertstufe der beiden Gebetsformen. Die Liturgie als das absolut Notwendige steht an erster Stelle, die Volksandacht schließt sich ihr an; je mehr sie dies tut, um so höher wird sie stehen.

Fritz Fuchs scheint zu glauben, die Liturgie werde dadurch, daß sie den Gebildeten erschlossen wird, dem Volke vorenthalten. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Hier waltet das Gesetz von Führern und Geführten.

Die Seelsorge der Gebildeten ist zur Zeit für uns in Deutschland das ‚Königsproblem' (Erzbischof Faulhaber). Die Gebildeten sind bei uns von der Volksandacht nicht befriedigt, zum Teil geradezu abgestoßen. Die Liturgie bietet ihnen die objektive Gedankenwelt, die sie sich, ein jeder seiner Individualität entsprechend, durch innere Arbeit subjektiv aneignen wollen. Sie in diese erhabene Ideenwelt, die die gesamte Glaubenslehre in Gebetsform enthält, einzuführen,

ist heute geradezu eine seelsorgliche Pflicht geworden. Der gebildete Katholik besitzt die Voraussetzungen, die eine leichtere Erfassung der Liturgie ermöglichen. Er soll dem Volk vorangehen im Verständnis der Liturgie, wie es ja heute auch in wirtschaftlicher, politischer und anderen Beziehungen vom Akademiker verlangt wird. Indem zuerst auf die Gebildeten liturgisch eingewirkt wird, indem man sie zum Verständnis, zur Liebe und zum inneren Erleben der Liturgie führt, erstrebt man die liturgische Einwirkung auf das Volk und auf die Volksandacht. Wenn die Gebildeten, vor allem der Klerus selbst, und die erzieherisch tätigen Kreise ganz in den Geist der Liturgie eindringen und deren Wert für das religiöse Leben an sich selbst erfahren, dann werden sie die Jugend und das sie umgebende Volk nach dem Maße ihres Einflusses zur Liturgie erziehen können. Sie werden den Sinn und Gehalt dessen, was das gläubige Volk täglich in seiner Kirche sieht, aus den dabei üblichen Worten und Handlungen deuten und auf deren tieferen Sinn hinweisen. So wird das Verständnis für die Liturgie im Volke geweckt und in einem vielleicht sehr langsamen Prozeß die Angleichung der Volksandacht an die Liturgie erreicht. Die Volksandacht enthält ja nichts, was nicht schon in der Liturgie enthalten wäre. Diese bietet in klassischer Form den ganzen Reichtum christlicher Frömmigkeit, dem die Volksandacht nur das eine oder andere ihr Zusagende entnimmt, um es in volkstümlicher Weise zu erweitern, zu umschreiben und einzukleiden.

Zweifellos ist es nicht notwendig, daß alle alles in der Liturgie verstehen. Origenes sagt schon am Anfang des dritten Jahrhunderts, daß viele Riten der Kirche nicht von allen verstanden werden, also zu einer Zeit, wo doch die liturgische Sprache noch die des Volkes war. Der liturgische Gottesdienst ist in erster Linie nicht Belehrung, sondern Kult. Der Kult wird unmittelbar Gott dargebracht. Gewiß steigert sich seine Rückwirkung auf die an ihm teilnehmende Seele auch nach dem Maße der Erkenntnis. Es gibt aber religiös Gebildete, die weltlich ungebildet sein können, und umgekehrt. Selbst ein an der Liturgie beteiligter Priester oder Diakon kann durchaus subjektiv und ohne liturgischen Geist seine Funktion versehen, während vielleicht im Schiff der Kirche ein Laie kniet, der die hl. Handlung in durchaus liturgischem Geiste verfolgt und dabei ein liturgisches Erlebnis erfährt.

Das Ziel unserer Seelsorge in der Gegenwart muß sein, den gebildeten Katholiken auf eine solche Höhe der religiösen Bildung zu erheben, wie sie seiner übrigen geistigen Kultur entspricht. Der Akademiker verlangt danach, den liturgischen Gottesdienst in seinem Gehalt und seiner Bedeutung kennen zu lernen. Er ist auch fähig, diese Quelle des kirchlichen Gnadenlebens zu einer Quelle seines eigenen Innenlebens zu machen. Seinem dahin gehenden Eifer müssen wir durch Belehrung entgegenkommen. Hat der Akademiker oder der Volksschullehrer einmal den Wert des liturgischen Gebetsschatzes für das Leben erkannt, so wird er zum Apostel für das Volk, für jung und alt werden. Der Christenknabe darf sich, wie Fuchs mit Recht hervorhebt, vom Judenknaben nicht beschämen lassen. Unterricht in der Liturgie ist schon auf der Volksschule notwendig. Damit ist nicht gesagt, daß jeder Katholik Latein lernen muß. Auch ohne Kenntnis der lateinischen Sprache kann das Volk liturgisch beten und empfinden lernen, indem es sich, wenn ihm einmal der Geist der Liturgie verständlich gemacht ist, der Übersetzung liturgischer Gebete bedient, wie des Meßbuches und des Vesperbuches (beide herausgegeben von Schott). Diesen Weg sind viele gebildete Laien gegangen, die des Lateins unkundig sind und doch ein tiefes Verständnis für das

liturgische Leben haben. Zudem gewinnt das Ohr mit der Zeit durch den immer wiederholten Klang gewisser Laute eine Kenntnis derselben, die sich um so tiefer einprägt, je sicherer man in den Gedankengängen lebt, die hier in der Kultsprache ausgedrückt werden. Wer z. B. das Gloria lateinisch hört und deutsch liest und jeden Ausdruck tief durchdenkt, der wird auch ohne genaue Kenntnis des Latein jedesmal bei der Intonation dieses Lobgesanges wieder in dieselbe Gedankenwelt versetzt werden.

Dringend wünschenswert wäre allerdings, daß von jedem katholischen Kinde schon in der Volksschule die Hauptgesänge der hl. Messe, Gloria, Credo usw., lateinisch auswendig gelernt würden. Es wäre sogar denkbar, daß infolge der aus unserer gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage sich ergebenden kürzeren Arbeitszeit auch dem Manne aus dem Volk die Möglichkeit bliebe, sich auf geistigem Gebiete weiter zu bilden und dabei auch für eine Einführung in die Liturgie Raum zu gewinnen. Ohne jedoch auf derartige Pläne weiter einzugehen, ist der Weg wie in jeder geistigen Bewegung auch unseren liturgischen Bestrebungen gewiesen, indem wir uns zunächst an diejenigen wenden, die ebenso befähigt sind, die Samenkörner aufzunehmen, als auch selbst wieder den gleichen Samen auszustreuen. Durch die Gebildeten und ihren Einfluß zum Volk zu gelangen, ist unsere Absicht. Aber selbst wenn sie erreicht wird, bleibt die Volksandacht bestehen, und es darf als gewiß angesehen werden, daß die Volksfrömmigkeit in Wirklichkeit nur an innerem Wert gewinnen wird, je mehr die Liturgie an die ihr im gesamten religiösen Leben gebührenden Stelle tritt.

Es ist erfreulich, daß Fritz Fuchs nicht gleich nach einer Reform der Liturgie, etwa Verdeutschung u. dgl., ruft. Sie muß in ihrer unantastbaren Form bestehen bleiben, das Volk muß sich an ihr bilden. Geschieht das, so werden sich auch wieder die lebensvollen Beziehungen zwischen Volk und Liturgie geltend machen, die wir gegenwärtig noch schmerzlich entbehren.

Zu erstreben bleibt der engste Zusammenhang zwischen Liturgie und Volksandacht. Beide haben, eine jede nach ihrer eigenartigen Psychologie, zur Förderung und zum Aufschwung der Frömmigkeit beizutragen. Der Liturgie wird hierbei die Führerrolle zufallen müssen.

Es soll nicht geleugnet werden, daß heute eine Gegensätzlichkeit zwischen der formellen Liturgie und der lebendigen Frömmigkeit besteht. Die Liturgie erscheint vielen als ein rein sakramentales Priesterrituale, zu dem das Volk kein innigeres Verhältnis hat. Dieser Zustand soll aber gerade dadurch überwunden werden, daß die Liturgie durch Erschließung ihres Geistes wieder persönlicher Besitz und inneres Erlebnis des einzelnen und der Gemeinde wird. Was viele Gläubige heute in der Volksandacht suchen, das werden sie, einmal in das Mysterium eingedrungen, in reicherem und höherem Maße in der Liturgie finden.

Kein anderes Ziel hat sich die ‚Ecclesia orans‘ gesetzt. Sie will nicht Spaltung und Gegensatz schaffen, sondern auf der ganzen Linie des religiös-kirchlichen Lebens aufbauen helfen. Nichts liegt ihr ferner, als ein religiöses ‚Feinschmeckertum‘ großzuziehen oder einem bewußten Esoterismus zu dienen. Sie glaubt das liturgische Gebetserbe der Kirche allen Gläubigen am sichersten darzubieten, wenn sie es zunächst den verlangend ausgestreckten Händen der gebildeten Katholiken anvertraut und sie so zu einem ehrenvollen Laienapostolat verpflichtet.

Liturgie als Volksandacht / Eine Erwiderung Von Fritz Fuchs

Die Frage ‚Liturgie oder Volksandacht?', mehr effektvoller Anreiz für den Leser als präzise Formulierung des Problems, sollte den Leser vor keine unentrinnbare Alternative stellen; sie schloß als Antwort ein ‚Sowohl — als auch' nicht aus.

Der Begriff der Volksandacht, wie Abt Herwegen ihn umschreibt, deckt sich nicht mit dem unseren. Uns ist sie nicht private, sondern überindividuelle Frömmigkeit; im Grunde genommen ist auch sie liturgisch. Was ihren liturgischen Charakter ausmacht, ist nicht nur Öffentlichkeit und Normierung durch die kirchliche Autorität (so Thalhofer-Eisenhofer), sondern vor allem ihr soziales Wesen. Wo immer sich Christen in Verbindung mit dem Einheitspunkt der Kirche zur Gottesverehrung zusammenfinden, tritt der mystische Leib Christi in Erscheinung. Eine Zwischenstufe zwischen dem religiösen Individuum und der religiösen Gemeinschaft des Leibes Christi, wie Herwegen sie mit seiner zufälligen Gemeinschaft von Betern einschaltet, scheidet für uns aus.

Es ist nicht ein Streit um Worte, wenn wir den überindividuellen Charakter der Volksandacht betonen. Berührt doch dieser Streit letzten Endes unser praktisches, gefühlsmäßiges Verhältnis zur Kirche.

Wenn Herwegen vom ‚Gottesdienst der Kirche als Kirche' spricht, so drängt sich einem die Frage auf: Ja, wer ist denn die Kirche? Doch wir, wir Christen, insofern wir auf unser Haupt Christus als Glieder seines Leibes hingeordnet sind. Sind wir denn nicht die lebendigen Bausteine, die, wohlverstanden, jeder an seiner Stelle, die Kirche wölben, gegründet auf den Grundstein Christus? Die ‚Kirche als Kirche' ist ein abstraktes Gebilde, ist das blutleere Schemen einer juristischen Person, die Gott nicht anbeten kann, weil ihr kein Herz in der Brust schlägt. Auch die Fassung der Kirche als ‚objektive Heilsanstalt', durch welche die Liturgie im Gegensatz zur Volksandacht den Beter zu Gott führt, hat so wenig vom Geiste der Corpus-Christi-Idee. Schließlich gibt es doch nur einen Weg zu Gott: Christus, an den die Liturgie, an den die Volksandacht sich wendet.

Für das Streben der Volksandacht nach Berührung mit der Liturgie bringt Herwegen zwei Belege bei: Volksandacht mit sakramentalem Segen und Hochamt vor ausgesetztem Allerheiligsten. Im ersten Fall repräsentiert die Eucharistie die Liturgie, im zweiten Fall die Volksandacht. So ist schließlich liturgisch im Sinne Herwegens, was mit den Rubriken übereinstimmt, was stilgerecht ist; denn die Aussetzung des Allerheiligsten während des Hochamtes verstößt freilich gegen die Rubriken und ist stilwidrig.

Man möchte fragen: Was nützt ‚Bischof als Bischof, Priester als Priester, Diakon als Diakon, Laie als Laie', wenn nicht lebendige Christenseelen aus diesen Personen sprechen? Die ganze Wortpracht der Liturgie führt keine Sonderexistenz für sich, ist tot, wenn sie nicht aus den Tiefen einer christlichen Seele kommt.

Und doch hat die Formel ‚Priester als Priester' einen tiefen Sinn: Priester als Christus. Und doch gibt es Worte, die ihr Leben in sich tragen: Christi Worte in Priesters Mund. Und ich stelle mir Christus vor, wie er auf dem Altar sich opfert; vielleicht weilt die Seele des Priesters ferne von ihm; vielleicht ahnt das Volk, das seine Sonntagsmesse ‚hört', nicht, was auf dem Altare sich vollzieht. Christus opfert sich allein, verlassen, todeinsam. Und für sie alle, die ihn im

Stich lassen, setzt er sich ein, für sie, die liebeleer, bietet er dem Vater seine Liebe, sich selbst: opus operatum. Erschütternde Tragik. Das ist die objektive Kirche: Der verlassene Christus, das Haupt, das blutet, während die Glieder darum nicht wissen. (Ich wende mich hier nicht gegen Herwegen, ich weiß, ich bin hier mit ihm eins.) Die Messe, die ganze Liturgie muß wieder ein opus operantis werden, nicht nur für den Priester, für den sie es schon ist, sondern auch für das Volk. Denn wenn der Priester in persona Christi zur Gemeinde sein Oremus spricht, so darf er nicht zu tauben Ohren reden, es muß ihm Antwort aus den Seelen werden. Überlegen wir es uns doch: Dieser gedankenlose Meßbube kann nicht für uns sprechen, wenn Christus uns anredet.

Es handelt sich ja nicht, wie Herwegen meint, um ‚Belehrung', sondern ums einfache Mittun (‚liturgisches Erlebnis' nennt es anspruchsvoller Herwegen). Und ohne dies Mittun geht es nicht; man bedenke doch, daß nicht der ganzen Liturgie sakramentalische Kraft innewohnt, sondern nur den Zeichen der Sakramente. Gerade der mittlerische Charakter der Liturgie macht notwendig, daß die, welche der Mittler mit Gott verbinden will, die innere Bereitschaft und Aufgeschlossenheit zur Annahme der Vermittlung haben.

Der Zustand, den wir ersehnen, wäre erreicht, würde die Liturgie als Liturgie wieder zur Volksandacht werden. Die historischen Tatsachen, die Herwegen anführt, bestärken mich in der Überzeugung, daß in der altchristlichen Zeit Volksandacht mit Liturgie zusammenfiel oder doch Liturgie im Stadium des Werdens war. Denn so berechtigt, zumal für unsere Zeit, Herwegens Satz ist: ‚Das Volk muß sich an der Liturgie bilden', so bedarf er doch einer Ergänzung: ‚Das Volk, das gesamte christliche Volk — und in diesem Sinne gehört auch der Priester zum Volk — muß die Liturgie bilden.' Wohl sind die einzelnen Liturgien durch den Entscheid von Bischöfen rechtskräftig geworden, aber geschaffen hat sie doch letzten Endes das christliche Volk, freilich sich bildend am liturgischen Erbe Christi und der Apostel und an der jeweiligen Tradition.

Als aber der Unterschied zwischen Kult- und Landessprache scharf hervortrat und die Kirche sich infolge der religiösen Umsturzbewegung in einen Panzer zurückzog, gingen Liturgie und Volksandacht nunmehr ihre eigenen Wege, die Liturgie vielmehr blieb stehen. Sie durfte nicht mehr wie im freien, vom christlichen Geist durchwehten Mittelalter Hand in Hand mit der Volksandacht durch die Welt wandern. Die Welt hatte sich geändert. Die Luft war voll schädlicher Einflüsse. Es galt, die Liturgie zu schützen. Man kodifizierte sie.

Die Trennung von Liturgie und Volksandacht gereichte beiden Teilen nicht zum Nutzen. Der Liturgie waren die Stoffe zum Wachstum entzogen. Die Volksandacht ward nicht mehr vom großen Strom der urchristlichen Tradition befruchtet, und da in den beiden letzten Jahrhunderten die Gotteshäuser zumeist von Frauen gefüllt waren, so nahm sie einen femininen, empfindsamen Zug an, vor dem sie der enge Anschluß an die Liturgie bewahrt hätte. Ihr Inhalt ist nicht der Kern des christlichen Dogmas, ist peripherischer Natur. Sie wäre heute kaum der Mutterboden, aus dem die Liturgie frische Kräfte ziehen könnte.

Nur ein Ausgleich zwischen Liturgie und Volksandacht wird die Wunde, auf die wir den Finger legten, heilen. Nicht soll dabei die Liturgie ihren Inhalt herabstimmen oder erweichen, doch ihren Arkancharakter möge sie aufgeben, oder vielmehr das Volk in ihr Arkanum einbeziehen ohne Scheu vor Profanierung. In welcher Richtung dieser Ausgleich zu suchen ist, wollen wir nicht entscheiden.

Widersprechen müssen wir aber der Auffassung Herwegens, wenn er sagt: ‚Die Liturgie muß in ihrer unantastbaren Form bestehen bleiben.‘ Formen sind nie unantastbar. Die Liturgie ist kein Petrefakt. Auch für sie gilt das Gesetz: Was lebt, wächst, verändert sich, bereichert sich. Auch die, welche eine Verdeutschung der Liturgie für erstrebenswert halten — und diese Meinung hat ihre Anhänger — sollten nicht von vorneherein abgeschreckt werden, ihre Anschauung zu vertreten. So schwerwiegend uns persönlich der Grund für die Beibehaltung der lateinischen Kultsprache dünkt, der im kirchlichen Einheitsgedanken gegeben ist, so ist doch in der Kirche auch jener andere Gedankengang lebendig gewesen, der in der Mannigfaltigkeit der Liturgieformen nach dem Ausdruck Leos XIII. eine Mehrung der Würde, Majestät und des Glanzes der Kirche erblickt. Ausschlaggebend ist in dieser Frage schließlich allein das Heil der Seelen, also der Gesichtspunkt der praktischen Seelsorge.

Einen Weg zum allmählichen Ausgleich von Liturgie und Volksandacht hat Herwegen gewiesen: Liturgische Erziehung der Gebildeten mit der Verpflichtung zum Apostolat beim liturgieunkundigen Volke. Hier schließen wir uns Herwegens Hoffnungen freudig an. Dachten wir doch nicht daran, zu glauben, ‚die Liturgie werde dadurch (!), daß sie den Gebildeten erschlossen wird, dem Volke vorenthalten‘, wie Herwegens etwas unglückliche Formulierung lautet.

Es schien uns nur, man habe das Volk übergangen, nicht weil man ihm die Liturgie vorenthalten wollte, sondern weil man sie ihm nicht geben konnte.

Deutschland und der Katholizismus

Von Friedrich Seyler

‚Die Stunde, die bevorsteht und deren erste Glockenschläge schon erdröhnen, trägt eine ungeheure Verantwortung in sich. Diese Verantwortung fordert, daß der Katholizismus sein reiches Kapital an intellektuellen, sittlichen und religiösen Mitteln restlos einschießt.‘ So schrieb Schrörs vorausschauend in dem von Meinertz und Sacher im Juli 1918 herausgegebenen zweibändigen Sammelwerk ‚Deutschland und der Katholizismus, Gedanken zur Neugestaltung des deutschen Geistes- und Gesellschaftslebens‘.* Für eine Zeit, die aus der Auflösung und Zersetzung zum Aufbau und zur Erneuerung strebt und nicht eben Überfluß an schöpferischen Elementen hat, wird es zur Gewissenspflicht, das Angebot an fruchtbaren Ideen und aufbauenden Kräften zu überprüfen, das hier in 22 Beiträgen führender Autoren für das Geistesleben und in weiteren 26 für das Gesellschaftsleben gestellt wird. Außenstehenden gegenüber legt dies Werk über die Summe der im Katholizismus lebendigen Geistesenergien Rechenschaft ab, die Katholiken selbst aber bringt es zum Bewußtsein ihrer eigenen Kräfte und der Verantwortung, die mit diesem Gottesgeschenk verbunden ist.

Man wird uns die letzte Vergangenheit vorhalten, den Krieg, und sagen: Diese Kräfte haben versagt. Und in der Tat scheint mir P. Chrysostomus Schulte in seinem Beitrag ‚Priester und Seelsorger‘ diesen Einwand zu leicht zu nehmen, wenn er ihn zu entkräften glaubt durch die Richtigstellung:

* Herder, Freiburg. M. 24.—, geb. M. 29.—.

‚Nicht das Christentum hat versagt, vielmehr hat die Menschheit, die sich wider Gott und sein Gesetz entschieden, dem Christentum gegenüber versagt.' Muß nicht die Richtigstellung vielmehr lauten: Nicht das Christentum hat versagt, wohl aber die Christen, auch die gläubigen Christen? Die göttlichen Kräfte haben zu sehr keimhaft in uns geschlummert, um sich ganz auswirken zu können. Besinnen wir uns auf sie, glauben wir an sie und lassen wir sie auf das aus tausend Wunden blutende Europa, das wir nicht heiß genug umfangen können, aus unserem Herzen heilend strahlen.

Für Schulte ist die europäische Menschheit von heute gleich der absterbenden Antike ein angekränkelter Baum, den kein Edelreis mehr veredeln wird. Denn ‚nur die physisch und psychisch gesunde Menschennatur kann der Nährboden sein, in dem die übernatürlichen Lebenskeime des christlichen Glaubens zur Entwicklung und Entfaltung, zur Reife und zur Vollendung zu kommen vermögen'. Das sei der tiefere Grund, warum heute wie damals der Ruf: Das Christentum hat versagt! laut werde. Und wie damals die Germanen frisches Blut brachten, so sieht Schulte auch für unsere Tage nach den Naturvölkern aus. Psychologisch mag diese Abkehr von Europa so begreiflich sein. Aber wird solche noch so bedingt ausgesprochene Verzweiflung an der heutigen europäischen Gesellschaft auf die Seelsorge nicht lähmend wirken? Spricht nicht Kleinglauben aus ihr? Nein, das Christentum ist nicht hilflos gegenüber einer entarteten Menschheit! ‚Gott hat die Völker heilbar geschaffen.' Christliche Völker sterben nicht, christliche Völker werden wiedergeboren.

Bei der Durchdringung der Gesellschaft mit den christlichen Kräften wird dem Laienapostolat, dessen Bedeutung Franz Ostermann dartut, eine große Aufgabe zufallen. Es werden in der katholischen Laienwelt Herde christlichen Lebens entstehen, die, weil die Laienwelt freiere Zugänge hat als die abgeschlossene Welt des Klerus, auch auf solche Kreise ihre Anziehungskraft ausüben werden, in die der Klerus nicht vordringt, die vor ihm zurückweichen.

Es ist hier nicht möglich, sämtliche 48 Beiträge zu würdigen. Nur wo wir die Antwort auf die Frage, die sich aus dem Plan des Werkes ergibt: Was hat der Katholizismus den verschiedenen Gebieten des Geistes- und Gesellschaftslebens zu geben?, vermissen oder in einzelnen Punkten unbefriedigend finden, sollen im folgenden kritische Randbemerkungen ausgesprochen werden.

Hat tatsächlich französische ‚Culture' (!), wie S. Widmann in seinem Aufsatz ‚Höhere Bildung und Erziehung der männlichen Jugend' betont, je mächtiger ihr Einfluß gewesen ist, um so ärgeren Schaden bei uns gestiftet, so müssen wir uns doch fragen: haben wir uns denn auch der Lichtseite französischer ‚Civilisation', jener alten, immer noch lebendigen christlichen Kultur in ihren besten, klassischen Verkörperungen zugewandt?

Hier wie auch im Beitrag über die Presse, der vom Redakteur der ‚Kölnischen Volkszeitung' Dr. Karl Höber stammt, hat die Kriegseinstellung zu Sehfehlern geführt. So bestätigt Höber unter anderem mit einer gewissen Anerkennung die Beobachtung, daß die deutsche Presse zu keiner Zeit ‚eine so intensive Wirkung auf die Geister geübt hat, wie unter der Herrschaft der Zensur'. Gott sei's geklagt: ja! Es ist tragisch, daß die katholische Presse gerade zu der Zeit, da sie in einem Fall zum ersten Male (es war im Feld) über Zentrumskreise hinaus Einfluß gewann, — nicht nur vom Standpunkt reiner Nützlichkeitspolitik — falsch orientiert war. Den Gründen, warum wir deutsche Katholiken noch keine große Tagespresse haben, deren Stimme im In- und Ausland zählt, müßte nachgegangen wer-

den. Was könnte doch der Katholizismus für die Presse bedeuten! Mit seinem ausgeprägten Verantwortlichkeitsgefühl, mit seinem unerbittlichen Wahrheitssinn, der sich durch keine noch so guten Zwecke bestechen läßt, mit seinem feinen Empfinden für alle Nüancen des achten Gebots, als da sind falscher Argwohn, freventliches Urteil, Ehrabschneidung, mit seiner strengen Unterscheidung zwischen Person, die unter allen Umständen zu lieben ist, und Sache, die dem Streite unterliegt, könnte er ganze Sümpfe austrocknen.

In der Plauderei über literarisches Schaffen, in der Hermann Cardauns katholische Ratgeber, Zeitschriften und Autoren aufzählt, als erfahrener Veteran jungen Literaten und solchen, die es werden wollen, praktische Winke gibt, sie unter anderem vor übertriebenem Idealismus warnt und ihnen innerhalb der Grenzen der Wahrheit und des guten Geschmacks die Einführung von Tendenzen in die Literatur konzediert (die ‚anderen‘ tuns ja auch!), vermißt man schmerzlich eine grundsätzliche Darlegung des Verhältnisses von Katholizismus und Literatur. Hier das Wort, das Fleisch wird, Verleiblichung des Geistigen in adäquaten sinnfälligen Formen, Vergeistigung der Materie, Regelung, nicht Aufhebung der Leidenschaften, Objektivierung der religiösen Empfindung zu großen, allgemeingültigen Formen; auf der anderen Seite: nicht minder souveräne Beherrschung des Stofflichen, Bändigung leidenschaftlichen Lebensgefühls zu ruhiger Harmonie, Drang aus dem Subjektiven heraus zu objektiver, typischer Gestaltung. Hat denn der Katholizismus der Literatur nichts zu geben?

Ein Weltbild wie das Dantes umfassend und anschaulich genug, um den Rahmen für eine Volksliteratur zu bilden, einen Mythos, wie er das Lebenselement der griechischen Tragödie war und wie er sich heute nicht mehr machen läßt? Aber nicht nur Grundsätzliches, sondern auch eine Analyse der katholischen Literatur der Gegenwart, der Ideen, die in ihr wirksam sind, hätte man an dieser Stelle erwartet.

Die Beiträge des zweiten Bandes sind, wohl der Natur der Themen nach, konkreter gehalten. In Franz Walters Ausführungen über ‚Kinderreichtum als Quelle der Volkskraft‘ scheint das Problem von Bevölkerungswachstum und Raum nicht völlig geklärt. Walter bestreitet die Tatsache einer absoluten Übervölkerung für Vergangenheit und Gegenwart; in der relativen Übervölkerung, d. h. einer Dichtigkeit, die als Druck empfunden wird, erblickt er einen Antrieb zur Kultur. Zwei Seiten vorher schreibt er: ‚Organisch wächst der Staat, wenn die zunehmenden Spannkräfte der Kultur und Volksverdichtung nach Erfüllung größerer Gebiete drängen. Wer vermöchte das Recht eines fruchtbaren, wachsenden Volkes, sich in den Landbesitz eines absterbenden, kinderarmen Volkes zu setzen, mit dem Titel des historischen Rechts oder mit juristischen Spitzfindigkeiten bestreiten?‘ Mit dem hier angedeuteten Sicherheitsventil läßt sich freilich einer Übervölkerung vorbeugen. Aber bleibt man wirklich nur an den Zwirnsfäden juristischer Spitzfindigkeiten hängen, wenn man dieser aus der Zeit der Völkerwanderung geschöpften Anschauungsweise, mit der alles Völkerrecht über den Haufen fällt, nicht zu folgen vermag? Hier ist inzwischen ein neues Problem, das der Auswanderung, aufgetaucht.

Von den Aufsätzen über soziale Fragen sei Benedikt Schmittmanns Beitrag ‚Karitas als Ergänzung der Sozialarbeit‘ hervorgehoben. Wenn hier den Hemmungen der Karitas nachgegangen wird, so liegt die Frage nahe: liegt eine solche Hemmung nicht auch in einer Verfälschung des christlichen Ethos? Vom modernen Menschen wird leicht alles Sichhelfen- und Beschenkenlassen

als Verdemütigung empfunden, sei es, daß wir zu sehr unter dem Einfluß des Grundsatzes ‚Alles aus eigener Kraft' stehen, oder daß wir aus der Gabe zu wenig Güte des Gebers herausspüren.

Den rechten Mittelweg zwischen ‚Staatssozialismus und Privatwirtschaft' sucht Heinrich Pesch im Solidarismus. Er weist Sombarts Einwand gegen die katholische, soziale Theorie, sie appelliere an den Glauben, wo aber dieser fehle, versage sie, zurück; zunächst appellieren nach ihm die Katholisch-Sozialen an die Vernunft, nicht an den Glauben. Dies ist richtig, soweit es sich um die Erkenntnis der betreffenden Wahrheiten handelt. Soll aber die als richtig erkannte Theorie zur Tat werden, so wird sie des Glaubens und seiner inspirierenden Kraft nicht entraten können, da die von der Vernunft gebotenen Motive zu schwach sind. Der Solidarismus Peschs ist eine sittliche Forderung, abhängig vom guten Willen des Arbeiters und — Unternehmers.

Unter schärfster Beurteilung des kapitalistischen Geistes glaubt Franz Keller, vom modernen Kapitalismus wertvolle Bestandteile, so namentlich den Unternehmungsgeist lostrennen und dem Gottesreich einverleiben zu können. Dem gegenüber kann man sich gutgläubig oder skeptisch verhalten. Wenden möchte ich mich nur gegen die biblische Begründung, die Keller seinen Anschauungen gibt. Wenn er die Predigt Christi ‚Wenn jemand mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn, wer sein Leben retten will, der wird es verlieren. Wer aber meinetwillen und um des Evangeliums willen sein Leben verliert (d. h. einsetzt, es daranwagt), der wird es retten' und den Wagemut des Unternehmers, der der Verantwortung nicht ausweicht, in einen inneren Zusammenhang bringen will, so hört er nicht, daß das Wort Christi in einer andern Sphäre liegt. Keller schreibt, Christus verlange die Einsetzung des Reichtums für höhere und höchste Zwecke mit aller Klugheit: ‚Und ich sage euch: machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, damit sie euch, wenn es zu Ende geht, in die ewigen Wohnungen aufnehmen.' Ich kann dies Herrenwort nur so deuten, daß man den Reichtum, der nicht erstrebenswert ist, wenn man ihn schon einmal in seinem Besitz hat, an die Armen verteilen soll. Das Gleichnis vom ungerechten Verwalter, das in die angeführten Worte ausklingt, sollte ein für allemal davor bewahren, die vom Herrn in seinen Parabeln zum Vergleich herangezogenen irdischen Verhältnisse gleichsam durch die Autorität der Parabel gedeckt zu finden. Die Klugheit der Kinder dieser Welt wird den Kindern des Lichts als Vorbild hingestellt, ohne daß damit die Praktiken dieser Welt gut geheißen würden. Anknüpfend an die Erfahrung des Alltags, daß ein Reicher unschwer noch reicher wird, ein Armer aber leicht noch sein Letztes verliert, eine Ordnung dieser Welt, die der Herr nicht sanktionieren will, formuliert er das Gesetz der Gnade: ‚Jedem, der hat, wird gegeben werden und er wird Überfluß haben; wer aber nicht hat, dem wird auch das, was er zu haben scheint (so die Vulgata, der griechische Matthäus 25, 29 schreibt: „was er hat"), genommen werden.' Keller macht daraus das Lebensgesetz für allen Besitz. Die vorausgehende Parabel von den Talenten wertet er als ein christliches Zeugnis für wagemutigen Unternehmungsgeist. ‚Christus will einen Besitz, der durch vollen Einsatz als wahrer Besitz erwiesen wird. Aller andere Besitz ist nach seinem Wort (?) nur ein scheinbarer.' Keller verwischt offenbar die Grenzen zwischen den Parallelen des Gleichnisses. Ausschließlich mit den verliehenen Gnaden, nicht aber auch mit irdischem Gut zu wuchern schärft die Parabel ein. Die vorwurfsvolle Frage des Herrn der Knechte: ‚Warum gabst du

nicht mein Geld auf den Wechseltisch?' hat die Bedenken der alten Kirche gegen das Zinsnehmen nicht zerstreut. Übrigens wird in unserer Parabel ein Wesenszug des kapitalistischen Systems, der bei Keller nicht hervorgehoben ist, treffend zum Ausdruck gebracht, wenn es vom Herrn der Knechte, dessen Urbild der habgierige und grausame Herodessohn Archelaos ist, heißt, er sei ein harter Mann, der aufhebe, was er nicht hingelegt, und ernte, was er nicht gesät habe.

Überblickt man nach diesen Randnotizen noch einmal die beiden Bände, so ist man zwar versucht, noch einige Ausstellungen hinsichtlich des Stils zu machen, den man in gewissen Partien gerade in Anbetracht des überreichen, zu verarbeitenden Stoffes substanziöser, ich möchte sagen, nerviger und ohne alle rhetorische Leibesfülle wünschte; man stellt auch, mit Pascal zu reden, einige der Symmetrie halber eingesetzte blinde Fenster fest, aber in seinem Gesamtaufbau ist das Werk doch eine vollständige und gutgegliederte Zusammenfassung des deutschen Geistes- und Gesellschaftslebens der Gegenwart unter katholischem Gesichtspunkt, wohlgeeignet, zugleich vom Katholizismus ein imponierendes Bild zu geben. Nur als Ganzes erfaßt, in dem jeder Teil erst seinen Sinn offenbart, nur in seiner Allwirksamkeit gewürdigt, wie er sämtliche Gebiete des menschlichen Geistes und der Gesellschaft, Norm, Leben und tiefere Einheit spendend, durchdringt, enthüllt der Katholizismus erst seine volle Schönheit und Kraft. Unter diesem Eindruck wird man leicht zu Projekten hingerissen, die noch nicht reif sind. Würde die katholische internationale Geistesrepublik, von wissenschaftlichen Einzelarbeiten übergehend zu einem großen Entwurfe im Lichte des katholischen Denkens und zu einer prinzipiellen Stellungnahme zu den Problemen und Ergebnissen der Forschung, wie es gerade im vorliegenden Werke Schrörs verlangt, und anknüpfend an die große, katholische Tradition der mittelalterlichen Summen, Theologie, Philosophie im weitesten Sinne des Wortes und Universalgeschichte in einem monumentalen enzyklopädischen Sammelwerke zur Darstellung bringen, es müßte wie einst die französische Enzyklopädie die Zeitgenossen faszinieren.

Rundschau

Zeitgeschichte

‚Europa und die Christenheit'. Unter diesem Titel, im Gegenklang zu Novalis und seiner heute mehr noch wie einst zum Echo der Kampfrufe unserer Gegenwart bestimmten Schrift ‚Die Christenheit oder Europa', hat Eugen Rosenstock drei Aufsätze gesammelt,* von denen zwei, ‚Der Kreuzzug des Sternenbanners' und ‚Volksstaat und Reich Gottes', den ‚Hochland'-Lesern bekannt sind; der dritte, der aus dem Schicksalsempfinden der deutschen Gegenwart heraus die Schrift einleitet, heißt ‚Siegfrieds Tod'. Wie vielfach heute, ist in diesen bekenntnisartigen Aufsätzen der Wille zur großen geschichtlichen Schauung, in dem das Vordringliche der Gegenwart klein wird, ebenso stark wie die Absicht, die erkennende Formel eben für diese Gegenwart als eine zeit- und völkerscheidende Schwelle vor dem Gang und Weg in eine ganz neue Zukunft zu finden. Diese beiden wechselnden Richtungen des Blicks auf die Gegenwart, deren Bann er fliehen will, und auf die Zukunft, deren Geheimnis in der Vergangenheit er durch den heutigen Aufbruch verborgener Geistesströme zu ergründen sucht, geben den Worten eine beschwingte Eile und den Gedanken Haltepunkte, die bald wie festgeprägte Siegel und Male, bald aber auch wie flatternde Enden eines Bandes erscheinen, das sich begrifflich von dem Leib der Geschichte lösen will.

Kaum eine religiöse und geschichtliche Form und Welterscheinung wird heute nicht in Frage gestellt, aber nicht, um bezweifelt, sondern um wie neu entdeckt und fester begründet zu werden. Das ist auch die Stimmung dieser um Europa und die Christenheit schweifenden Gedanken. Stark antithetische Schriften wie diese sind nicht zur Kritik geeignet. Sie müssen aus der Zeit, mit der und in der ihr Atem weht, verstanden werden, und der Geist und Wille zur Wahrheit benützt sie weniger als beruhigende Lösungen denn als Zeichen der Gärung des neuen Weines. Es finden sich in diesen Sätzen oft plötzlich Worte und Wendungen, die in ihrer Bildlichkeit und Sinnhaltung wie unmotiviert von anders her zu kommen scheinen, die aber für eine durch die Elemente unserer Zeit ähnlich vorbereitete Denkart die feinen Endpunkte von Gedankenlinien bedeuten, die heimlich vorausgegangen sind. Den Verfasser läßt diese Sinnführung auch mit Vorliebe bei geschichtlichen Symbolen, wie dem Kreuz und Sternenbanner, oder bei natürlichen und geographischen Tatsachen verweilen, die ihm, wie überhaupt dem heute neu erwachenden geschichtlichen Gefühl, keine Zufälle, sondern geistige Geschiebe und Lagerungen sind. So ist der ganze letzte Aufsatz über ‚Volksstaat und Reich Gottes' auf den Gegensatz von Sommer und Winter, starrem Pol und lösender Zone, trennendem Äquator, auf die gegensätzlichen Aggregatzustände Volk und Staat eingestellt, in deren Wechsel als fruchtbares Element der Sinn des Kirchenjahres der christlichen Zeitrechnung zur einzelseelischen Befreiung eintritt. Begriffe und Erfahrungen ergänzen und durchschlingen sich so, und die Einsicht, die aus den Analogien des Naturgeschehens für die Verhältnisse der Religion und Kultur nicht schlüssig werden kann, sich aber in einer höheren Gesetzmäßigkeit der Stimmung weiter getrieben fühlt, ist — man spürt die

---

* Kösels Verlag, München-Kempten 1919.

Freude dieses gebundenen Fortfühlens — durch ihre Einmündung in das Kirchenjahr ihres organischen Lebens bewußt geworden. Die Antithesen gießen sich in eine einheitliche Quelle des Erlebens, die Einsichten verflechten sich in wechselreichen Bildern des christlichen Kulturlebens, gesehen an den geschichtlichen und natürlichen Gegensätzen der beiden Konfessionen, die nun nicht bloß geschichtliche Trennungen, sondern stets gegenwärtige seelische Artungen und Möglichkeiten innerhalb der einen und gleichen christlichen Seele sind. Aber eben darum will und muß sich die Seele auch noch in eine zwiespaltlosere christliche Einsicht und Einheit sammeln. Der Reiz des Möglichen soll und will in der Fülle des Einen, des Wahren verstummen. So können Katholizismus und Protestantismus zwar für den geschichtlich beschaulichen Sinn, aber nicht mehr für den gegenwärtig tätigen Geist Antithesen sein; sie müssen sich in ihre geschichtliche Folge und Abgliederung ordnen und als ein unverminderter Strom, der keine Wahl läßt, auf die Seele zukommen. Das organische Kirchenjahr mit seiner Naturanalogie erweitert sich und geht auf in einer geschichtlichen Zielwaltung, die unsichtbar über den Gezeiten der Völker und Staaten wirkend doch recht sichtbar in die Welt der Völkertragik ganz ebenso wie der Einzelschuld gesetzt ist: die sichtbare Kirche.

Oft wäre dieses Wort als ein Schwergewicht einzuwerfen, um das antithetische Gedankenspiel zu der Stetigkeit und Breite zu nötigen, die wir, geduldig oder ungeduldig, immerfort in der Kirche erleben, um die Zwiefachheit des Denkens zwischen Leben und Begriff zu der irdisch wurzelnden Dreifachheit zu befestigen, die alles Denken für uns leiblich kompliziert. Die Sätze locken, sie einzeln zu begrenzen und auf ihren Kern zu pressen. ‚Staat und Volk . . . Dieses U n d, diese Einheit über den Gezeiten der Erstarrung und des Aufbruchs ist der Sinn und das Geheimnis der europäischen Kultur.' Noch kühner muß im Nachdenken über den Sinn der fließenden Gegenwart an die Stelle dieses ‚Und' die sichtbare Kirche gesetzt werden, nicht zu einer Betäubung und pietistischen Beruhigung im Religiösen, sondern um die tätige Vermischung des unsichtbaren Reiches mit dem irdischen herbeizuführen. Mehr noch wie die Monarchie, deren tiefe Funktion Rosenstock betont, ist die Kirche und Hierarchie der beständige Schmelztiegel, Schmelzmittel und Schmelztiegel zugleich, um den Menschen zum Volke, das Volk zur Kirche umzuschaffen.

‚Wem die Bewegung eingeboren ist, die in der Zone des Maßes auf- und niederpulst, der ist dem Paradiese (des verlorenen Unschuldsstandes) ewig verloren.' Dieser Gedanke — eine der vielen, im Gefühl der Zeit erregten Bemerkungen des Verfassers — muß den schicksalswilligen Geist nun auch um so tiefer in die Einsicht der Gnade unserer christlich mittelalterlichen Vergangenheit führen. In dieser Zone des Maßes, in der wir leben, hat die stärkste, heftigste, kultürlich segensreichste Vermischung des christlichen und weltlichen Reiches stattgefunden. Der christliche Geist war hier und ist auch ferner kein solcher der Beruhigung, sondern er bändigt durch Verschärfung. In der Bewegung der Welt und Menschheit zeigt er seine höchste Kraft.

Die Gedanken des Verfassers gehen über die Bahre des christlich-germanischen Geistes hin. Ist wirklich die Berufung des germanischen Weltwesens verloren oder verscherzt? (Daß ein positiver Teil der christlichen Aufgabe heute auf Amerika übergegangen sei, wird solche, denen in der Geschichte ein bloßes sittliches Ideal nicht genügt, nicht überzeugen können.) Wird überhaupt die Berufung eines Volkes verscherzt, und ist sie dann nicht vielleicht gerade noch in dem eigen-

artigen Charakter ihrer negativen Fortwirkung fühlbar? So will es uns heute erscheinen und trotz aller materialistischen Kämpfe spüren wir die Fortsetzung des Dreißigjährigen Krieges. Wir spüren aber auch, daß der Geist in einer merkwürdigen Weise heute freier zu werden anfängt, und so hoffen wir, daß unser Schicksal nicht besiegelt ist. Das innerlich bewegteste Volk in der Zone des Maßes muß durch die heftigste Bewegung seiner äußeren Geschichte zu einem neuen inneren Kerne gelangen.

Rosenstocks Gedanken ergehen sich in der Lebhaftigkeit einer Rede, deren Halt nicht die Kritik, sondern die freie Gegenrede ist. Beide müssen im Überschwang um das eine Ziel der Wahrheit in der Mitte schwingen. Die Treue zu diesem Ziel muß die Kraft geben, es schließlich stetig zu erfassen.

Konrad Weiß.

Fürstbischof Echter von Mespelbrunn. Im Rundschauartikel, der unter diesem Titel im Augustheft Seite 522 erschien, ist ein sinnstörender Druckfehler stehen geblieben. Den Bischöfen sollte die Rolle natürlich nicht ‚politischer‘, sondern ‚unpolitischer Träger der Tradition und des Landschaftsgedankens‘ zugewiesen werden. F.

Naturwissenschaft

Eigentum, Ehe und Biologie.

Herr Professor Dr. Bernhard Dürken sendet uns die nachstehenden Bemerkungen, womit die Erörterung dieser Frage hier abgeschlossen sei.

Meinem Aufsatze im Julihefte über ‚Biologische Grundlagen von Eigentum und Ehe‘, der leider in einzelnen Teilen gegen die früheren Ausführungen Herrn Graßls gerichtet sein mußte, hat Herr Graßl eine ‚Erwiderung‘ angehängt, deren lediglich polemischer Grundton mich zu einigen Bemerkungen zwingt.

1. Es liegt mir fern, eine Diskussion mit Herrn Graßl herbeizuführen. Ich hielt es nur für meine Pflicht, als Berufsbiologe auf naturwissenschaftlich Unhaltbares aufmerksam zu machen und Irrtümliches durch Richtiges zu ersetzen. Eine Diskussion mit einem Nichtfachmann kommt für mich gar nicht in Betracht.

2. Wir haben nicht aneinander vorbeigeredet, sondern ich meine wirklich etwas anderes als Herr Graßl; Herr G. hat aber meine Ausführungen, die leider nachträglich auch noch gekürzt werden mußten, offenbar nicht verstanden, vermutlich aus Ungeübtheit in induktivem, d. h. naturwissenschaftlichem Denken. Daraus ist aber kein Vorwurf gegen Herrn Graßl herzuleiten, denn die Fähigkeit induktiven Denkens ist überhaupt in der Allgemeinheit wenig oder fast gar nicht entwickelt.

3. Herr Graßl weiß offenbar nicht, was unter Darwinismus zu verstehen ist, weder in sachlicher noch in methodologischer Hinsicht.

4. Die Bezeichnung der Herleitung der Getrenntgeschlechtigkeit in den Ausführungen Herrn Graßls als ‚phantasievolle Darstellung‘ trifft allerdings nicht ganz zu; sie ist bloß eine euphemistische Ausdrucksweise im Interesse des Verfassers jener Herleitung.

5. Herr Graßl wirft in seiner ‚Erwiderung‘ biologische, psychische, erzieherische, moralische Momente sowie Essentielles und Akzidentelles, Primäres und Sekundäres, Deduktives und Induktives bunt durcheinander. In meinem Aufsatze handelte es sich übrigens lediglich um rein biologische Dinge.

6. Mit Statistik sind biologische Fragen gar nicht zu lösen; die Statistik ist nur ein äußerliches Hilfsmittel.

7. Daß ich mich bereits dem Darwinismus nähern soll, daß ich die neuere biologische Literatur nicht kenne, daß ich das ewige Gesetz der Kausalität nicht beachte, daß der Mittgardbund zu Unrecht dem Darwinismus aufs Konto

gesetzt ist, diese und andere Behauptungen zu widerlegen, muß ich mir versagen.

Literatur

Von den Normen der Kunst. Das um die Jahrhundertwende erwachte literarische Streben der deutschen Katholiken hat bei aller Fülle theoretischer Auseinandersetzungen nur wenige Arbeiten gezeitigt, die sich mit den Grundfragen der Ästhetik befassen. Das mag auf den ersten Blick verwunderlich erscheinen, näherem Zusehen bieten sich aber bald die Begründungen. Soweit unsere Kritiker sich ihr fachliches Rüstzeug an den Universitäten holten, kamen sie meist aus einer einseitig literarhistorischen Schule; das Überwiegen der historisch gerichteten Geister über die philosophisch orientierten ist deshalb in der deutschen Fachkritik ziemlich allgemein.

Für den katholischen Volksteil kommt die Eigenart seiner geistesgeschichtlichen Entwicklung seit dem Ausgange des Mittelalters als eine weitere hochbedeutsame Ursache hinzu. Von den zwei Richtungen, die die Hochblüte katholischen Geistes bedeuteten, Scholastik und Mystik, blieb nur die Mystik in unserm Volkstum lebendig und wurde im Laufe der neuzeitlichen Epoche immer wieder erneuert. Die Scholastik, deren organische Weiterführung ein katholischer Humanismus schließlich hätte werden müssen, erfuhr diese Entwicklung nur in den romanischen Ländern; in Deutschland bog die Reformation gewaltsam ab und ertötete die aus der mittelalterlichen Philosophie fortwirkenden Kräfte.

Die Gegenreformation borgte ihre Feuer von der Mystik. Wo sie — namentlich im Jesuitenorden — eine Erneuerung der Scholastik brachte, drang sie nicht in das katholische Volkstum Deutschlands ein. So wird es klar, daß die Neuscholastik zwar die theologische Wissenschaft wieder durchdringen konnte, daß aber die Literatur — auch die Predigt und Erbauungsliteratur — als Ausdruck des Volkstums von ihr völlig unbeeinflußt blieb, und daß jener Zweig der Philosophie, der die Erkenntnis von dem Wesen und den wirkenden Kräften des Künstlerischen zu schaffen sich bemüht, die Ästhetik, im katholischen Deutschland dürr und trocken blieb.

Auch die Romantik hat daran nichts geändert. Soweit sie nicht im Katholizismus mündete — und die Strömungen, die sie dahin führten, kamen wieder von der Mystik her — entfernte sie sich zusehends von ihren humanistischen Anfängen. Während ihr Gegensatz zum Sturm und Drang gerade in ihrer starken Betonung des Vernunft- und Erkenntnisstrebens gelegen hatte, wurde sie nun selbst mehr und mehr zu einer Ergriffenheit des Gemütes. Nur wenigen, wie Friedrich Schlegel, Franz v. Baader, Adam Müller, Jos. Görres war es gegeben, die von der Frühromantik angestrebte Synthese von Philosophie im kantischen Sinne mit der Mystik zu finden in einer scharfen historisch-politischen Herausarbeitung des katholischen Kulturbegriffs. Aber dabei kam naturgemäß die Ästhetik wieder durchaus zu kurz. Gelegentlich an Dichtern wie Calderon, Lamartine oder bei der Betrachtung altdeutscher Kunstwerke finden sich bei Friedrich Schlegel die Ansätze einer neuen Ästhetik, aber — im Gegensatz zu einer Bemerkung Ettlingers — wird gerade bei dem katholisch gewordenen Schlegel nicht viel mehr als solche Ansätze zu finden sein, er war ganz in die im wesentlichen ethische Einstellung seiner Jugendjahre zurückgeglitten.

So blieb es denn auch fernerhin bei einzelnen Versuchen, die meist von theologischer Seite kamen, wo die Scholastik fortlebte — Deutinger, die Jesuiten, einige Aufsätze des Wiener Theologen Ignaz Seipel — die aber nicht

bahnbrechend wirken konnten, weil ihnen das Verwurzeltsein in einer kongenialen Kunstübung fehlte. Erst mit einer neuen Scholastik, die eine dem deutschen Geiste adäquate Form gefunden haben wird, kann auch für breitere wissenschaftliche Kreise die Beschäftigung mit den Fragen der Ästhetik im Rahmen unsrer Weltanschauung einsetzen, die schon seit Jahren von den Einsichtigen als lebhaftes Bedürfnis empfunden wird. Voraussetzung ist, daß sich Männer dazu finden, die im Philosophischen und im Historischen eine gleiche Berufung in sich tragen.

Daß wir solcher Männer bereits eine ganze Anzahl haben — ich nenne nur Muth, Ettlinger, Sprengler, Weiß, Flaskamp —, ist bekannt. Mit ausdrücklicher Betonung des neuscholastischen Ideals seiner Untersuchungen gesellt sich ihnen der Wiener Dr. Oskar Katann* mit einer Sammlung seiner ästhetisch-literarischen Arbeiten, die man im letzten Jahrzehnt mit starker geistiger Anteilnahme in verschiedenen katholischen Zeitschriften las. Das Buch bietet mehr, als der Titel vermuten läßt, über eine bloße Zusammenstellung von Einzeluntersuchungen rundet es sich zu einem Ganzen und bietet bereits in geschlossener Folge das System einer Ästhetik auf neuscholastischer Grundlage. Das notwendige gelehrte Rüstzeug brachte Katann durchaus mit, besonders wertvoll ist seine eingehende Kenntnis und Kritik der führenden Ästhetiker unserer Zeit wie Johannes Volkelts und Richard Müller-Freienfels. Der Ruf nach einer ästhetischen Literaturbetrachtung im Gegensatz zur herrschenden philologisch-historischen Methode wurde schon eindringlich erhoben, weite Kreise der schaffenden Künstler verhalten sich freilich auch ihm gegenüber ablehnend. Sie fürchten für den Wildwuchs der Kunst die Heckenschere des Plan und Gesetz aufstellenden Wissenschaftlers. Mit ihnen setzt sich Katann in den Prolegomena seiner Ästhetik auseinander. Eine rein normative Wissenschaft, die der Kunst ihre Wege weisen will, lehnt auch er ab, aber er setzt sich zum Ziele eine Erkenntnis jener Normen, nach der sich Kunstwerke gebildet, also ist Ästhetik eine induktive Erfahrungswissenschaft, deren Grenzen im Erkenntnisvermögen ruhen. Damit leitet er über zu seiner Theorie des Schönen, dessen Genuß er auf noetische Grundlage stellt und als ein geistig-sinnliches Erkennen definiert, das sich freilich von der rein vernunftgemäßen Einsicht zur höheren Schau erheben muß, zur Intuition. Letzten Endes bleibt das Wesen des Schönen wie Gott selbst der irdischen Erkenntnis entrückt.

Von dieser Theorie aus lassen sich Einzelfragen, die vielumstritten wurden, ihrer Lösung zuführen, so das Problem einer Einteilung der Künste, die Katann nach Darstellungsmitteln vornimmt, die Frage der Nachahmung, die in der Idee der Werkfortsetzung auf einen höheren Standpunkt gestellt wird. Auch die Grenzfragen der Ästhetik und der Ethik werden wohlerwogen; Katann zeigt, wie hier häufig der ganze Streit der Meinungen lediglich Zwiespältigkeiten der Terminologie entsprungen ist — eine Erkenntnis, die mir zu den wichtigsten der Gegenwart zu gehören scheint. Wertvoll ist auch die Auseinandersetzung mit dem Ästhetizismus, der sich als hedonistische Weltanschauung gibt; sie gipfelt in der inhaltsschweren Feststellung, daß vor die Kontemplation der Aktivismus der Seele gesetzt ist. In den folgenden Aufsätzen wendet sich Katann ausschließlich zur Begründung seiner Poetik. Das wichtige Problem des Tragischen, das mit Weltanschauungsfragen innig verflochten ist, steht hier am Anfang, Katanns scharfsinnige Ausführungen finden

* Ästhetisch-literarische Arbeiten von Dr. Oskar Katann, Verlagsanstalt Tyrolia, Wien-Innsbruck-München. 1918. 371 S. 8°. Preis brosch. M. 10.–.

hier vielleicht ihren Höhepunkt, die vielgesuchten Gründe des Vergnügens an tragischen Dingen findet er unschwer in Anlehnung an seine obenerwähnte Definition des ästhetischen Genusses als eines Erkenntnisvorganges. Vielleicht vertrügen seine Ausführungen noch einige Ergänzungen in Art seiner späteren Betrachtung der Novelle, die ‚außerordentliche Begebenheit' im goetheschen Sinne spielt wohl auch beim Begriff des Tragischen ihre Rolle. Zum Lyrischen kam es Katann weniger auf eine Wesensbestimmung als auf wesentliche, die Erkenntnis des Ganzen fördernde Einzeluntersuchungen an. Der Aufsatz ‚Zur Theorie der Novelle' reiht sich dem ‚Über das Tragische' würdig an; gegenüber der bisherigen Forschung wird vor allem der Charakter der Novelle als einer Gesellschaftsdichtung klar herausgearbeitet.

Die Literaturwissenschaft und mit ihr die literarische Kritik ist in den letzten Jahren in den Zustand einer gewissen Krisis geraten. Die Frage der Methode war aufs äußerste akut geworden. Philologen, Historiker, Philosophen vertraten ihre Standpunkte. Analytische Forschung nahm für sich eine größere Wissenschaftlichkeit gegenüber synthetischem Zusammenbiegen von Werken und Persönlichkeiten in Anspruch. Katann tritt für eine im wesentlichen ästhetische Orientierung der Literaturwissenschaft ein, der große Charakter der Prinzipienwissenschaft muß ihr gewahrt bleiben, auch wenn man sich zu einer induktiven Arbeitsmethode bekennt, die der philologischen Akribie nie entraten kann. Das Wesentliche aber ist in dem ‚Gespräch über die Kritik' gesagt. Auf die Persönlichkeit des Kritikers kommt es an, der sich das tief innere Verhältnis zu seinem Stoff gewinnen, dem die eigene Erziehung zum Menschheitsideal der schönen Seele stets seines Strebens Anfang und Ende sein muß.

In drei eigenen literarisch-kritischen Beiträgen hat Katann die Probe aufs Exempel seiner Theorie geboten. Die scharfe Logik des ästhetischen Denkens wird man hier besonders empfinden. Bedeutungsvoll ist vor allem der Aufsatz: ‚Zur Würdigung der Gesamtpersönlichkeit Richard v. Kraliks', der — auch schon durch den wesentlich temperamentvolleren Stil von den übrigen Arbeiten geschieden — ein starkes persönliches Bekenntnis Katanns zu der Weltanschauungsgrundlage seiner Ästhetik enthält. Während er sich selbst zur analytischen Arbeit bekannt hat, zeigt er hier volles Verständnis für den Typus des Synthetikers auch in seinen Schwächen und bahnt so selbst eine Synthese all der Kämpfe um die Methode an, die uns heute bewegen.

Oskar Katann hat in seinem Buche bereits mehr gegeben als bloße Vorarbeiten der positiven schöpferischen Ästhetik, deren wir bedürfen. Seine systematische Forschung hat uns ein gut Stück weitergeführt und zur eigenen inneren Klarheit über bedeutungsvolle Lebensfragen gebracht. Besondere Bedeutung hat das in unseren Tagen, wo das intellektuelle Deutschland eine geistige Einstellung auf das Wesen des Katholizismus zeigt, wie es lange nicht mehr der Fall war.

Werner E. Thormann.

Revolution und Lichtspielreform.

Die Revolution hat wie so manche andere wohltätige Schranke, so auch die Filmzensur beseitigt. Was jeder, der die treibenden Kräfte kannte und Gelegenheit gehabt hatte, sie in ihrem Wirken zu beobachten, hatte voraussehen können, ist eingetroffen: Die Filmerzeugung hat bei uns in den letzten Monaten einen derartigen sittlichen Tiefstand erreicht, daß er kaum noch überboten werden kann. Der Schundfilm jeder Art feiert heute geradezu Triumphe. Während das deutsche Volk um sein nacktes Dasein ringt, sind gerissene Geschäftsleute am Werk, durch Spekulation auf die Masseninstinkte das

Lichtspielhaus aus einer Stätte einwandfreier Unterhaltung und Belehrung zu einem widerlich gemeinen Unterhaltungsmittel der Hefe der Bevölkerung zu machen.

Den Beweis werde ich nicht schuldig bleiben. Zwar habe ich seit meiner Rückkehr aus dem Felde noch kein Lichtspielhaus besucht — denn wer hat gegenwärtig wohl Zeit und Lust, sich zu vergnügen? — Wohl aber habe ich wie dereinstens vor dem Kriege eifrig die Fachzeitschriften der Kinobranche studiert. Die dort veröffentlichten Anzeigen deuten dem Kundigen zur Genüge an, wes Geistes Kind die neuen Erzeugnisse sind, mit denen unsere Filmindustrie oder doch ein Teil von ihr, dank der ‚Errungenschaften‘ der Revolution, den deutschen Markt überschwemmen darf. Dazu kommen noch die oft seitenlangen Abbildungen und gelegentliche unvorsichtige Äußerungen, die dem Schriftleiter oder Mitarbeiter des einen oder anderen Fachblattes entschlüpfen. Mag auch in dem einen oder andern Falle der üble Titel nach Anreißermanier nur als Aushängeschild für einen langweiligen Inhalt dienen, so kann man doch nach den früheren Leistungen der Filmfabrikanten, die man vordem freilich nur in dem verschwiegenen Vorführungsraum des Berliner Polizeipräsidiums Gelegenheit hatte kennen zu lernen, annehmen, daß in der großen Mehrzahl der Fälle auch der Inhalt dieser Filme nichts weniger als prüde sein wird.

Aus der reichen Ausbeute, welche fast jede Nummer einer beliebigen Fachzeitschrift bringt, sei es gestattet, einige wenige als Beispiele anzuführen. Ich begnüge mich mit den Titeln, die ich, möglichst durch wortgetreue Beifügung der Skizzierung des betreffenden Films durch den Filmfabrikanten erläutere.

Kriminelle Schundfilme spielen eine Rolle nach wie vor. ‚Unter zweierlei Maske‘ (bisher gänzlich verboten! Sensations-Kriminalstudie). ‚Die geheimnisvolle Kralle‘ (Sensationsfilm in vier Akten). ‚Das verräterische Monogramm‘ (Kriminalfilm in vier Akten). ‚Die Rote Laterne‘ (Apachenfilm in vier Akten). ‚Der Leibeigene‘ (I. Akt: Die Dirne. Der Mord. II. Akt: Im Kerker. Fataler Irrtum. III. Akt: Gerettet. In der Bubik. IV. Akt: Zwischen Himmel und Erde). ‚Die Erbschleicher‘ (Der neueste amerikan. Sensationsschlager! Menschliche Hyänen. Das Tagesgespräch. Das große Kassengeschäft). ‚Um der Väter willen gezeichnet!!‘ (Verboten gewesen!) ‚Das Geheimnis von Kiew!‘ (Kriminalfilm in sechs Akten nach authentischen Aufzeichnungen). ‚Verschleppt‘ (Großer sensationeller Detektivschlager.) ‚Galeotte der große Kuppler.‘ ‚Die Mönche von Czenstochau‘ (Der neue Pitaval-Zyklus). ‚Die Hochzeitsnacht.‘ (Drei Akte. Nervenprickelnde Kriminalstudie von dem bekannten Meisterregisseur Hans Hyan. Bisher gänzlich verboten, zeigt das, was das Publikum sehen will.) ‚Kaena‘ (Das Werk der Rachegöttin. Großer Abenteurer-Film in vier Akten. Packende Realistik in künstlerischer Vollendung. Der Film bringt volle Kassen.). ‚Arme kleine Eva‘ (Nach dem bekannten Roman von Paul Langenscheidt. Fünf Akte. Paragraph 218 des Strafgesetzbuches. Verbrechen gegen das keimende Leben. Das Schicksal der armen kleinen Eva ist eine Warnung für unerfahrene junge Mädchen, eine Mahnung an die leichtfertige Männerwelt. Sichern Sie sich diesen kolossalen Kassenerfolg!). ‚Pogrom‘ (Ein Wort, das der Inbegriff alles Schrecklichen, Entsetzlichen und aller Grausamkeit der Welt ist. Pogrom. Das Geheimnis des Beilis-Prozesses! Zur Verbreitung der Wahrheit!).

Auch mit Themen nicht kriminellen Charakters läßt sich ganz gut Sensation machen, Sensation mitunter unter dem Deckmantel der Aufklärung. Das zeigen beispielsweise folgende Titel: ‚Morphiumopfer‘, ‚Die Geisha und der Samurai‘ (Die große Sensation der kommenden Saison). ‚Morphium‘ (Nach den Auf-

zeichnungen eines Morphinisten. Fünf Akte.). ‚Die Spielhölle von Monte Carlo‘ (Der große Schlag. Sechs Akte von beispielloser Wirkung. Sensation. Nervenpeitschend. Fabelhafte Aufmachung. Einwandfreie Photographie. Ein Kassenerfolg für jedes Theater). ‚Ikarus‘ (Der Film der Sensation: Die Jagd über den Atlantik auf Tod und Leben. Im Netze der Geheimagentin. Der fliegende Mensch. Das Ende vom Schloß Montignon. Das unterirdische Telephon.). ‚Kasernen des Todes oder der Sonne des Lebens beraubt‘ (Sittendrama). ‚Der letzte Untertan.‘ (Fünf Akte. Das wilhelminische Zeitalter im Spiegel der Satire. Eine Sensation ersten Ranges voll unerhörter Schlagkraft!).

Das übelste aber ist, daß jetzt nach Aufhebung der Zensur auch der sexuelle Schundfilm sich in widerlicher, geradezu schamloser Weise breit zu machen beginnt. Wer im Berliner Polizeipräsidium früher einmal die beschlagnahmten Filme gesehen hat, der weiß, was an Gemeinheit geschäftstüchtige Filmfabrikanten dem Publikum zu bieten wagen. Was an derartigen Schundfilmen jetzt angezeigt wird, vielfach durch mehr als eindeutige seitenlange Abbildungen noch verdeutlicht, das spottet jeder Beschreibung. Aus der Fülle der Materialien will ich hier nur zwei bis drei Fälle anführen, um nicht unnötig viel Schmutz aufzurühren: ‚Polygamie‘ (Der Schrei nach dem Manne ertönt von 25 Millionen Frauen. 25 Millionen Männer hat der Weltkrieg als Opfer gefordert. 25 Millionen Frauen zur Ehelosigkeit und Unfruchtbarkeit verdammend. Die Frauen haben die gleichen politischen Rechte wie die Männer errungen. Sie sind in der Überzahl. Deshalb werden sie auch die politische Macht an sich reißen und die Lösung des Sexualproblems in ihrem Sinne fordern und in nächster Zeit herbeiführen wollen. Das gewaltigste Problem der Menschheit. Der Kampf um den Mann. Die sexuale Frauenbewegung fordert ihre Lösung. Das bedeutet Polygamie. Dieser große Film wird die Evolution der kommenden Frauenbewegung veranschaulichen.) ‚Casanova‘ (Die berühmten Liebesabenteuer der galanten und modernen Zeit in sechs Akten. Casanova, der leichtfertige, unbeständige, ewig liebesdürstige Ritter, ist der idealisierte Held träumerischer junger Mädchen und heißblütiger Frauen. Schon der Name Casanova bürgt für ein großes Geschäft.) ‚Der Myrtenkranz‘ (Zwei gewaltige Dramen der Leidenschaft. Konflikt: Die Keuschheit vor der Ehe. 1. Teil: Die törichte Jungfrau. 2. Teil: Die Sünde einer Nacht. Jeder Teil ein in sich abgeschlossenes Monumentalfilmwerk von internationaler Bedeutung).

Bedarf es wirklich noch weiterer Beispiele? Ich glaube, diese Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, daß auch unserem Lichtspielwesen infolge der eingerissenen heillosen Zügellosigkeit der Untergang droht, wenn nicht sofort energisch zugegriffen wird.

Wer es noch nicht gewußt hat, daß das Volk zur Freiheit noch lange nicht reif ist, daß es sittliche Freiheit des Handelns und Zügellosigkeit nicht zu unterscheiden weiß, daß es einer gewissen Bevormundung nicht entbehren kann, dem müßten die letzten sechs Monate diese Erkenntnis gebracht haben, wenn er überhaupt noch imstande ist, aus der Geschichte zu lernen! Hat man früher über die Zensur geschimpft, hier und da sicherlich mit Recht, meistens aber unter Verkennung der Tatsachen, so ist es sicher, daß, wenn es so weiter geht, in einem weiteren halben Jahre ein einziger Schrei nach Einführung der Filmzensur durch alle gesunden Volksteile gehen wird. Es wäre geradezu ein Hohn auf alle Volksbildungsbestrebungen, wenn der Staat derartige erziehungswidrige Ungeheuerlichkeiten dulden wollte.

Bei den krassen sexuellen Schundfilmen wird ein Einschreiten des Staatsanwaltes wegen Verbreitung unzüchtiger

Abbildungen genügen, wenn die von dem Gerichte gegen die Schuldigen erkannten Strafen wirksam genug sind, um fühlbar zu werden. Bei der großen Menge der Schundfilme ist ein strafrechtliches Einschreiten aber weder möglich noch auch erwünscht. Hier genügt es vollkommen, wenn es der Polizei ermöglicht wird, sie von dem Publikum fernzuhalten. Da die Zensur abgeschafft ist, muß die rechtliche Möglichkeit erst wieder geschaffen werden. Dies geschieht am besten durch ein Reichsgesetz, das nicht nur von den Lichtspielreformern, sondern auch von den einsichtigen Kreisen des Lichtspielgewerbes schon seit Jahren immer wieder gefordert worden ist. Jetzt endlich ist Gelegenheit gegeben, diesen Plan zu verwirklichen. Man gestalte die Filmzensur in ihren Einzelheiten freiheitlich und großzügig aus, da es nicht auf kleinliche Schikaniereien und Pedanterien ankommt, sondern auf den großen Gedanken das Hauptgewicht zu legen ist, daß alle ausgesprochen kulturwidrigen Filme, die nur schädlich wirken können, von der öffentlichen Vorführung ferngehalten werden. Im Zweifel lasse man lieber ein halbes Dutzend zweifelhafter Filme durch, als daß man einen Film, gegen dessen Vorführung verständige und kundige Männer und Frauen ernstlich Bedenken nicht haben, verbietet.

Kleinlichkeit liegt mir vollkommen fern. Ich erkenne an, daß die Filmdramen als solche eine Daseinsberechtigung haben, auch dann, wenn sie vom ästhetischen Standpunkt aus keineswegs einwandfrei sind. Ich habe diese Auffassung von jeher vertreten und bin deshalb mitunter von Männern, mit denen ich den Kampf gegen die Schundfilme sonst Schulter an Schulter geführt hatte, heftig angegriffen worden. Um so mehr freue ich mich, daß ein so feinsinniger Kenner des Lichtspiels und seiner massenpsychologischen Wirkung wie der Begründer des ‚Bilderbühnenbundes deutscher Städte‘, Dr. Ackerknecht, in seinem vortrefflichen Buch über ‚Das Lichtspiel im Dienste der Bildungspflege‘ mir vollkommen beitritt, indem er ausführt: Eine Lichtspielreform, die nicht auf dem Gebiete der Filmbelletristik gesunde Zustände schafft, wird weder wirtschaftlich noch volkserzieherisch ihr Ziel erreichen. . . . Der Filmbelletristik als solcher übelwollend oder mißtrauisch begegnen, hieße die inneren Entwicklungstendenzen des Lichtspiels völlig verkennen. . . . Der Hunger nach gefühlsmäßigem Erleben, der bezeichnenderweise vor allem die Großstädter in die Kinos treibt, ist an sich keine moralische Krankheit. Wir müssen ihn vielmehr als eine natürliche, triebhafte Gegenwirkung gegen die immer ausschließlichere Anspannung des logischen, des rechnenden Vermögens durch die meisten, von Haus aus mechanischen (besonders industriellen) oder durch den Zerfall des Patriarchalismus ihrer familiären Gemütswärme beraubten (besonders handwerklichen, kaufmännischen oder dienstbotlichen) Berufe verstehen und pfleglich behandeln.

Eine bedeutsame Kulturaufgabe kann unsere Regierung erfüllen, wenn sie die Kulturwerte richtig erkennt, die im Film noch ungehoben liegen und sie tatkräftig fördert. Durch verständnisvolles Zusammenwirken der interessierten Fachkreise, insbesondere der Filmfabrikanten, unterstützt von der Fachpresse, mit den Behörden, dem ‚Bilderbühnenbund deutscher Städte‘ und anderen gemeinnützigen Vereinen und Gesellschaften, können hier noch viel Werte geschaffen und geistige Kräfte entfesselt werden, die auch ihr Teil mit dazu beitragen können, uns aus dem großen sittlichen und geistigen Zusammenbruch dieser furchtbaren Zeit wieder zu erholen. Bietet man den finsteren Gewalten, die jetzt geschäftig im Gange sind, nach der anderen Seite zu wirken, nicht ungesäumt entschieden Halt, so geht unser Volk unrettbar dem Abgrund entgegen.

Dr. Albert Hellwig.

Kunst

Sakraler und profaner Kirchenbau

Mit der ‚Los-von-Rom-Bewegung' in Österreich war das praktische Bedürfnis zu einer neuen zeitgemäßen Lösung des protestantischen Kirchenbauproblems an Ort und Stelle entstanden, und die theoretischen Erörterungen, einen protestantischen Sakralbau von eigenem Charakter, den protestantischen Kirchenbaustil zu begründen, hatten einen natürlichen religiösen Kern und Ansatz gefunden, wie er kaum besser zu wünschen war. Das ist nun schon eine Reihe von Jahren her, und die erste, etwas stürmische Stimmung kann der nüchternen Erwägung des bisher Erreichten Platz machen auch bei denen, die glaubten, mit gutem Willen aus dem Zweckbau den sakralen Stil herauskristallisieren zu können. Man erinnert sich, wie die Bauform dieser Landkirchen zustande kam. Neben dem eigentlichen Kirchenraum, der im wesentlichen Predigtraum war, spielte der Gemeindesaal eine wichtige Rolle und als [illegible]s wurde das Pfarrhaus teils an- teils eingegliedert. Dieses Zweckprinzip der ‚innigsten Durchdringung von Kirche, Gemeindesaal und Pfarrhaus', das einen winklig gegliederten Baukörper ergab, war von landschaftlicher Stimmungspoesie umrankt, helle Fenster, Ausblick auf das Gebirge, Garten und Gartenveranda, im Innern Blumen und Bilder in Wechselrahmen, dunkelrote und saftgrüne Holzpfeiler, die gastfreie Pfarrerswohnung ein Mittelpunkt für wandernde Predigtbrüder, der Gemeindesaal ebenso für die Gemeinde, die ein Volksbildungsverein und die Lesehalle anzog. Temperenz und Abstimmung, dazu Vorträge über wissenschaftliche und praktische Dinge wie Imkerei, Erfahrungen mit Samen und Obstsorten, so daß es auch für die Geschäftigkeit der Pfarrersfrau keineswegs an Stoff fehlte. So sind eine ziemliche Anzahl von Kirchen und Gemeindehäusern in Gemeinden der Steiermark, Niederösterreichs, Österreich-Böhmens und -Schlesiens entstanden. Der Erbauer derselben, Otto Bartning, erzählt von dieser Zeit angeregter Tätigkeit und Aussprache mit den Bau- und Pfarrherrn und fühlt sich nun gedrungen, zurückzuschauen auf das, was er und seine Gesinnungsfreunde wollten, und das Problem wenn möglich zu vertiefen. Es geschieht in seinem unlängst erschienenen Buche ‚Vom neuen Kirchbau'.*

Für Herzen und Köpfe, die sich gern stimmungsmäßig befriedigen lassen, mag das handwerklich entstandene, scheinbar gemeindlich einmütige, landschaftlich reizende und auch profan appetitliche Bild, das sich um das Wort des Evangeliums auftat, von vornherein etwas Lockendes haben. Aber auch wer mit einem leisen Lächeln die geschäftige Martha betrachtet, die wenn nicht die Hauptsache tut, doch jedem etwas Gutes bringt, der kann sich mit dem bloßen Gedanken nicht abkehren, daß der Zweck keine Idee ist und ein erbauliches Gemeindeverhältnis keinen Stil gibt. Wer trotz der gegenwärtigen Erstarrung auch der katholischen Sakralbauten in dem Atem und Geist eines durch Jahrhunderte, Jahrtausende gegründeten Organismus unserer religiösen und christlichen Form lebt, kann zwar in solch kümmerlichen Landesprodukten kaum etwas noch im gleichen geschichtlichen Geiste Verwandtes spüren. Aber wie, wenn von der Seite der neuen christlichen Gemeindegründungen der Einwurf gemacht würde, wie denn die alten Klöster als Pflanzschulen eines neuen Lebens entstanden seien, ob nicht die ersten Glaubensboten ähnlich begonnen hätten, und ob nicht heute in den Missionen neben der religiösen die praktische Lebensarbeit recht werbekräftig herangezogen werde. Dar-

* Bruno Cassirer Verlag, Berlin 1919. Mit 9 Bildern und 30 Skizzen. Mk. 5.—.

auf antwortet das Gefühl schneller und unbestechlicher als der Verstand, daß es der Geist ist, der lebendig macht. Man kann es kaum deutlicher sehen als an diesen neuen Beispielen. Jede im Geheimnis der christlichen Tradition bleibende Form ist stärker, selbst in der zeitweiligen Erstarrung, als ein bloß sozialer, gemeindlicher Stimmungswille, so wie die Liturgie stärker ist als die Predigt.

In der Fähigkeit, Form zu bilden, scheiden sich Weltanschauungen, Konfessionen, Religionen in Wert und Höhe voneinander. Mit Worten läßt sich ein treffliches System bereiten, aber im Willen zur Form und zum Gestaltenmüssen lebt etwas mit, das, erst durch die Jahre sichtbar werdend, die Werke auf Herz und Nieren prüft. Es zeugt von dem gleichen ehrlichen Eifer des Erbauers der fraglichen Kirchentypen, wie er nun auch eine Rechenschaft über das ihn heute bei ihrem Anblick überkommende Gefühl ablegt, die er selber ‚vernichtend' nennt. Er schreibt:

‚Wir hatten gemeint, eine Raumgestalt unseres Glaubens, unserer Überzeugung hinzustellen, und siehe, es war nur ein Gehäuse des Glaubens, ein Gehäuse der Predigt, heute dieser, morgen jener individuellen Predigt, und ohne Predigt eine Schale ohne Kern. Unsere Frömmigkeit war nicht in dem Bau enthalten, sie hatte sich nur darin aufgehalten. Unsere Kunst war weltlich gewesen, sie war neben, sie war außer der Religion gewesen. Wie eine zweite Austreibung aus dem Paradiese erschien mir diese Erkenntnis. Ungesehen und ungekannt schlich ich mich aus meiner Kirche hinaus und fuhr mit dem nächsten Zug davon.' Bartning legt sich dann die Frage vor, die den Ausgang und Inhalt seines Buches bildet, ‚warum unsere Kirche nur zweckmäßiges Gefäß und nicht Ausdrucksform der Religion, warum sie profan und nicht sakral sei; und ob unsere Gemeindehäuser oder die evangelischen Kirchen überhaupt von dieser Einschränkung getroffen würden'. ‚Daß es an der Spannung des Bauwillens nicht liegen konnte, sagte ich mir aus der Erinnerung unseres eigenen inbrünstigen Wollens, das doch den Pfeil nicht über die menschlichen Notzwecke hinauszuschnellen vermocht hatte. Vielmehr fühlte ich, daß eine Besonderheit der Religion selbst und damit eine Besonderheit des Bauprogramms entscheidend sei, und daß diese Besonderheit für den geistigen Inhalt der Religion vielleicht von nebensächlicher, für den baulichen Ausdruck der Religion aber von entscheidender Bedeutung sein müsse.'

Bartning entwickelt nun eine Reihe zum Teil treffender Gedanken über den Begriff des Sakralen im allgemeinen und in der katholischen Kirche, über das radikale und konservative Bauprogramm der protestantischen Kirche und kommt zu dem ‚Ergebnis, daß der evangelische Kirchbau eben Profanbau ist, der bei einer Steigerung der kirchlichen Religiosität auch wieder [illegible]deutung neben den anderen Bauaufgaben der Zeit gewinnen kann'.

‚Tun wir dem Problem nun Gewalt an, stellen wir den Werdegang auf den Kopf, wenn wir einen Sakralbau fordern, nachdem wir doch erkannt haben, daß der Protestantismus nicht raumhaft, über die praktische Not hinaus nicht raumbedürftig, nicht örtlich gebunden, nicht sakral sein will und kann!' Bartning spinnt seine Überlegungen am Erlebnis des neuen Gemeinschaftsgefühls weiter und glaubt hieraus, indem er von den ästhetischen Betrachtungen in predigende Worte übergeht, die Hoffnung auf einen neuen Sakralbau, dessen Idee schon keimhaft in der materiell gebundenen katholischen Raumhaftigkeit ruhe, aussprechen zu dürfen. Als ersten Fortschritt dazu müßte, wie er sagt, der Baumeister mit einem Aufatmen die Erstellung des Gemeindehauses mit Predigthaus und

dagegen der ‚Feierkirche‘ als getrennte Aufgaben begrüßen.

Das ganze Problem liegt, das hat sich wieder deutlich gezeigt, in der Besonderheit der Religion selbst. Es kann kein stärkeres Zeichen der Weltwirklichkeit des liturgischen Gedankens auch für den Unglauben geben, als in diesem architektonischen Formproblem verborgen arbeitet und restlos formscheidend und gesellschaftrichtend durch die Jahrhunderte gewirkt. Um einer bloßen unwahrhaften Stimmungsmaske zu entgehen, haben sich die Gründer des protestantischen Zweckbaues von den Stiltraditionen abgewandt und ganz auf ihren Eifer und ihre eigenen Zwecknöte verlassen. Sie sind nur einer anderen Art von Stimmung, einem poetischen Naturalismus des religiösen Gemeindegefühls verfallen, der sich mit seinen Gefühlsinhalten zum materialistisch-scharfen Naturalismus in gleicher Weise verhält wie die poetisierende Heimat[illegible] aber eben wegen des Gegensatzes zu der höheren Idee auch viel mehr scheitern mußte. Sie haben ihre Stimmungskräfte alle sichtbar gemacht, aber nichts weniger als eine sichtbare Kirche geschaffen, oder auch nur die dunkelkeimende Ahnung einer solchen, wie sie die Katakomben und Krypten für Jahrhunderte in ihrem Schoße trugen. Auch der Glaube an die neue formbildende religiöse Gemeinschaft wird sehnsüchtige Zuspitzung zu einer Formel bleiben. Der Protestantismus war Aufhebung der alten religiösen Gemeinschaft durch Entbindung des Individuums. Seinen religiösen und künstlerischen Formen fehlt nun gerade die individuelle Bindung, das wahre und stetige Verhältnis der künstlerischen und menschlichen Einzelseele zur Gemeinschaft und Kirche. Durch die Befreiung des Individuums ist gerade das wahrhaft Individuelle aufgehoben und zerstört. So konnte auch die Los-von-Rom-Bewegung lokale Inselchen erzeugen, aber mit nichten auch nur einen Hauch der gewaltigen Kirchenformen in sich fassen, die in unserem deutschen Mittelalter gerade durch die starke sichtbare Verbindung mit Rom so recht national und volkhaft selbständig geworden sind, und von denen man in kleinsten Orten, in kleinsten Gemeinschaften kleinste, aber von der Schwelle zur Zinne vollendetste Baukörper findet. Die sakrale Form der katholischen Kirche lebt durch ein sichtbares Geheimnis, das weder vom Individuum allein, noch von der Gemeinde allein gestellt werden kann, dessen Ursinn zeitlich festgelegt ist und keine Neugründung möglich macht. Es erfüllt mit Trauer, daß aufrichtiges Suchen immer wieder vor der Schwelle und Pforte dieser Menschheitsform haltmacht.

Konrad Weiß.

Musik

Hans von Bülows Briefe in neuer Volksausgabe. ‚Bülows Briefe stehen als Ausdruck seiner eigentümlichen, bedeutenden Persönlichkeit hoch über seinen Abhandlungen und Schriften, fesseln überall durch energische Regungen eines gewaltigen Temperaments, eines außergewöhnlichen großen Charakters. . . . . Ihren Hauptwert haben sie aber als Beiträge zur künstlerischen Zeitgeschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ist in ihrer Musik neben der Wiedererweckung alter Tonkunst der Kampf um die sogenannte neudeutsche Richtung die wichtigste Erscheinung, so wird man zum vollen Verständnis jenes Kampfes und seines Verlaufs nicht ohne genaue Kenntnis der Bülowschen Briefe gelangen können.

So hat Hermann Kretzschmar, sonst ein scharfer Kritiker der zeitweise üblichen Überschätzung des ‚ersten modernen Dirigenten‘, sich über Hans v. Bülows Briefe geäußert. In der Tat, nicht nur als Spiegelbild einer stark eigenartigen Künstlerpersönlichkeit — und eine solche

ist Bülow unbeschadet aller Schwächen doch gewesen —, sondern als lebendige Quelle der kämpfereichen Musikgeschichte der vergangenen zweiten Jahrhunderthälfte werden diese Briefe stets ihre Bedeutung behalten. Darum ist es erfreulich, daß sie jetzt in bequemer Form auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht wurden. Es gab bisher nämlich nur eine vielbändige Gesamtausgabe, die dem Fachmann bei geschichtlichen Studien zwar als Nachschlagewerk gute Dienste tat, aber zum ‚Lesen' bei ihrer erdrückenden Stoffülle nicht geeignet erschien. Jüngst hat nun aber **Marie von Bülow**, die um die Pflege von Bülows Andenken unermüdlich besorgte zweite Gattin des Künstlers, bei Breitkopf & Härtel eine Volksausgabe der Bülow-Briefe erscheinen lassen, eine Auswahl des Wichtigsten in einem hübschen, handlichen Band von 600 Seiten, die nun wirklich berufen erscheint, die Kenntnis dieser anregenden künstlerischen Dokumente der gebildeten Allgemeinheit zu vermitteln.

Befremdend wirkt an dem Buch zunächst nur eines: das polemische **Vorwort**. In ihm setzt sich die Herausgeberin mit der Wagner- und Brahmsliteratur auseinander, insbesondere mit Glasenapp und Kalbeck, wegen deren angeblich schiefer Beurteilung des Ehedramas Bülow-Cosima-Wagner, sowie der damit zusammenhängenden künstlerischen Schwenkung Bülows von Wagner zu Brahms. Diese Erörterungen sind an sich sachlich wohl begründet und ganz interessant; nur versteht man nicht, was sie, die in einer kritischen Zeitschrift wohl am Platz wären, ausgerechnet in einer Volksausgabe sollen. Der unvorbereitete Leser kann nichts mit ihnen anfangen, er erwartet zunächst Positives: eine allgemeine Einführung in Bülows menschliches und künstlerisches Wesen, eine übersichtliche Skizze seines ganzen Lebens, eine kurze Zeichnung seiner musikgeschichtlichen Umgebung müßten die Folie für das nachfolgende Briefbild geben. Es wäre darum hübsch, wenn eine wohl bald nachfolgende Neuauflage das Vorwort, die Einleitung und den Anhang, die jetzt außer der Polemik nur noch ein paar Worte über Herkunft und Kinderjahre Bülows sowie etliche Nekrologe bringen, in diesem Sinne ausbauen würde und auch sonst neben den dankenswerten Registern und Verzeichnissen noch etwas mehr erläuternde Zutaten beisteuerte, denn der Personenkreis, den Bülows Briefe umfassen, ist so umfangreich und verwickelt, daß sogar der nicht ganz Unerfahrene manchmal Mühe hat, sich zurechtzufinden. Die Anordnung der Briefe an sich ist sehr gut. Sie schreitet in zeitlicher Folge fort und ergibt so ein geschlossenes Lebensbild in Selbstschilderungen. Manches tritt dabei infolge der verhältnismäßig knappen Fassung sogar schärfer hervor als in der überladenen Gesamtausgabe.

In rührender Weise tut sich z. B. schon in den Briefen des Knaben die Begeisterung für Wagner [illegible] verteidigt dessen Kunst gegen Zweifel der Mutter und läßt sich auch durch keinerlei gegnerische Autorität irre machen. So gießt er in einen Brief vom 22. Mai 1848 z. B. die ganze Schale seines Zornes über Tieck aus, weil dieser den Text zu ‚Lohengrin' verworfen habe. ‚Das erregt mir', schreibt er, ‚erstens nur das achselzuckende Gefühl, Schuster, bleib bei deinem Leisten, und zweitens das schmerzliche, über diese Hartnäckigkeit und Trägheit gegen alles Neue, was die Menschen nicht sogleich verstehen und deshalb geringschätzen . . . Doch ich will weder in Gedanken noch Worten mich über das Urteil (?) dieser Art ästhetischer „Kenner" ärgern, es ist das nicht wert, und Wagners Heiligkeit bleibt unangetastet.' Auch Bülows Verehrung für den Menschen Wagner ist damals schon sehr rege gewesen und bekundet sich insbesondere in der Revolutionszeit durch manch sorgenvolle Bemerkung. ‚Wenn nur nicht Wagner

erschossen ...,' heißt es in einem Brief über den Maiaufstand! ‚Ich kann nicht ohne d.. heftigsten Tränen daran denken; er steht, glaube ich, in dem 4. Bataillon der Kommunalgarde, und er versäumt seine Pflicht nicht, auch wenn diese zum Tode ruft!' Daß Wagner wirklich zeitweise in der Kommunalgarde stand, hat bekanntlich erst jüngst .. archivalischer Fund wieder bewiesen; die Kampfeslust seines idealen Freundes hat der junge Bülow freilich doch etwas .. phantastisch eingeschätzt.

Viel ruhiger vollzog sich Bülows innere Annäherung an die Spätsonne seines Lebens, an Johannes Brahms. Zwar schreibt er bereits 1854, also in urwagnerischer Periode einmal von Brahms: ‚Er ist ein ganz enorm reiches, schöpferisches Talent, persönlich von großer .. würdigkeit. Seine C-Dur-Sonate .. eben bei Härtel erschienen. Man .. da wirklich von einer Art Gottes.. reden.' Das will immer.. as heißen. Aber dann ver.. et der Name auf ein Jahrzehnt .. wie ganz aus den Briefen, .. später kommt er zunächst nur ge.. ..lich einer ärgerlichen Bemerkung über die Schumannclique (8. Januar 1865) mal vor, und noch am 5. Januar 1872 heißt es anläßlich des Berichtes über ein Rubinsteinkonzert: ‚Die Kritik ist sehr unfreundlich und kühl — weshalb? Herrn Brahms zuliebe, der für diese Herren der ausgemachte Messias ist.' Ende des Jahres wird das ‚Triumphlied' als ‚rekommandable' Musik so nebenher erwähnt, ein Jahr später erscheint ein Quartett schon zum splendid work vorgerückt, und von da ist's allerdings gar nicht mehr sehr weit bis zum berühmten Schlagwort von der ‚Zehnten Sinfonie', durch die Brahms die neun Beethovenschen fortgesetzt habe.

Solche und zahlreiche ähnliche Kunsturteile Bülows können freilich richtig nur im Zusammenhang des stets im Extremen schwebenden Stilcharakters seiner Briefe beurteilt werden. Sein in dieser Hinsicht außergewöhnlich lebhafter Geist tut sich auch schon in den Jugendbriefen kund, z. B. durch frühe Regungen einer satirisch-kritischen Ader. Kennzeichnend dafür und spaßhaft zugleich ist das Urteil, das der Dreizehnjährige einmal über die Musikverhältnisse in Bad Kissingen abgab: ‚Musik ist im Kurgarten früh und abends von 6 bis 8 Uhr ... Die Polkas sind hier auch Mode; es ist zum Davonlaufen. Cello und Pauken sind hier nicht bekannt ... Im Theater (sah ich) I Capuleti und i Montechi. Es war eine himmlische Aufführung. Die Chöre bestanden aus vier Personen, die ganz piano sangen, aus Furcht, man möchte hören, wie falsch sie sängen. Die Rezitative sprach der Souffleur lauter als die, welche sie sangen; eine Schlafmütze mit Brille dirigierte, das Orchester spielte falsch, wußte nicht, wo es war; ganze Takte wurden ausgelassen. Die Julie war bezaubernd; sie sah Madame Höfer (einer bekannten „Komischen Alten") sehr ähnlich und spielte gemein.' Diese vernichtende Kritik deutet wirklich schon ganz auf den grimmigen Humor hin, mit dem der spätere Bülow ihm nicht zusagende Kunstleistungen abzutun pflegte. ‚In materia musica hört die Höflichkeit auf,' schrieb dieser in dem berühmten Brief, in dem er nachmals Nietzsches dilettantische Kompositionsversuche totschlug, und das ist gewissermaßen das Leitmotiv aller Kunstbetrachtung in den Bülowbriefen. Die Form des Urteils spitzt sich dabei freilich immer schärfer zu zu einem nervösen Spiel mit dem sarkastischen Kalauer, zu einer atemlosen Jagd zwischen Geistesblitzen und Bonmots, kurz, zu jenem im vollsten Sinne des Wortes reizsamen Stil, der die Briefe Bülows zu einer literarischen Feinkost macht, an der man sich freilich unter Umständen auch den Magen verderben kann. Als ein Beispiel für viele diene nach-

stehendes Bruchstück aus einem Brief an den Berliner Konzertagenten Hermann Wolf: ‚Möchten Sie doch einen dieser beaux matins recht bei Diplomatie sein, um mir den inliegenden Tschechen zu übertschechen! Das ist das 1500-fl-Pudels Kern? Haben wir ihnen überhaupt versprochen, „einmal böhmisch zu kommen“? Not this morning Sir! Demain — on rasera gratis. Heuer zwei Beethovenkonzerte — damit können Smetana und Dvořák doch nicht konkurrieren. Fehlte mir noch bei so knapper Zeit, noch in Eile mich und meine Leute auf Mausefallenhändlermusik einzutrichtern.‘ — Ganz abgesehen davon, daß man auch im Zusammenhang nur schwer den Sinn des Schreibens als Ablehnung eines tschechischen Konzertprogramms enträtseln kann: — schon der Ton an sich dürfte kaum nach jedermanns Geschmack sein. Dieser Ton aber wird für den späteren Bülow zum Leitmotiv. Deshalb werden einer volkstümlichen Verbreitung von Bülows Briefen selbst im Rahmen der besten Ausgabe gen... Grenzen immerhin gezogen sein. Indessen darf das nicht hindern, zum Schlusse dem neuen Bülowbuch noch einmal allen möglichen Erfolg zu wünschen.

Prof. Dr. Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen

Von Leonhard Sandrocks sachlich und stofflich anschaulicher Kunst das Bild ‚Vor dem Lokomotivschuppen‘ im Juliheft eine deutliche P[illegible] andersartiges Motiv mit stärkerem landschaftlichem Einschlag, zu [illegible] eines gewissen, durch die Wahl des Standpunktes ins Große stilisie[illegible] auf die immer anregende Flußtätigkeit kommt, ist in dem Bilde ‚An d[illegible] bei Danzig‘ gestaltet. In seiner stofflich und malerisch wirkungssich[illegible] fassung erzählt es ebenfalls von dem positiven Genießen des tätiger [illegible] unserer Vorkriegszeit.

Herausgeber und Hauptredakteur: Professor Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Konrad Weiß, München und Univ.-Prof. Dr. Eugen Schmitz Dresden, Marienstraße 38/40.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl in Wien IV, Favoritenstraße 35.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.
Für Manuskripte, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Redaktion eingesandt werden, kann keine rechtliche Haftung übernommen werden.